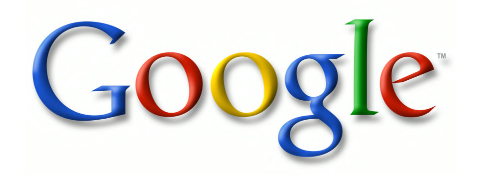
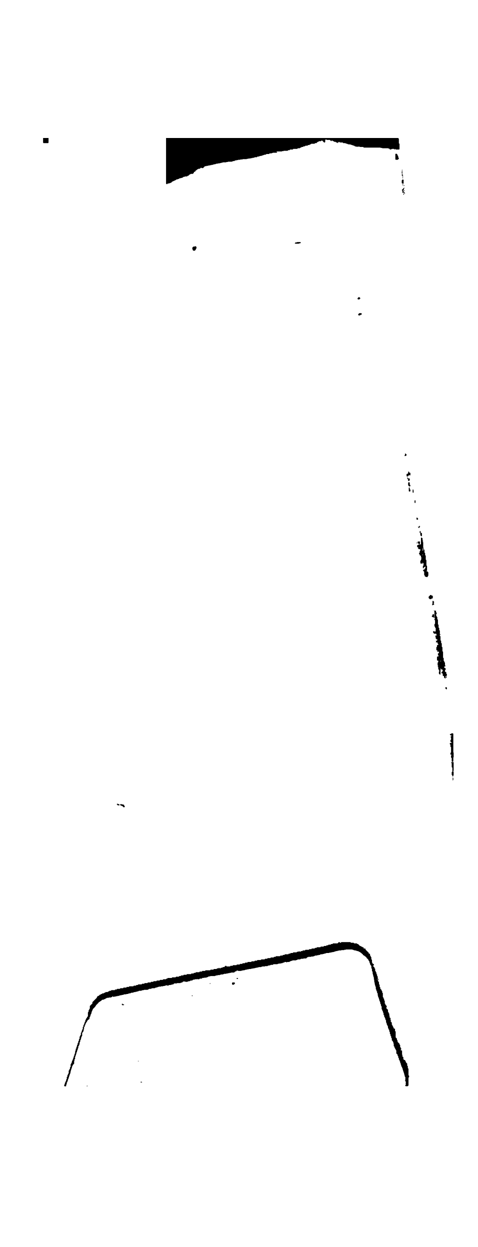
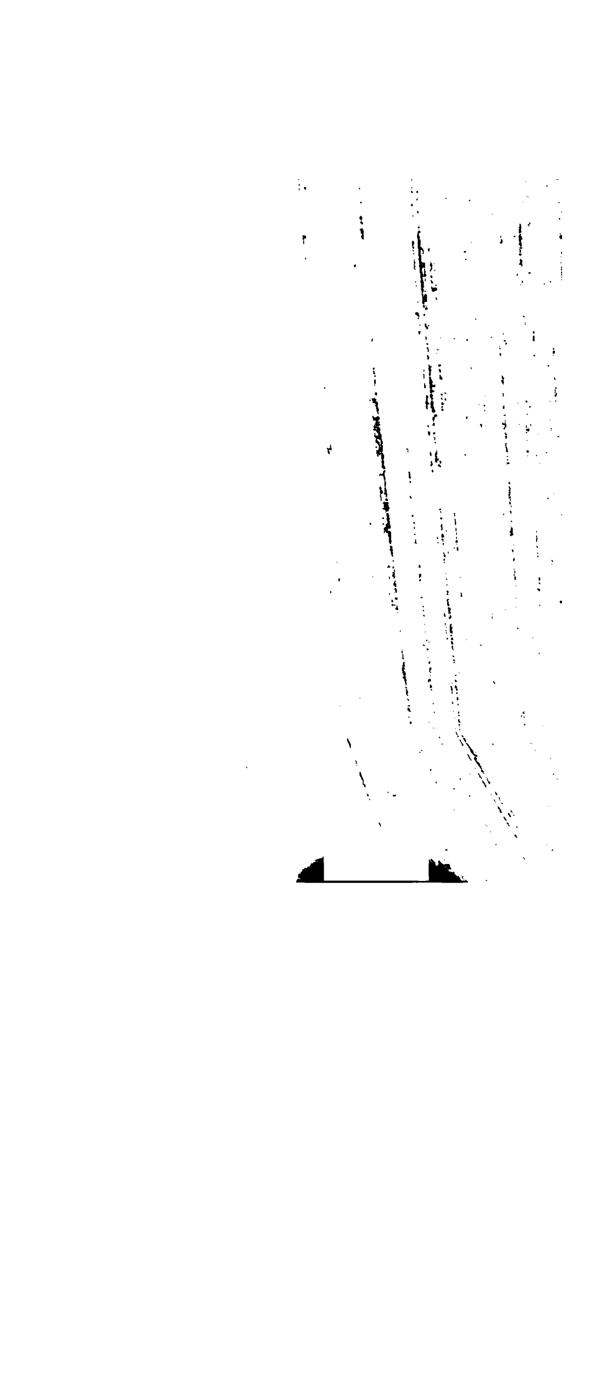
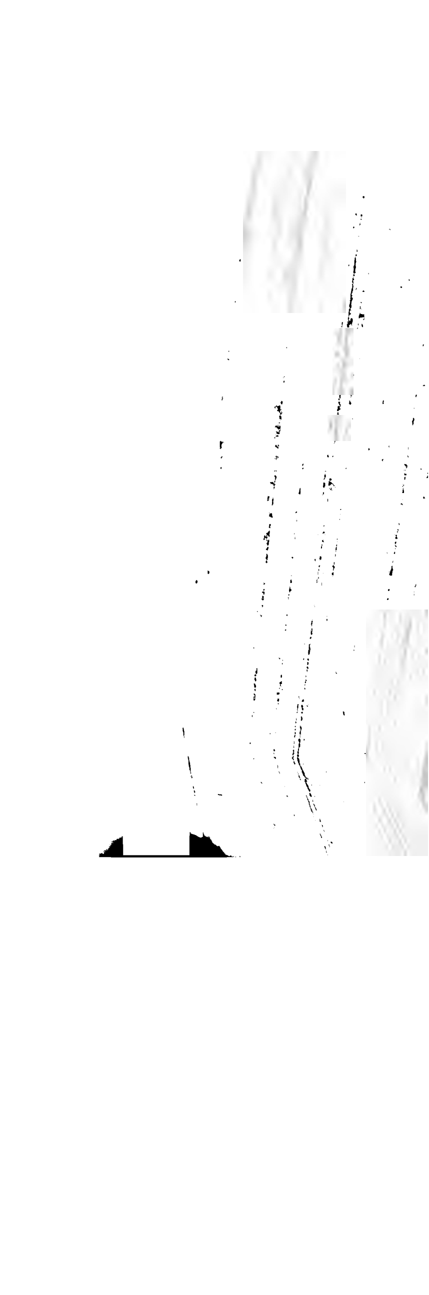


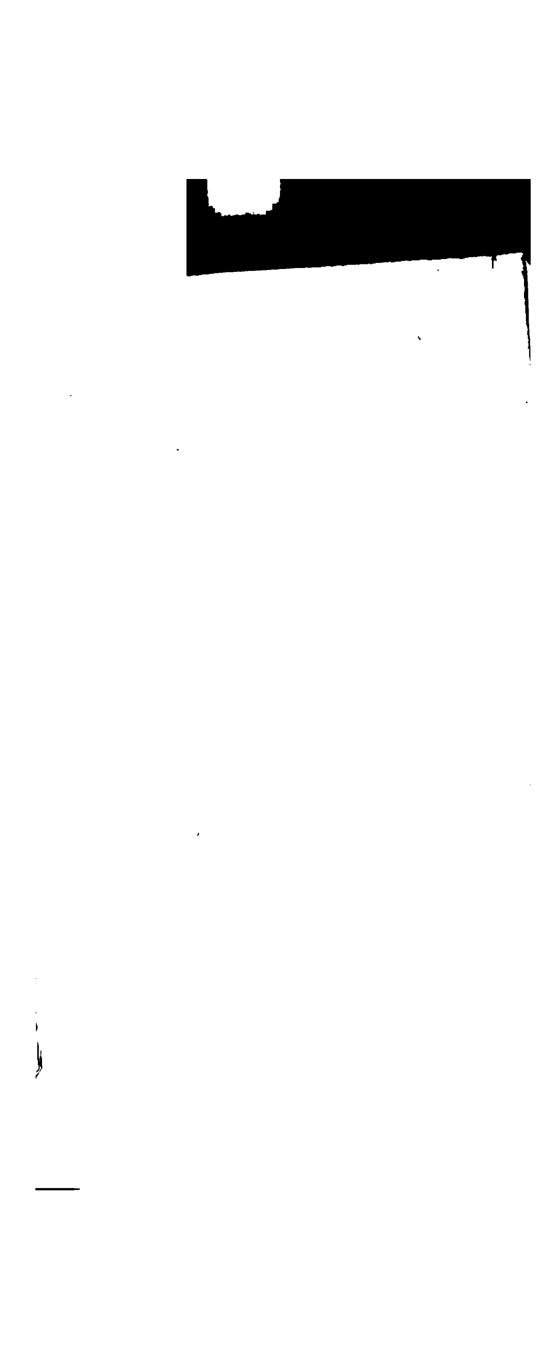

RIES
10 3












GENÈVE
1920



ros

oder

terbuch

über

Physiologie

und

tur- und Cultur-Geschichte des Menschen

in Hinsicht

seine Sexualität.

Erster Band.

A — L.

Neue Auflage.

Stuttgart, 1849.
rlag von J. Scheible.



Je proteste contre tout chagrin, toute plainte, toute maligne interprétation, toute fausse application et toute censure, contre les froids plaisans, et les lecteurs mal-intentionnés.

La Bruyère.

Ich protestire feierlich gegen alles Aergerniß, alle Klagen, alle bösliche Auslegung, alle falsche Anwendung und jede Krittelei, gegen die schlechten Spaßmacher und die übelwollenden Leser.



Vorrede.

Es sah der erste Mensch im ersten Traum
sich wippen,
Und stieg und fiel, bald hoch, bald tief,
Verlor in Dornen sich, stieß sich an Marmor-
klippen
Und träumte von zerbrochnen Rippen,
Und wußte nicht, welch' Glück er sich erschlief:
Bis ihn sein holdes Weib mit süßgespitzten
Lippen,
Zum fröhlichen Versuch, sich munter dran zu
nippen,
Aus den geträumten Dornen rief.
— — —
— — — v. Thümmel.

Mit dem Gefühl der Liebe also erwachte der erste Mensch aus seinem ersten Schlafe, und es ist ohne große Prophetengabe vorherzusagen, daß der letzte Mensch dereinst nach seinem letzten irdischen Schlafe noch Liebe athmen wird, wenn irgend er noch gesundet,

kräftiges Leben athmet. So bildet dieser schöne Trieb die Axe, um die Alles Geschaffene auf Erden sich dreht, und die alle organischen Wesen von der Molluske an bis zum Menschen hinauf zu sich reißt! Was Wunder, wenn von jeher Dichter und Philosophen sich vorzüglich von diesem Weltthema begeistert fühlten, was Wunder, wenn dieser menschlichste aller Triebe schon in der Wiege des Menschengeschlechtes in dessen poetischen Sagengeschichten sein Recht behauptete? Schon eine der ältesten dieser Mythologieen, die Indische, erkennt als drei Ausströmungen, Emanationen, eines geistigen, göttlichen Ur-Wesens, die Wesen Brama, Wischnu und Schiwa. Brama ist die erste Emanation, der Schöpfer der Erde und der menschlichen Natur, der erste Lehrer der Welt. Wischnu ist der Gott des Wahren und des Guten, er befördert Weisheit und Tugend, und ist der erste Wohlthäter des Menschengeschlechtes. Schiwa endlich, die letzte Emanation aus dem Urwesen, ist der Gott des

…Schöpfer irdischer Freuden,
…s und Todes, der das Ge-
…ernd erhält. Offenbar beten
…Indier in ihrem Schiwa eben
…Princip der Natur an, die physische
… Zeugungskraft, und deutlicher als
…ser Allegorie geht noch die Wahrheit
… Auslegung über die, in der That, kein
…reit ist, aus der Symbolik der Lehre und
des Dienstes des Schiwa hervor, da das
Hauptsymbol dieser Lehre der berüchtigte Lin-
gam ist, das Bild der vereinigten Sexualor-
gane, als Urbedingung alles organischen
Lebens.

Fast noch deutlicher als in Indien finden
wir den einfachen Gedanken des unschuldigen
und rohen Naturmenschen, das Wunder der
fortdauernden Weltschöpfung in der physischen
Liebe symbolisch anzubeten, in der alten ägyp-
tischen Sage ausgesprochen, die sogar schon ein
männliches Princip von dem weiblichen trennt,
und *Beide abgesondert als Gottheiten* verehrt,

bald in der Luft, denn die Liebe regt und bewegt sich überall! Meistentheils trägt er die Gestalt eines geflügelten Knaben mit Köcher und Pfeil, oder auch mit einer brennenden Fackel versehen, und das Gefühl der den Menschen erregenden Liebe ist seit jener Mythe bis auf — die neuesten Almanachspoeten herab nicht passender als mit dem Schmerz einer Wunde, eines Feuers verglichen worden. In andern griechischen Kunstbildern reitet Eros einen Centauren, oder er bändigt einen Löwen, denn selbst Ungeheuer oder wüthende Bestien fühlen:

wie sich Cupido regt, und hin und wieder springt.

Göthe.

Auch der rauhe Kriegsgott, sein eig[ener] Vater, wird von dem mächtigen Knaben [ent]waffnet, denn er trägt in einer schönen A[...] Helm, Spieß und Schild des Mars.

wir brechen hier ab, und heben schickliche[n] *Faden in der* Einleitung wieder auf.

s also stellen wir als Schutz-
Spitze eines Werkes, das ihm,
ebe gewidmet ist, der die physische
uernd erhält, und der sich als
ovens und ultimum moriens,
e und der letzte Lebenshauch durch
schaffene zieht. Dürfen wir zweifeln,
ntersuchungen über diesen Trieb die Auf-
rksamkeit denkender Leser zu fesseln und rege
zu halten im Stande seyen?

Untersuchungen aber über die physische Liebe, das Wort jetzt ohne Bild im allerweitesten Sinne genommen, bilden den Inhalt der Abhandlungen, die wir in diesem Werke dem Publikum übergeben. Wie dieser Trieb im Menschen sich durch alle Zeiten und Völker, durch alle Staats- und gesellschaftlichen Umwälzungen in seiner Macht aufrecht erhalten, und nur unter verschiedenen Umständen sich verschieden modificirt hat, so müssen wir, wo es auf eine genügende Beleuchtung dieses Naturtriebes ankommt, den Menschen durch alle

zur Pflicht gemacht, mit einem Gewande und in einer Sprache vor Ihnen zu erscheinen, die Sie gewohnt sind, und die Sie hoffentlich auf den ersten Blick in unser Werk lehren werden, daß es selber gebildete Männer, keine unwissenden, krassen Empiriker sind, die Sie um Gehör bitten.

Daß wir überall die einförmig dahinschreitende, ernste und kalte Sprache der wissenschaftlichen Untersuchung durch die „Aussichten in die Hesperiden-Gärten der Dichtung," wie Jean Paul sagt, zu beleben und zu würzen gesucht haben, das können, glauben wir, höchstens nur jene Uebelwollende einen Augenblick sonderbar finden, die wir auf dem, dieser Vorrede voranstehenden Motto kräftig und aus innerstem Herzen von uns abgewehrt haben.

Mit Solchen rechten wollen, wäre vergebliche Mühe. Gewisse Geschöpfe in der Natur saugen ja aus Allem Gift!

Leipzig, 1822.

Die Redaction.

A.

Amor. Aphrodite.

ich als Einleitung zu diesem Werke.)

der ältesten Mythologie, wie wir sie
rpheus und Hesiodus finden, ist
, der griechische Eros, als uranfängli=
esen verehrt. Er erregte und bewegte
förmliche, gestaltlose Chaos, und es
daraus Gestaltungen und Erzeugungen
Diese einfache, alte Mythe spricht
trefflich sinnreich die ganze Bedeutung
griffes: Liebe aus. Durch die ganze
Natur geht Ein schöner Trieb, der das
ndte zu dem Verwandten zieht, der Alles
dauernder Gestaltung erhält, und mit
Erlöschen die Vernichtung der organi=
Welt gegeben wäre. Früh schon erkannte
ensch die Wichtigkeit des *weiblichen* Prin=
ür *diesen göttlichen Trieb, und bald* war
nus Urania, die vom Himmel Ura=

nos) unmittelbar Entsprossene, mit jenem schaffenden, erhaltenden Geiste identificirt. Wie aber das Menschengeschlecht sich von seiner ursprünglichen Einfalt mehr und mehr entfernte, so traten auch die ältern Mythen, die eigentlich nichts anders sind, als die einfachen metaphysischen Begriffe in ein mystisches Gewand gehüllt, in den Hintergrund, und menschlichere Auslegungen dieser Begriffe traten an ihre Stelle. Die neuere Mythe ließ Venus Anadyomene aus dem Meere hervorsteigen, vielleicht damit den Glauben mehrerer alten Völker andeutend, daß der Mensch aus dem Wasser entstanden sey (das ja schon nach Thales der Anfang aller Dinge ist); weshalb wir mehrere alte Götter, den ägyptischen Ichton, den Philistergott Dagon, den phönizischen Gott Decreto u. m. A. als dem Wasser entstiegen finden. Die neuere Mythe verband ferner den alten Eros mit der Aphrodite, indem sie ihn aus dem Schooß dieser Göttin hervorgegangen, ihn ihren Sohn sein ließ.

Wer kennt nicht die Fülle der reizendsten Symbole, mit denen die blühende Phantasie der Alten die Allegorie der Liebe schmückte? *Venus* ward das reizende Ideal weiblicher Schönheit. Auch die leichten Gew[illegible]

noch zu drückend für die ätheri-
n dieses Ideals, und die Künstler
bildeten sie nackt, am liebsten als
ade kommend, zugleich hiermit auf
nadyomenen-Mythe und (nach un-
gung, gewiß auch) auf den erfreu-
anken der höchsten Reinlichkeit hin-
Berühmt vor Allen ist unter diesen
igen der oft nachgebildete Prototyp
annten medicäischen Venus geworden;
da

— — halb abgewandt,
deckt mit einer Hand,
öthend, in sich selbst geschmiegt,
holde Brust, die kaum zu decken ist,
mit der andern — was Ihr wißt.

Wieland.

ward in der neueren Mythe ein loses,
Knäbchen, als Symbol der ersten, un-
-schelmischen Jugendliebe; man gab
il und Bogen, womit er die Herzen
e, hindeutend auf die tiefen Schmerzen
lücklichen Liebe; man gab ihm auch
ne brennende Fackel, denn treffender
einem Feuer hat [illegible]olk, keine
das Gefühl der Liebe zu vergleichen
man gab ihm eine Binde um die

Augen, denn es ist das große, weise Gesetz in der Natur, daß nicht trockner, überlegender Verstand, daß nicht klügelnde Wahl, sondern ein blinder Instinkt das Geschöpf zum Geschöpfe zieht; man gab endlich dem Amor einen Bruder Kupido, denn ach! das Verlangen ist der Bruder, der treuste Gefährte der Liebe!

Und so finden wir in allen diesen sinnreichen Mythen die ganze Bedeutung des Begriffes: Liebe, eben so poetisch als wahr ausgesprochen. Denn Liebe ist das unwiderstehliche, tyrannisch herrschende Gefühl, das den Menschen (bei dem wir jetzt stehen bleiben wollen) zu einer möglichst innigen Vereinigung mit einem andern Menschen antreibt. Wie nun der Mensch aus einem edlern, geistigen, und einem gemeinern, körperlichen, Stoffe zusammengesetzt ist, so modificirt sich seine Liebe, je nachdem sie sein göttliches oder sein irdisches Erbtheil in Anspruch nimmt. Die Liebe zu Eltern, Geschwistern und Kindern gehört wohl nur uneigentlich zu dem Bereiche menschlicher Gefühle, den wir hier im Auge haben; wohl aber die Liebe, die den schönen, den guten Menschen (in der griechischen Bedeutung der Wörter schön und gut) zu einem andern Mitmenschen hin-

ꝛ in welchem er das Ideal moralischer Vor- trefflichkeit eben so möglichst erreicht glaubt, der mehr menschlich-irdisch liebende in sei- Geliebten die Summe physischer Liebens- rdigkeit zu finden wähnt. Jene Liebe hat n., nach Plato's Erläuterungen darüber, Platonische Liebe genannt, ein Begriff, von spätern Spöttern so herabgewürdigt rden ist, daß man in neuern Zeiten sich sel- mehr als zu oft nur in satyrischer Beziehung ient hat. (S. Platonische Liebe.) Wir müssen es den Moral-Compendien rlassen, den Menschen in seiner moralischen, ern Sphäre zu erfassen, und dort mag denn ꝛ der Begriff der mehr geistigen Liebe nach er deducirt werden. Unser Zweck aber hier die physische Bedeutung des Men- n in seinen Geschlechts-Verhält- sen belehrend zu entwickeln, ein Thema, gewiß der innigsten Beherzigung werth ist, hierzu möge vor Allem eine Darstellung ben sein von dem Gange, den die Entwicke- ꝛ der physischen Liebe in dem Menschen mt.

Im die Zeit der Pubertät, (s. Entwicke- ngsjahre), wo die Organe, die zur Er- ng und Fortpflanzung des Menschenge-

Wo ist die Lust, die nicht der hohen Wonne
weicht,
Wenn von den göttlichen Klarissen und Pa-
melen,
Von jedem Ideal, womit die Phantasie
Geschäftig war, in Träumen uns zu laben,
Wir nun das Urbild sehn, sie nun gefunden
haben,
Die Hälfte unsres Selbst, zu der die Sympathie
Geheimnißvoll uns hinzog — Sie
Im süßen Wahnsinn unsrer Augen
Das Schönste der Natur; aus deren Anblick
wir,
Wie Kinder an der Brust, nun unser Leben
saugen!
Von Allem um uns her Nichts sehen, außer Ihr
Selbst in Elysiums goldnen Auen
Nichts sehen würden, außer Ihr,
Nichts wünschen würden, als sie ewig an-
zuschauen!

Wieland.

Immer freier und offener werden bald die Lie-benden gegeneinander; dreister sieht man sich in das feurige Auge, weniger verschüchtert drücken sich die Hände — nie noch waren sie sich so nahe als jetzt, wo ein glücklicher Augenblick die Geliebten allein sieht — Keiner will — aber Keiner verweigert — und in der ersten Umarmung besiegelt der erste Kuß das schöne Bündniß!

Amor steckt von Schalkheit voll,
Macht die armen Weiblein toll.
Shakespeare.

: boshafte Götterknabe feiert seinen ersten
iumph, und er feiert ihn um so muthwilliger
d ausgelassener, da er wohl weiß, daß der
ste nicht der Letzte sein, daß er nur der Vor-
fer von einer großen Reihe von Siegen sein
:d. Denn aus dem Wonnemeere des ersten
isses entsteigt ein Heer von neuen, bisher
geahndeten Gefühlen, und nun beginnt der
rper seine mächtigen Rechte geltend zu ma-
n. Die Empfindungen, die die Liebenden
eelen, bleiben nicht ohne sichtliche und fühl-
e Reaktion auf den Körper (S. Entwicke-
ngsjahre); und wie ja Geist und Körper
einem wunderbar-geheimnißvollen Cirkel
interbrochen auf einander einwirken, so reizt
n auch seinerseits der aufgeregte Körper der
benden ihren exaltirten Geist. Ihr Gefühl
nicht mehr jenen stillen, züchtigen Charak-
, die freudig flackernde Flamme ist zur tief
ılenden Gluth geworden, Bruder Kupido
acht aus seinem Schlafe, und, um mit
erne zu reden, „schon laufen einige Fäden
: Verlangen mit durch das Gewebe der
lichen Empfindungen.“ Länger und inniger

letzten Lebenstage, bis endlich der Tod den Vorhang über die öde Scene wirft, und dem ausgespielten Drama ein Ende macht.

Aber diese drei Grade existiren im Leben nicht immer so strenge von einander geschieden. Zuweilen sind sie gar nicht da, oder sind in einem kleinen Zeitraum von Jahren in einander verschmolzen; ein Andermal verlängern sie sich noch bei glücklichen Constitutionen, und das Leben wird hier noch weiter hinaus gesponnen. Im Allgemeinen ist ein gar zu langes Leben kein höchstes Glück —

> A l'an soixante et douze,
> Temps est que l'on se houze (reisefertig machen.)

ist ein altfranzösisches Wort, in dem viel Wahres liegt, da doch in der Mehrzahl jener oben angedeutete Lebensgang eintritt:

> Malheur à qui les dieux accordent de longs jours!
> Consumé de douleur à la fin de leur cours,
> Il voit dans le tombeau ses amis disparaître,
> Et les êtres qu'il aime arrachées à son être;
> Il voit autour de lui tout périr, tout changer,
> A la race nouvelle il se trouve étranger,
> Et lorsqu'à ses regards la lumière est ravie,
> *Il n'a plus en* mourant à perdre que la vie.
>
> Saint-Lambert.

Was die Geschlechtsfunction betrifft, so erlischt sie bekanntlich ganz im Alter, wie sie denn ausschließliches Vorrecht des jugendlich-kräftigen Lebens ist. Zwar sagt ein französisches Scherzwort, auf die Erfahrung von verliebten Greisen gestützt: que le bois sec brûle mieux que le bois vert, und wirklich werden wir in den Artikeln: Befruchtung, Ehe, Mann, Weib, Ausnahmen von, in dieser Hinsicht, sehr feurigen alten Leuten erzählen; doch sind diese Fälle eben nur Ausnahmen, und meistens gilt dennoch auch nur von solchen Greisen, wenn sie noch Triebe fühlen, die sie schon vor einem halben Jahrhundert gefühlt haben, das Wort:

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!

Amulet

oder Talisman, nach der etymologischen Bedeutung ein Bild in Metall gegossen oder aus irgend einem andern Körper geformt, z. B. aus Stein, Holz, Thon u. s. w. Noch heut zu Tage steht das Amulet bei den Orientalen in großem Ansehen. Es wird nämlich ein solches unter gewissen abergläubischen Ceremo-



nien geformtes Bild am Körper getragen, — meistens um den Hals gehängt, — und der Besitzer glaubt sich dann vor allerhand Uebeln und Krankheiten bewahrt. Hier kann uns nur der Aberglaube beschäftigen, der in den Amuleten Präservativ-Mittel gegen die Unfruchtbarkeit und einen Schutzwall für die weibliche Keuschheit sucht. In der ersten Beziehung finden sich bei den verschiedenen Völkern mannichfache wunderliche Gebräuche. Bei unsern Vorfahren mußten die Brautleute vor der Trauung eine mit Quecksilber gefüllte Schreibfeder umhängen; Andere bedienten sich einer mit lebendigem Quecksilber gefüllten Haselnuß, die sie an einer Kette um den Hals trugen; vor noch nicht allzulanger Zeit stand sogar noch in Deutschland hier und da „des Doktor Michaelis Kräutersäcklein“ in Ansehen, das mit mehreren geheim gehaltenen Ingredienzien gefüllt ward, und was dergleichen mehr war. Daß die Natur sich nicht durch sympathetischen Unsinn gebieten lasse, darüber sind jetzt alle Vernünftigen einig, und am allerwenigsten läßt sie sich in dem Wirken in ihrer geheimsten Werkstatt, in der Erzeugung und Fortpflanzung des Menschengeschlechtes durch mystische Formeln, ekle Ceremonien u

gehängte Amulete stören. (S. Unfrucht- barkeit.) Aber auch in der Moral mag ein Talisman von physischer Beschaffenheit eben so wenig nützen, als in der Physiologie, und durch einen Talisman, den es am Leibe trug, ist wohl nie ein Mädchen vom Falle gerettet worden, wenn sonst alle Umstände sich vereinigt hatten, um diesen Fall herbeizuführen. Die Leser wissen, wie wenig die sogenannte heilige Clara in Thümmels Reisen durch das Gebein des heiligen Nicaise, das sie auf der Brust, und durch das schwarze, vom Probste selbst geweihte Kreuz, das sie sogar noch tiefer trug, vor der unheiligsten Sittenlosigkeit geschützt wurde!!

Anmuth.

Unter allen Elementen des Schönen trägt keines einen rein menschlicheren Stempel, als die Grazie, die Anmuth. Darüber sind die Aesthetiker einig, wenn sie auch Jeder eben deswegen in ihren Definitionen der Grazie einen eigenen Weg gehen, weil eine solche Definition überall nicht möglich ist. Zuerst dachte man *sich die Grazie nur als Verschönerin des geselligen Lebens, und die Griechen* weihten



Aphrodisiaca.

Ein Begriff, für welchen unsre schlich
redliche Muttersprache glücklicherweise kein
genthümliches Wort hat. Man versteht un
jenem griechischen und dem gleichbedeuten
lateinischen Wort: stimulans Alles, was
Kraft hat, die Geschlechtslust aufzuregen.
werden uns wohl hüten, für entnervte Wi
linge hier etwa Rathschläge zu geben, wie
wohl noch von dem Lebensgute wieder Vort
ziehen könnten, das sie längst mit Gottverg
ner Gewissenlosigkeit vergeudeten, wie m
uns denn hoffentlich nirgends in diesem W
auf dem Pfade der Immoralität ertap
soll, wenn nicht etwa rigoröse Pedanten al
belehrende Sprechen über Naturalia, und zu
über solche, die dem denkenden Menschen
nächsten liegen und wichtigsten sind, sc
für unmoralisch halten sollten. Gegen sol
verwahren wir uns ein für allemal! Aber e
Belehrung soll man über treffende Geg
stände bei uns nirgends vergeblich suchen, u
so erwähnen wir auch der Reizmittel, die
sinnliche Erfindungskraft gefunden, oder d
gefunden zu haben geglaubt hat, um zu

réveiller le chat, qui dort.

Das beste Aphrodisiacum ist — die Gesellschaft einer liebenswürdigen Frau, und wehe dem! für den dieser Rath schon nicht mehr der beste ist! Wen nicht die Nähe eines reizenden Weibes begeistert, dessen abgestumpften Geist werden auch seine Gewürze und Pillen und Tränkchen wohl nur einen elenden Augenblick noch zu erwecken im Stande sein. Diesem natürlichsten und Gottgefälligsten aller Reizmittel am verwandtesten sind jene Mittel, die sich zunächst mit Beziehung auf den Menschen an die Einbildungskraft adressiren. Die Lektüre von Romanen, die die Verhältnisse der sinnlichen Liebe lebendig schildern, ein erotisches Gedicht, ein wollüstiges Gemälde, eine üppige Natur, haben wohl oft auf den Abgelebtesten eine verjüngende Kraft, und für feurige, jugendliche Geister ist daher ein Umgang mit Kunstwerken jener Art mehr als schädlich. Wenn aber diese und ähnliche Mittel nur in so fern die sinnlichen Triebe erweckend wirken, als sie die allgemeine Nerventhätigkeit des Körpers, dessen ganze Oekonomie anregen, so gibt es nun wohl allerdings gewisse andre Kräfte in der Natur, die mehr eigentlich auf das System der Nerven der Sexual-Organe einwirken, diese aufreizen, und die vorzugs-

weise mit dem Namen beehrt werden, den die Ueberschrift dieses Artikels nennt. Die sogenannten kryptogamischen Pflanzen, (Gewächse, die der letzten Klasse des Linnéschen botanischen Systemes angehören,) stehen seit der Römer Zeiten in dieser Hinsicht im Geruch, und schon Martial sagte:

> Cum sit anus conjux, et sint tibi mortua membra,
> Nil aliud bulbis quam satur esse potes —

was wir, der Leserinnen wegen, unübersetzt lassen. Die Schmeckzungen wissen daher auch recht gut, daß sie ihre Trüffel-Pasteten, ihre Ragouts von Champignons nicht bloß des Gaumenkitzels wegen essen. Linné bemerkt, daß eine Gattung der Pflanze Orchis, (einem Pflanzen-Geschlechte, dem schon Dioscorides wegen seiner reizenden Kraft eine Lobrede sang) die Stiere in Dalecarlien sehr eifrig zum Fortpflanzungsgeschäfte aufgelegt mache. Die Orientalen verschaffen sich durch den kräftigen Gebrauch des Opiums physische Genüsse, zu deren Nachahmung aber die Leser sich eben so wenig aufgelegt finden dürften, als zu jener einiger Engländer, die sich aus Wollust-Kitzel auf eine kurze Zeit aufhänger

durch diese Operation ein ange-
licher Rausch entstehen soll. Es
daß das Abschneiden nicht ver-
n muß, wie man doch Beispiele
che Verruchte auf der Stelle ihre
it dem Leben einbüßten! Wir keh-
en Augenblick zum Pflanzenreiche
on mehreren unserer Pflanzen, die
usbedarfe brauchen, ist es bekannt,
gewisse vorherrschende Wirkung
al-Theile äußern, und wir können
eher den Sellerie, den Spargel,
nnen, als wir überzeugt sind, da-
Schaden anzustiften. Der Bangi
r, und der Maslac der Türken,
tsächlich aus den Theilen einer
nze bestehen. — Woraus Obe-
in Shakespeare's „Sommer-
." besteht:

r Saft, geträufelt auf entschlaf'ne
Wimpern,
nn und Weib in jede Kreatur,
nächst erblicken, toll vergafft —

n wir uns nicht *anzugeben!* Wenn
sich wollüstige Träume machen
schen sie vor Schlafengehen ihren

Bangi oder Bangué, Areca, Ambra und Moschus zusammen. Die wollustliebenden Chinesen gebrauchen häufig eine Wurzel, die theurer ist als Silber, und Ginseng oder Jincheu genannt wird. Ein zweites bei ihnen gebräuchliches Reizmittel ist eine Molluske — Holoturia — auf Malayisch Trepany, gewöhnlich Biches de mer genannt, welche sich besonders bei den Carolinen und bei andern Inseln der Südsee findet. Diese Molluske wird getrocknet und geräuchert den Chinesern zugeführt und von ihnen gleichfalls sehr theuer bezahlt. Sie ist kein unbedeutender Gegenstand des Handels, und hat in den neuesten Zeiten ein Band zwischen den Marianen und Carolinen geschlungen, da die Einwohner der letzten solche nach Guahan führen, und dort Eisen und andere Nothwendigkeiten eintauschen.

Diese Molluske, so wie die oben genannten Mittel: Ambra, Moschus 2c. gehören dem Thierreiche an, das seinerseits reich ist an Substanzen, die zu der Klasse der Reizmittel gezählt worden sind. Wenn aber alle diese sogenannten stimulantia gegen die Möglichkeit einer vielleicht augenblicklich neu erweckten Wollust, die viel größere Wahrscheinlichkeit, dem Organismus unbedingt sehr gefährlich

zu sein, ja in gar nicht seltnen Fällen ihn zu tödten, in sich tragen, so gilt diese traurige Wahrheit vorzüglich von den stimulirenden Mitteln aus dem Thierreiche. Vor allen hier ein Wort von den sogenannten Diablotins, die ganz besonders in Italien, die aber auch in Frankreich leider! im Gebrauche sind.

Das Wort bezeichnet schon den teuflischen Ursprung dieser Pastillen oder Bonbons, der seine böse Kraft auch meist durch den Gebrauch äußert, den die sinnlichen Individuen jener Völker von diesen Bonbons machen. Nicht allein, daß sich ausgetrocknete Wüstlinge ihrer bedienen, um längst verloschene Flammen, wo möglich, noch einmal anzufachen, sie spielen sie auch der keuschen Unschuld in die Hände, die das süße Gift, eben als Unschuld, hinnimmt, um bald in die sichern Netze des Teufels zu fallen! Meist sind es freilich eben nur solche geschwächte Mannsbilder, die nicht mehr durch physische Kraft oder geistige Annehmlichkeit gefallen können, die zu solchen verabscheuungswürdigen Mitteln ihre Zuflucht nehmen; so der famöse Herzog von Richelieu in seinen letzten Tagen mit den Bonbons, die um die *Zeit des Alters Ludwigs des Fünfzehnten in Paris Mode* wurden. Die ei-

gentliche Erfindung aber der Diablotins scheint Italien zu gehören, denn schon Catharine von Medicis hat an dem Hofe Heinrichs III. und Karls IX. dergleichen gebraucht. In den meisten dieser Compositionen sind die Canthariden oder spanischen Fliegen ein großer Hauptbestandtheil, aber eben deswegen sind auch diese Compositionen, mögen sie nun die Form und den Namen der Diablotins oder andre Form und Namen haben, so höchst gefährlich. Der frühe Tod des berühmten Dichters Lukrez wird von allen seinen Biographen einem Reizmittel zugeschrieben, das er von der Hand seiner geliebten und verliebten Lucilia erhielt. Man schaudert, wenn man die Hand der Grazien den Giftbecher darreichen sieht, um eine thierische Leidenschaft zu erwecken! Der berühmte Ambrosius Paré, einer der größten Aerzte, erzählt von einem Weibe, das seinem Geliebten ein mit spanischen Fliegen = Pulver bestreutes Lieblings-Gericht vorsetzte, worauf dieser einen tödtlichen Blutsturz bekam! Derselbe Schriftsteller erzählt auch den Fall, daß ein bejahrter Geistlicher, der auch einmal noch Priester der Venus werden wollte, eine nur kleine Portion Canthariden einnahm, und darauf an

einem Blutsturz starb. Der Verfasser dieses Artikels hat folgende Geschichte erlebt, die als trauriger Beleg neben jenen Erfahrungen stehen mag: Ein leichtsinniger, wollüstiger junger Mann erdachte sich, daß es einen wunderherrlichen Spaß abgeben müsse, wenn er einen alten Hausknecht und eine bejahrte Magd des Hauses in sinnliche Umarmung vereinigen könnte; zu diesem Zwecke suchte er sich etwas spanische Fliegen=Tinktur zu verschaffen, die er beiden Leuten beizubringen wußte. Allerdings gab es noch an demselben Abend einen teuflischen Spaß im Hause, denn beide Subjecte geriethen in solches wild=fanatische Entzücken, in eine solche exaltirte Stimmung, daß höchst lebensgefährliche Blutflüsse bei Beiden entstanden, woran das Weib sehr lange zu leiden hatte. Der junge Bösewicht entging der verdienten Strafe nicht! Wir werden öfter Gelegenheit haben, solche schwarze Warnungstafeln in diesem Werke auszuhängen, und wir hoffen, bei unsern Lesern um so mehr Glauben uns zu verdienen, als sie sich wohl bald überzeugt haben werden, daß wir keineswegs zu jenen Pedanten zu zählen sind, an die wir uns zu *Anfange dieses Kapitels* gewandt haben. (*Vergl. auch Liebestränke.*)

Athem.

Die Luft, die beständig bei der Exspiration aus den Lungen hervordringt. Der Athem, im Zustande der Gesundheit beobachtet, bietet bei den verschiedenen Menschen verschiedene bemerkenswerthe Modificationen dar. Er ist anders bei verschiedenem Alter, Geschlechte, ja bei demselben Individuo unter veränderten Lebensverhältnissen. In der Kindheit ist der Athem mehr oder wenig säuerlich und fade; dieser eigenthümliche Geruch spricht sich deutlicher bei Blonden als bei Braunen, bei Mädchen als bei Knaben aus, und er verliert sich bei herannahender Pubertät immer mehr und mehr, bis endlich nach den ersten Zeichen der Mannbarkeit in beiden Geschlechtern auch diese physiologische Verrichtung, wie fast alle nach jener merkwürdigen Revolution im Körper, einen neuen Charakter bekommt. Bei gesunden Menschen nämlich hat nach der eingetretenen Mannbarkeit der Athem jene Milde, jene angenehme Süße und Frische, die von jeher den Dichtern die schönsten Beiwörter für den Athem eingeflößt hat, wie man denn namentlich von den gern starkauftragenden orientalischen Dichtern weiß, daß sie den Wohl-

ruch des gesunden Athems mit jenem der Ambra, der Rosen und mit allen möglichen Wohlgerüchen verglichen haben. Wenn es nun wohl wahr ist, daß die Begeisterung der Liebe uns in dem Athem des geliebten Gegenstandes Annehmlichkeiten finden läßt, die in der That nur in der feurigen Einbildungskraft des Liebenden sind, so ist auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß wirklich manche Frauenzimmer einen berauschend-angenehmen Athem haben, der in der liebeerweckenden Atmosphäre, die solche Schönen um sich her verbreiten, keine unwichtige Rolle spielt. Nach dem Alter von dreißig Jahren pflegt der Athem diese Annehmlichkeit zu verlieren. In Indien, wie im Orient überhaupt, wo man einen so großen Werth auf alles setzt, was das Vergnügen der Wollust noch erhöhen kann, ist in dieser Beziehung ein Mittel, Namens Cachundé im Gebrauch, das die Favoritinnen des Serails und andre Schönen beständig im Munde führen, welches aus vielen wohlriechenden Substanzen zusammengesetzt ist, und dem Athem einen künstlichen Wohlgeruch gibt.

Auf der andern Seite hat der Athem mancher Menschen einen höchst unangenehmen Geruch, dessen verschiedene Ursachen wir für un-

genügen. Das Geistige im Menschen spricht sich durch nichts Aeußeres so klar aus, als durch das Leben seines Auges, und selbst die klügern Thiere verstehen ja den bestimmt ausgesprochenen Blick ihres Herrn zu deuten. Die Augensprache, die in der Liebe eine so große Rolle spielt, kennen mehrere Leserinnen besser als wir; sie hat Schattirungen, Bedeutungen, für die die Wortsprache keinen Ersatz bieten kann. „Er hat ihr zu tief in die Augen geguckt", ist ein vortreffliches deutsches Wort, um Jemanden zu bezeichnen, der sich verliebt hat, denn das Auge ist das Thor des Herzens, und Amor hält am liebsten durch diese Pforte seinen Einzug. Wieland erzählt von einer Schönen, daß sie mit den Augen lachte, und Apulejus sagt, daß eine Tänzerin, die in einer Pantomime die Göttin der Liebe darstellte, oft bloß mit den Augen getanzt habe. Im Auge malen sich, mehr als in allen übrigen Theilen des Gesichtes, die heftigen Leidenschaften, Liebe, Haß, Zorn, Verachtung, Trauer, Freude. Hören wir, was der berühmt-berüchtigte Theophrastus Paracelsus über die Physiognomik des Auges sagt: „Schwarze Augen zeigen gemeiniglich gesunde Augen an, ein starkes Gemüth, nicht

thig, nicht furchtsam, sondern beherzt,
und ehrenhaft. — Graue Augen
einiglich an einen falschen Menschen,
ankelmüthig. Blöde Augen aber
schläge, listig und tückisch mit seinen
Ein schlechtes oder ein falsches Ge-
auf beiden Seiten oder unter sich
sich sehen kann, zeigt gewißlich einen
istigen Menschen an, der selbst nicht
trügen ist, mißtrauisch, und ist ihm
h nicht allemal zu trauen, flieht
viele Arbeit wo er kann, nähret sich
Müßigang und Spielerei, Wucherei,
d dergleichen. Kleine Augen, oder
t Haupte stehen, kühn, streitbar und
, tückisch und geschwind mit bösen
ann viel leiden u. s. w. Augen, die
ı und wieder schießen, ein Buhlherz,
keit und behende Rathschläge. —
ie stets unter sich sehen, zeigen einen
en Menschen. Schwimmende An-
ich nicht bald bewegen, zeigen einen
ı, großer Thaten, keck, freudig, und
inen Feinden sehr gefürchtet wird."
eit Paracelsus. *In vielen Ur-*
inen wir freilich mit ihm nicht über=
So wissen wir nicht genau, ob

so widrig ist, daß er Uebelkeiten, ja sogar Ohnmachten erregt, wie es ja auch bekannt ist, daß die Ausdünstungen gewisser Schlangen die Vögel und andere kleine Thiere tödten, wenn sie ihren Blick auf sie heften und ihren verpesteten Athem auf sie aushauchen, was man den Zauber der Schlangen genannt hat. Bei den Fischen ist der einzige, recht charakteristische Geruch der des Seewassers, der vorzüglich bei solchen, die sich an schmutzigen, schlammigten Orten aufhalten, sehr unangenehm ist.

Aber weg von Kröten und Schlangen, und übeln Gerüchen, bei welchen wir uns und unsere Leser schon zu lange aufgehalten haben. Wie denn überhaupt Gerüche sehr unmittelbar auf die Seele des Menschen einwirken, so haben auch Wohlgerüche eine rasche kräftige Wirkung auf sie, und zu allen Zeiten hat man die sinnlichen Genüsse jeder Art noch zu erhöhen gewußt, indem man ihnen die Wollust der angenehmen Gerüche hinzufügte. Im frühesten Alterthum schon machte der Weihrauch einen Hauptbestandtheil des Gottesdienstes aus, und die Götter erschienen nach dem Glauben der Alten nicht anders als in eine Wolke von wohlriechenden Düften eingehüllt.

Auch bei den Mahlzeiten durften Wohlgerüche nicht fehlen, und bei einem Gastmahl, welches Otho dem Nero gab, strömten von allen Seiten aus goldenen und silbernen Kanälen die theuersten Essenzen zum Vollgenusse für die Gäste.

Die eigenthümlichen Ausdünstungen des verschiedenen Geschlechtes, von denen wir eben sprachen, bleiben nicht nur nicht ohne Einfluß auf ein Individuum des andern Geschlechts, sondern diese Exhalationen äußern oft die mächtigsten Wirkungen. Viele Thiere werden bei ihren sinnlichen Trieben in der Auswahl des geliebten Gegenstandes nur durch dessen Ausdünstung geleitet, — man denke nur an die Brautwahl der Hunde — und wie wichtig auch für den Menschen gerade in dieser Beziehung seine Ausdünstung sey, davon gibt die Geschichte ein interessantes Beispiel an einem der merkwürdigsten Liebhaber, die sie kennt. Denn Heinrich der Vierte würde vielleicht nie eine feurige Leidenschaft für die schöne Gabriele empfunden haben, hätte er nicht auf einem Balle sich unmittelbar nach ihr mit ihrem *Schnupftuche sich die Stirn getrocknet.* (Vergl. Athem, Geruch.)



Ausschweifung.

Wir berühren ein Thema, über dessen hochwichtige Entwickelung es leichter ist, einen bändereichen Quartanten, als eine Abhandlung zu schreiben, und wir halten es für unsre Pflicht, hier nicht zu kurz und wortkarg zu seyn. Dem Arzte und dem Philosophen kommt es zu, die traurigen Folgen einer Neigung zu untersuchen, welche die Natur dem Menschen zur Erhaltung der Gattung gab, wenn der Mensch nämlich sich von dieser Neigung zu grenzenlosen Extremen fortreißen läßt, die seine Gesundheit und sein Leben untergraben. Die moralische und die physische Medicin wird in der That hier eine eben so nöthige Vormauer, als die Religion — bei Vielen vielleicht wird sie noch eindringlicher reden, als diese, denn wie Viele fürchten nicht, oder doch viel weniger, den Teufel, als das

Gift unter den Rosen der Lust!

Göthe.

Montaigne und Rousseau riethen, ein Lehrer solle seinen Zögling selbst ins Freudenhaus führen, um ihm die ekelhafte Entweihung des süßesten Triebes zu entschleiern, und so ihm Abscheu vor der Wollust einzu-

r glauben vielen unserer Leser hier
hen Dienst zu erweisen, wenn wir
weifungen und ihre Folgen schil-
e sich in der Welt finden, um so
anchen, der sich ihnen hingibt,
ht je über die Abscheulichkeit der-
gedacht zu haben, zur Besinnung
denn das Laster erröthet nur vor
Häßlichkeit!

e betrübende Wahrheit, aber —
it, daß der menschliche Geist in
rungen sich zu allen Zeiten und
lkern gleich sah, und wie es uns
n Orte scheint, dieses belehrende
en Erfahrungen zu beweisen, die
Bezug auf die Verirrungen ge-
welche uns hier beschäftigen, so
passend zu beginnen, wenn wir
ick gehen in das graue Alterthum,
jetzige Welt ihren Ursprung datirt.

Beispiele der Ausschweifung und
n bei den alten Nationen Asiens
und Afrika's.

Fluth hat den Schmutz der Urwelt
hen, und wir wissen noch heute,

welche lasterhaften Gräuelthaten Sodom und Gomorrha gesehen haben. Die heiligen Bücher haben zur ewigen Schande die verbrecherischen Ausschweifungen eines Ruben, eines Juda, einer Thamar, einer Potiphar, eines Absalon, Ammon u. A. aufbewahrt, und Salomo selber, der große, weise Salomo, der einen Harem von 900 Weibern aller Nationen unterhielt, sang wahrlich sein

„Es ist alles eitel!“

nicht in seiner guten Zeit!

— — — Aber es würde zu weitläuftig werden, alle die Beispiele von Verderbtheit aufzuzählen, welche uns die Geschichte der Hebräer erzählt. Nur allein aus ihren Gesetzen und Verboten, und aus der kräftigen Schilderung, welche der Prophet Hesekiel unter dem berüchtigten Sinnbilde der Ahala und Ahaliba von der damaligen Sittenverderbniß entwirft, kann man hinlänglich urtheilen!!

Die Sitten der arabischen Beduinen sind sowohl durch ihre Gedichte, als ihre Märchen seit den ältesten Zeiten bekannt; Egypten besonders galt immer für ein Land der Ausschweifungen und der Unkeuschheit, und die Dichter brandmarkten es häufig.

...is scit dare nulla magis.

...r weist größere Schändlichkeiten
...Beschneidung selbst der weiblichen
...r Verhütung der s. g. lesbischen
...(s. diesen Artikel) eines der un...
...sten, schnödesten Laster, ist daher auch
...pten ausgegangen, wie diese Opera-
...) heute daselbst florirt. Freilich mag
...r sein, die Organe der Sünde, als
...e selber auszurotten! Nach Herodot
...e Pyramide des Cheops bloß von
...n Liebhabern der Tochter dieses Kö-
...nut, die um den niedrigen Preis ihrer
... vervielfachten Liebe dieses Schand-
... zu einer solchen Höhe brachte. Nichts
... den Aufwand der Ptolomäer zu
...ien, aber auch nichts ihre Ausschwei-
... und die berüchtigte Königin Cleo-
...raucht nur genannt zu werden, um
...ich zugleich der wildesten Lüste zu er-

...anze Orient, Syrien, Medien, Phoeni-
...vie Chaldäa, Tyr und Sidon waren
...heulichsten Ausschweifungen ergeben,
...m Bilde des Lichtgottes verehrten
...r dieser Gegenden das Princip des

Lebens und die dasselbe erzeugenden Organe. Dies war bald ein Stier, ein Bock, dessen Geschlechtsbrunst die Wollust versinnlichte, oder das Bild des Pan oder des Priap und Phallus. Jene Waldgötter, die Faunen, Satyrn ꝛc. trugen alle die Attribute des Bocks oder der Sinnlichkeit. Wir finden ähnliche Ideen bei andern Völkern, und in neuern Zeiten bis zu den Teufels-Beschreibern herab, welche die Hexen gern in die Gesellschaft eines mysteriösen Bockes bringen. Man erinnere sich an den körnigten Blocksbergswirrwarr in Göthes Faust!

Bei den Phöniciern war das Vergnügen unter dem Namen Adonis personificirt; dies war die Sonne, so wie Venus oder Astarte die Erde, welche im Frühling ihren Schooß öffnet, um alle Keime, die jenes Gestirn vervielfältigt, hervorsprießen zu lassen. So war auch Eden oder das Paradies ein Ort der Wollust. In Phrygien wurde ein gleicher Sonnengott unter dem Namen des Atys verehrt, dessen Sinnbilder sich bis ins 6te Jahrhundert des Christenthums erhielten. In Babylon herrschte das Gesetz, daß die Töchter des Landes sich einmal in ihrem Leben im Venustempel einem Fremden hingeben mußten

ie Carthaginenserinnen und Tyrierinnen
ıren zu eben dieser religiösen Ausschweifung
:pflichtet, und das Geld, welches sie für den
:rlust ihrer Jungfrauschaft erhielten, diente
ıen zum Heirathsgut!

Diese Mißbräuche währten so lange, bis
onstantin die Tempel in Phönicien und
ıf dem Berge Libanon, diese Höhlen der Un=
ıcht, zerstörte. In Lydien gewannen die
Läbchen ihr Heirathsgut auf eben jene Weise,
nd die Armenierinnen waren nicht eher eines
hemanns würdig, als bis sie ihre Erstlinge
n Tempel der Diana Anaïtis geopfert
ıtten. Die Götter, oder vielmehr ihre Prie=
:r, beehrten in dem Tempel des Belus zu
abylon, wie zu Theben in Egypten und zu
ataree in Lycien die Frauen mit ihrer Gunst,
ıd noch jetzt gibt es in Egypten Frömmlinge,
:lchen sich Frauen auf öffentlicher Straße
eis geben, und dadurch eine Gott gefällige
ındlung zu begehen glauben.

Man wird vielleicht glauben, daß in heißen
:genden, wo die Erde in einem ewigen Reich=
um der Production glänzt, und wo der
's Ueberfluß und die beständige Nacktheit
Uberdies nur halbcultivirten Völker, ohne
'rlaß üppige Gedanken erregt, jene Aus=



schweifungen leicht entstehen konnten, daß deßhalb später die Serails und die Einsperrung der Frauen, und die Erfindung des Eunuchismus in jenen Ländern eine nothwendige Folge wurden. Wir wollen daher weit gemäßigtere Klimaten und Nationen aufführen, die vor Zeiten durch alle Künste der Civilisation erleuchtet und gebildet waren, und wir werden leider! hier nicht viel reinere Sitten finden.

2. Die Ausschweifungen der Griechen und Römer.

Es war vielleicht ungeachtet der großen Strenge der ersten Gesetzgeber dieser berühmten Nationen unmöglich, daß sie frei von der asiatischen und africanischen Verderbtheit bleiben konnten. Weit entfernt aber, sich nur noch an ihre Vorbilder zu binden, scheinen die Griechen und später die Römer jene in den größten Gräueln noch weit übertroffen zu haben. Dem Orpheus und den Thraciern schreibt man die scheußliche Erfindung des Lasters der Knabenliebe zu. Andere leiten vom Thamyris oder vom kretensischen Riesen Thalon dieses bei den Griechen so willkom-

mene Laster ab, welches auf Kreta selbst durch ein Gesetz gebilligt war, um einer Uebervölkerung vorzubeugen. Aber nicht allein diese Insulaner, welche Paulus die „faulen Bäuche" nennt, übten die Paederastie, sondern auch die Kalcedonier. Lycophron klagte den Achilles an, auf dem Altar des Apollo den jungen Troilus, welcher sich seinen Umarmungen widersetzte, umgebracht zu haben. Ja selbst durch das Beispiel ihrer Gottheiten schien den Griechen die Knabenliebe gebilligt und sanktionirt, und es ist weltkundig, in welchem Verhältnisse Jupiter mit Ganymed, Hercules mit Hylas, Apoll und Hyacinth zu einander standen. Darum durften auch Sophocles und Aeschylus öffentlich in ihren Werken dieses Lasters erwähnen. Nach Herodot empfingen es die Perser und andere Nationen von den Griechen; ja man schrieb seine Erfindung selbst berühmten Philosophen, wie z. B. dem Socrates zu!

Die Feste des Bacchus und die heiligen Phallischen Umzüge, welche dem Bacchus zu Ehren durch die Felder gehalten wurden, und wobei jeder einen aus Holz geschnitzten Phallus (ein Zeichen der Mannheit) an seinen

Stab befestigt trug, wurden nach Herodot lange vor dem Trojanischen Kriege durch Melampus bei den Griechen eingeführt. Die jungen Mädchen, trunken und erotische Lieder singend, die Gruppen halbnackter Bachantinnen mit fliegenden Haaren, die üppige Tänze der als Satyrn verkleideten und »arrecto pene« sich befindenden Männer, gaben öffentlich die allerabscheulichsten Scenen bei diesen üppigen Trinkgelagen zum Besten.

Der Phallus war ein allgemeines Attribut der Morgenländischen Gottheiten, Sinnbilder der Sonne, oder der Fruchtbarkeit der Natur, wie z. B. Osiris, Bacchus, Atys, Mercur u. v. a. Die Einwohner von Lampsacus führten selbst die Verehrung des Priapus ein. Diesem beständig zur Zeugung aufgereizten Gotte wurden Esel, als sehr wollüstige Thiere, geopfert.

In den meisten Städten Griechenlands wurde ihm öffentlich unter der Gestalt eines Hermes oder Mercur geopfert, und seine Bildnisse von den jungen Mädchen bekränzt. Die Römer verehrten einen ähnlichen Gott Mutinus, welchen die Bräute zu umarmen pflegten, ehe sie sich von ihrem Bräutigam umarmen ließen. Bei einer so lebhaften Na-

tion mußte natürlich auch der Dienst der Venus große Fortschritte machen, und ganz Griechenland war voll von ihren Tempeln. Wehe der Jungfrau, welche durch Verachtung diese Göttin beleidigte! Viele Sagen gingen um, daß solche grausam gestraft worden wären, indem sie die Flammen der größten Unkeuschheit in sich entbrennen fühlten. So waren nach Ovid die Propoetiden die ersten Frauen, welche die Rache der Venus zwang, sich jedem Manne hinzugeben. Die Töchter des Prötus wurden für ihre Vernachlässigung des Venus-Dienstes dadurch gestraft, daß sie ganz nackt wie rasend im Lande herum liefen. Auch die Phädra soll ein Opfer der Rache dieser Göttin geworden sein, denn bei den Alten galt die Nymphomanie (oder Liebeswuth (s. Geschlechtstrieb) für eine Strafe der Venus. In diesem Sinne läßt Racine seine Phädra sagen:

O haine de Vénus! o fâtale colère!
Dans quels égarements l'amour jeta ma mère!

Sappho ward nicht *weniger berühmt* durch *ihre ausschweifenden Verirrungen* und durch *das lesbische Laster*, welches sie verbreitete,



ch ihr poetisches Talent. Die öffent-
dirne und Tänzerin Colytto erhielt
gen Altäre und wurde unter dem Namen
us popularis verehrt. Ihre Priester be-
en in nächtlichen Ausschweifungen die
e dieser Göttin der Unkeuschheit. Man
auschte sich dabei, aus Gefäßen, welche
Form eines Priaps hatten!! Schöne und
istreiche Buhlerinnen wurden — schon da-
mals — sogar für die Politik nicht unwich-
ig, denn die ersten Staatsmänner Athens,
die jungen Männer aus den ersten und edelsten
Familien, schämten sich nicht, eine »Freundin«
zu haben. Erzählt nicht die Geschichte sogar
von einer Aspasia, der geistreichen Geliebten
des Pericles, einer Lais, deren Gunstbe-
zeugungen dem Demosthenes ein wenig
zu theuer waren, einer Glycere, des hin-
reißenden Models der Sycionischen Maler,
einer Phryne, deren Reize den ganzen ver-
sammelten Areopag bestachen, einer Thais,
welche den großen Alexander bewog, den Pal-
last von Persepolis zu verbrennen, u. s. w.?
— Die Priesterinnen der Venus zu Corinth
mußten beim Eintreten in den Tempeldienst
den Preis für ihre ersten Gunstbezeugungen
auf den Altar der Göttin als Zuschuß zu de

kosten niederlegen. Die Orte der Wol-
urden von jedermann besucht, und selbst
rates lebte mit mehreren öffentlichen
n seiner Zeit. — Blicken wir in's alte
hinüber, so finden wir die Verderbtheit
Sitten vielleicht noch größer, besonders
Zeit der Kaiser. Es war dieser Stadt
rbehalten, die ganze Welt durch ihre Laster
z erstaunen, nachdem sie dies früher durch
hre Siege gethan hatte. Cäsar hatte die
Erstlinge seiner Jugend schon dem Nicome-
des, König von Bythinien, verkauft; und
dieser alte Ehebrecher zeigte sich später würdig,
der Mann aller Frauen, und die Frau aller
Männer" genannt zu werden, hatte jedoch das
Schicksal der meisten Ehemänner seiner Zeit,
wornach er sich veranlaßt fand, seine Gemah-
n zu verstoßen, weil sie bei dem nächtlichen
este der Bona Dea, bei welchem keine Manns-
ersonen im Hause gelitten wurden, den Clo-
ius in weiblicher Kleidung in ihr Haus
führt hatte. Die Sitten waren zu Cäsars
nd Augusts Zeiten schon so gesunken, daß
or az öffentlich seine Liebe zu Knaben be-
s, und der keusche Virgil unter dem Na-
t Alexis seine Liebe zu dem jungen



Alexander. Jedermann wandte im Schauspiel folgenden Vers auf August an:

Videsne ut Cinaedus orbem digito temperet?

Augusts Tochter, Julia, befleckte das kaiserliche Haus durch die schändlichsten Ausschweifungen, und Caligula rühmte sich sogar, daß seine Mutter Agrippine aus der Umarmung Augusts und dieser seiner Tochter geboren sei. Livia, August's Gemahlin, suchte diesem despotischen Wollüstling, um sich bei ihm in Ansehen zu erhalten, junge Mädchen zuzuführen! In dieser Zeit schrieb Ovid seine „Kunst zu lieben," Tibull, Catull, Properz ihre oft mehr als bloß erotischen Gedichte, und die Weltstadt Rom wurde schon damals in ihren Ausschweifungen wohl nicht von Milet, Sybaris, Tarent und Capua übertroffen. Auch die s. g. Liebestränke (s. diesen Artikel,) welche entnervten Wüstlingen künstliches Feuer geben und flüchtige Liebhaber fesseln sollten, waren damals sehr im Schwunge, und sie wurden *sogar ganz* öffentlich in Rom verkauft:

Hic Thessala vendit
Philtra quibus valeant mentem vexare mariti

Hier hält die Thessalierin käuflich
Liebestränkchen, damit das männliche Feuer
zu wecken.

Alle diese Excesse wurden von einem Tiber, Caligula, Nero, Domitian u. A. noch weit übertroffen. Tiber mußte unerhörte Namen ersinnen, um jene Schändlichkeiten zu benennen, welche nur die allerfrechste Ausschweifung erdenken konnte. Mit den üppigen Gemälden des Parrhasius und den höchst lasciven Schriften des Elephantis potenziirte er sich zu einer Unzucht, die wohl niemals weder zu Sybaris, noch Capua erreicht worden war, um seine durch Alter und Erschöpfung erschlafften Sinne aufzureizen. Die Wörter fellare, crissare, fricare, irrumare u. s. w. lassen sich nicht gut ohne große und höchst ominöse Umschreibung übersetzen und beweisen, daß die Römer die Ausschweifung viel weiter trieben als irgend eins der neuen Völker Europas. Man machte damals absichtlich theilweis Verschnittene, und die Frauen gingen gern mit ihnen um, weil nach Juvenal hierbei

abortivo non est opus!!

Das Unthier Tiber mißbrauchte Alles, selbst:
Infantes, nec dum tamen lacte depulsos,



inguini ceu papillae admovebat: pronio[r] sane ad id genus libidinis et natura e[t] aetate!! Der menschliche Geist erbebt un[d] scheut sich, solche Missethaten nur aufzufassen aber auch in Missethaten bleibt die Geschicht[e] die große, ewige Lehrerin des Menschengeschlechtes, und freier und selbstthätiger, ne[u] erwachter erhebt sich der Geist, wenn er sei[n] Ebenbild in tiefster Erniedrigung erschaut ha[t]. Darum fahren wir noch in unsrer historische[n] Entwickelung einen Augenblick fort, mit Wieland überzeugt, daß:

> „die Geschichte der Leidenschaften un[d] Verirrungen des Menschen für 99/10 der menschlichen Gattung wichtiger se[i] als die beste Geschichte der Weisheit un[d] Tugend.“

3. Reformation der Sitten durch das Christenthum; Ausschweifungen der heidnischen Völker.

Es ist eine der größten Segnungen unsre[r] göttlichen Religion, daß sie zum großen The[il] allein das Riesenwerk ausgeführt hat, di[e] guten Sitten wieder möglichst herzustelle[n]. Sie schrieb in ihren Dogmen eine große Keu[sch-]

heit und eine, vielleicht die menschlichen Kräfte übersteigende Enthaltsamkeit vor, so, daß Origenes und andere seiner Nachahmer sich entmannten, um nur ihr Heil zu erreichen. Der ehelose Stand wurde religiös eingeführt und die Monogamie (Verbindung mit einer Frau) als ein Sacrament geheiligt, womit allein schon das Panier der guten Zucht aufgepflanzt und fest begründet war. Die Apostel und ersten Kirchenväter eiferten mit Kraft gegen die Abscheulichkeiten der Heiden und zwangen sie, vor ihren Lüsten zu erröthen. Man findet zwar bei den Christen auch Secten, wo die christliche Liebe auf schlüpfrige Abwege gerieth, wie z. B. die Gnostiker und andere, welche aus einer übelverstandenen Frömmigkeit glaubten, daß man sich bei der Gottesverehrung mehr dem Stande der Natur nähern müsse; weshalb sie ihre Kleider ablegten, und so bei ihren nächtlichen und unterirdischen Versammlungen, wo sie ihre religiösen Feierlichkeiten begingen, sich unter einander vermischten. Ja diese Ausschweifungen erneuerten sich im 11ten Jahrhundert, wo eine Secte unter dem Namen der Turlupins in Savoyen Ehebruch und Unzucht trieb und verfolgt wurde. Man weiß auch, welcher Gräuel die Tempel-



herrn, jene Vertheidiger des Christenthum
bei ihrer Aufhebung beschuldigt wurden, e
Verdacht von dem sie, bei ihrem ehelosen L
ben, auch wohl nicht ganz frei gesprochen we
den können. Aber immer wurden solche Last
von den übrigen christlichen Secten verabsche
und unterdrückt.

So viel ist gewiß, daß in Europa, im Mo
genlande und in allen Gegenden, wo d
Christenthum die heidnische Gottesverehru
der Venus, des Bacchus, Priapu
u. v. a. verdrängte, die Ausschweifungen
einem durch die Religion verdammten Last
gebrandmarkt, und die Sittlichkeit wieder
Ehren gebracht wurde, während auf den übr
gen Theilen der Erde die Excesse des For
pflanzungstriebes oft selbst durch religiöse G
setze geheiligt waren. Bei den Hindus beste
die Phallus- oder Lingams-Verehru
seit den undenklichsten Zeiten, und nächst d
Vielweiberei gibt es dort noch ganze Hauf
Mädchen, welche der öffentlichen Unzucht g
widmet sind. Dies sind die Bayaderen, ei
Art öffentlicher Tänzerinnen und Sängerinne
Chardin beschreibt uns die öffentlichen Mäd
chen in Persien, und den hohen Preis, welch
sie auf ihre Reize setzen. Wenn es in

Türkei wenig dergleichen öffentliche Geschöpfe gibt, so kommt dieß nur daher, weil das weibliche Geschlecht hier einen gewöhnlichen Handelsartikel ausmacht, und es jedermann leicht wird, sich Sklavinnen und Maitressen nach seinem Geschmacke auf dem Markte zu kaufen. Dennoch lieben die Türken verbotene Vergnügungen. In China weihen die Eltern, die ihre Töchter nicht ernähren können, dieselben dem Vergnügen des, den Ausschweifungen sehr ergebenen Publikums. Kein Land hat aber wohl mehr öffentliche Dirnen als Japan, wo sie die Vorübergehenden auf allen Wegen bestürmen. Zu Cochin ꝛc. gehören den Göttern oder vielmehr ihren Priestern, die Erstlinge der Jungfrauen. Die Einwohner von de Goa, welche den Phallus-Dienst behalten haben, sollen ihre Jungfrauen durch ein eisernes Götzenbild defloriren. Bei verschiedenen Völkern zu Madagascar, Tibet und im Königreiche Aracan wird die Defloration der Jungfrauen theils den Erstkommenden, theils den Fremden überlassen. (S. Entjungferung.)

Alle Afrikaner haben unter ihrem heißen Himmelsstrich *eine große Neigung zur Ausschweifung. Sie sind eben so eifersüchtig als ihre Frauen verliebt sind.* Bei mehrern dieser

Völker ist die eheliche Treue nicht sehr geachte
Manche entehren selbst ihre eigenen Töchte
wie die Neger zu Congo, Angola, Jolof, welc
sogar ihre Frauen für einige Flaschen Brann
wein verkaufen. Auf der Goldküste rühme
sich die Mädchen ihrer vielen Liebhaber, un
tragen zum Zeichen eine Menge Zierrathe a
Ueberbleibsel eben so vieler Siege. Die A
zicos und Jaggas verachten die Keuschhe
und Unfruchtbarkeit. Bei mehreren dieser N
tionen werden, um die Gunst der Götter z
erwerben, allgemeine Ausschweifungen ang
ordnet, grade wie anderwärts Gebete und F
sten; solcher Art sind die Jubelfeste am Sen
gal, auf der Küste der Sierra Leona, a
Cap Vert rc. Die Königin von Malimt
kann beim Absterben des Königs unter all
Männern ihres Volks wählen. Im König
reiche Juida gibt es eine große Anzahl Mä
chen, welche nur von der Ausschweifung lebe
und da wegen der Menge der Waare sie n
einen sehr niedrigen Preis setzen können,
suchen sie sich täglich eine große Zahl vo
Kunden zu verschaffen. Uebrigens reifen al
diese Völker früh heran, und beschleunige
*noch die Mann*barkeit ihrer Töchter durch frü
zeitigen Genuß. Doch suchen die in ih

Vergnügungen mehr wollüstigen als wirklich ausschweifenden Neger, den Genuß nicht leicht außer auf dem natürlichen Wege. Dagegen sind die malaiischen Einwohner des stillen Oceans und des indischen Archipels durch alle möglichen Ausschweifungen sehr verderbt. Man macht grausenhafte Schilderungen von den Sitten zu Otaiti und den benachbarten Inseln, und die große Unzucht hat dermaßen jenes Geschlecht entnervt, daß diese Inseln seit Entdeckung der Europäer schon sehr entvölkert worden sind. Auf den Sund-Inseln, den Molukken, ist die Ausschweifung so wenig gezügelt, daß die Väter oft die ersten Blüthen ihrer Töchter brechen, meinend, wer einen Baum pflanze, habe auch das Recht, die Früchte davon zu genießen! Obgleich die eingebornen Amerikaner bei ihrer Entdeckung nicht sehr verliebt erschienen, so überlassen sich doch auch dort bei einigen Nationen die Töchter leicht den Fremden, und die wilden Urbewohner machen auch jetzt noch nicht so strenge Familien und Bluts-Trennungen, daß sie nicht pêle-mêle mit einander lebten.



4. Die Ausschweifung und ihre Einflüsse den neuern Nationen Europas.

Im neuern Europa, welches durch alle [illegible] zeugnisse des Luxus und des Handels [illegible] ganzen Welt bereichert wurde, sahe man [illegible] Unkeuschheit und Ausschweifung, als best[illegible] dige Begleiterin des Reichthums und Mü[illegible] ganges, wieder entstehen. Gegen das 1[illegible] Jahrhundert, als die italiänischen Republik[illegible] besonders Venedig und Florenz, in dem Ueb[illegible] flusse schwelgten, den der Handel mit d[illegible] Oriente ihnen zuströmen ließ, und als [illegible] dem Hofe von Rom die Schätze zusamm[illegible] flossen, welche die Frömmigkeit der Gläubi[illegible] spendete, erhob sich auch das Laster, und [illegible] schändlichste moralische Verderbtheit, [illegible] Avignon, wohin der Sitz der Päbste me[illegible] mals verlegt wurde, nahm sogar Theil an d[illegible] selben.

Boccaz, Petrarca und Dante lief[illegible] uns sehr lebhafte Schilderungen von der V[illegible] derbtheit der Geistlichen ihrer Zeit. A[illegible] der große Zufluß der Fremden nach dem M[illegible] telpunkte der christlichen Welt, welche Religi[illegible] oder Neugierde dahin trieb, mußte die Unz[illegible] und Unordnung zu Rom vermehren, we[illegible]

ls Herr der abergläubigen Könige und
r geworden war.
ı Avignon wurde im Jahr 1347 förm-
n öffentliches Haus durch Johanna I.,
gin von Neapel und Gräfin von der
ence, errichtet, und diese Prinzessin, (be-
t durch ihre Galanterien) die sich so
herzig der Unzucht annahm, war damals
ahr alt! Schon 1300 hatte der Senat
Venedig die Vorsorge gehabt, ähnliche
er zu errichten. In den mittäglichen
ten Frankreichs zeigten sich dergleichen
ı 1201. Karl VI. und VII. von Frank-
stifteten ähnliche Klöster zu Toulouse,
sie erlaubten zu Paris unzüchtige Gassen,
ı man ordentliche Statuten oder Schutz-
n ertheilte. Die Päbste Julius II.,
X., Sixtus IV., Clemens VII. autori-
ebenfalls öffentliche Orte der Ausschwei-
, indem sie den Gewinn den Conventen
üßenden Magdalenerinnen vorbehielten.
gl. Freudenhaus.) Damals genossen
die meisten großen Lehnsherrn das be-
igte jus primae noctis, das Recht, bei
Bräuten ihrer *Unterthanen* die erste
t *zuzubringen, welches* später in eine
bgabe verwandelt wurde, die sich lange



ig.) Die
on besaßen
on Amiens
plau, ein
Jahr 1483
. fand dieß
bestehend.
ebenweiber
fin nahm
i Dukaten.
a mit den
eisende gar
sen trugen
tblößt, die
mden sehr
Poplau
englischen
e englische
n ebenfalls
ls und der
5ten Jahr=
pst Alexan=
em mensch=
g die Rede
e vergessen
schmückten
Palläste der

Großen Italiens. Die
Schriften Aretin's, (
schildern uns die abscheuli
der damaligen italienische
drang sie über die Alpen
sonders unter dem gala
die von ihm an den Ho
zugleich den Luxus, die
oft gefährlichen Gunstbeze
Schon damals gab es im
bleau so schlüpfrige Gemä
fromme Königin sich gen
zerstören. Brantome
zessin, Margarethe
schildern uns die verlieb
Damen dieser Zeit in Fr
sonders überschwemmte C
dicis und ihr italiänisches
mit den scheußlichen Laster
noch jetzt dort herrschen.
griffen die Ausschweifun
furchtbar um sich, und d

Geißelung.) Um diese Zeit (1494) zeigte sich zuerst die galante Krankheit bei der französischen Armee in Italien. Diese Gefahr, obgleich sie das Laster nicht ausrottete, legte ihm doch wenigstens einen Zügel an, weil die Verheerungen des Uebels, jetzt schon noch schrecklich genug, damals weit scheußlicher und schneller wütheten, und weder Päpste, noch Könige, noch Cardinäle verschonten. Die Gesetze gegen die Ausschweifungen wurden daher jetzt weit strenger, weil jene Folgen der öffentlichen Gesundheit nachtheilig wurden. Ja mehrere Schriftsteller behaupten sogar, daß diese einzige Furcht allein der allgemeinen Verderbtheit der Geistlichen in Deutschland und Frankreich Einhalt gethan habe, welche vorher ganz frei die öffentlichen Häuser besuchten. Nun verminderte sich die Neigung zum ehelosen Leben, und mehrere Geistliche verlangten die Erlaubniß, sich verheirathen zu dürfen, neigten sich also schon der Reformation zu. Zu Heinrich IV. Zeiten ergab sich der französische Hof mehr der Wollust als den Ausschweifungen, welche überdieß von den strengern Calvinisten ganz verdammt wurden, Unter Ludwig XIII. schien selbst die Liebe dort verbannt zu sein und es bildeten sich die so-

jedoch alle Vergnügungen und
Hof zurück. Dieses Königs
ist recht eigentlich das Zeitalter
, welche sich indeß bestrebte,
n Schein des Schicklichen zu
neuerer französischer Schrift-
Bezug hierauf: De là nous est
udeur de langage qui s'effa-
ots beaucoup plus que des
, espèce de fausseté ou de
isie qui rend la langue fran-
chaste, si l'on s'en tient à
ropre des termes, mais la
si l'on considère le sens dé-

Unter Philipp von Orleans zertrümmerte die Ausschweifung in Frankreich alle Schranken, und man sagte von diesem Prinzen:

Ce bon régent qui gâta tout en France.

Unter Ludwig XV. bildete sich das System der Wollüste immer mehr aus, und erreichte so jene Höhe, auf welcher wir es größtentheils noch jetzt finden. Aber wie alles Uebel durch die weisen Gesetze der Vorsehung zuletzt noch immer — wäre es auch nur durch mahnende Warnung — der Welt gute Früchte trägt, so geschah es auch, daß jene Erschlaffung und Auflösung der Sitten in Frankreich zuletzt die große Revolution herbeiführte, die die Welt erschüttert, aber — belehrt hat, und die ohne die Skandale im Park von Versailles und in den beiden Schlössern Trianon vielleicht nie ausgebrochen wäre!

5. Die Ursachen der Ausschweifung und ihre Folgen für Gesundheit und Leben.

Wir haben in der vorgehenden geschichtlichen Uebersicht gesehen, welche Umstände besonders die Laster der Wollust erzeugen. Ein heißes Clima in einem fruchtbaren Lande, welches frühzeitig die Mannbarkeit reift und

eine höchst üppige Sinnlich
ponirt überall und immer
große Leichtigkeit, sich den
sen, führt bald zum Ueb
kann nicht mehr den Fraue
sie also in Harems verschli
gel der Männer sehr fühl
Trieb zur Wollust sich mög
sucht. Der natürlichen, i
weit getriebenen Genüsse
der Asiat andere, schwieri
und es ist grade das unna
erdachte, was den blasirt
erfreut. Ueberall, wo di
jene der Männer überwiegt
Vielweiberei als eine Q
Aus dieser Quelle entsteht
greiflich eine despotische Re
diese verdirbt auf der ander
Sitten. Das Einsperren
Zeichen des Despotismus
welche die erste Grundlag
kann nicht statt finden, wer
aus das Lebensprinzip im
reht sich Ursach und Wirk
oft im Einfluß umher.

und sybaritisches Wohlleben unter den Be
wohnern immer gleichen Schritt. Dagege
lehrt die Geschichte aller Republiken, daß kein
den Verfall ihrer Sitten überlebte, denn Mut
und Freiheit erhalten sich nur da, wo Kra
ist, und diese verschwendet der Wollüstling
Aber auch der Handel, weil er Ueberfluß
Muße und gewöhnlich große Ungleichheit de
Stände herbeiführt, wird oft eine Quelle gro
ßer Ausschweifungen.

Ueberschauen wir noch einmal mit einem
raschen Rückblick das hier Gesagte, so zeigt sic
uns zunächst der Mensch als das wollüstigst
aller Geschöpfe, und wir sahen, daß er sich
seit den ältesten Zeiten her, besonders in mit
täglichen Ländern, den schändlichsten Ausschwei
fungen, den ungezügeltsten Lüsten ergeben hat
Wohlhabende Nationen, sehr despotische Re
gierungen und die vornehmen Volksklassen
haben immer die empörendsten Beispiele eine
entarteten Wollust gegeben, während die christ
liche Religion und die Entwicklung jenes gif
tigen Uebels den Ausschweifungen in gewisse
Hinsicht ein Ziel setzten. Die Folgen über
triebener Geschlechts-Ausschweifungen ware
immer Verfall der Reiche, übereilter Unte
gang der Individuen, und Verschlechter

Rassen, und der Mensch bot überall Le-
Gesundheit, Kraft und Muth für Ge-
:, die ihm die gütige Natur ohne alle diese
eren Opfer gönnt, wenn er beim Vergnü-
nur seine Vernunft auch mitsprechen
. Ein gefährliches zweideutiges Geschenk
ste uns freilich also Mutter Natur mit
m Triebe; aber die Menschen, besonders
religiöse Sektiker, gingen auch viel zu
, wenn sie, das Kind mit dem Bade ver-
ttend, Ach! und Weh! über diesen Instinkt
n:

)enn sollt' uns nicht die Nektartraube schmecken,
Beil ein Insekt auf ihrem Purpur kroch?
er Mißbrauch darf nicht unser Urtheil leiten,
t ist der Spruch, zu selten sein Gebrauch!
augt nicht auf gleichem Rosenstrauch
ie Raupe Gift, die Biene Süßigkeiten?
Wieland.

gl. Wollust.)

B.

)acke. S. Wange.

Bad.

er Gebrauch der Bäder stammt aus dem
ten Alterthume her, und die Egypter,

Perser und Griechen scheinen, selbst schon in den fabelhaftesten Zeiten ihrer Geschichte, die Bäder gekannt zu haben. Homer läßt den Ulysses im Zauberpallaste der Circe baden. Die Griechen hielten heiße Quellen für heilig (sacerrimæ) und weihten sie dem Herkules, dem Gotte der Kraft. Neben ihren Gymnasien waren überall öffentliche Bäder, in denen man den Körper reinigte und stärkte. Die Römer, die in Allem die griechische Cultur nachahmten, erbauten, um die Zeit der Republik, in ihrer Hauptstadt öffentliche und private Bäder, die mit allem Glanze, mit jenem Luxus prangten, der damals das Weltbeherrschende Volk auszeichnete. Bäder sind noch heute bei allen Völkern der alten und neuen Welt beliebt, besonders aber sind es noch heute die südlichen, wie die orientalischen Völker, bei denen der Gebrauch der Bäder auch noch jetzt vorzugsweise im Schwunge ist. Natürlich; denn Reinlichkeit und Stärkung des Körpers, Erweckung des Organismus zu erneutem Leben, das sind die beiden großen Zwecke des Bades, und zu beiden wird unter südlichem und östlichem Himmel mehr als unter einem andern das Bedürfniß gefühlt. Die Sinnlichkeit des Menschen mußte die let-

rkung der Bäder frühe schon so zu po-
ı, daß man sie zu den mächtigsten Mit-
chte, um die niederen Triebe anzufeuern.
waren schon bei den spätern Römern
dstuben die Theater der größten Frech-
d Verworfenheit, und wenn in früherer
e anständigste Sitte in den öffentlichen
ı aufrecht erhalten wurde, und die höch-
ersonen sich nicht schämen durften, die
elbare Aufsicht über die Thermen zu
, wenn man sogar sechs Jahrhunderte
wie Plinius erzählt, in Rom keine
Arznei kannte, als Bäder, so verwan-
och die verweichlichte Nachkommenschaft
ältern Zeit die Bäder, wie gesagt, zu
ändlichsten Tummelplätzen ihrer Zügel-
it, und Juvenal und Martial haben
re scharfen Pfeile auf die Badehäuser
et. Ein altes, römisches Epigramm
vortrefflich Beides, den Nutzen und die
lichkeit des (mißbrauchten) Badens aus:

nea, Vina, Venus corrumpunt corpora nostra,
faciunt vitam balnea, vina, Venus.

er und *Lieb' und Wein zerstören das menschliche Leben;*
es erhöh'n seinen Reiz Bäder und Liebe *und Wein.*

Um eine Probe davon zu geben, was die weichlichen Orientalen aus ihren Bädern zu machen wissen, und um zu zeigen, wie ein Uebermaaß solcher Bäder und ein Uebermaaß der Ausschweifungen, zu denen sie anreizen, wohl den Körper erschlaffen, zerstören können, wollen wir ein Indisches Bad hier kurz nach Anquetil beschreiben. Ein Badediener legt den Badenden auf ein Bret und benetzt ihn mit warmem Wasser; dann drückt und knetet er zunächst den Körper (massiren) mit einer bewundernswerthen Geschicklichkeit. Er macht, daß alle Gelenke am ganzen Körper krachen; er dreht den Badenden um und wieder um; er knieet auf seinen Leib, faßt ihn bei den Schultern, und schüttelt ihn derb zusammen, schlägt derb mit Gewandtheit auf die fleischigsten Theile; dann zieht er nun Handschuhe von weichen Haaren an, und reibt den Körper, daß er selber dabei in Transpiration geräth, er feilt mit einer feinen Feile das harte Fleisch von den Füßen und nun wird der Badende mit Oelen und duftenden Salben eingerieben, und zuletzt barbirt. Dieses Manövre dauert fast drei Viertel-Stunden; aber nachher scheint sich auch der Badende ein neuer Mensch; ein süßes Wohlbehagen ergießt sich durch alle

ne Adern, er fühlt sich frisch, lebendig und
ftig, und der Trieb nach dem andern Ge-
lechte erwacht lebhaft in ihm. Eben so
den die Indianerinnen, die zuweilen einen
lben Tag im Bade bleiben, und sich von
ren Sklavinnen massiren lassen; (der
etzer möge ja nicht etwa magnetisiren
jen!) Gewiß ist, daß bei solchem orientali-
hen Bade die Wollust sich besser steht, als
e Gesundheit. Die Türken haben ganz
nliche Bäder; aber sie baden auch häufig
n Flusse, wie denn das Baden bei ihnen zum
heil religiöses Gesetz ist. So muß sich
der Türke, wenn er dem Koran getreu ist,
ich dem Zusammensein mit einer Türkin
iden, und jede Türkin soll sich, auch außer
n gewöhnlichen Bädern, ganz bestimmt und
ligionsgemäß alle Monate, unmittelbar nach
wissen kritischen Revolutionen in ihr, baden.
s wäre gewiß sehr wünschenswerth, wenn
e eleganten Damen bei uns zu Lande den
ürkinnen nicht bloß in der Mode Shawls,
ndern auch in dieser höchst zweckmäßi-
en Sitte folgten. Denn, abgesehen von
m Nutzen *der einfachen, nicht* durch sinnliche
nüsse potenzirten, Bäder für die Gesund-
, *sollte das* Weib *nicht* vergessen, daß

Reinlichkeit (s. diesen Artikel) das schönste Cosmeticum für alle seine Reize ist, so daß es mit allen Schönheiten einer Aphrodite nie einen Mann anziehen und fesseln kann, wenn nicht eine idealische Reinlichkeit, die nur ein häufiger Gebrauch der Bäder zu erhalten vermag, um ihr ganzes Wesen verbreitet ist. Die richtig fühlenden Griechen, auf die wir Neueren in allen ästhetischen Angelegenheiten immer wieder zurückkommen müssen, die Griechen haben auch diese ästhetische Wahrheit mit gewohntem Zartsinn bildlich aufgefaßt und dargestellt, und wer in einer mediceischen Venus, die bekanntlich eben aus dem Bade steigt, in einer, in ähnlicher Situation gedachten, Venus Callypigos und in so vielen andern ähnlichen Bildwerken der Griechen nur die Absicht des Künstlers sieht, die Form in ihrer schönen Nacktheit zu zeigen, nicht aber auch jene Idee versinnlicht findet, daß die höchste Reinlichkeit, wie sie bei einem so eben aus dem Bade steigenden Körper nothwendig gedacht werden muß, unzertrennlich ist von der höchsten Liebenswürdigkeit, die der *Künstler* darstellen wollte, — der würde nur *beweisen*, daß er weder diese Idee, noch die

noch den Künstler ganz zu begreifen
)e sei.

Bart.

Siegel der Männlichkeit, das dem
Gesichte einen Charakter von Kraft
cht aufdrückt. Eben weil der Bart
nn bezeichnet, fehlt er da, wo die
hkeit fehlt, bei Weibern, Knaben und
n. Gegen die Zeit hin, wo der Knabe
ngling heranreifen wird, beginnt im
der zarte Vorläufer des Bartes, das
wolligte Haar hervorzukeimen, wegen
die armen Knaben überall so viel un-
en Spott und Scherz erdulden müssen,
halb Viele durch allerhand Manipula-
durch häufiges Barbiren und scharfe
igen das Wachsthum des Bartes zu
nigen suchen, das sich allerdings künst-
)leunigen läßt. Die alten Germanen
eten dagegen das späte Erscheinen des
als günstiges Zeichen, weil sie dies
en Beweis von Kraft hielten, welche
ur auf *wichtigere Functionen* verwen-
Auch die Amerikaner, die von Natur
und weibisch sind, halten Nichts auf

den Bart, und reißen ihn sorgsam aus, wenn sich dessen Spuren zeigen. Die Orientalen aber hegen und pflegen bekanntlich ihren Bart, bei dem sie auch schwören, höchst sorgfältig, und bei den Franken war dies in alten Zeiten derselbe Fall. Karl der Große schwor: »par saint Dénis, et par cette barbe, qui me pend au menton.« Unter Heinrich IV. war der Bart ein Hauptstück in der männlichen Toilette. Es gab Bärte en éventail, en queue d'hirondelle, en feuille d'artichaut, und Schnurbärte à la turque, à l'espagnol, en garde de poignard u. s. w. Man hatte eigene Farben und Beitzen und Wohlgerüche für den Bart, den man Nachts in einen eigenen Beutel steckte, und ein Stutzer hielt es damals für eine hohe Gunst, wenn eine Dame ihm seinen Bart bürstete. Unter Ludwig XIII., der als neunjähriger Knabe den Thron bestieg, verloren wegen der Unbärtigkeit des Königs die Bärte ihren Credit. Man trug bald nur abgestutzte Knebelbärte, die immer kleiner und kürzer wurden, und Richard Milton war im J. 1626 der *Letzte, der in Frankreich einen langen Bart trug.* Im J. 1329 fingen die Böhmischen Ritter an, lange Bärte zu tragen, da sich vor-

er scheeren ließ. In Schwaben fing
st 1518 an, einen Bart zu tragen,
on 1564 machte sich Sigismund,
of zu Magdeburg, auf seinen Reisen
sche Höfe ein eigenes Geschäft daraus,
gen Bärte abzuschaffen. Um diese
ar in Deutschland Ritter Eberhard
Talberg wegen seines natürlichen
Bartes berühmt; er hing ihm bis an
ie, reichte von da noch wieder bis an
rtel und konnte dann noch um einen
gewickelt werden.

Verhältniß, das zwischen dem Bart
n Organen der Generation ist, scheint
lnen Fällen aufgehoben zu sein. Alte
steller sprechen von Kindern, die bärtig
; Andere bekamen wieder erst einen
chs, nachdem sie längst mannbar waren,
ieder Andre haben nie einen Bart be-
n, obgleich ihnen doch sonst kein Cha-
der Männlichkeit abging. Die Haare
rts sind verschieden an Farbe, Gestalt,
u. s. w. wie die Haare des Körpers
upt. Der Bart ist schwarz, trocken,
ei Bewohnern *heißer, trockner* Länder,
den Arabern, Aethiopiern, Indianern,
n und Spaniern. Er ist heller, stark,

weicher in kalten, feuchten Ländern, wie i
Holland, England, Schweden. Einige Farb
des Bartes kann man als unwesentliche b
trachten, so die rothe, die meist eine scroful
Constitution bedeutet, und die man mehr i
nördlichen Ländern findet. Ein rother Ba
war bei den Griechen sehr beliebt, dageg
verabscheuten ihn die Egyptier und Juden, u
die Neuern sind auch keine besondre Freun
des Rothbarts. Die Franzosen haben e
Sprichwort: à barbe rousse et noirs ch
veux, ne te fie si tu ne veux; auch d
Spanier sagen: wer falsch ist, hat einen Rot
bart und schwarzes Haar. Man hat bei Män
nern, die in Kupfer und andern Metallen a
beiten, blaue und grüne Bärte gesehen, d
aber von den metallischen Ausströmungen
gefärbt waren.

Wie der Bart ausschließliches Vorrecht d
Mannes ist, so hat das Weib durchaus kein
Theil an dieser Zierde, und im Gegenth
entstellt ein weibliches Gesicht nichts meh
als Haarwuchs darin. Doch kommt, namen
lich bei unfruchtbaren Weibern, deren gan
Constitution sich der männlichen nähert, Bar
wuchs nicht selten vor. Ja die Weiber b
ganzen Völkern sollen mit uns dieses Vo

zium theilen, das für sie keines ist! So
llen die Weiber in einigen Theilen von Ae-
iopien und in dem kältern Theile des mit-
glichen Amerika alle einen mehr oder weni-
r gut behaarten Bart tragen. Wir sind
berzeugt, daß keine unsrer Leserinnen die
raunen Schwestern deshalb beneiden wird.

Bastard.

Dies Wort hat zwei Bedeutungen; bald
zeichnet es ein Geschöpf, das von zwei We-
n einer verschiedenen Gattung gezeugt ist,
nd die Charaktere beider Gattungen an sich
ägt, wie Maulesel, Maulthiere u. s. w., bald
deutet es ein außer der gesetzmäßigen Ehe
zeugtes, sonst in Nichts von andern Men-
hen unterschiedenes, sogenanntes natürli-
es Kind. Die ersteren Geschöpfe haben
den Zeugungstheorieen unter den Physio-
gen viel Streitigkeiten veranlaßt. Sehr
iffallend ist es auf jeden Fall, daß die Ba-
rd-Säugthiere, die ihre Sexual-Organe eben
organisch entwickelt haben, als ihre Eltern,
nnoch eben so *wenig die Fähigkeit* haben,
re Bastard-Gattung nun wieder fortzupflan-
*, als alle andre Bastard-*Geschöpfe in der



Befruchtung.

Die Botaniker und Physiologen gebrau
dies Wort, um den Akt zu bezeichnen, d
welchen ein Individuum einem andern I
viduum die Mittel gibt, sich zu reproduci
Alle organisirten Geschöpfe genießen d
schönen Vorzugs vor den unorganischen
turkörpern. Die Natur, die unaufhörlich
der Erhaltung der Gattungen beschäftigt
wendet ungemein viel Sorgfalt auf die F
pflanzung der Individuen, und wenn sie z
in den meisten Fällen dabei sehr einfach
Werke geht, so bietet sie doch zuweilen
große Complication in ihren hier mitwirken
Kräften und Organen dar. Bei ein
Pflanzenklassen und in der untersten S
der Thierreiche operirt sie am einfachsten:
zelne Zweige trennen sich vom Mutterstam
(bei den Pflanzen, Polypen und ein
Würmern) suchen sich einen nahen Bo
und leben nun als getrennte Organis
fort. Bei höher organisirten Wesen aber
darf es verschiedener Organe, um das w
derbare Phänomen der Befruchtung und
produktion zu veranlassen. Der männl
oder befruchtende Theil gibt hier eine

ſigkeit, die die Produkte, welche
eschlecht liefert, fruchtbar macht,
iche, oder befruchtete, zu befruch-
gibt im Akte der Befruchtung
en Körner, bei den Vögeln und
er, bei den, lebendige Junge
ieren, wie auch beim Menschen
d diesen Keimen gibt das männ-
n der Befruchtung die Lebens-
rmöge welcher sie sich dann im
Mutter-Geschöpfes weiter aus-
en Pflanzen ist die befruchtende
eln enthalten, und sie verbreitet
Zeit auf die weiblichen Theile;
en wird die Saamenflüssigkeit
frei um oder auf die Keime ge-
meisten Thiere bringen jene
en Körper des Weibchens hinein,
uf die weiblichen Keime trifft;
ierklassen aber wirft das Männ-
efruchtenden Saamen nur auf,
mütterlichen Körper entfernte,
bereits gelegte Eier u. dergl.
wodurch Befruchtung entsteht?
ist eines der *vielen*, unendlichen
er geschaffenen Welt! Seit den
hat der Geist des Menschen

stärksten Reizmitteln ihre Zuflucht nehmen, um ihre ehelichen Pflichten erfüllen zu können (vergl. Aphrodisiaca;) aber auch ihre Weiber hören schon um diese Zeit auf fruchtbar zu sein. Bei den nordischen Völkern entwickelt sich die Kraft der Befruchtung viel später, erhält sich aber dafür auch viel länger im Körper wach, wie denn ihre Entwickelung und ihr Verschwinden fast überall gleich lang sind, nur relativ früher oder später erscheinen und erlöschen.

Gewöhnlich glaubt man, daß der Mensch nicht, wie etwa viele Thiere, in der Uebung seiner Genital-Kräfte an eine gewisse Jahreszeit gebunden sei. In der That genießt der Mann des schönen Vorrechtes, zu jeder Zeit, in jedem Klima sich seiner Geliebten nahen und sie befruchten zu können, obgleich der physische Einfluß der Luft, der Nahrung, der Lebensart gewisse Jahreszeiten fruchtbarer macht, als andre. Hippocrates hatte beobachtet, daß der Frühling die Jahreszeit sei, die zur Befruchtung und Empfängniß die geeignetste wäre, und Plinius nennt diese Jahreszeit die Erzeugende. In der That scheint diese alte Beobachtung sich bestätigt zu haben, denn man hat allgemein die Erfahrung

nacht, daß December und Januar die Mo-
te seien, in denen die meisten Geburten
rfallen, und eine sehr einfache Rechnung
rd jeden Leser sogleich überzeugen, wie sehr
se beiden Sätze mit einander übereinstimmen.
doch ändern auch hier einzelne Ursachen die
lgemeine Regel. In Schweden z. B. werden
e meisten Kinder im September geboren;
n scharfsinniger Schriftsteller erklärt dies so,
aß bei den nordischen Völkern die Weihnachts-
nd Neujahrsfeste die Signale zu Festen,
Vereinigungen und Vergnügen seien.

Was die Ursachen betrifft, welche die Be-
fruchtung bei dem Menschen begünstigen, so
vermehrt zunächst ein Ueberfluß an Nahrung
ie menschliche Bevölkerung. Die gesegneten
Jahre sind überall auch durch eine große Menge
von Geburten bezeichnet. Man glaubt be-
merkt zu haben, daß Nationen, die sich von
Fischen nähren, sich leichter fortpflanzen, als
fleischessende Völker, und wirklich sind Küsten-
völker, die vom Fischfang leben, fruchtbarer,
als andre. Die Fruchtbarkeit ist größer in
kalten, als in warmen Ländern; die Islän-
derinnen gebären bis zu zwanzig Kindern,
die *deutschen Weiber im* Durchschnitt sechs
s acht, die Französinnen vier bis fünf, die

Geistesverwirrung gränzende, Exaltation empfinden: doch gehören Ruhe, ein nicht zu reizbares Temperament, ja eine gewisse Kälte doch auch wieder zu den Ursachen, die die weibliche Empfängniß begünstigen. Man hat oft geglaubt, die schönsten Frauen seien die fruchtbarsten, aber die Natur läßt nicht immer die Ausbildung der Formen und der Kräfte gleichen Schritt gehen!

Die Enthaltsamkeit verringert die Zeugungskraft, und wie wir oben sahen, daß gesegnete Jahre immer der Bevölkerung günstig sind, so zeichnen sich auch wieder Jahre des Mangels und der Hungersnoth durch eine geringere Anzahl von Geburten aus. Bei Völkern, die ein herumirrendes Leben führen und wo die Geschlechter viel getrennt von einander leben, werden weniger Kinder geboren, als bei Nationen, wo beide Geschlechter, der Lebensart nach, mehr vereint leben. Darüber sind fast alle Gelehrte einverstanden, daß die wollüstigsten Weiber nicht grade die fruchtbarsten sind. Ein Mangel an Uebereinstimmung zwischen dem Temperamente beider Gatten, Antipathie, Ekel, Mangel an Liebe, Gebrechlichkeiten, ein Krankheitszustand, der nicht zu erotischen Gefühlen aufgelegt macht,

Zartheit der Constitution, zu große Reizbarkeit der Nerven, zu große Wohlbeleibtheit oder zu große Magerkeit, Erschöpfung und Schwäche, übermäßige Anstrengungen des Körpers oder des Geistes, sehr heftige Leidenschaften, Unmäßigkeit, Mißbrauch der Vergnügen der Liebe, — dies sind die gewöhnlichen Ursachen, welche beide Geschlechter zur Befruchtung und Empfängniß untauglich machen. Man hat bemerkt, daß die Vervielfältigung der Gattung desto geringer sey, je häufiger und leichter der sinnliche Genuß zu verschaffen ist. Zu enge Kleidung, die die Sexualtheile des Mannes anhaltend und zu lange einpreßt, eben aus dieser Ursache auch zu vieles und lange fortgesetztes Reiten, können ihn zur Befruchtung ungeschickt machen. Die Unfruchtbarkeit der vornehmen alten Scythen, der neuern Tartaren und Araber, welche Völker fast ganz auf dem Pferde leben, stammt aus dieser Quelle. Aber sehr häufig sind endlich nun auch noch ursprüngliche Bildungsfehler oder später entstandene Krankheiten der Geschlechtstheile Ursache zur Unfruchtbarkeit, und hier ist es dann Sache der Aerzte, ihr Talent glänzen zu lassen, das aber leider! grade bei diesem wichtigen Punkte nur zu oft scheitert!

als ein glückliches, zufälliges Zusammentreffen aller oder vieler jener oben einzeln angeführten günstigen Momente.

> Madame, afin d'en mieux jouir,
> Ne réglez pas les instans du plaisir,
> *L'occasion*, le caprice est son guide.
> Comme l'amour, il aime à voltiger,
> Que le *Hazard* toujours lui seul décide.
> *Le vrai moment est l'heure du berger.*
>
> *Piron.*

Wie wichtig aber gerade bei unserm Them die Gelegenheit sei, das weiß manch Schöne, die im »vrai moment« fast nur al Opfer der Gelegenheit fiel! Welcher gebildet Leser erinnert sich bei Gelegenheit de Begriffs: „Gelegenheit in der Liebe, nicht der köstlichen Stelle aus einer der li bensmarmen Göthe'schen Elegieen aus Rom Für Leser von schwächerem Gedächtniß ste zur Zierde dieser Abhandlung diese Stel hier:

> Fromm sind wir Liebende, still verehren w alle Dämonen,
> Wünschen uns jeglichen Gott, jegliche Gö tin geneigt.
> Und so gleichen wir euch, o römische Sieg den Göttern

Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an,
Habe sie schwarz und streng aus altem Basalt der Egypter,
Oder ein Grieche sie weiß, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir besonders
Weihrauch köstlicher Art Einer der Göttlichen streun.
Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unsre Gebete,
Unser täglicher Dienst Einer besonders geweiht.
Schalkhaft munter und ernst begehen wir heimliche Feste,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Eh' an die Ferse lockten wir selbst, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erynnien her, wagten es eher, des Zeus
Hartes Gewicht am rollenden Rad und am Felsen zu dulden,
Als dem reizenden Dienst unser Gemüth zu entziehn.
Diese Göttin, sie heißt Gelegenheit. Lernet sie kennen!
Sie erscheinet euch oft, immer in andrer Gestalt.
Tochter des Proteus möchte sie sein, mit *Thetis gezeuget,*

Befruchtung.

Deren verwandelte List manchen Heroen betrog.
So betrügt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden:
Schlummernde necket sie stets: Wachende fliegt sie vorbei;
Gern ergibt sie sich nur dem raschen, thätigen Manne,
Dieser findet sie zahm, spielend und zärtlich und hold.
Einst erschien sie auch mir — — —

Ueber den eigentlichen Sitz, die Quelle der Fruchtbarkeit und der Befruchtung, hat man nichts sehr Gewisses. Gewöhnlich glaubt man, daß die Befruchtung in den Ovarien der Mutter vor sich ginge. Aber man ho noch nie ein deutliches Ei bei dem weiblich Menschen gefunden.

Kann man Geschlechter nach Willkühr gen? Gewiß nicht, kann man a priori haupten, denn die Natur wird sich in wichtigsten Planen nicht durch mens Absichten und Schwächen leiten lassen Und die Erfahrung hat auch alle darü gestellten Vermuthungen in Nichts zer Die Alten schon glaubten, daß der r stikel des Mannes und die rechte weiblichen Fruchthälters männlich

zengesetzten Seiten weibliche Kinder hervor-
ächten. Aber viele und verschiedene spätere
chriftsteller, Ambrosius Paré, Die-
enbroek, Alberti, Hoffmann, Bar-
holinus, Vesalius, Harvey, also
hr große Naturkundige, haben das Gegen-
heil längst erwiesen, indem sie authentisch
nittheilten, daß Männer, denen der rechte Te-
tikel fehlte, Knaben erzeugt hätten, und daß
weibliche Früchte in der rechten Seite des
Fruchthälters gefunden worden wären, und
umgekehrt. Das Einzige, was sich über diesen
Gegenstand noch mit einiger Gewißheit sagen
äßt, ist, daß man bemerkt hat, daß starke, ge-
unde Männer und Weiber zusammen mehr
Knaben als Mädchen hervorbrächten. (Vergl.
Megalanthropogenesie.)

Begattung.

Die innige Vermischung zweier Individuen
v verschiedenem Geschlechte, Behufs der
Pflanzung ihrer Gattung, und für die
[illegible] iche Gattung gleichbedeutend mit dem
[illegible] Beischlaf.

[illegible] man einen Blick auf die organische
Fun[illegible] wirft, so wird man geneigt zu

glauben, daß die Wiedererzeugung der Ga
tungen auf den Verlust berechnet war, d
nach den Urgesetzen der Dinge nothwend
wurde. In der That sind gerade die schwäc
sten oder diejenigen Gattungen, welche a
meisten gegen äußere Feinde ihrer Existe
ankämpfen müssen, auch wiederum die, der
Fruchtbarkeit sehr hoch steht. Fast imm
reproduciren sich die Thiere in ungekehrte
Verhältniß ihrer Kraft und ihrer Masse,
daß bei den größten und kräftigsten Geschöpf
die Produktionskraft sich nur in gewissen, en
fernten Perioden äußert, die Fruchtbarkeit u
gewisser ist, die Schwangerschaft länger daue
und weniger zahlreiche Resultate liefert.

An der Spitze der Schöpfung stehend, mac
die menschliche Gattung indeß von diesem al
gemeinen Gesetze eine Ausnahme. Sie i
durch ihre erhabenen Geisteskräfte, am meist
gegen die Gefahren der auf sie einstürmend
äußeren Gewalten gesichert, und doch ve
mehrt sich, im Verhältniß, das Menscheng
schlecht am häufigsten. Sein reproducirend
Trieb bindet sich, von seinem ersten Erwach
an, weder genau an Epochen, noch an ei
Jahreszeit und ein Klima, und er bleibt wä
rend einer langen Reihe von Jahren rege

Daher kommt es auch, daß, wie
rung gelehrt hat, in einem wohlein-
n Staate, wenn nicht große, unvor-
ne Unglücksfälle eintreten, sich die
r Bewohner recht leicht in fünfzig
verdoppeln kann, wenn sie sich an eine
gesellige Einrichtung binden, die die
tnisse der Fortpflanzung ordnet und
cht. Eine solche bildet die Ehe, die
s anders (für den Naturforscher) ist, als
, durch die Gesetze autorisirte und geregelte
attung, und von welcher wir hier zunächst
chen wollen.

Von allen gesellschaftlichen Einrichtungen
eine, die einen wichtigern Einfluß auf den
at, also auf die Gesellschaft übte, als die
. Da ein Staat aus Familien besteht,
he wiederum aus der ehelichen Verbindung
orgegangen sind, so wird das Gedeihen
Staates lediglich von seinen Gesetzen über
Ehe abhangen. Der Ehe hauptsächlichster
ck ist die Fortpflanzung. Um sich fort-
lanzen, muß man die dazu nöthigen Kräfte
en. Nun genügt es aber nicht, daß jedes
hlecht die zur Reproduktion nöthigen
fte und Organe naturgemäß besitze, son-
es bedarf dazu auch einer gewissen Wech-

selbeziehung zwischen den beiden Gatter
Wesen aber die Natur mit einem u
dringlichen Schleier umhüllt hat.
geht schon hervor, daß die Fruchtbarkei
Geschlechter vollkommen oder wenige
kommen, das heißt relativ, sein kann
Fruchtbarkeit der Frau, verglichen mit
Mannes, ist bei jener bei weitem g
wie die Geschichte an vielen Beweiser
Der gelehrte Tiraqueau, der nach e
mehrere Weiber hatte, bereicherte seiner
mit dreißig Kindern und die Literat
eben so vielen Werken. Ein anderer Ge
Gregorio Leti, war, nach seinem
Zeugnisse, zwanzig Jahre hintereinan
mer zugleich Vater eines Buches u
Kindes. Babo von Abensber
zu Rohr, schenkte seine zweiunddreiß
weil er sie nicht ernähren konnte,
Heinrich. Wenn aber des Weib
barkeit, ihrem Geschlechte gemäß
Mannes entspricht, so wird die
gattung sehr fruchtbar. Haller,
haben aus Einer Ehe zuweilen
zwanzig bis dreißig Kinder ent
Freilich sind (glücklicherweise!)
spiele einer unglaublichen Frucht

und die Natur hat auch schon auf die Eine Art dafür gesorgt, daß nicht zu viele Menschen geboren werden, indem sie durch die Schwangerschaft und das Stillen der Mutter dieser eine Menge Zeit aus ihren fruchtbaren Jahren hinwegstrich. Da nun, in der Regel, die bestkonstituirte Gattin, wenn sie nicht etwa Zwillinge gebiert, nicht mehr als zwölf Kinder bekommen kann, so muß man sich nicht wundern, wenn im Durchschnitt die Ehen nur vier Kinder auf eine Familie bringen, da manche Ehen dagegen ja ganz unfruchtbar sind.

Diese Unfruchtbarkeit der Ehen ist ein höchst wichtiger Gegenstand für Statistiker und Aerzte. Man berechnet gewöhnlich das Verhältniß der unfruchtbaren zu den gesegneten Ehen wie zehn zu Tausend, aber diese Proportion bleibt nicht überall dieselbe. Hedin, ein schwedischer Arzt, sah in seiner Provinz Eine unfruchtbare auf zehn fruchtbare Weiber, und der große Arzt Frank versichert, daß man gewiß, bei sorgsamer Nachforschung, unter drei bis vierhundert Paaren wenigstens sechs bis sieben unfruchtbare finden würde.

Wir müssen hier die Ursachen der unfruchtbaren Begattungen erzählen, obgleich auch noch in spätern Artikeln von diesen Gegen=

ständen die Rede sein wird. Man kann diese Ursachen zunächst in physische und moralische eintheilen. Zu den letzteren gehört vor Allem: die Furcht vor dem Erzeugen und Gebären: ohne grade die Ehen immer unfruchtbar zu machen, verhindert sie doch meist, daß die Anzahl von Kindern geboren werde, die geboren werden könnte. Diese Furcht hängt oft von einem nichtswürdig weit getriebenen Egoismus ab, welcher nothwendig aus dem Ensemble der täglich mehr und mehr vergrößerten, künstlichen Bedürfnisse herstammt, die der civilisirte Mensch sich macht. Oder auch, und besonders in großen Städten ist dies der Fall, jene Furcht vor der Fruchtbarkeit hängt von einer höchst verwerflichen, schändlichen Eitelkeit des Weibes ab, das durch Schwangerschaft, Kindbette und Nähren einige von jenen Reizen zu verlieren fürchtet, die doch die Natur der Frau als Mittel zu jenen erhabenen Zwecken verliehen hat. Noch frivolere Quellen hat jene Furcht, wenn das Weib gar besorgt, die lange Zeit, die der mütterliche Körper bedarf, um die neue Frucht zu bilden und sie zu nähren, werde ihm einige Augenblicke eines flüchtigen Genusses entziehen! Schon die alten Völker kannten und wirkten

Mißbräuche. Die Römer mußten
erheirathung mit einem Eide be=
ß ihre Absicht sei, Kinder zu erzeu=
römische Frau, welche überführt
r, dem physischen Zwecke der Be=
sgewichen zu sein, wurde als infam
und durfte sich, nach einem alten
ht mehr dem Altar der Juno na=
bekanntlich die Schutzpatronin der
war. Eine andere Ursache der Un=
it ist, nach Theden, gerade das
dige Verlangen, Kinder zu
. Daher bei gewissen Gatten ge=
ftige Operationen, die dem Zwecke
tung mehr schädlich als nützlich
— Die Antipathie der Gatten
nder (s. Sinnen=Kälte), wie
en Gemüthsaffekte, endlich Aus=
ngen, dies sind unter den mora=
achen zur Unfruchtbarkeit noch die
sten, wie wir am gehörigen Orte
auseinander setzen.
sischen Gründe, die wohl nicht selten
barkeit der Begattung hindern,
dagegen nur kurz berühren, denn
alle mehr oder weniger in das Ge=
thologie, das uns hier fern bleibe



muß. Ein Mißbrauch aber soll
Gelegenheit gerügt werden, der leid
ders im niedern Volke gar nicht s
recht sehr wichtig für unsern Zwe
Mißbrauch geistiger Getränke, der
sich der Fruchtbarkeit der Ehen ent
Der Magistrat zu London wollte
1725, die Ursache einer beängstig
nahme in den Geburten aufsuchen,
diese Ursache in dem Mißbrauche de
Getränke. Falconer berechnete
serhalb die Zahl der Taufen von
auf Vierzehn Tausend gesunken war
zer versichert, daß das Ueberma
nusse geistiger Getränke zu Peter
Stadt in zehn Monaten um S
fünf und dreißig Einwohner (al
den Geburten) gebracht habe! De
sich diesem Mißbrauche hingibt
und nach unvermögend, oder
Begattungsgeschäft mit einer G
die unmöglich zur Reproduktion
Weibe aber ist der Mißbrauch
tränke noch unverträglicher mit
zungskraft. Alberti hat
Gelehrsamkeit eine große Meng
gesammelt, welche beweisen, w

triebene Liebe des weiblichen Geschlechtes zu hitzigen Getränken die Fortschritte der Bevölkerung hindert, und diese Wahrheit ist es auch gewiß, die schon bei den Alten strenge Gesetze für, dem Trunk ergebene, Weiber entstehen ließ, die ja überdies auch die scheußlichste Schattenseite aufweisen, die der Mensch nur irgend aufzuzeigen hat! Die übrigen physischen Hindernisse der Fruchtbarkeit nun, sind meistens Krankheiten der Sexual-Organe, Brüche, Verhärtungen, Ausflüsse, oder angeborne Bildungsfehler dieser Theile. Es ist Sache der Aerzte diese physischen, Sache der Staatsbeherrscher jene moralischen Ursachen zur Unfruchtbarkeit zu entfernen. Immer aber müssen ganz besonders die Ehen so eingerichtet sein, daß sie die Hoffnungen des Staates nicht täuschen, und in dieser Hinsicht bieten sich vorzüglich drei betrachtungswerthe Beziehungen dar, die Beziehung des Alters der Ehegatten, der Freiheit ihrer Wahl, und endlich das Verhältniß ihrer Gesundheit. Miller, der bekannte Verfasser des weiland so berühmten „Siegfried von Lindenberg," sagt einmal, wie zu einem Trauerspiele drei Einheiten, so gehörten zu einer Ehe drei Gleichheiten, die Gleichheit des Standes, des Vermögens, und

des Alters, aber Shakespeare drückt sich mit seiner großen Genialität und köstlichen, treffenden Kürze hierüber so aus, indem er von der Ungleichheit der Ehen spricht:

— Bald war sie verschieden an Geburt —
„O Qual! zu hoch, vor Niedrigem zu knieen!"
— Bald war sie in den Jahren mißgepaart —
„O Schmach! zu alt, mit Jung vereint zu seyn!"
— Bald hing sie ab von der Verwandten Wahl —
„O Tod! mit fremdem Aug' den Liebsten wählen!"

Ehen, in denen das Alter der beiden Gatten nicht naturgemäß ist, sind zuerst die sogenannten frühzeitigen Ehen. Jedes Geschöpf, das seine Gattung fortpflanzen will, muß auf den Gipfel seiner Kräfte gelangt seyn. Beim Manne nun, wie beim Weibe, ist es die Zeit der zurückgelegten Entwicklungsjahre (s. d. Artikel), von welcher an sich die Fähigkeit datirt, gesunde Kinder zu zeugen, und die Mannbarkeit, oder jene Zeit, in welcher die physische Organisation des Körpers und die moralischen Fakultäten in einem solchen harmonischen Verhältnisse stehen, daß das gegebene Individuum gesunde, kräftige und zahlreiche

Kinder zeugen oder gebären kann, ist die Epoche, von deren Anfang an die Ehe gesetzmäßig erlaubt ist oder sein kann. Wenn es sich aber frägt, wann denn nun diese Zeit eintrete, so lehrt ein Blick auf die Geschichte der Völker, wie unmöglich es sei, diesen Zeitpunkt genau zu bestimmen. Klima, geographische Lage, Lebensart, Nahrung, die Nationalrasse, das Nationaltemperament, dies alles sind Verhältnisse, die den Eintritt der Mannbarkeit bei den verschiedenen Völkern sehr verändern. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß in den heißen Ländern die Mannbarkeit früher eintritt, als in den gemäßigten und kalten Klimaten. In den Tropenländern bekommen die Weiber zuweilen schon zu zehn Jahren Kinder, und sind alt zu zwanzig Jahren. Die ganz kalten oder sehr feuchten Länder drängen die Entwickelung des Geschlechtstriebes sehr zurück. So zeigt es sich bei allen Polarvölkern; doch scheinen die Samojeden eine Ausnahme von dieser Regel zu machen, denn ihre Weiber gebären schon zu zehn oder zwölf Jahren. Die Lebenskraft eines Volkes kann die Entwickelung des Fortpflanzungs-Vermögens zurückhalten oder beschleunigen. Die Fischerei, Jagd und kriegerisches Leben setzen sich

noch heute finden wir unter den Jüdi
häufig eine sehr frühe Mannbarkeit.

Untersuchen wir nun die Folgen, die
frühzeitigen Ehen auf das öffentliche Ge
heitswohl haben, so finden wir diese Wi
gen sehr erheblich. Wir sehen sie sogar
bei den Thieren; ein Hengst verliert
Kraft, wenn er vor dem vierten Jahre
Stute bekommt, und der edler und fein
ganisirte Mensch geht unwiderruflich
frühen, und eben deswegen, weil un
Zeit der Verstand noch nicht die Leiden
zu zügeln vermag, in dann zu eifriger
lange fortgesetzten Umarmungen zu Gr
Aber noch unmittelbarer nimmt man di
gen zu frühzeitiger Begattungen in den
ten derselben wahr, Früchte, die ma
Treibhauspflanzen vergleichen möchte
Fontaine, nicht der von Lafont
der liebliche Fabulist, sondern ein w
polnischer Wundarzt, schreibt den frühen
der polnischen Juden die elende Körperb
fenheit dieser Nation zu. Giovanni
tero erklärt die Schönheit der Gene
in Ragusa und Gravosa aus den etwa
dort geschlossenen Ehen. Montesq
erzählt, daß Furcht vor dem Kriegsdienste

großen Theil noch kaum entwickelter junger Leute in eheliche Verhältnisse brachte, daß aber bald darauf Elend und Krankheiten die durch diese Ehen erzeugte Generation wieder zu Grunde richteten. Wenn, im Allgemeinen, zu große Jugend bei der Begattung eher den Mann als das Weib zu Grunde richtet, so wirkt dafür die zu frühzeitige Begattung von Seiten des Weibes mehr unmittelbar auf die Frucht, welche sie gebiert. Wirklich scheint es ausgemacht, daß die physische Kraft eines Kindes mehr von der Mutter als von dem Vater stammt; daher bekommen auch unvollkommen ausgebildete Frauen meistens schwächliche Kinder.

Bei alle dem hat man ernsthaft einen Grund für die frühzeitigen Ehen aufgestellt; den nämlich, daß sie die Ausschweifungen junger Leute verhüten sollen, die sonst an feile Dirnen die Kräfte verschwenden, welche für die rechtmäßige Bettgenossin aufgespart bleiben sollten. Aber, rufen wir mit Frank und Mahon aus, wenn es kein anderes Mittel gibt, die Jugend bis zu ihrer völligen Ausbildung von den Altären der Venus-Genitrix zurückzuhalten, so müssen wir über die Generation seufzen, die die Frucht solches mo-

ralischen Zwangsmittels zu werden bestimmt ist. Doch sind weder die Frühzeitigkeit des Fortpflanzungstriebes, noch die Verschlechterung der Sitten glücklicherweise schon auf einen Grad hin gediehen, der ein solches äußerstes Mittel nothwendig gemacht hätte, und wenn ja für große und üppige Städte die Nothwendigkeit einer so zweideutigen Maaßregel eintreten sollte, so fragt es sich immer noch, ob denn eben dergleichen Ehen die Flüchtigkeit des jungen Mannes zügeln würden? Uebrigens ist es fast nie Furcht vor den Ausschweifungen und moralische Tendenz, sondern meist Eigennutz und Klugheitsabsicht, welche die frühen Ehen zu Stande bringt. Die russischen Bauern verheirathen oft ihre elfjährigen Söhne mit zwanzigjährigen Bäuerinnen, um die Zahl ihrer Mägde zu vermehren. Wenn die Tartarinnen nicht mehr Kinder gebären, so werden sie bei ihren Männern durch ganz junge Mädchen ersetzt, deren Sklavinnen sie dann werden; da also das Ende ihrer Jugend der Anfang ihrer Sklaverei ist, so suchen sie natürlich sich so früh als möglich zu verheirathen. Unter den Großen finden wir aus politischen Gründen sehr häufig zu frühe Ehen. Ludwig der Elfte bekam vom Bischof von Tours die

ubniß, zu vierzehn Jahren die noch nicht
[jährige Königin zu umarmen!
Jenn aber zu frühzeitige Begattung, wie
uns auseinanderzusetzen bemüht haben,
t schädlich und gefährlich ist, so sind auf
andern Seite die zu späten Ehen, die wir
ch von bejahrten Individuen schließen
a, ungemein lächerlich, und auch sie können,
r gewissen Bedingungen, wieder sehr schäd-
für die Organisation werden. Bei dem
ibe ist das Aufhören der monatlichen Ver-
erung ein gewisses Zeichen, daß sie nun
ht mehr zum Gebären geschickt sei. Bei
n Mann dagegen läßt sich keine bestimmte
t in dieser Hinsicht festsetzen, und zahlreiche
le beweisen, daß Männer noch im späten
er Kinder zu zeugen im Stande sind. In-
wenn auch zahlreiche Fälle für diese Be-
uptung da sind, so können sie doch nicht
en die allgemeine Wahrheit beweisen, daß
Mann, und noch mehr das Weib, wenn
in einem vorgerückten Alter sich verehli-
n, nicht füglich mehr den Zweck der Ehe,
gung und Erziehung von Kindern, erfüllen
nen. Hat aber die Frau jenen eben an-
benen Zeitpunkt der Fruchtbarkeit noch
t erreicht, dann eben wird eine zu späte

Ehe für sie schädlich. Sie wird schwanger, aber ihr Körper hat nicht mehr die jugendliche Fülle und Biegsamkeit, die zum glücklichen Gebären nothwendig ist, und die Entbindung kann für sie gefährlich werden. Entsprießt aber eine Frucht aus solcher späten Begattung, so ist sie schwächlich, und trägt die Spuren einer verkümmerten Existenz an sich, oder sie wird früh Waise.

Die Begattungen zwischen Individuen von unverhältnißmäßigem Alter führen ihrerseits wieder große Unannehmlichkeiten mit sich. Die Fruchtbarkeit des einen Gatten hört auf, wenn sie bei dem Andern noch fortdauert. In andern Fällen ist die Unfruchtbarkeit, die solche Ehen sehr oft karakterisirt, nur relativ und man hat oft erfahren, daß junge Frauen, die Jahre lang in den Armen eines abgelebten Greises lagen, ohne daß etwas anders als erneute Wünsche ihnen aus dieser Begattung erwuchsen, bald darauf in der Umarmung eines jüngern und feurigern Gemahls einen längst ersehnten lebenden Zeugen ihrer Liebe bekamen. Eine andere, unangenehme Folge solcher ehelichen Mißverhältnisse ist auch wieder die physische Schwäche der etwa daraus hervorgehenden Nachkommenschaft. In

meisten Fällen steht das Weib bei dem Alter nach ungleichen Ehen im Nachtheil, das heißt, ihre Tugend wird gewöhnlich darin dem Alter geopfert. Der Egoismus des Mannes hat sogar das nahe Zusammenleben mit einem jungen Weibe als Arznei gegen einen abgelebten Körper gebraucht, als Mittel, die grämlichen Tage des Greisenalters zu verlängern. Le corps d'une fille de quinze ans, sagt Beneta, quand nous *l'appliquons* au nôtre, nous communique sa chaleur, qui est de la même éspèce, que celle que nous avons, et l'expérience de David nous fait bien voir, qu'il n'y a point au monde un meilleur rémède que celui là. Mais les pauvres filles ne durent pas longtems; elles donnent aux vieillards, ce quelles ont de doux et d'agréable, et prennent pour elles, ce qu'ils ont d'âpre et de fâcheux. Wirklich hat ein klassischer Arzt, Lorry, bemerkt, daß die Haut junger Weiber, die mit Greisen leben, schlaff und welk wird. Eltern, die Ihr Eure zarten, schönen Kinder aus politisch-merkantilischen Gründen vielleicht einem alten Hagestolz oder abgelebten dreimalbeweibten Manne in's trockene Ehebette gebt, haltet bei diesen Erfahrungen einen

dem, der diesen Gang durch seine kalt berechneten Pläne zu stören wagt! In der unzählbaren Menge von Romanen, Schauspielen, Gedichten, welche eine solche unglückliche Lage erzeugt hat, hat man stets auf moralischen Gründen jene Uebereinstimmung zweier befreundeten Seelen zu basiren versucht: diese Bedingungen haben auch bestimmt den mächtigsten Einfluß auf die Harmonie zweier Individuen, doch darf der Naturforscher auch die physischen Verhältnisse nicht übersehen, die in der Liebe eine so große Rolle spielen, und die auch namentlich in der geheimen Quelle der Attraktion zweier Menschen, eine Attraktion, die jedes andere feindlich eindringende Wesen hartnäckig zurückstößt, von sehr großer Bedeutung sind. Freilich kann weder das anatomische Messer, noch die scharfsinnige Hypothese des Physiologen diese physischen Verhältnisse ergründen, und wenn man geglaubt hat, daß Schönheit Schönheit fesselt, daß Gleichheit der Formen an einander kettet, und so weiter, so lehrt die tägliche Erfahrung das Gegentheil, und die Verliebten selbst wissen sich meistens *so wenig* Rechenschaft ihres, oft so sonderbaren *unerklärlichen* Geschmackes zu geben, daß es *eine unter* Verliebten sehr bekannte, psycholo-

süßer Wirkung in das Herz des
eht, und ihn augenblicklich fesselt

Himmel! dieses Kind ist schön!
as hab' ich nie gesehn.
so sitt- und tugendreich,
vas schnippisch doch zugleich.
ppe Roth, der Wange Licht,
ge der Welt vergeß' ich's nicht!
die Augen niederschlägt,
f sich in mein Herz geprägt:
kurz angebunden war,
nun zum Entzücken gar!

Göthe.

solche Liebenswürdigkeiten täglich

Familien und Rassen als ein taugliches Mittel vorgeschlagen, um die Generation zu verbessern. Dieß scheint einen Augenblick dem Gesagten zu widersprechen. In der That kann man nicht leugnen, daß die Vervollkommung der Geschlechter leidet, wenn die eheliche Begattung auf eine kleine Zahl von Individuen beschränkt ist, die, indem sie sich nie mit fremden oder benachbarten Völkern vermischen, gleichsam, um mit Frank zu reden, denselben Saamen immer wieder auf dasselbe Feld säen. Wenn jede Familie sich immer nur in sich selbst fortpflanzte, so würden wir unstreitig dieselben Resultate, wie bei den Thieren, finden, welche immer nur ihre Rasse fortpflanzen und sich dadurch verschlechtern; und Büffon erzählt, daß Blutschande bei den rohesten Völkern weniger aus moralisch-religiösen Gründen verboten sey, als vielmehr das Verbot derselben auf der naturgemäßen Beobachtung begründet wäre, daß die Ehen in nahe verwandtem Blut die Gattung verschlechtern. Vertragen sich aber Thatsachen dieser Art mit jenen physischen und moralischen Verhältnissen, die, nach unserer obigen Behauptung, die Liebe determiniren? Diese Verhältnisse, sollte man glauben, müssen ja wohl zwischen Individuen, die von demsel-

Am Blute abstammen, auf demselben Boden erzogen und geboren sind, am ähnlichsten und harmonischten seyn? Aber — wer vermißt sich die letzten Gründe in der Schöpfung zu entschleiern! Wir haben schon gesehen, daß die Bedingungen der gegenseitigen, ausschließlichen Attraktion uns nicht eben genau bekannt sind, und ich sehe nicht ein, warum diese Bedingungen nicht auch von Gründen abhängen sollten, die mit der Blutsverwandtschaft nichts gemein haben. Auf jeden Fall steht die Erfahrung fest, daß eine lange Reihe von Begattungen, die sich im engen Kreise weniger Familien bewegen, die physische Beschaffenheit der daraus entsprossenen Gattung verschlechtert.

Es ist nämlich sehr wahrscheinlich, daß auf diese Art die individuellen organischen Fehler dann bald auf die ganze Gattung übergehen, und daß auf diese Weise auch in der That endemische Krankheiten und Nationalmißbildungen unter Völkerschaften entstanden sind, die sich immer wieder, und immer nur unter einander vermischen. So hat man dieß gewiß mit Recht z. B. von den Mißbildungen behauptet, die die Hottentottinnen an ihrem Körper tragen, wie die berüchtigte Fleischschürze, die sie am Unterleibe herabhängen haben, die Schönheit,



die die Pariser an der Venus hott
aux belles fesses so sehr bewunderte
A. Büffon hat beobachtet, daß die
von Hunden, denen immer der Schw
die Ohren abgeschnitten wurden, an
Junge zur Welt brächten, bei denen S
und Ohren von Hause aus kürzer wä
gewöhnlich. Von den sogenannten e
Krankheiten nehmen die Aerzte allgem
daß sie durch Vermischung der Familie
immer wieder propagirt würden, und a
stück diesen Familien verblieben. Wa
ten nicht auch weniger scheinbare
Mängel auf diese Weise in gewissen G
tern aufrecht erhalten werden, und w
den mit dem Kreuzen und Vermisch
schlechter? Man hat aber auch diese
der Erfahrung bejaht gefunden, un
liche Konstitutionen, und angebor
Mängel haben sich in folgenden G
gebessert, und sind verschwunden,
Generationen aus bunt und ma
kreuzten Ehen hervorgegangen
Perser vertilgt die natürliche Häß
Stammes, indem er sich mit der
vin von Tiflis vermischt; die T
kalmuckische Völkerschaft, zeich

'e durch Züge und Wuchs vortheil=
und sie bewirken dieß, indem sie sich
:iber für ihr Bette rauben. Uebrigens
berall, wo Viehzucht getrieben wird,
lung der Geschlechter der Thiere auch
n Erfahrungssatz gehandelt.
len diesen Untersuchungen folgt, daß
id der Staat nicht die individuelle
er Wahl für die Begattung hindern
und nicht tyrannisch auf den Willen
den wirken sollen. Hätte der Ver=
seiner, ganz auf naturgemäße, ärzt=
hrung gestützten Abhandlung viel=
Willen auch nur eines Einzigen El=
s zu Gunsten zweier unglücklich Lie=
beugt, so würde ihm der stille Dank
lücklichen, jungen Leute nicht ent=
nd ihm die schönste Belohnung für
eit werden.
iben bis hieher nur die Begattung,
r menschlichen Gesellschaft als Ehe
Gesetze erlaubt ist, betrachtet, und
t von der unerlaubten Begattung zu
r diese scheint es uns aber schicklicher
rt. Ausschweifung, Freuden=
Freudenmädchen zu verweisen.

Diana, und die Königin des Himm
den Majestätischen die vollendeteste Au
ihrer Individualität. — Wir komm
auf den Theil, der uns zu diesen Be
gen über die Verhältnisse des me
Körpers verleitete, auf das Bein, zurüc
wir in den verschiedenen Menschen ei
verschiedene Form der Beine finden,
wir nicht vergessen, daß Klima, Besch
Kleidung u. s. w. sehr auf diese Form
ken. So z. B. ist nicht zu läugnen
verschiedenen Handwerke sehr viel zur
lung und Formirung des Beins b
Bei Tischlern und Drechslern sind
stärker als bei den anderen Handwer
der Schneider unterscheiden sich wesen
denen der Schuhmacher, indem erst
der Stellung, in welcher sie bei ihr
sind, Beine und Füße auswärts gekeh
letztere hingegen haben sie aus gleichen
einwärts gekehrt. Die Tänzer hab
Regel gut ausgebildete Beine, und s
den. Leute, die viel reiten hingege
gewöhnlich etwas krumme Beine,
Waden sind von den Stiefeln platt
ja oft gar nicht mehr zu sehen. Me
sonen haben die Wade sehr weit

dem Bein kein schönes Ansehn gibt; man
von ihnen zu sagen: sie haben die Waden
in Beinkleidern; diese Leute sind aber
und der größten Anstrengung fähig,
und andere, bei welchen die Wade mehr
r Mitte des Beines ist, schwach sind, und
nge Brust haben. Zuweilen haben Men-
von kleiner Statur eine unverhältniß-
g starke Wade; auch das steht nicht schön
und zeugt mehr von einem unnatürlichen
e der Nahrungssäfte, als von Kraft.
Umgekehrte findet man oft bei großen und
gewachsenen Leuten; sie haben starke
keln, und die Brust eines Herkules,
und ihre Beine so dünn und so zerbrechlich
hen, daß sie kaum im Stande zu sein
en, eine so große Last zu tragen. —
e und schlaffe Waden sind das Zeichen
schlechten oder geschwächten Konstitution,
harte Waden, im Gegentheil, Kraft an-
. Bei alten Männern ist es ein gutes
n, wenn der untere Theil des Beines
und trocken ist, denn wenn sie anschwellen,
gt es wohl der Brand zu sein, welcher
rt gern zeigt. Das Bein der Frauen
öhnlich gut gebildet; dies hängt nur
m Zellgewebe ab, das, wenn es gut

vertheilt ist, dem Bein jene reizende
die wir z. B. bei unsern hübschen L
rinnen bewundern, und das schlech
den untern Theil des Beins unförml
und ihm das Ansehn eines Topfes
wir auch wohl auf dem Operntheo
auch nicht gerade mit Bewunderung
Frauen, die viel Kinder gehabt hab
men leicht geschwollene Beine. S
Säbelbeine kann man, wenn man
dazu bei Kindern findet, vermeiden,
die fehlerhaften Stellen ihrer Beine
bindet; im Allgemeinen pflegen di
solchen Beinen, einen starken, sicher
haben, während Menschen mit gerad
einen schwankenden Gang haben, r
die Hähne, — obgleich diese sich ent
auf ihre geraden Stelzbeine zu Gu
scheinen! Die jungen Herrn, welch
tur ein schönes Bein versagt hat, p
durch die Kunst dieser Ungerechtigke
begegnen; oft ist es auch schon gesc
solche künstliche Wade aus Lumpen,
einen unglücklichen entre-chat etn
nach vorn verschoben, und diese fa
kulen und Adonisse in eine unange
legenheit gesetzt hat. In Frankre

man hier mit Yorik sagen, verstehen sie das Ding besser; dort wissen schon die Strumpfwirker dergleichen Erhabenheiten so künstlich in die Strümpfe zu verweben, daß eine solche ärgerliche Verschiebung unmöglich wird. Auch der sehr verwachsene Pope pflegte, wie Lichtenberg sagt, seine dünnen Beine durch viele Strümpfe etwas zu ergänzen.

Die Neger haben meistentheils krumme Beine, und hohe, dünne Waden; sie sind aber dessen ungeachtet sehr geschickt zu allen körperlichen Uebungen, und laufen schnell. Einige wenige Fälle ausgenommen, ist es leicht, bei einem übrigens ganz bekleideten Menschen, bloß von der Wade auf die Schwäche oder Stärke seines Körpers zu schließen. Im Allgemeinen hat die Masse keinen Einfluß auf die Kraft; der gemeine Neapolitaner, dessen Muskeln und Glieder sich frei und ohne alles Einschnüren entwickeln konnten, zeigt, bedeckt von einem Hemde und einem Beinkleid, das ihm nur bis zur Hälfte der Schenkel reicht, ein rk gezeichnetes, und in seiner ganzen urünglichen Schönheit bestehendes Bein; der tere Theil desselben ist dünn, und die Sprungne stark abgelöst. Die heutige Tracht der Mefeletten macht, indem sie den unteren Theil

des Beins zusammenhält, die Wade hervor-
tretender, und läßt den Muskeln ihre völlige
Freiheit. In Persien schnitt man ehedem den
Gefangenen die beiden Beugesehnen des Unter-
fußes an den Kniekehlen ab, um sie zum ferne-
ren Dienst unfähig zu machen. In gleicher
Absicht ließ Sowarow den polnischen Bauern
die große Sprungsehne abschneiden, und in
Spanien war man einmal nahe daran, ein
Gleiches zu thun. —

Beischlaf.

So nennt man eine auf sinnlichem Instinkt
beruhende genaue und innige Verbindung
zweier Individuen, derselben Gattung aber
verschiedenen Geschlechtes, (bei der höhern
Thierklasse nämlich, die getrennte Geschlechter
haben,) in Folge welcher Vermischung, wenn
sie ganz der Natur gemäß vollzogen wird,
diese Individuen ihre Gattung fortpflanzen.
Für die Thierklassen, in denen im einzelnen
Individuum beide Geschlechter vereinigt sind,
wie dies auch bei vielen Pflanzenklassen der
Fall ist, und wo also in der Vermischung je-
der Theil zugleich gibt und empfängt, so wie
für jene unterste Reihe von Thieren, die

fadeste Art, durch Ansetzen
, fortpflanzen, würde unsere
modifiziren sein.
chlaf ist ein naturgemäßer Act,
es Bedürfniß, ein mächtiger, des-
tinkt, den die weise Natur in jedes
pflanzte, um dadurch die Erhal-
Rasse zu sichern. Das Bedürfniß
hlaf, so oft es erwacht, erregt in
schen, wie in den Thieren, eine ge-
gemeine Aufreizung aller seiner orga-
und psychischen Fakultäten. Er wird
r, alle seine anderen Neigungen,
Beschäftigungen treten in den Hinter-
ur Ein Gedanke beseelt, Ein Wunsch
n: forschend sieht er sich nach dem
nde um, der ihm Noth thut, und hat
funden, so bricht das Feuer der Ge-
ust in helle Flammen aus: das Auge
t sich, wild stiert es auf einen Punkt
Nase scheint zu schnauben, ein ange-
Nebel umhüllt den Verliebten, die
die ausschließlich für die Befriedigung
tes geschaffen sind, nehmen eine da
Veränderung an, und der Mens
solchem Augenblick der Rakete
die, angezündet, so eben in feuri

Lust sich in die Wolken erheben will. Diese sinnliche Allegorie hat der große Seelenmaler Hogarth, der uns noch mehreremale in diesem Werke zum psychologischen Kommentar dienen wird, höchst witzig in seinem Blatte erdacht und benutzt, das in dem Riepenhausen'schen Nachstich, den alle unsre Leser und Leserinnen kennen, mit No. 64 bezeichnet ist. Auf den hier gezeichneten jungen Raketen-Mann, der gefunden hat, was er gesucht, müssen wir denn auch diejenigen verweisen, für die es etwa einer anschaulicheren Versinnlichung, als sie unsre Schilderung zu geben vermochte, noch bedürfen sollte. Sie könnten dazu fast noch passender auf ein noch bekannteres Hogarth'sches Blatt blicken, auf das letzte in der geistreichen Lieferung, die „das Leben einer Buhlerin" verdeutlicht. Der Mann, der da links im Vorgrunde sitzt, und dem man beim ersten Anblick zurufen möchte, was das Parterre in Paris dem guten Yorik zuschrie: Haussez les mains, Mr. l'Abbé, dieser famöse Couple-Beggar, wie ihn Lichtenberg bezeichnet, und seine liebe Nachbarin mit den schmelzenden, zum Himmel halb unwillkührlich hinauf verdrehten Aeuglein — geben, wir versichern es, eine wahre Spiegel-

her ganzen Rasse in jenen Augen-
denen wir sie hier physiologisch be-

uch den Thieren gibt die Lust zum
ine höhere Intelligenz, ein rascheres,
Leben, in dem Moment, wo sie leb-
ht, und viele Thiere erscheinen in
innten Brunstzeit wie Individuen
andern Thierklasse. Viele unsrer
n es wohl bis heute nicht geahnet,
elodiöse Gesang der Nachtigall, das
Brüllen des Stiers, das lustige,
ende Wiehern des Hengstes, nichts
d, als ein in die verschiedenen Thier-
äftig übersetztes:

Mädchen oder Weibchen
nscht Papageno sich!

rden es uns kaum glauben wollen,
des Schwarms geschwänzter Gäste,"
nächtliches Miaun, das uns alle
n Jahreszeiten oft so unangenehm
Schlafe gestört hat, daß sogar dies
hts anders bedeutet, als der zärtli-
fzer einer Befriedigung suchenden
! — — *Und doch ist es so!*
rdig ist es, daß auf diese geistige

Anspannung in demselben Augenblicke, wo das Bedürfniß befriedigt ist, — eine eben so große Abspannung aller geistigen, und mehr oder weniger auch der körperlichen Kräfte folgt.

Laeta venire Venus, tristis abire solet;
Fröhlich erscheint Venus, traurig entfernt sie sich.

Dieser alte Spruch bezeichnet, was wir sagen wollen, sehr genau. Es gibt noch einen andern, kräftigern, der die Sache gerade heraus bei ihrem Namen nennt:

Omne animal post coitum triste;
Jedes Thier ist nach dem Beischlaf traurig, lässig.

Die Leser finden ihn u. A. auf dem Pendant (No. 65) zu der oben bezeichneten Platte bei Hogarth, wo sie auch im verschiedenen Geschlechte die unmittelbare Wirkung der eben vollzogenen Umarmung an den beiden dort abgebildeten Liebenden studieren können. Die Rakete ist abgebrannt; matt und todt fällt sie aus der Luft herab. — — Sonderbar ist es, daß beim Manne die unmittelbare Wirkung des Actes eine etwas andere ist, als beim Weibe. Jene allgemeine Abspannung ist Beiden gemein; das Auge wird trüber, matter,

...Schläfrigkeit eingenommen,
...erlieren die höher potenzirte
...nd steigen wieder zurück auf die
...ihnen eigenthümlichen Vitalität,
...subjekte fühlen auch wohl ein ge-
...n im Rückgrate, das so thätigen
...ihm u. s. w. Den Mann aber de-
...mehr oder weniger im nächsten Augen-
...derselbe Gegenstand, der ihm eben so
...lich, so nothwendig erschien, während das
Weib, wir reden hier von dem Weibe, das
ich in Liebe und Wollust hingab, nicht von
der gemeinen Dirne, jetzt erst sich recht innig
in der Erinnerung der eben genossenen Lust
an den Mann schmiegt, als wollte es zur
Fortsetzung des Lustspiels anfeuern. Man
sehe nur das liebe Kind bei Hogarth!

Die Quelle der Wollust nun, die der Beischlaf erregt, ist in der großen Sensibilität der Geschlechtstheile zu suchen, die mit einer verhältnißmäßig sehr großen Anzahl von Nerven versehen sind. Beim Mann und den männlichen Thieren ist die Sensibilität um so erhöhter, je mehr Flüssigkeit die Saamenbläschen enthalten. (Vgl. Geschlechtstheile.) Denn der in diesen Bläschen befindliche männliche Saame ist der eigentliche, natürliche

Stimulus zum Beischlafe, und je länger er sich darin angehäuft hat, desto lebhafter fühlt das Individuum das Bedürfniß zu seiner Ejaculation. Das Weib hat keine Saamenbläschen, aber andere physische Verhältnisse provoziren in ihm eben so lebhaft den Drang zum Beischlafe. Welches Geschlecht aber lebhafter fühlt und inniger genießt — darüber zu entscheiden, werden wir uns wohl hüten. Der gute Tiresias hat bekanntlich durch sein vorschnelles Urtheil hierüber sein Gesicht eingebüßt, und unsere Leserinnen wären im Stande, uns stumm zu zaubern, wenn wir für sie entschieden! —

Der eigentliche Beischlaf wird physisch geendet durch die Ejaculation jener Flüssigkeit beim Manne, und durch die Excretion einer schleimigten Flüssigkeit beim Weibe, welche die Drüsen der innern Theile in den Sexualorganen absondern. Ob auch das Weib eine eigentliche Saamenflüssigkeit sezernire oder nicht, darüber ist oft gestritten worden. Man glaubt das Letztere.

Die natürliche Lage der Organe, die zur Generation dienen, bestimmt in den verschiedenen Thierklassen die Stellung, die zum Beischlafe die naturgemäßeste, die passendste ist.

Blumenbach besitzt in seinen reichen Sammlungen ein Gemälde von Leonardo da Vinci, das zwar eben in keiner Kirche aufgehängt werden dürfte, aber doch vom physisch-anthropologischen Standpunkte aus, sehr ernst und interessant ist, denn es stellt die passendste Lage für die Vereinigung beider Geschlechter beim Menschen dar. Die berüchtigten Memoiren des Freiherrn von H. zeigen dasselbe auf einem freilich viel schlechtern Titelkupfer, als jenes Gemälde ist. Aber es bedarf in dieser Hinsicht für den Ununterrichtetsten keines Lehrmeisters, und Adam hat lange vor Leonardo da Vinci gelebt! — — Interessant ist es zu bemerken, daß die Natur hier dem Menschen einige Schwierigkeiten in den Weg gelegt hat, deren Besiegung noch gerade nicht wenig zu den Reizen des Actes beiträgt. Die Lage, auf welche der Mensch dabei angewiesen ist, erfordert eine Vereinigung von Wünschen, Verlangen und Willen von beiden Seiten; den civilisirten Völkern bieten sich neue Hindernisse in der Bekleidung dar; die sexuellen Organe der Jungfrau zeigen Hindernisse, die von ihrem Willen ganz unabhängig sind, und die bei wenigen oder keinem andern Thiere zu finden sind, und endlich stößt das Bedürfniß



beim Menschen auf ein ihm durchaus eigenthümliches Hinderniß, das reizendste von Allen, auf die Schaam und die Keuschheit; aber wie glücklich der, der gerade viel Schwierigkeiten findet, wie viel glücklicher der, der sie zu überwinden weiß!

Ist nun zwar der Mensch von der Natur, wie alle Thiere, nur auf eine einzige Stellung in der Begattung angewiesen, so hat ihn seine grobe Sinnlichkeit bald auf eine, wenn möglich noch größere Potenzirung des Geschlechtsgenusses denken lassen, und er hat diese in gewissen größern oder kleinern Variationen in der nöthigen Lage gesucht, welche Variationen man uns nicht zumuthen wird, hier aufzuzählen. Ein französischer lüsterner Schriftsteller, der sich damit beschäftigt hat, meint deren ganzer vier und vierzig zusammen nehmen zu können. Uns bedünkt, es könnte Jemand das halbe Hundert wohl voll bekommen, der sich die Mühe nähme, alle die verschiedenen Anerbietungen zu addiren, die man ihm machen wird, wenn er zwischen elf und zwölf in einer schönen Sommernacht in Paris über die Boulevards, durch die hölzerne Gallerie des Palais-Royal, durch den Durchgang

ontesquieu, und durch die Vorstadt St.
icques wandert! —

Eben diese natürliche Lage der Sexualor-
ne bestimmt auch bei den Thieren die Stel-
ng, in der sie die Begattung vollziehen sollen,
nd diese geschieht denn freilich in manchen
hierklassen wunderlich genug. Die Leser
aben mehrere dieser Eigenthümlichkeiten an
nsren Hausthieren kennen gelernt, die sich
icht zu geniren pflegen. Die Naturgeschichte
rzählt noch viel sonderbarere Curiosa, die wir
ber nicht alle nacherzählen dürfen, da wir
ben keine Naturgeschichte schreiben. Aber
ines müssen wir als Eigenthümlichkeit erwäh-
en, daß nämlich in vielen Thierklassen das
Männchen neben den Sexualorganen noch an-
ere hat, die dazu dienen, das Weibchen in der
Begattung noch fester und inniger an sich zu
alten. So stößt das männliche Schnabelthier
inen Sporn in die Seite seines Weibchens,
enn es sich begattet, und das Libellen-Männ-
en faßt sein Weibchen, noch undelikater, gar
it Zangen fest!

Die Weibchen aller Thiere, die sich zur Ge-
hlechtsvermischung fortpflanzen, haben be-
immte *Perioden, die ihnen* eben dazu von
Natur angewiesen sind. Ist diese Zeit

vorüber, die bei sehr vielen Thieren nur einmal im Jahre erscheint, so weigern sie sich, den Liebkosungen des Männchens zu genügen, oder, sie sind wegen physischer Disposition ihres Körpers förmlich unfähig dazu. Unter so vielen Vorzügen, die der Mensch vor den Thieren voraus hat, ist auch jener nicht geringe, zu allen Zeiten die Lust der Geschlechtsvermischung genießen zu können, vielleicht weil Er allein unter allen Geschöpfen der intellektuellen Liebe fähig ist, die eine so gewichtige Anregung zu jenem Genusse bietet, vielleicht ist er aber auch aus weiser Vorsicht der Natur dazu jederzeit disponirt, weil die Fruchtbarkeit des Weibes weniger groß und weniger sicher ist, als die der weiblichen Thiere. Für die Frequenz dieses Genusses sind einige Thierklassen berüchtigt; wir dürfen unter denen, die uns zunächst umgeben, nicht an die Sperlinge und Kaninchen erinnern. Sehr natürlich folgt hier die Frage: wie oft der Mensch in einer gegebenen Zeit diesen Act vollziehen könne, den wir ja ein natürliches Bedürfniß genannt haben, ohne daß er seiner Gesundheit nachtheilig würde? Die Antwort auf diese Frage ist die: daß eben darauf keine allgemeine gegeben werden kann. Konstitution, Gesundheit, Alter,

Nahrung, Beschäftigung, Klima u. s. w., können hier allein als Richtschnur dienen, und müssen im speziellen Falle entscheiden. Im Allgemeinen läßt sich nur dies physiologisch-ärztlich festsetzen: daß der Beischlaf so lange nicht in zu großer Frequenz vollzogen sei, als der Mensch nachher sich nicht zu sehr dadurch angegriffen und geschwächt fühlt. Denn der Beischlaf in gesundem Zustande und in normaler, naturgemäßer Frequenz geübt, muß, wenn jene eben angedeutete nur ganz augenblickliche Abspannung vorüber ist, durchaus gar kein Gefühl von Unbehaglichkeit, sondern gerade das Gegentheil hervorbringen. Vollzieht man ihn nur, wenn man wahres Bedürfniß dazu fühlt, so wird man sich nicht über seine Folgen zu beklagen haben. Das Bedürfniß dazu ist aber eben nach jenen Kriterien ungemein verschieden. Wer dem farnesischen Herkules und dem Apoll vom Belvedere gleicht, der wird es mächtiger und öfter empfinden, als ein durch Kummer, Krankheit u. dergl. geschwächter oder ein verkrüppelter Mann. Doch sind auf der andern Seite Buckliche und Verwachsene, Männer wie Frauen, berühmt wegen ihres lebendigen Geschlechtstriebes, vielleicht, wie Lichtenberg einmal bei Gelegen-

heit einer andern Leidenschaft scherzend sagt: „weil das Blut bei ihnen einen kürzern Weg in die Organe zu machen hat, und daher heißer ankommt!“ (Vgl. Buckel.) Das sogenannte heißere Blut hängt auch namentlich sehr vom Klima ab, das bei der Entscheidung unsrer Frage eine wichtige Rolle spielt; die Lappländer in ihrem eisigen Norden, werden seltener von dem Teufel der Sinnlichkeit geplagt werden, als die südlichen Nationen, und von seinen Parisern sagt der Kenner Mercier: «qu'ils ont la lasciveté des moineaux francs qui peuplent leurs toîts, qu'ils sont encor plus volages et qu'ils changent de femelle *plus* fréquemment,» was doch viel sagen will. (Vgl. Ehe, Geschlechtstrieb.)

Warum muß der Mensch so oft jenen edlen Vorzug, den er vor allen Thieren voraus hat, mißbrauchen! Unsre Phantasie reizt uns die Genüsse der Geschlechtsvereinigung zu wünschen, wenn unser Körper nicht mit der erhitzten Einbildungskraft gleichen Schritt hält: aber durch tausend Mittel, worunter jenes: «changer de femelles» keines der unsichersten ist, weiß der Mann sich bis auf einen gewissen Punkt hin unaufhörlich zu dem physischen Grade hinauf zu potenziren, der, wie

ihen, zum Beischlaf nothwendig ist; ja
für die Zeit, wo diese Mittel ihre Wirk-
it verloren, wußte die ausschweifende
lichkeit neue, noch unnatürlichere zu er-
ı (vergl. Aphrodisiaca), und so
t der Wüstling seine physischen Kräfte zu
widernatürlichen Uebermaße an, das
aber früher oder später unwiderruflich
endesten Entkräftung führt. Dann schlei-
sie umher, diese hohläugigen, jungen,
grünen Greise, schlaff an Körper wie an
, abgestorben für die größten Genüsse,
dafür in weniger menschlichen, und daher
widernatürlicheren, in Spiel und Trunk
noch viel schlimmeren Dingen sich faden
z suchend, eine Null in der Summe der
ichen, für den wichtigsten Zweck der Na-
icht mehr vorhanden, aber auch gar nicht
Absicht diesen Zweck zu erreichen in sich
nd,

Und fliehen jedes Weibsgesicht
Und zittern, es zu sehn,
Denn dürsten sie und können nicht —
Da möchten sie vergehn!

Schiller einmal *exaltirt und ungemein*
nd ausruft. Wer kennt nicht solche Un-
che!

Was aber das Weib betrifft, so ist
vermöge seiner Organisation, nur noch
zu jenen Ausschweifungen prädisponirt,
es bedarf bei ihm der Vernunftgründe,
guten Erziehung und der Moral noch
als bei dem Manne, um nicht auf jene S
herabzusinken, auf welcher sich das Wei
seiner scheußlichsten Gestalt darstellt. Die
ralischen wie die physischen Folgen sind bei
Weibe fast dieselben als bei dem Manne (
Freudenmädchen), aber die moralis
zeigen sich bei der Frau in noch widrigern
ben und in ein noch weit ekelhafteres Gew
gehüllt.

Kann sich nun freilich der Mensch zu j
Zeit begatten, so ist doch dasselbe Individu
unter gewissen Umständen mehr zum Beisch
aufgelegt, als unter andern. Diese Umst
sind solche, die entweder physisch oder körpe
auf uns einwirken. Im heftigen Schm
im tiefen Gram wird man weniger ge
sein, an das andere Geschlecht zu denken,
bei freiem, heitern, sorgenlosen Geiste. W
ein anderes körperliches Bedürfniß, wie Hu
und Durst u. s. w. für den Augenblick
dringend gebietet, so tritt die Geschlechts
in den Hintergrund. Hat der Mann

n Weib, das er mit inniger Seele umarmt, ebleudet von ihren Reizen, so wird er feurigere Triebe fühlen, als wenn er morgen zu der Frau chleicht, die ihm eine gehässige Politik als Gattin aufdrang.

Der Gott, der Bub' und Mädchen schuf,
Erkannte gleich den edelsten Beruf,
Auch selbst Gelegenheit zu machen —

bemerkt Mephistopheles als großer Sachkenner bei Göthe, denn die sogenannte Gelegenheit trägt ungemein viel zu den Freuden der Begattung bei, was wir leicht ausmalen könnten, wenn wir nicht vorzögen, hier an den Geschmack und die Phantasie der Leser zu appelliren. Ferner wirken in dieser Hinsicht noch das Lesen von Schriften, die die Sinnlichkeit aufregen, gewisse Speisen mehr als andere, warme, enge Bekleidung des Unterleibes, die das Blut sehr gegen die sexuellen Organe hindrängt, und aus demselben Grunde, zu dem hier noch die gestreckte Lage kommt, und der Umstand, daß des Morgens überhaupt die Sensibilität des menschlichen Körpers am höchsten gesteigert ist, *fühlt sich der Mensch auch des Morgens im Bette mehr zum Beischlafe aufgelegt, als zu andern Tageszeiten,*



worauf sich auch die Antwort des guten Man-
nes im Peregrine Pikle bezieht, der au
die Frage: ob er wohl zuweilen verliebt sei?
„O ja! des Morgens!“ erwiedert.

Nicht blos völlige Entkräftung, man ha
auch den Tod unmittelbar auf übermäßiger
oder unzeitigen Beischlaf folgen gesehen, be-
sonders bei Greisen, die den Freuden der Lieb
dem Willen der Natur gemäß entsagen müs-
sen. Im vorigen Jahrhundert wußte sich i
Frankreich ein vier und achtzig jähriger Mann
gereizt von einem unnatürlichen, wahrscheinlic
krankhaften Triebe in ein Kloster zu schleichen
und sich einer zarten, reizenden Jungfrau z
bemächtigen. Wenige Stunden nachher wer-
den die Umgebungen durch eine Klingel her-
beigerufen, und man findet den Unglückliche
— todt in den Armen des jungen Opfer
einer ekelhaft-unzeitigen Lust! Ein andere
unglücklicher Fall ist dem Verfasser dieses Ar-
tikels bekannt; ein mehr als siebenzigjährige
Greis fühlt sich plötzlich nach langem, langem
Entbehren wieder berauscht von der Eingebung
Cupido's, und verlangt von seinem Weibe
das, was diese in zwanzig Jahren nicht in
die Verlegenheit gekommen war, ihm abschla-
gen zu müssen. Hier unbefriedigt, wendet si

uälte Greis=Jüngling an öffentliche und treibt hier das unnatürliche Feuer : solchen Flamme, daß sie ihm das verbrennt, und der Arme bald darauf ank in einem berühmten Irrenhause en endete!! Doch gehören Fälle wie wohl mehr in's Reich der Krankheit, gesunden Zustande, mit dem wir hier ızig und allein beschäftigen. (Vgl. Fruchtbarkeit, Unvermögen, ıng.)

Beschnittene.

Beschneidung ist eine sehr alte Opera= nur selten aus chirurgischen, meistens ziösen oder politischen Gründen unter= worden ist. Sie war schon bei den zyptern und Juden bekannt, welche sie unstreitig der Gesundheit wegen eingeführt hatten. Aus derselben chreibt sich noch heute die Anwendung peration im Orient her, wo sie noch nachläßigt wird, wie die Abkommen n Israeliten sie auch noch jetzt nach ı Gesetzen an ihren Kindern vollziehen. schreibt sich die Idee zu dieser wun=



derlichen Operation, die man so früh sch
unter die religiösen Gebräuche aufgenomm
hatte, von der Ansicht her, daß der Men
einen Theil von dem edelsten und wichtigs
Organe, dem Organe, das zur Fortpflanzu
des Geschlechtes dienen soll, Gott opfern, u
sich Ihm dadurch unterwürfig zeigen woll
Aber noch wahrscheinlicher dünkt es uns, ei
diätetisch-ärztlichen Grund als Ursache
alten Gesetze über diesen Punkt anzunehm
Es ist nämlich den Lesern bekannt, daß
Circumcision in dem Ausschneiden eines klei
Theiles von Haut von dem männlichen Sexu
organ besteht, die unter heißem Himmel w
Anlaß zu mancherlei Uebeln werden ka
weshalb eben in jenen Zonen ihre Excis
als der Gesundheit zuträglich betrachtet wu
Weniger bekannt aber dürfte es vielen Les
sein, daß bei den Morgenländern auch Wei
dieser Operation unterworfen wurden, u
bei vielen Völkerschaften noch heute werd
wo sie wirklich zuweilen nothwendig ist.
wachsen auf einigen Punkten von Asien u
Afrika die sogenannten Nymphen (s. G
schlechtstheile) zu einer so übermäßi
Länge, daß sie die Begattung gänzlich hind
würden, wenn nicht ein Gesetz ihre Besch

e. Dies ist der Fall bei den Cop-
en, Mauren, Ethiopiern, Peguanen,
küste von Malabar, in Abyssinien,
. s. w. Leon erzählt in seiner Reise
ika, daß in gewissen Gegenden von
wo jene Unbequemlichkeit sehr allge-
d störend ist, es Männer gibt, die das
iden der Weiber als Handwerk treiben,
den Straßen laut ausschreien: »Qui
lle qui veut être coupée?« — Ue-
is sind die Gelehrten nicht ganz einig
den Grund der orientalischen Weiberbe-
idung, wie man nicht einmal die Organe
Gewißheit nennen kann, die bei den ver-
ebenen Völkern dem Messer unterworfen
d, und wahrscheinlich veranlaßt der oben
geführte Grund nicht immer und überall
e Circumcision. Auch bei den Weibern hat
nan das Gesundheitswohl angegeben; andere
Reisende versichern, daß man im Oriente die
Weiber verstümmele, um Mißbräuche mit den
Sexualtheilen zu verhüten; wieder andere sa-
gen, daß die Türken die Operation verrichten
um im Akte der Wollust eine ebene Fläc
zu finden, u. s. w. In Europa wird glü
licherweise diese Verstümmelung nicht bewe
- giat!



Bette.

Leider! bewährt die Geschichte der Erfindungen nicht den Namen des großen Geistes, der das erste Bette erfand, wie so viele der wichtigsten Erfindungen den Namen ihres Urhebers nicht auf die Nachwelt gebracht haben. Wir wissen, daß ein gewisser Fulvius Hircius es war, der die große Kunst erfand, zu Nutz und Frommen aller Schmeckzungen Schnecken zu mästen, und wir haben keinen Namen für den unsterblichen Erfinder des Bettes, eines der größten Wohlthaten des Menschengeschlechtes!! Im Allgemeinen freilich wissen wir wohl, daß wir ihre Erfindung und ihren Gebrauch den wollüstigen, weichlichen Persern verdanken. Aber dies müss- uralte Perser gewesen sein, denn schon d- biblischen Bücher erwähnen der Betten. D- König Og zu Moses Zeiten hatte ein ei- nes Bett. Salomo's Buhlerinnen schm- ten ihre Betten schon mit ägyptischen Teppic- und besprengten sie mit Myrrthen und A- und andern Düften. Schon in ihrer Her- Zeit hatten auch die Griechen Bettstellen Riemen, Matrazen und Kopfkissen. Die römischen Helden schliefen noch auf Baum

tern und Thierhäuten, aber ihre verweichlichten Nachkommen stiegen mit dem Luxus der Betten bis zu den sanftesten Flaumdecken, der kostbarsten Miletischen Wolle und bis zu Gold- und Silber-durchwirkten Bettdecken hinauf. Ihre Bettstellen wurden vom feinsten Holze, von Elfenbein, auch wohl von gediegenem Silber gemacht, ja die spätern römischen Schriftsteller sprechen sogar von goldenen, mit Edelsteinen geschmückten Bettstellen, ein Beweis, welchem Werth man in jenem wollüstigen Rom auf das Bette legte! Ovid erwähnt auch schon eines Himmelbettes. Wahrscheinlich kam auch dieser Luxus durch die Römer in das eroberte Gallien. In den uralten französischen Schlössern sieht man noch Bettstellen von ungeheurer Größe, in denen ganze Familien schliefen, eine Gewohnheit, die ihren Ursprung aus den Ritterzeiten datirt. Die Ritter waren nämlich gewohnt, im Kriege mit ihren Kameraden Alles, Zelt, Tafel und Bett brüderlich zu theilen, daher wurde es eingeführt, auch in der Winterszeit, wenn man sich auf seinen Schlössern besuchte, eben so vertraulich zu behandeln. Hier schlief dann der Schloßherr, Frau, Kinder, Gäste, auch wohl

Jagdhunde, Alles freundschaftlich und ungenirt neben einander in demselben Bette.

In neueren Zeiten ist das beständige Nebeneinanderschlafen Erwachsener in eben und demselben Bette fast ausschließliches Vorrecht der ehelichen Liebe geworden, für die, wie die Geschlechtsgenüsse überhaupt, das Bett ein hochwichtiges Mobiliar geworden ist. Schon im Mittelalter gehörte in Deutschland die gemeinschaftliche Beschreitung des Ehebettes, oder wie man es nannte, der Bettsprung, oder das Beschlagen der Decke, zu den wesentlichen Bedingungen der wirklich vollzogenen Ehe. Der Bettsprung bestand in einer unter Vornehmen und Gemeinen üblichen Ceremonie, nach welcher Braut und Bräutigam nach geschehener priesterlicher Einsegnung an das Ehebettt geführt, und bekleidet in dasselbe gelegt wurden. So bestieg Joachim III., Churfürst von Brandenburg, noch vor drittehalbhundert Jahren mit seiner ganzen Rüstung das Brautbett. Unter dem „Beschlagen der Decke“ war also nicht die wirkliche eheliche Beiwohnung verstanden, was man daraus *schon* sieht, daß diese Feierlichkeit auch dann *nicht unterblieb*, wenn die Ehe unter fürstlichen *Personen* durch einen Bevollmächtigten voll-

zogen wurde, der dann der Ceremonie dadurch genügte, daß er den rechten Arm und den rechten Fuß mit Stiefel und Sporn bekleidet, zu der Braut in's Bett legte. Ueberhaupt aber geschah bei dieser alt-deutschen Gewohnheit, sagt Aeneas Silvius, weiter nichts, als — daß der Bräutigam seiner Braut einen Kuß gab. Noch heut ist diese Ceremonie in einigen Provinzen und Städten üblich, und von ihr schreiben sich die Sprüchwörter her: „Ist das Bett beschritten, so ist das Recht erstritten" und „wenn die Decke über den Kopf, sind die Eheleute gleich reich," weil von jener Ceremonie das Recht der Gemeinschaft der Güter unter den Eheleuten abhing.

Allein es ist wahrlich nicht diese steife, kalte Ceremonie, die das Bett hinsichtlich auf die süßesten Triebe so in Ehren gebracht hat, sondern der Umstand, daß der Mensch, im Bette liegend, alle Muskeln ruhen läßt, und gleichsam in einer physischen absoluten Gemächlichkeit hingegossen liegt,

Le lit est une bonne chose
Si l'on n'y dort, on s'y repose;
Franz. Sprichwort.

und daß ferner die angenehme Bettwärme das Blut, und zwar um so mehr in Bezug auf

jenen Instinkt aufregt, da eben durch die gestreckte Bettlage schon mechanisch ein großer Blutandrang in die Sexualorgane statt findet. In dieser Hinsicht war das Bette von jeher ein Gegenstand der Begeisterung für die erotischen Dichter:

> Bettchen, o! wie viel Wollust wird
> Deinem Herrn bei Nacht zu Theil,
> Die bei Tage der Glückliche
> Wiederholet! Catull.

— und von diesem Gesichtspunkte aus ruft Bürger in der etwas lasciven Ballade „der wohlgesinnte Liebhaber:"

> O Bett! — du Freudensaal,
> Du Grab der Sehnsuchtspein!

Es ist daher kein Wunder, daß unter den Erfindungen, die zur Potenziirung der Genüsse der Wollust ersonnen wurden, viele sich auf das Bette bezogen. Unter allen diesen künstlichen Betten hat sich Graham's Wunderbett am berühmtesten gemacht, ein sehr elegantes Bett, das statt der Federn mit Luft angefüllt war, um die Elasticität des Bettes zu erhöhen, und das in einem mit Düften und schönen Gemälden reich geschmückten Zimmer stand, in dem während des Gebrauches dieses

Wunderbettes, eine magische, unsichtbare Musik ertönte!

Blond. Blondine.

Menschen mit hellgelbem bis in's Hellbraune spielenden Haare nennt man bekanntlich Blonde. Es ist auffallend, wie die Farbe der Haare so oft, ja meistentheils, mit der moralischen und physischen Konstitution des ganzen Körpers übereinstimmt, was man aber begreiflich findet, wenn man bedenkt, daß die Haare ja eben nur ein Theil des ganzen Körpers sind. Blonde Menschen haben gewöhnlich eine zarte, milchweiße, im Gesichte leicht geröthete Hautfarbe, blaue, selten dunklere Augen, länglich weiße Zähne und im Allgemeinen ein sensibles, etwas zur Melancholie neigendes Temperament. Sie sind leicht empfänglich für alle Eindrücke, reagiren aber nicht eben so stark auf die Außenwelt zurück, und sie werden daher meistens für schwächlich und empfindsam gehalten.

Délicat et blond

sagen die Franzosen von einem Menschen, dem *es an Energie, an Thatkraft fehlt.* Was

Blondinen im Reiche der Liebe für eine Rolle spielen, geht schon aus dieser nur in flüchtigen Umrissen angedeuteten Charakteristik derselben hervor; sie sind zart und zärtlich, können treu und anhaltend, aber im Allgemeinen nicht so feurig und lebhaft und innig lieben, als sanguinische Temperamente, die sich durch brauneres Haar und dunklere Hautfarbe auszeichnen. Es läßt sich, wie überhaupt die Schönheit relativ ist, nicht im Allgemeinen hin bestimmen, ob Blondinen oder Brünetten schöner zu nennen seien; jede Farbe hat ihre Liebhaber, jede ihre Vorzüge, und unter den Dichtern und Malern haben diese bald die braunen, bald jene die blonden Köpfe verherrlicht. Die altdeutsche Malerschule malt fast immer blonde Madonnen und solche irdische Frauen, dagegen wir in der altitalienischen Schule, mit Ausnahme vieler Engelsköpfe des Hannibal Caracci und einiger andern Figuren, meist überall braunes Haar finden. Doch stammt diese Verschiedenheit wohl aus der Natur beider Nationen her, da es bekannt ist, daß die deutschen, wie alle nordischen Völker, mehr blond als braun, Italiener aber, wie alle Südländer, mehr braun, ja schwarz, als blond sind. Ein ächter Weiberfreund wird nach Um-

Sitzt Amor dir getreu und bebt,
Daß nicht die List muthwill'ger Gäste
Des Brautbett's Frieden untergräbt.
Es blinkt mit mystisch heil'gem Schimmer
Vor ihm der Flammen blasses Gold;
Ein Weihrauchswirbel füllt das Zimmer,
Damit ihr recht genießen sollt.

Wie schlägt dein Herz beim Schlag der Stunde
Der deiner Gäste Lärm verjagt;
Wie glühst du nach dem schönen Munde,
Der bald verstummt und nichts versagt.
... um Alles zu vollenden,
... in's Heiligthum hinein;
... er in des Wächters Händen
... e ein Nachtlicht still und klein.



Wie bebt vor deiner Küsse Menge
Ihr Busen und ihr voll Gesicht;
Zum Zittern wird nun ihre Strenge,
Denn deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft dir Amor sie entkleiden,
Und ist nicht halb so schnell als du;
Dann hält er schalkhaft und bescheiden
Sich fest die beiden Augen zu.

Göthe.

In diesen schönen, hoch-lyrischen Stanzen malt der große psychologische Dichter die Wonne der ersten Umarmung zweier Liebenden, wie er darin zugleich treffend unsre heutige Sitte schildert, wie sie für die Feier der Brautnacht unter uns lebt. Wer von unsern Lesern die Wonne aller Wonnen empfunden hat, ein geliebtes Wesen ohne Rückhalt und Furcht, und nur aufgelöst in reiner Liebe als sein an die glühende Brust drücken zu dürfen, wer das große, die Nähe der Götter verkündende Wort: Brautnacht in seiner schönsten Bedeutung kennen lernte, der versteht den Dichter, der ihn hier mit uns an den schönsten Augenblick seines Lebens, an den Culminationspunkt seiner irdischen Existenz zurück erinnert. Wer aber *jenes Götterfest* auf Erden nicht gefeiert hat, *für den maßen* wir uns nicht an, eine genü-

Schilderung davon zu liefern, wenn ihm
Gemälde nicht genügt:

o gehet hin, und thut deßgleichen —

werdet Ihr wissen, was es heißt: eine
nacht feiern. Das gewissermaßen Heilige
großen Festes haben alle Völker erkannt,
wir bei allen Völkern Ceremonien und
uche finden zur Vorfeier, Feier oder
:ier der ehelichen Verbindung, deren
e gleichsam; deren Siegel, deren punc-
saliens die Brautnacht ist. Bei den
en wurde das Brautpaar beim Eintritt
feierlich geschmückte Haus, das sie künf-
vohnen sollten, mit Feigen und andern
ten überschüttet, als Vorbedeutung des
ftigen Ueberflusses; auch verbrannte man
hse des Wagens, damit es der Braut
ıfiele, in ihr väterliches Haus zurückzu-
. Nun folgte das hochzeitliche Mahl,
nd dessen Freude und Lust herrschten,
ıssende Hymnen gesungen wurden. Nach
Mahle wurde getanzt, auch hierbei wech-
Gesang mit Musik. Wenn der Tanz
get war, führte man das *neue* Ehepaar
Hochzeitkammer, *Thalamus* genannt.
ınd das mit purpurnen Decken belegte,

und mit Blumen bestreute hochzeitliche Bette, das eine eigene Benennung hatte, je nachdem das Ehepaar noch jung war, zum erstenmal, oder schon zum zweitenmal heirathete. Ein anderes hier ebenfalls aufgestelltes Bette war für den Bräutigam bestimmt, dessen er sich, wenn etwa üble Vorbedeutungen ihm die Vollziehung der Ehe furchtbar machten, bediente. Ehe die Braut das hochzeitliche Bette bestieg, wusch sie sich die Füße, wozu ein Knabe, der ein naher Verwandter war, das Wasser aus der Quelle Callirhoe brachte. Darauf aßen beide Liebende eine Quitte, das Angenehme und Gefällige ihrer ersten Unterhaltung zu bezeichnen; eine Sitte, die Solon gesetzlich befahl, und die auf die Geschichte der Proserpina anzuspielen scheint. Nun ward die Braut beim Glanze der Fackeln, die ihre nächsten Anverwandten trugen, zu Bette geleitet. Das Fackeltragen war für die Mutter der Braut das ehrenvollste Geschäft; sie umband die Fackel mit ihrer eigenen Haarbinde. Endlich löste der Bräutigam den jungfräulichen Gürtel der Braut, zum Zeichen der engsten Vertrautheit, und beide bestiegen nun das hochzeitliche Bette. Dieser der Braut abgenommene jungfräuliche Gürtel wurde öfters

einer Gottheit, der keuschen Minerva, oder der spröden, zweifach gegürteten Diana gewidmet, und sie legte sich dann einen neuen um. Während nun das junge Paar, in Liebe vermischt, Aphroditen die Erstlinge seiner Zärtlichkeit opferte, tanzten Knaben und Mädchen, blühend von Liebreiz, vor der Thüre der Brautkammer, stampften dabei mit den Füßen, und ließen laute Hymenäen erschallen, die Lobeserhebungen des Brautpaares und Wünsche für sein Wohlergehn enthielten. Alles dies geschah, um die Klagetöne der Braut nicht hören zu lassen; und damit nicht etwa eine mitleidige Matrone ihr zu Hülfe kommen konnte, mußte ein Mann von der Verwandtschaft des Bräutigams an der Thür der Brautkammer Wache halten. Endlich wünschte das Chor der Knaben und Mädchen dem Brautpaar sanfte Ruhe, und versprach, die Glücklichen am folgenden Morgen wieder zu wecken.

Bei den Römern machte am Hochzeitstage die Braut zunächst eine festliche Toilette. Während man der Juno — der Stifterin der Ehen, der Juno iuga, jochenden Juno — opferte, zertheilte *man mit einer Lanze* das *Haar der Braut in sechs Locken,* vielleicht um *auf den Raub der Sabinerinnen* anzuspielen.

Dann legte sie ihre jungfräuliche, verbrämte Toga ab, und zog ein unverbrämtes Gewand an; auf die Locken ward der Brautkranz gesetzt, der Brautgürtel und der feuerfarbene Schleier, als Symbol der jungfräulichen Unschuld, angelegt. Der Brautgürtel war von weißer Wolle, durfte noch nicht gebraucht sein, und war mit einem Herkulesknoten geschürzt, den der Bräutigam vor dem entscheidenden Moment löste. Mit dem Schleier verhüllte die Braut das Gesicht, und es war nur dem Bräutigam erlaubt, dies zu entblößen. Nun setzte sich die Braut in diesem hochzeitlichen Schmucke auf den Schooß ihrer Mutter, und der Bräutigam überraschte sie hier, wie von ungefähr, und raubte sie aus den Armen ihrer Mutter, auch damit wieder auf den Raub der Sabinerinnen hinzielend. Jetzt begann die feierliche Heimführung in die Wohnung des Bräutigams in einem sehr festlichen Geleite, dessen Glanz noch durch Leier- und Flötenspieler verherrlicht wurde. Ein fröhliches, durch Gesänge und Scherze erheitertes Mahl, verlängerte auch bei den Römern den jungen Liebenden die schon zu lange Zeit, bis sie sich in der Brautnacht umarmen durften. Endlich wurde, nach aufgehobener Tafel, die Braut feierlich von eine

ugendhaften, verheiratheten Matrone in's Bett
gebracht. Bei ihrem Eintritt in die Braut=
kammer mußte sie dem Priap die Erstlinge
ihrer Jungfrauschaft opfern, und sich zu diesem
Endzweck auf eine schön geschmückte, ungeheure
Form des Theiles setzen, dem das wichtige Amt
der Fortsetzung der Menschenschöpfung obliegt.
Außer dieser Gottheit befanden sich in dem
Brautgemache noch viele andere, die um thäti=
gen Beistand bei dem Werke der Liebe ange=
rufen wurden. Die Göttin Prema lösete der
Braut den Gürtel, der Gott Subigus zwang
die Braut, sich dem Bräutigam zu ergeben, die
Göttin Prema nahm an dem zu erwartenden
Glücke Theil, und verhinderte, daß das Ziel
nicht verfehlt wurde, die Göttin Pertunda
mußte endlich den Liebenden die Bahn des
süßen Genusses erleichtern, und sie in dem Au=
genblick mit Blumen bestreuen, da Schmerz
und Wollust den entscheidenden Kampf begin=
nen. — Die Matrone, die, wie es sehr wahr=
scheinlich ist, die sehr jung heirathenden, und
in einer glücklichen Unwissenheit der Werke der
Liebe lebenden Frauenzimmer, auch des Unter=
richts wegen begleitete — legte nun die Braut
in's Bette. — Während dessen überreichte man
den Gästen kleine Geschenke, die vornämlich in

einer Art Kuchen (Mustacea) bestanden. Die jungen Frauenzimmer traten nun vor die Thüre der Brautkammer und stimmten einen Gesang an (Epithalamium), in dem sie die Neuvermählten auf das Feierlichste lobten, und ihr Glück schilderten. Um aber durch übertriebenes Lob der jungen Frau nicht zu schaden, und die Göttin Nemesis, oder wie eben bemerkt, den Priapus oder Fescinus nicht gegen sie aufzubringen, um ihre stolze Eitelkeit zu demüthigen, sang sogleich nach den Mädchen ein Chor von Knaben Lieder, in denen man den leichtfertigsten Scherzen die größte Licenz einräumte. Dies waren die fescennischen Lieder, von der hetrurischen Stadt Fescennia so genannt, wo man die Gewohnheit hatte, die muthwilligsten Hochzeitgesänge abzusingen. Hierauf entfernt sich nun das Chor, und singt nach Katull:

Jungfrauen schließet die Thüre zu:
Unser Spielchen ist jetzt ausgespielt.
Und nun liebendes, liebes Paar,
Lebe wohl, und bediene dich
Deiner Jugendkraft rüstig.

So feierte der griechische und der römische Geist das große Fest. Mit dem Glauben und den Göttern dieser Völker verschwanden die

eremonien auch dieser edlen Feier, und das
infachere, den Menschen mehr auf das Innere,
öhere, anweisende Christenthum, verbannte
nit den Göttern der Liebe, der Ehe, der fleisch-
ichen Begattung auch die Opfer derselben.
lber man suchte nun durch äußern Glanz,
urch irdischen Tand und weltliche Gebräuche
as Fest der Liebesvereinigung auszuzeichnen,
nd wenn wir mittheilen, wie Herzog Wil-
elm von Jülich im Jahr 1585 seine Hoch-
eit und Brautnacht feierte, so geben wir dem
eser zugleich den schneidendsten Kontrast von
eremonien in der Feier einer und derselben
elegenheit, der sich vielleicht in der Geschichte
es menschlichen Geistes erzählen läßt.

Der Herzog vermählte sich mit der Prin-
essin Jacobine von Baden. Die ansehn-
iche Verwandtschaft des Hauses und mehrere
eutsche Fürsten wurden zu dieser Feierlichkeit
ingeladen. Küche und Keller waren reichlich
ersorgt, die Zimmer im neuesten Geschmacke
neublirt und aufgeputzt, und alles zum Em-
fang der fürstlichen Braut angeordnet. Sechs-
undert Fußknechte in rothen Mänteln mit
elben Aufschlägen, rothen Westen und roth-
efütterten weißen Hosen, grünen und gelben
trümpfen, mit Pulverflaschen und Lunten,

standen an den Thoren des Schloßthores bereit, ihrer künftigen Gebieterin die erste Huldigung zu bringen. Der vornehmste Adel, im Abentheuer geprüfte Ritter, Grafen und Herren, drängten sich in dem großen Saale, indeß Knappen und Junker die glatten Schilder noch glatter putzten, und die Rosse pflegten. Die Bürger waren beschäftigt, aus der herzoglichen Küche die ihrige zu versehen, damit ihre Gäste nicht darben möchten, wenn die Herren derselben aus goldenen Pokalen zechten. Um Zank und Lärm zu verhüten, sorgte die Polizei für Wachen, und für Dolmetscher zum Behuf der Fremden. Mehrere Stunden vergingen in diesem Taumel, und noch war man nicht fertig mit Zurüstungen, als die frohe Botschaft anlangte, die fürstliche-Braut sei an das Land gestiegen, denn sie kam zu Schiffe auf dem Rhein herunter. Eine glänzende Gesellschaft bewillkommte sie im Namen des Bräutigams, der sie von da einzuholen versprach.

Johann Wilhelm, im rothen Karmoisinmantel, mit breiten goldenen Borden besetzt, zerschnittnen Hosen und Wams von goldnem Tollet, rothen seidnen Strümpfen, mit einem Perlenkranz auf seinem mit grünen und weißen

rn geschmückten Hute, bestieg sein Roß,
unter seinen goldenen Decken und bunten
rn stolz einherging. Des Prinzen Seite
: das goldene Gefäß seines Schwerdtes.
er ihm wurden drei Hengste, prächtig auf-
zt, an der Hand geführt.

ei dem Anblick seiner Braut stieg er vom
de und ging ihr entgegen. Pfalzgraf
lipp redete die Braut in seinem Namen
und schloß mit einem herzlichen Gebet.
Gegenrede hielt Jacobinens Bruder,
rkgraf Philipp. Hierauf begann der
nach der Stadt, wo der Donner des Ge-
zes die Ankunft verkündete, und mit drei
zwanzig Trompeten und zwei Heerpaukern
eiferte. Die Braut wurde aus ihrem
zen nach dem Brautzimmer geführt, wel-
nach damaligem Geschmack mit schönen
eten, worauf die Liebe durch allerlei Figu-
und Gemälde zu Genuß einlud, ausgeputzt
. Das Brautbett bedeckte ein goldenes
h, auf welchem man die Geschichte des
rs ohne einen Kommentar übersetzt sah.
lose Näscher wurde vom Vulkan in
m Netz gefangen. Das Gegenstück dazu
die *Schloßkapelle, wo lauter* evangelische
ichten, und besonders die Hochzeit zu



Kana, aufgestellt waren, so wie in dei
Audienzsaal beinahe die ganze Apostel
in den sonderbarsten Karrikaturen d
unterhielt. Nach alter Sitte ließen
fürstlichen Verlobten von ihren nächs
wandten zum Altar führen. Die V
schien in einem ausgeschnittenen
silbernem Stück mit Gold bordirt, n
Halsschmuck von Diamanten und
und einer goldenen Krone auf ihren f
niedergeschlagenen Haaren. Zwöl
trugen ihr zwölf Fackeln von weißei
vor; ihr selbst folgten die Damen u
lein in weißen seidnen Kleidern mit
Silber gestickt. In der Mitte ging
peter und Pauker, und machten eine
Musik. Hierauf folgte der Brä
einem kurzen schwarzen Sammtman
seidnen Hosen und Wams, alles
bordirt, und silbernem Tollet gefüt
seidnen Strümpfen; auf seinem
Barret glänzte ein Kranz von Dia
Rubinen, in dessen Mitte eine M
worauf Iustitia mit ihren Ins
graben war.

Vor der Trauung hielt der H
Rede über den Text Ephes. 5.

ug er sich weidlich mit andern Citaten
un, und brachte endlich das große Geheim-
dieses Sakraments heraus, wobei er denn
schönen jungen Braut, sehr zur Unzeit das:
dolore paries filios tuos (in Schmerz
st du deine Kinder gebären) zu wiederhol-
nalen vorsagte.
Der Bräutigam legte hierauf in die Hand
Priesters einen goldnen Ring für die Braut,
: aber überreichte ihm in einer goldnen
aale einen Kranz aus lauterm Golde ge-
t, mit Blumen, Diamanten und Rubinen
efaßt, welchen der Priester auf das ent-
te Haupt des Bräutigams setzte. Ein
Deum laudamus, unter Beistimmung
Trompeten und Pauken auf dem Burg-
e, beschloß diese feierliche Handlung. Die
erhaltungen bei Tafel entsprachen der
ıde des festlichen Tages. Chöre von
mpetern und Paukern, von Geigern, Lau-
hlägern und Sängern wechselten und er-
:en das Ohr der Ritter. Unter dieser
sik eröffnete der Bräutigam mit seiner
ut den Tanz und zwar mit dem berühmten
eltanz, wo ihnen zwölf Windlichter vor-
nachgetragen wurden. Nach geendigtem
; begab sich die Gesellschaft in den großen

Versammlungssaal, wo ein herrliches Banket von Zuckerwerk, in Gestalt eines wohlgeschmückten Gartens, auf sie wartete. Hier sah man Lorbeerbäume mit goldnen Flittern behangen; Obstbäume in hohen Felsen und Bergen; perspektivische Wasserbäche, und darin mehrere Arten Fische; an den Ufern derselben Häuser, Schlösser und Thürme, Gehölz mit Elephanten, Löwen u. s. w. Auf Büschen und Bäumen schnäbelten sich verliebte Vögel, worunter der doppelte Adler, auf einem Löwen stehend und das österreichische Wappen tragend, besonders hervorragte, und die verliebten Vögel mit seinen Flügeln deckte. Ein Pelikan öffnete mit seinem Schnabel die Brust, und tränkte seine Jungen mit seinem Blute; auf den Flügeln trug er die Wappen der Vermählten. Die schalkhaften Ritter unterließen nicht, dies, als ein herrliches Bild, der jungen Braut vorzustellen. Mit dem Banket ging es wie mit dem Ochsen bei der Kaiserkrönung.

Das Brautpaar wurde hierauf in das Brautzimmer begleitet. Am ersten Morgen, da der Bräutigam seine Braut als Gattin küßte, überreichte er ihr die Morgengabe, ein Equivalent für — — —.

In neuerer Zeit sind mit der Veredlung

des Geschmackes solche groteske Feierlichkeiten wieder abgeschafft worden, und so kehren wir, nach einer Excursion zu den Griechen und Römern und in's Mittelalter, wieder zu der Zeit zurück, von der wir ausgingen, und die eben das herrliche Lied schildert, das diesen Artikel ziert.

Einer der schändlichsten Mißbräuche, den je die Geistlichkeit sanctionirt hat, ist das sogenannte Ius primae noctis, das Droit de seigneur, das Vorrecht, das die Gutsherrn im alten Frankreich hatten, bei der Verheirathung einer ihrer Bäuerinnen die Brautnacht mit dieser zu feiern, und dann erst den auf diese Art durch ein adeliges Reis gepfropften jungen Stamm dem rechtmäßigen Besitzer zur weitern Ausbildung zu überliefern! Dieses schändliche, beschimpfende Vorrecht ist jetzt Gottlob! ausgerottet, und ein despotischer Herr saugt nicht mehr den schönsten Saft aus der jungen Frucht, ehe er sie seinem Knecht hinwirft, der sie sich mit vieler Mühe gepflückt hat!

Es blieben uns hier nun noch die physiologischen Veränderungen zu beschreiben, zu denen die Brautnacht Anlaß gibt; aber wir werden diesen Faden schicklicher in dem Arti-

kel: Jungfrauschaft wieder aufnehmen. (Vergl. auch Entjungferung.)

Brille.

Das Auge ist unstreitig das beste, optische Instrument, aber es ist unglücklicherweise auch dasjenige unserer Organe, welches am leichtesten beschädigt wird oder sich verändert. Ueberdies können auch Bildungsfehler, Alter, Krankheiten es unfähig machen, seine Funktionen gehörig zu verrichten, und es ist daher ein sehr großes Glück für uns, daß die Kunst Mittel gefunden hat, einigen jener Unvollkommenheiten zu begegnen, die uns des vollen Gebrauchs des edelsten unserer Sinne berauben. Wirklich gewährt uns die Anwenduug convexer und concaver Augengläser diesen Vortheil, und die Erfindung der Brillen, wie besonders auch der noch schärfern Augengläser, wie Mikroscope, Telescope u. s. w. gehört unter die wichtigsten Eroberungen der Physik.

Wem die Ehre der Erfindung der Brillen gebührt, ist nicht so ganz gewiß. Doch scheint der Erfinder ein gewisser Salvino, oder Salvinio degli Armati genannt, der daraus anfangs ein Geheimniß machte. Ein Mönch,

Namens Alexander von Spina, der 1313 zu Pisa starb, hörte aber davon reden, und machte nach seinen eigenen Gedanken Brillen nach, die er „sehr willig und fröhlich" (corde hilari et volente, sagt eine alte Chronik) Andern mittheilte. Der Hauptgrund, warum man Salvino aber doch als eigentlichen, ersten Erfinder der Brillen betrachten darf, ist ein Grabmahl, welches noch im vorletzten Jahrhundert im Dom zu Florenz zu sehen war, und worauf man las: Qui giace Salvino d'Armato degl' Armati, di Firenze, inventor delli occhiali etc. MCCCXVII. Dieses Zeugniß hat eine Authenticität, die man einem andern Beweise für den viel ältern Ursprung der Brillen nicht beilegen wird. Ludwig Sigoli nämlich, ein für seine Zeit berühmter Künstler, hat auf einem Gemälde, dem Oberpriester Simeon, welcher die Beschneidung des Jesus-Kindes vornimmt, Brillen gegeben, weil dieser doch, wegen seines großen Alters, die schwierige Operation nicht wohl ohne Brille unternehmen konnte!!!

Wüßte man nicht, wie mächtig die Gewohnheit wirkt, so würde man nicht begreifen können, wie die Alten das Ding entbehren konn-

ten, dessen Gebrauch bei uns so sehr allgemei
geworden ist. Allein leider! sind die Brille
statt ein nothwendiges Hülfsmittel für schwac
Augen zu bleiben, nur zu oft in neuerer Ze
Modeartikel für junge, flache Stutzer geworde
die wohl oft sich einer Brille bedienen möge
um das in üppigen Lüsten erloschene Jugen
feuer ihrer Augen, um den Ausdruck all
Leidenschaften darin, vor den Blicken d
Welt möglichst zu verbergen! Nichts ist grä
licher, als ein bebrillter Zieraffe, dem man
ansieht, daß er das edelste Organ, das ih
der allgütige Schöpfer gab, mit schnö
Willkühr durch ein Brillenglas abstumpft, w
er denn doch auch eine Brille tragen w
und weil er denkt, daß das auf diese W
veränderte Gesicht vielleicht einige Reiz
Neuheit haben könnte, die ihm vielleicht m
zu einer Eroberung verhelfen! Glücklicher
rächt sich ein solcher Mißbrauch unwiderr
denn Niemand, wir wollen es aus voller
zen, der Wahrheit und der Erfahrung
hier niederschreiben, Niemand trägt
Zeit bei gesundem Auge eine Brille, d
früher oder später dadurch sein Sehor
stumpfte und verstümmelte, so daß i
ein beklagenswerthes Bedürfniß w

anfangs nur schnöder Tand und eitles Spielwerk war!

Brünett. Brünette.

Wo sich ein brauner, von der hellen Kastanienfarbe bis in's Schwärzliche spielender Haarwuchs, gewöhnlich dabei dichtes, starkes Haar findet, da nennen wir solche Menschen brünette. Wie wir oben sahen, daß blonde Leute (s. Blondine) ihre eigenthümliche Constitution zu haben pflegen, so zeichnen auch die Brünetten gewisse wiederkehrende physische und psychische Eigenthümlichkeiten aus. Bei brünettem Haar ist zunächst gewöhnlich ein braunes, oder doch dunkles Auge, seltener ein blaues; die Hautfarbe des ganzen Körpers ist dunkler, als bei blondbehaarten Menschen, das Temperament ist sanguinisch, oft sanguinisch-colerisch. Brünette und Brünetten sind lebhaft, empfangen die äußern Eindrücke rasch und lebendig, sie sind gern unentschlossen, wankelmüthig, aber einmal bestimmt, pflegen sie gern fest auf ihrem Willen zu beharren. Für Vergnügen aller Art, wie überhaupt für die Freuden der Erde, haben sie einen offenen Sinn, und besonders in der Liebe sind sie feurig, herzlich, lebhaft.

Pour aimer, prenez la brunette.

Marot.

Unter den Völkern Europa's sind es die Franzosen und Französinnen besonders, die man brünett nennen kann, Spanier und Italiener sind schon mehr schwarz. Brünetten haben meist unter den Männern viele Anbeter; ihr lebhafter Blick, ihr feuriges Auge, ihre rasche Bewegungen, ihr deßhalb lebendiges Muskelspiel reizt unwiderstehlich — —

Brunette fut la gentille femelle,
Qui tant charma les yeux de Salomon.
Qui dit brunette, il dit spirituelle
Il dit aussi vive comme un démon.

Fontenelle.

(Vergl. Blondine, Haar, Temperament.)

Brust.

Bei den Menschen gibt man diesen Namen zweien ovalen, runden Körpern, die am Oberleibe angeheftet und von der Natur zur Secretion der Milch bestimmt sind. Die Zahl, die Stellung, der Umfang und die Beschaffenheit dieser Organe leiden einige Verschieden-

beiten, die wir andeuten wollen. Die meisten Thiere haben die Brust auf dem Bauch. Der Ort, an welchem sie bei dem Menschen sich befindet, gibt einen neuen Beweis, daß die aufrechte Stellung seiner Natur gemäß, und nicht die Folge der Gewohnheit und Erziehung ist, wie einige Philosophen behaupten wollten. Der Platz dieser Organe bei dem Weibe, sagt Roussel, ist für den Säugling der angemessenste, indem er, da er seine Nahrung nicht mehr in der Mutter selbst suchen kann, sie dennoch von ihr empfängt, und in den Armen und unter den Augen der liebenden Mutter seine ersten Bedürfnisse befriedigt. Man hat einige, wiewohl seltene Beispiele von gänzlicher Verschiedenheit der Lage dieser Organe. So soll einst, wie ein Mönch von Corbie berichtet, eine Bäuerin deren vier gehabt haben, zwei auf dem Rücken und zwei an dem gewöhnlichen Ort, die vermöge ihrer Stellung mit einander zusammenhingen. Er setzt sogar hinzu, daß diese Frau drei Zwillinge gehabt, die sie wechselsweise mit ihren vier Brüsten genährt habe. Wenn nun freilich dieser Bericht etwas fabelhaft klingt, so gibt es geprüftere Beobachtungen, die beweisen, daß die Natur in einzelnen Fällen mehr als freigeberisch mit diesem reizen

den Geschenk umgegangen ist. Die schöne Anna-Boley'n hatte drei Brüste, wovon die eine etwas unter und in der Mitte zwischen den beiden Andern saß. Dies ist in solchen Fällen der gewöhnliche Sitz der höchst überflüssigen dritten Brust, und hier fanden auch Gardeur, Baudelocque und Percy diese Mißgestaltung. Georg Hannaeus hat aber auch eine Dame beschrieben, die drei sehr schöne Brüste hatte, von denen zwei links und eine rechts in gerader Linie saßen. Borelli hat eine Frau beobachtet, wo eine dritte Brust unter der wohlgeformten linken saß. In Pfullendorf ließ sich vor zwanzig Jahren eine alte Jungfer sehen, die vier, in zwei parallelen Reihen sitzende Brüste hatte. Auch Gardeur hatte auf St. Domingo eine Mulattin mit vier Brüsten gesehen, und im Jahr VIII. der französischen Republik nahmen die Franzosen eine wallachische Marketenderin in Oesterreich gefangen, die sogar fünf Brüste hatte, wovon vier in zwei parallelen Reihen, die fünfte ganz kleine tief unten am Leibe stand! Man hat geglaubt, daß solche vielbrüstige Weiber auch einen übermäßigen Trieb zur Wollust hätten, und daß sie mehrere Kinder auf einmal bekämen, aber die Erfahrung hat dies Vorurtheil

nicht bestätigt. Wenn die Natur bei solchen, oben angeführten Ausnahmen mehr gespendet hat, als das Normale will, so hat sie sich in andern Fällen auch wieder zu stiefmütterlich gezeigt, und Weiber mit nur Einer Brust haben oft genug gelebt. Lousier hat das bei einer Dame und ihrer Tochter gesehen, und auch Marandel erzählt einen solchen Fall.

Auch der Umfang der Brüste variirt sehr nach dem verschiedenen Geschlecht, Alter, Klima, Temperament u. s. w. Was das Geschlecht betrifft, so haben bekanntlich Männer eine sehr kleine Brust; doch finden auch hier einige Ausnahmen statt. Der Doctor Renauldin erzählt von einem vier und zwanzigjährigen Fuhrmann, der vollkommene Weiberbrüste hatte. Zuweilen sind die Männerbrüste zwar nicht äußerlich ganz so entwickelt, als die weiblichen, aber sie geben Milch, und haben Kinder ganz förmlich ernährt. Ein Matrose, der seine stillende Frau auf dem Meere verlor, legte in der Noth sein Kind an die eigne Brust, und war sehr erstaunt, nach drei bis vier Tagen sein Kind wirklich nähren zu können. Ein Prediger im Hannöverschen stillte in einem ähnlichen Nothfalle sogar Zwillinge! Alexander Benedictus, ein italienischer Ana-

tom aus dem fünfzehnten Jahrhundert, erzählt auch von einem Manne, der auf diese Art sein Kind nährte magno totius orbi miraculo! „zum großen Wunder der ganzen Welt.“ Alexander v. Humboldt hat im Dorfe Arenas in Süd-Amerika dasselbe gesehen bei einem zwei und dreißigjährigen Bauer Namens Lozano.

Kinder haben, wenn sie zur Welt kommen, im Verhältniß starke Brüste, und man sieht sogar gewöhnlich eine milchähnliche Flüssigkeit daraus hervorströmen. In der Kindheit wachsen dann die Brüste nicht weiter, und entwickeln sich erst in den Jahren der Pubertät bei den Weibern. (S. Entwickelungsjahre.) Aber bemerkenswerth ist, daß die Brust sich bei jeder weiblichen Monats-Revolution etwas mehr entwickelt, wie sie auch in der Schwangerschaft überall ihre vollste Entwickelung bekommt. Besonders aus diesen beiden Umständen geht die große Sympathie der Brüste mit den Geschlechtsverrichtungen hervor, ja die Brust ist ein Glied dieser physiologischen Kette.

Auch nach dem verschiedenen Klima, sagten wir, sei der Umfang des weiblichen Busens verschieden. In Flandern haben die Weiber eine sehr starke, volle Brust; eben dafür sind *auch die* Holländerinnen, die Türkinnen und

die Frauen in Siam berühmt. Die Weiber in Marseille und im ganzen Languedok haben weniger Busen als die Schweizerinnen, die Engländerinnen mehr als die deutschen Weiber. Die schönsten Portugiesinnen haben eine hohe, volle Brust, dagegen die Castilianerinnen fast gar keinen Busen zeigen können. Boelli erzählt von einer Frau, an der jede Brust wenigstens dreißig Pfund wog, und die daher ihren Busen in einem eigenen Behälter unterstützen mußte, weil er ihr höchst beschwerlich war. Bartholinus hat gar ein Weib gesehen, dem die Brüste fast bis auf das Knie reichten! — Die Grönländerinnen haben so lange und so weiche Brüste, daß sie sie über die Schultern zurückwerfen, und so ihre Kinder nähren; dennoch soll dies noch nicht der schlechteste Reiz der grönländischen Damen sein! Eben solche Mode des Säugens können auch die Hottentottinnen mitmachen, weil auch sie solche lange und weiche Busen haben, was ihre barbarischen Männer für das Ideal der Schönheit halten.

Sehr fette Personen haben gewöhnlich sehr starke Brüste. Der Busen entwickelt sich auch stark bei Frauen, die viel Temperament zur Wollust haben, bei jungen Mädchen mit brau-

nem Haar und dunklem Teint, und bei sehr lebhaften Frauen. Ein warmes Klima macht die Brüste weich und schlaff, dagegen in nordischer Luft sind sie immer mehr fest und rund. Eine feste, runde Brust ist Zeichen einer reinen Jungfräulichkeit, und frühe, oder übermäßige, oder unerlaubte Geschlechtsgenüsse zerstören unwiederbringlich die größte Schönheit des Weibes. Stillen, Alter und Krankheiten machen gleichfalls den Busen welk und weich.

Die Haut, welche die Brüste bekleidet, ist sehr weich und zart, und sie muß weiß und glänzend, höchstens von einigen Aederchen durchflochten sein. Der Busen ist eines der edelsten, (edel in Hinsicht auf seinen Zweck!) eines der edelsten, anziehendsten Attribute der weiblichen Schönheit, und die Leserinnen mögen überzeugt sein, daß ihren Geliebten nichts mehr fesselt, als

> das reizende Oval,
> Das sittsam um und um verdeckt,
> Sich in gewebte Luft vor seinem Blick versteckt.
>
> Wieland.

Der Kenner Piron nennt die weibliche Brust:

> *Deux montagnes de lait*
> *Où sur chacune une fraise est assise*;

ein Andermal ist er entzückt über:

> le lis, la neige et le jasmin
> du demi-globe, que termine
> un petit bouton de carmin!

Und mit diesen pikanten Schilderungen haben wir das Ideal der weiblichen Brust geschildert! Der schöne Busen sei ganz gleichförmig, oval gewölbt, von der Größe, daß eine weibliche Hand ihn kaum bedecken kann —

> Die holde Brust, die kaum zu decken ist,

nennt Wieland den Busen der mediceeischen Venus — er sei blendend weiß, angenehm glänzend, leicht beweglich, und er ende regelmäßig in eine purpurrothe, nicht sehr entwickelte Warze. Bei allen civilisirten Völkern wissen die Weiber, daß der Busen eine ihrer schönsten Zierden ist, und sie tragen große Sorgfalt, ihn zu konserviren. Die Freudenmädchen in Indien schließen die Brüste, damit sie nicht stärker werden, als sie es wünschen, in Etuis von leichtem, dünne bearbeiteten, weichen Holze ein, das den Bewegungen des Busens nachgibt. Die Griechinnen gebrauchten als Cosmeticum für den Busen einen gepulverten Stein von der Insel Naxos. *Unsre* heutigen Damen *wissen nicht, wie sehr sie* der Ausbildung und

der Form ihrer Brüste durch das Tragen der Corsets schaden (s. Schnürleib), und alle ihre Waschwasser und Schönheitspulver können nicht wieder gut machen, was diese garstige Mode verdirbt.

Buckel.

Unter mehreren andern Bedeutungen dieses ominösen Wortes versteht man darunter hauptsächlich eine Biegung der Rückenwirbelsäule, welches ein Hervortreten eines oder mehrerer Wirbel, und dadurch einen Höcker veranlaßt. Die Wirbelsäule kann sich auf verschiedene Weise verbiegen, nach hinten, nach beiden Seiten heraus, oder nach innen hinein. Der erste Fall ist der gewöhnlichste, und bildet recht eigentlich den Buckel. Die merklichste Wirkung einer solchen Beugung, wohin sie sich auch richten möge, ist die Verkürzung des Rumpfes, und deshalb die Verlängerung des Arms, der manchmal bekanntlich bis zu den Knieen reicht. Am gefährlichsten für die Gesundheit sind die Biegungen der Wirbelsäule nach innen hinein, die sogenannten Lordosen, weil hier immer wichtige Eingeweide gedrückt und verhindert werden, ihre Function gehörig zu verrichten.

Meistens sind die Höcker angeboren, und
ıngen mit einer sogenanten rhachitischen oder
ofulösen Constitution zusammen, die von
n Aeltern angeerbt ist. Aber Verbiegungen
s Rumpfes und der Wirbelsäule können
ıch zufällig entstehen, nämlich durch langes
ragen von schweren Lasten auf dem Rücken,
ırch anhaltendes, langes sitzendes Arbeiten,
ırch unvorsichtige Ammen, die die Kinder
nschnüren und einpressen und durch eine
hlechte Stellung, zu der man sich gewöhnt;
wie endlich durch Krankheiten der Wirbel-
ule.

Bleiben wir aber bei jenen gewöhnlichen,
ıgebornen Buckeln stehen, so finden wir, daß
e Natur solche Unglücklichen sehr oft für ihr
lißgeschick zu entschädigen scheint, indem sie
nen eine große Lebendigkeit des Geistes, ja
icht selten sogar wahres Genie mitgab, und
durch den edleren Theil im Menschen das
setzte, was sie dem unedlern nahm, die
chönheit der Form. Unter den Buckligten
ıt es nicht selten berühmte Männer gegeben,
ie wir ja nur an Aesop, Pope, Men-
lssohn, Lichtenberg u. a., zu erinnern
auchen. Der letztere hat sich einmal in seinen
istreichen Schriften selbst über diesen Punkt,

über die Lebhaftigkeit seines Geistes, ausgesprochen und geäußert, bei ihm (und seines Gleichen) habe das Blut einen kürzeren Lauf vom Herzen bis in den Kopf, und käme daher frischer und heißer, als bei andern, an dem Orte seiner Bestimmung an. Diese Erklärung ist nicht bloß witzig, sondern es liegt ihr auch gewiß sehr viel Wahres und Naturgemäßes zum Grunde. Mit jener Lebendigkeit der Geisteskräfte mag auch wohl noch die Thatsache zusammenhängen, daß Buckligte gewöhnlich so übermäßig zu den Freuden der sinnlichen Liebe hinneigen. Weniger als alle Andre geschaffen scheinend zu den Genüssen, die der Körper zu empfinden bestimmt ist, beweisen sie doch durch die That, daß sie Ansprüche haben auf diese Genüsse, und Buckligte leben auch meist in einer guten Ehe. Doch gehört auf der andern Seite grade ein Buckel bei einem Individuo zu den Gründen, die wohl von Staats wegen eine Ehe desselben verbieten sollten, denn auf diese Art werden immer wieder Menschen fortgepflanzt, die die Gattung verunstalten, deren äußere Form sie *nicht einmal* an sich tragen.

Busen. (S. Brust.)

C.

Callipädie.

Man hat geglaubt, es hinge, unter gewissen Bedingungen, von dem Willen der Eltern ab, schöne Kinder zu erzeugen, und man hat die Kunst, die diese Bedingungen lehrt, Callipädie genannt. Claude Quillet hat in seinem Lehrgedichte de Callipædia alle Vorschriften mitgetheilt, welche schwangere Frauen halten müssen, um schöne Kinder zur Welt zu bringen, doch ist sein Werk empfehlungswerther wegen seiner Versification, als wegen der Richtigkeit und Wahrhaftigkeit seiner Lehren. Sein ganzes System beruht vorzüglich auf dem, so oft angenommenen und oft bestrittenen, Einfluß, den die Einbildungskraft der schwangern Mutter auf die Ausbildung der Frucht üben soll, ein Verhältniß, was bisher nur auf hypothetischen Vermuthungen begründet wurde, und von welchem aus sich also nichts wieder weiter schließen läßt.

Das beste Mittel, um schöne Kinder zu zeugen, und das Einzige, *dessen* Wirkung noch *ziemlich gewiß ist, ist Gesundheit*, möglichste *Schönheit der Eltern, und ein* bis zum Augen-



blicke, der Ehe geführter reiner und keusch[e]
Lebenswandel derselben. So viel ist gewi[ß,]
daß keusche und g e s u n d e Eltern fast imm[er]
g e s u n d e Kinder zeugen werden; daß ab[er]
ein hübsches Ehepaar auch s c h ö n e Kind[er]
bekomme, das leidet schon bei weitem me[hr]
Ausnahmen. Wir verwundern uns täglic[h,]
wenn wir ein schönes Kind auf den Arme[n]
von häßlichen Eltern sehen, und umgekeh[rt]
haben sich Ehepaare oft genug getäuscht, d[ie]
wechselseitig von der Schönheit des Ander[n]
nichts als kleine Venusse und Adonisse hoffte[n,]
und denen die höhnische Natur dann klei[ne]
Wechselbälge unterschob! So wenig liebt d[ie]
große Mutter sich an dergleichen Gesetze z[u]
binden, so wenig will sie, daß auch der Mensch
in ihrem wichtigsten Geschäfte, der Fortpfla[n]zung der Geschlechter, eine Willkühr, ein Wo[rt]
mitzusprechen habe, und so wenig ist also selb[st]
die sicherste Lehre der Callipädie sicher! Wi[e]
viel weniger die tausend andern, dumme[n]
Albernheiten, die man wohl gar zu jenem Be[]hufe angegeben hat!

Claude Quillet gibt die oben beu[r]theilte Basis seines Systems in folgende[n]
Versen seines Lehrgedichtes an, die wir hie[r]

mittheilen wollen, um den Neugierigen eine Probe des Ganzen zu geben:

Nec turpes oculis facies, aut sordida monstra
Objicias, simulacra tibi observantur ubique
Formosa, et laetos semper recreantia visus.
* * *
Vos ergo, o gravidae! si mens est edere natos
Corporis egregii, solertem impendite curam,
Ut semper subeant oculos pulchra omnia vestros.
Si puer in votis lepidus, formosus Apollo
Formosa vestros delectet imagine visus.

Zeige nicht schnöde Gestalten dem Blick und alberne Fratzen;
All überall nur begegnen dir veredelte Formen,
Die dir das fröhliche Aug' ergötzen...
* * *
Ihr aber, schwangere Mütter, wenn wirklich liebliche Kinder,
Herrlichen Körpers, gebären Ihr wollt, so sorget bedächtig,
Daß nur Schönheit das Aug' erblicke, wohin es sich wende.
Wollt Ihr ein liebliches Knäbchen, so mag ein schöner Apollo
Euch in herrlichem Bild' ergötzen das fröhliche Auge.

(Vergl. Megalanthropogenesie, Zeugung.)



Castrat.

Wenn durch eine schmerzhafte, chirurgische Operation ein sehr wesentlicher Theil der männlichen Sexualtheile hinweggeschnitten, und dadurch dem Individuum die Fähigkeit geraubt wird, sich fortzupflanzen, so nennt man solche unglücklich Verstümmelte: Castraten. Zwar wird durch die Operation der Castration die äußere Form der männlichen Geschlechts-Parthien nicht wesentlich gestört, wie aber dieser Akt auf die ganze Organisation vom allerwichtigsten Einfluß ist, so erleidet doch auch selbst die äußere Gestaltung jener Theile einige Veränderungen, die sich hauptsächlich auf die schlechte Ernährung derselben vom Augenblicke der Castration an, begründen. Außer der physischen Veränderung des ganzen Körpers der Castraten, erstreckt sich auch der Einfluß solcher elenden Verstümmelung sehr bedeutend auf den Geist dieser

Art von Thieren,
Die durch die Stümm'lung just das Einzige verlieren,
Um dessentwillen man sie noch erträglich fand.

Wieland.

Sie sind im Allgemeinen ohne besondere Geistesanlagen, unempfänglich für alle edlen Empfindungen, traurig-melancholisch im Bewußtsein ihrer Nullität dahinschleichend, feig und engherzig — —

Schmach dem kombablischen Geschlecht!
Die Elenden, sie haben
Verscherzt ihr hohes Männerrecht,
Des Himmels beste Gaben.

Und schlendern elend durch die Welt
Wie Kürbisse, von Buben
Zu Menschenköpfen ausgehöhlt,
Die Schädel leere Stuben!

Wie Wein, von einem Chemikus
Durch die Retort' getrieben,
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.

Und fliehen jedes Weibsgesicht,
Und zittern, es zu sehen —
Und dürften sie, und können nicht,
Da möchten sie vergehen!!

Schiller.

Dies ist, in meisterhaft-körnigt-treffenden Worten geschildert, das elende, bejammernswerthe Loos solcher Unglücklichen. Es ist bekannt, daß unter den Ursachen, die den

Menschen auf diesen nichtswürdigen Gedanken brachten, und welche Ursachen wir in diesem Artikel beleuchten wollen, in ältern Zeiten, besonders in Italien, sehr häufig die Erfahrung bei Knaben die Castration veranlaßt hat, daß solche Knaben ihre zarte Diskantstimmen die Lebenszeit hindurch erhalten, und so den einzigen erbärmlichen Ersatz bekommen für den Verlust des größten Gutes des irdischen Lebens. Viele von ihnen haben auch wirklich sich eine bejammernswerthe Berühmtheit ersungen. Wir wollen nur an Carlo Braschi Farinelli erinnern, der sich vom Hofsänger des Königs von Spanien in den Jahren 1735 — 1755 zum ersten Minister aufzuschwingen gewußt hatte, und der in jener glänzendsten Periode seines Lebens fast Beherrscher des Landes war. Auch soll nach verschiedenen Nachrichten, die indeß zweifelhaft sind, Theophrastus Paracelsus ein Castrat gewesen sein. Ein andrer, sehr berühmter Castrat, ein italiänischer Sänger, war Carestini; die Leser finden sein Bild in Hogarth's unvergleichlichen Blättern: „die *Heirath* nach der Mode," (auf der vierten *Platte*,) und wir wollen unsern Lesern das Vergnügen um so lieber gönnen, die treffliche

hreibung dieses Portraits von dem großen
ischenkenner Lichtenberg hier zu finden,
Lichtenberg's Schilderung auch natur-
risch sehr treffend und wahr alle die, oben
kurz angedeuteten, physischen und morali-
n Eigenthümlichkeiten des castrirten Man-
aufzählt.
Der Hemling Carestini, sagt Lichten-
g, war, wie man sagt, eins der lieblichsten
schen, die das Stimm-Messer je aus ita-
ischem Rohre geschnitten hat. Aber man
nun auch hin! Gütiger Himmel! was
ein ekelhafter Dudelsack aus dem Meister-
der Schöpfung wird, sobald es die Kunst
rnimmt, aus ihm ein Flötenwerk zu
itzeln! Dem talgigten Unterkinn fehlt bei-
Bart und Kraft. Die starrende Band-
ife mit dem funkelnden Demantkreuze sind
ein erbärmlicher Ersatz für jenen Verlust.
urch erhält das Mäulchen eine gewisse
hbreiichte, schlabberichte Unbedeutsamkeit,
wenn sie bei Erwachsenen noch irgend einen
für den Anschauer hat, es in der Welt
andrer sein kann, als der zum Darauf-
gen. Wie das Schmalz nicht alle Form
Elasticität aus den dicken Knieen und
ganzen Beinmark verdrängt hat!" (Eine

[illegible]e Fettleibigkeit nämlich, ist charakteristi-
[illegible]r Zug am Körper der Castraten.) „Aus
[illegible] kraftlosen, schlotternden Pauschen der
[illegible]ine zu schließen, sollte man sie fast für die
[illegible]ndschläuche zu dem Flötenwerke halten,
[illegible] so eben einen guten Theil ihres Vorraths
[illegible]n einen Triller erster Größe abgesetzt haben.
— O! wenn schon angeborne Neutralität in
der Liebe, obgleich noch immer bewaffnet,
die bedeutendsten Züge des menschlichen Ge-
sichtes und menschlichen Anstandes für Kenne-
rinnen und Kenner verwischen soll, was in
der Welt kann die unbewaffnete, oder
gar entwaffnete anders erzeugen, als ein
solches Scheusal von Balggeschwulst?" — —

Man kann, hinsichtlich der verschiedenen
Grade der Verstümmelung, verschiedene Arten
von Verschnittenen unterscheiden. Die alten
nannten Spadonen oder unvollkommne
Castraten solche Männer, die nur auf der einen
Seite castrirt waren. Menschen dieser Ar[illegible]
haben keine der erwähnten Eigenthümlichkeite[illegible]
an sich; sie können sich auch fruchtbar begatte[illegible]
und das römische Gesetz erlaubte ihnen desha[illegible]
auch die Ehe. Eine zweite Gattung bil[illegible]
[illegible]ie Unglücklichen, denen man ganz, um n[illegible]
[illegible]nmal mit Schiller zu reden, „das Erb[illegible]

abgedreht" hat, denen nämlich beide Testikel, sei es durch einen Schnitt, sei es durch eine sonstige Manipulation, fehlen. Diese Gattung bildet die eigentlich sogenannten Castraten. Sie können zwar bis auf einen gewissen Punkt hin, den Beischlaf vollziehen, und empfinden auch noch eine gewisse Wollust dabei, aber diese Begattungen sind durchaus unfruchtbar. Es läßt sich aber hieraus schließen, daß üppige Weiber dergleichen Umarmungen nicht verschmähen werden, und wirklich erzählt Juvenal, daß die römischen Damen in der Kunst der Liebe vorgeschritten genug gewesen wären, um dies zu wissen:

> Sunt quas eunuchi imbelles ac mollia semper
> Oscula delectent.

> Weiber wohl gibt's, die feige Verschnittne,
> und weichliche Küsse
> Immer ergötzen.

Auch Frank versichert, daß in einer deutschen Stadt vier Castraten die Sitten der Frauen so verschlechterten, und solches Unheil stifteten, daß die Polizei sich in's Mittel legen mußte, um den scandalösen Scenen ein Ende zu machen.

Eine dritte Gattung von Verschnittenen



endlich, ist aller äußeren Sexualtheile durch die grausamste Operation beraubt; sie bildet die Klasse der eigentlich sogenannten: Verschnittenen oder Eunuchen, und wir werden von ihnen in einem eigenen Artikel reden. (S. Verschnittene.)

Wie man bekanntlich ganze Klassen von männlichen Thieren castrirt, wie z. B. Pferde, Hühner, Schweine u. s. w., um sie zur fruchtbaren Begattung untauglich, und dafür zu andern Zwecken geschickter zu machen, so hat man auch verschiedenen weiblichen Hausthieren einen Theil der innern Sexualorgane herausgeschnitten. Ja diese fürchterliche Operation ist sogar, nach durchaus glaubwürdigen Schriftstellern, zuweilen selbst an Weibern vollzogen worden, wo aber die Castration, sonderbar genug, gerade eine entgegengesetzte Wirkung al[s] bei Männern zur Folge hat. Die monatliche[n] Krisen hören dadurch auf, Kinn und Oberli[p]pen bekommen mehr oder weniger Bartwuch[s,] der Busen fällt zusammen, die Stimme w[ird] heiser, der moralische Charakter wird ro[h] und härter, zuweilen neigt sich der sinnl[iche] Geschmack solcher Weiber zu ihrem Geschle[cht] und so wird das ganze Weib mannähn[lich.] Nur darin gleichen castrirte Weiber castr[irten]

Männern, daß auch bei jenen der sinnliche Trieb durch diese Operation sehr abgestumpft wird. Boerhave erzählt von einem Schweineschneider, der seiner übermäßig wollüstigen Tochter beide Ovarien ausschnitt, (s. Geschlechtstheile) und dadurch endlich ihren Trieben einen Zügel anlegte. Ein grausam-nichtswürdiges Gesetz der Indianer verdammt die Ehebrecherinnen, noch kurz vor der Todesstrafe, zur Castration.

Verschiedene Beweggründe haben die Menschen bewogen, sich der Castration zu unterwerfen. Die Gewinnsucht, die schändliche Eltern sonst antrieb, die Männlichkeit ihrer Kinder hinzuopfern, indem sie sie zu künstlichen Sopransängern bildeten, haben wir bereits erwähnt. Ein bewährter Schriftsteller erzählt, daß in früheren Zeiten in Italien, namentlich im Kirchenstaate, jährlich im Durchschnitt mehr als Viertausend Knaben castrirt wurden, bis endlich ein tugendhafter, menschenfreundlicher Pabst, Clemens XIV., diesen abscheulichen Mißbrauch verbot. Dennoch war er durch das päbstliche Gesetz nicht ganz ausgerottet, und noch lange nachher wurde Castration sogar so öffentlich mitunter getrieben, daß man in einigen Städten an den

Straßenecken die Adressen von Charlatans las, die ihre Kunstfertigkeit priesen.

Eifersucht und Rache haben in nicht seltnen Fällen das Messer zur Castration geführt. Wer hat nicht von der Liebe Abälards und Heloisens gehört? Wer weiß nicht, daß der rachsüchtige Fulbert, als er die feurig Liebenden en flagrant délit ertappte, in Zorn und Wuth an dem unglücklichen Abälard eine Operation verrichtete, von der man nicht allzugewiß weiß, ob sie den berühmten Liebhaber zum Castraten oder zum Eunuchen machte, gewiß aber, daß sie sein Feuer sehr abkühlte. Kästner scheint das Letztere ge glaubt zu haben, denn er hat Abälards Unfall in einem malitiösen Epigramm folgendermaßen geschildert:

Als man dem Abälard in's Grab
Der Heloise Leichnam gab,
Streckt' er die Arme aus, sie liebreich zu
decken —
Sonst hatt' er Nichts mehr auszustrecken.

Aber es fehlt leider! auch sonst ni[illegible] Beispielen, wo dieselben Gründe, Ei[illegible] und Rache, zur Castration Anlaß [illegible] Oft haben Weiber, die wüthend wa[illegible]

die Untreue ihrer Liebhabe
Augenblicke diesen die Attri
lichkeit geraubt, und Jeder
heute im Morgenlande der e
tale nur Verschnittenen die
Weiber anvertraut.

Unter dem vielen Unhei
Fanatismus in der Welt ge
Castration, zu welcher er se
keines der kleinsten Uebel.
freilich von Kombabens

Der nächste Weg, dem Sa

ja er setzt wohlmeinend=scher

So gehet hin und thut des

allein es ist keine Frage, da
solche That eben so verpönen
den Selbstmord. Die Kai
und Justinian mußten m
Macht aufbieten, um dem rel
der Priester der Cybele zu
sich selbst verstümmelten,
stellten jene Kaiser die Ca
Selbstmorde in eine Klasse.
religiöse Sekte, glaubte
gefällig zu sein, indem

stümmelten, sondern sie castrirten auch bongré malgré Jeden, der unglücklicherweise ihnen in den Wurf kam!!

Auch als gesetzliche Strafe hat man die Castration aufgestellt. Nach Diodorus wurden Solche, die sich der Nothzucht und ähnlicher Verbrechen schuldig gemacht hatten, in Egypten castrirt, und nach Pietro della Valle findet dieselbe Sitte in Persien statt. Endlich haben unwissende, marktschreierische Chirurgen die Castration, als vorgebliches, radicales Heilmittel der Brüche gemacht, wie denn einst ein einziger Charlatan dieser Art in der Stadt Breslau mehr als zweihundert Menschen so verstümmelt hatte! Ueber diesen Mißbrauch uns näher zu erklären, ist hier der Ort nicht, wo wir auch des einzigen Falls, wo die Castration gesetzlich erlaubt ist, da nämlich, wo sie von einem schon gewissen Tode rettet, also in Krankheiten, nur mit zwei Worten erwähnen dürfen.

Cicisbeat. Cicisbeo.

Das Cicisbeat der Italiener ist aus zwei Elementen zusammengebildet: aus der Galanterie des Ritterthums und der neuern Gesel-

eit. Als jene die Damen nicht mehr vor
ub und Mord zu schützen und ihren Habe-
k in Turnieren zu gewinnen Gelegenheit
d, bot der Ritter seiner Gebieterin den
harnischten Arm, und führte sie durch die
aßen, hob sie in den Wagen, trug ihr
Fächer nach, stand in Festen und Schau-
len hinter ihrem Stuhle und flüsterte
ihr; davon erhielt er den Namen Cicis-
). In Genua soll die allmählig einschlei-
de Sitte zuerst die Macht eines ehelichen
geselligen Gesetzes erlangt haben: die
hende Handelsstadt bedurfte desselben mehr
andre. Der Drang der Geschäfte trennte
Ehemann so oft und so lange von seiner
u, daß diese während seiner Abwesenheit
s stellvertretenden Begleiters und Gesell-
fters kaum entbehren konnte, wenn sie
t tyrannisch eingesperrt werden sollte.
von Fremdlingen aller Lande wimmelnden
aßen mögen auch wohl einen männlichen
utz für jeden Ausgang besonders nöthig
acht haben. So wurde denn durch beider-
ze Uebereinstimmung ein Hausfreund ge-
lt, ein armer Verwandter oder ein Geist-
r, der nun ein für allemal den Schutz



und die Wacht der anvertrauten Ehefrau
nehmen mußte.

Was die Nothwendigkeit erzeugt hatt
wurde bald von der Mode genährt und
geschmückt, und verbreitete sich über das
Italien. Denn das neue Verhältniß
allen Partheien bequem und anmuthig,
auch die Eifersucht mußte sich darein
weil keine Ausnahme ohne Lächerlichkeit
zusetzen war. Statt der armen Verwa
und Geistlichen, die nicht jede Familie i
reitschaft hatte, trat mancher reiche, we
Fremdling in den Dienst eines Cicisbeo
der Ehemann hielt sich für etwanige Z
setzungen bei einer andern Gebieterin sch
Eine Frau ohne Cicisbeo ward verachte
Mann als Cicisbeo seiner eigenen Gatti
lacht, ein schöner und vornehmer Ci
brachte Ruhm und erregte Neid, und ei
verändertes Cicisbeat hieß Treue und S
haftigkeit. So erzählt in dieser Hinsicht
Lin de Chateauvieux, daß er in F
der Leichenrede eines als Greis Verstor
zuhörte, in welcher unter andern Lobe
bungen auch die fünfzigjährige exempl
Erfüllung seiner Pflichten als Cicisbe
gezählt wurde.

Das Cicisbeat besteht jetzt nirgends mehr in seiner vollen Macht und Ehre, und seine Ueberbleibsel, deren man die meisten und größten in Genua, Venedig, einigen andern lombardischen Städten und in Florenz antrifft, werden allmählig von einer weniger auffallenden Sittenlosigkeit verdrängt; besonders seit dem Einflusse der Franzosen. Dennoch muß ich hier von den Satzungen des Cicisbeats mit einiger Ausführlichkeit sprechen.

In dem ersten Jahre nach ihrer Verheirathung oder bis zu ihrer ersten Niederkunft heißt die Ehefrau Novizia, und darf in der Begleitung ihres Gatten auf Konversationen, Bällen und Schauspielen erscheinen. Nach dieser Periode wird ein Cicisbeo oder Cavaliere servente gewählt, der diese öffentlichen Dienstleistungen an des Eheherrn Stelle übernimmt. In der Wahl herrscht, nach den Umständen, bald der Geschmack der Frau, bald die Eifersucht des Mannes, bald gemeinschaftliche, uneigennützige Uebereinkunft, nicht selten ist auch schon im Ehekontrakte eine vorläufige Wahl getroffen worden. Der Kavalier erscheint alle Morgen bei der Toilette seiner Dame, und sucht ihr beim Putzen behülflich zu sein und sie zu unterhalten. Dann fragt

er nach ihren Befehlen für die Anordnungen der Vergnügen des Tages, die er vorbereitet und auch ökonomisch besorgt, entweder aus eigener, oder aus ihrer Kasse, je nachdem die Verhältnisse es erfordern. Er führt sie zu jedem Besuche, und wo sie selbst Besuche empfängt, macht er die Honneurs. An seinem Arme lustwandelt sie im Korso, an seiner Seite sitzt sie in der Karosse, in der Konversation und dem Schauspiele steht er hinter ihrem Stuhle. Nur zu der Mittagsmahlzeit und dem Schlafe überliefert er seine Dame dem Eheherrn, der ihm zu keiner Stunde den Eintritt in sein Haus erschweren darf.

Die Tugenden eines Cicisbeo sind, außer der gewandten Geselligkeit und Höflichkeit, blinder Gehorsam für die Befehle seiner Dame, ausschließliche Beschäftigung mit ihr, und die strengste Gleichgültigkeit gegen alle andere Frauen. Man mag sich also den Dienst eines Cicisbeo an und für sich keinesweges als angenehm und poetisch vorstellen. Vielmehr klagen die Kavaliere, mehr als Ehemänner, über Sklaverei und Launenmarter. Ein italienisches Sonett schildert witzig-treffend das ganze Wesen des Cicisbeates folgendermaaßen:

Femina di costume e di maniere
E d'esercizio sol maschio e di sesso,
Non marito, non celibe, ma spesso
L'uno e l'altro per genio e per mestiere:

Supplemento diurno, il cui dovere
E, di star sempre all' altrui moglie appresso,
Ed ha per patto e per costume espresso,
Nojarsi insieme le giornate intere:

Che legge, quando sa, cuce e ricama
E dieci ore del dì molle, indolente,
Serve or d'ombra or di corpo alla sua dama:

Quest' è lo strano indefinibil' ente,
Quell' anfibio animal, ch'oggi si chiama
Per tutta Italia *Cavalier servente.*

Ein Weib in seinen Sitten und Betragen,
Bloß männlichen Geschlechts an Regung, Bein und Leib,
Nicht ehelos, nicht Mann, und doch nicht ohne Weib,
Oft Beides aus Gewerb' und aus Behagen:

Verpflichtet, sich zu ganzen langen Tagen
Herumzudrehn um eines Andern Weib,
Kraft Sitte und Vertrag ihr Zeitvertreib,
Das Joch der Langenweil' mit ihr zu tragen:

Er liest, dafern er's kann, näht, strickt am Rahme
Zehn Stunden lang des Tag's, der weiche, indolente,
Bald Schatten, bald Adonis seiner Dame.



So steht dies Zwitterthier an unserm Firmamente,
Ein räthselhaftes Wesen, und sein Name
Durch ganz Italien — ist Cavalier servente.

Es konnte nicht lange fehlen, daß der Cavalier sich für das schwere Joch seines Dienstes einen reellen Habedank zu erwerben strebte und das alte böse Sprichwort von der Gelegenheit sich im Cicisbeate geltend machte. Ein System privilegirter ehelicher Untreue sollte man es aber dessenungeachtet nicht nennen, weil diese ja keineswegs in der Einrichtung selber liegt, sondern in ihrem durch menschliche Schwachheit herbeigeführten Mißbrauche. Auch mag es schwer sein, in dem großen Kreise der Wirkungen und Rückwirkungen zu entscheiden, ob die Unmoral des italienischen Familienlebens durch die Errichtung des Cicisbeates gefördert oder gehemmt ist. Wenigstens ist mit seinem Verfall die Sittenlosigkeit überall gestiegen.

Die Ehen der höhern Stände, von denen hier vorzugsweise die Rede ist, werden meistens durch Familiencontracte, ohne Zuziehung des Bräutigams und der Braut, die vielleicht ihres Alters halber noch keiner Stimme fähig sind,

[schl]lossen. Selten stört eine Weigerung [der Ve]rlobten das eingeleitete Geschäft: denn [der ju]nge Mann lernt vor der Periode der [Ve]rathung die galanten Sitten genug [kennen], um vor dem kurzen Noviziate in den [Arme]n seiner Zukünftigen keine unüberwind[liche F]urcht zu haben: sie aber, überdrüßig [des Kl]osterzwanges, oder, wenn sie auch diesem [e]ntwachsen ist, der zurückgezogenen Be[schrän]kung im elterlichen Hause, will ihre [Freihe]it um jeden Preis erkaufen. Findet [sie in] einem bestimmten Jahre keinen Bräuti[gam, s]o muß sie den Schleier nehmen. Seltner [ist i]n Deutschland, wo die Jungfrauen in [frei]hen, geselligen Berührungen mit den [Männ]ern stehen, widerspricht eine heimliche [Neigu]ng und Verpflichtung dem elterlichen [Wille]n, und wenn dies der Fall ist, so über[rede]ben auch wieder der tägliche Lauf der [Dinge] zu der Convenienzheirath. Solche [Pers]ective leitet nicht selten sogar zu der [Wahl] eines geduldigen, lebensmüden Eheherrn, [und de]r Liebhaber wird entweder privilegirter [oder h]eimlicher Cicisbeo. Sogenannte Miß[heirat]hen aus Leidenschaft sind in Italien [schon] deswegen romantische Raritäten, und [weil] die freie Wahl der Frauen greift öfter

nach Reichthum, Titelglanz und Karaktermilde, als daß sie einem urtheilslosen Herzenszuge folgte. Ueberhaupt läßt sich den Italienerinnen, bei aller Gluth der sinnlichen Leidenschaft, eine feste Bedachtsamkeit nicht absprechen, die sich nicht leicht von unüberwindlichen Augenblicken überraschen läßt. Ihre Liebe, sagt ein geistreicher Schriftsteller, ist weder Laune, noch Zeitvertreib, sondern ernsthaftes Bedürfniß. Gleich weit von der Denkungsart der Französin entfernt, die in der gleichzeitigen Menge ihrer Anbeter, und der Deutschen, die in deren raschen Abwechselung einen Vorzug setzt, legt sie tiefes Gefühl in eine Angelegenheit, die jene nur als modische Kleinigkeit behandeln, bringt sie den größten Theil ihres Lebens zu, über Dinge zu raffiniren, worin jene nur flüchtigen Sinnengenuß, mit etwas Romanenjargon verziert, suchen. Man erstaunt über die Geläufigkeit, mit der sich selbst junge Mädchen über alles, was die Metaphysik der Liebe angeht, ausdrücken, und die Idee drängt sich auf, wie sehr sie sich von Kindheit auf damit beschäftigt haben müssen. Da die conventionellen Grenzen der weiblichen Delicatesse im Sprechen *weiter* hinausgestreckt sind, als bei uns, so

legen ihnen die Sitten dabei weniger Zwang an. Eine Mutter, die man nach der Ursache der üblen Laune ihrer Tochter fragt; antwortet vielleicht: sie ist verliebt; und Liebe macht das große Thema aller gemischten Gesellschaften durch ganz Italien aus.

Dieser Karakter des schönen Geschlechtes und das willkührliche Nachspiel des gesetzlichen Cicisbeats bringt in Italien folgende Erscheinungen hervor. Das unverheirathete Mädchen ist streng bewacht, und wohl unterrichtet von allem, was es von männlicher Nachstellung zu befürchten hat. In größern Gesellschaften ist es schweigsam und zurückgezogen, in kleinern Kreisen aber offen, gesprächig, gegen das männliche Geschlecht selten verlegen und verträgt manchen Scherz, der bei uns beleidigt; nur darf er das Mädchen nicht besonders in Anspruch nehmen, und auf ein verstecktes Ziel hindeuten. Merkt dieß die Jungfrau, so wird sie große Augen machen und fragen: Volete far l'amore meco? Das heißt, ob man ein ernsthaftes Liebesverhältniß mit ihr anzuknüpfen gedenkt, was sie durch diese Frage eben einleiten will. Dazu wird aber gleich die Mutter, oder wenigstens eine Verwandte als Vermittlerin gezogen, welche die Geliebte



bei etwanigen Zusammenkünften begleitet, un
nach einigen Tagen in ihrem Namen die zwei
Frage aufwirft: Volete sposare la mi
figlia? Dieser Gang ist der ordentliche d
italienischen Liebschaften vor der Ehe, d
freilich aber auch seine Ausnahmen hat, d
jedoch ebenfalls selten etwas mit Mondschei
Vergißmeinnicht und Schwindsucht zu schaffe
haben.

In Florenz und Venedig habe ich die Mac
des Cicisbeats, als gesellige Etikette der hö
hern Stände, am uneingeschränktesten ang
troffen. Daher denn der begünstigte Liebh
ber in diesen Städten ohne Privilegium nic
so oft gegen den Eheherrn, als gegen den e
fersüchtigen Cicisbeo zu Felde ziehen mu
Denn dieser will entweder einem Fremdlin
nichts gönnen, was ihm verweigert wird, un
ist in diesem Falle ein Wächter der ehliche
Treue, oder er will sein Glück nicht theile
und bewacht sein eigenes Gut.

In Rom ist nur so viel von dem Cicisbe
zu finden, daß die meisten Damen, öfter a
Bedürfniß als aus Mode, einen ihrer Anbet
beglücken, der wohl auch Cicisbeo oder Cav
lier servente genannt wird. Die Eheverhäl
nisse geben diesem Pseudo-Cicisbeat seine

jedesmaligen Grad und Karakter, so daß der Cavalier entweder die anvertraute Dame am hellen Tage ausführt, oder daß sie ihn in der Dunkelheit einführt. Ist der Cavalier treu und — rüstig, so sollen die Römerinnen in der Regel sehr standhaft sein, und manche wechselt auch wohl des guten Rufes wegen nicht. Denn, da die Ehe nun einmal, als ein Titularwesen, ganz in den Hintergrund tritt, so gehen ihre gesammte Pflichten auf den Cavalier über, Treue, Vertrauen, Verschwiegenheit, und alle Gefälligkeiten und Opfer, welche die Umstände erfordern, aber auch alle Leidenschaften und Launen, welche Ehen unglücklich machen, quälen den ausdauernden Cavalier. Es ist nicht zu läugnen, daß auf diese Weise das Cicisbeat die Moral durch ein Surrogat ehelicher Treue unter den Italienerinnen aufrecht erhält, und eine Reformation der Sitten müßte mit der Ausrottung dieser Mode nicht anfangen, sondern vielmehr endigen.

— Bis hierher haben wir in diesem Artikel einen sehr geistvollen Schriftsteller über Italien (Wilhelm Müller, in seinen: Rom, Römer und Römerinnen betitelten, höchst interessanten Briefen) selbst sprechen lassen, weil

man das Wesen des Cicisbeates wohl nicht sachkundiger, ausführlicher und angenehmer schildern kann. Gottlob! daß die schlaffe Mode des Cicisbeates, mit allen ihren Formalitäten und Statuten nicht in Deutschland Wurzel gefaßt hat. Wo etwa bei einer deutschen Ehefrau das Bedürfniß ja auch ein Wort mitzusprechen hat, da fehlt bekanntlich, auch ohne deutsches Cicisbeat, der liebe Hausfreund nicht!

Coelibat.

Der ehelose Stand, besonders der Geistlichen. Die Gesetze des großen Stifters unsrer Religion haben den Lehrern derselben nicht eine Sitte vorgeschrieben, die dem allgemeinen Zwecke des Menschengeschlechtes so entgegen ist; da man aber schon in alten Zeiten die Enthaltsamkeit für ein Zeichen eines höhern, geläuterten Geistes hielt, so wollten die Religionsprediger, die zugleich Tugendlehrer sein sollten und mußten, dem Volke auch hierdurch einen Beweis ihrer veredelten Seele geben und so wurde das Cölibat sogar später durch päpstliches Gesetz in der katholischen Kirche *eingeführt*. Die Reformation stürzte bei ihrem

gern auch diesen Mißbrauch, dessen
logische und psychologische Folgen wir
Artikeln: Hagestolz, Ehe betrachten
en.

Cul de Paris.

Schon die griechischen Schauspielerinnen
rstanden, wie wir beim Athenaeus lesen,
die Kunst, den Mangel der Theile, die wir
hier meinen, durch Surrogate von Polstern
zu ersetzen; sie fütterten ihre Hüften, wenn
sie zu schmal waren, um eine schöne Ründung
herauszubringen, grade wie es die Pariserinnen
thaten, die vor etwa fünf und dreißig Jahren
den weltberühmten Cul de Paris in die
Mode brachten. Jene Griechinnen und die
Pariserinnen schätzten so gut als andere Ken-
ner und Kennerinnen den großen Werth
des Theils für die Schönheit der menschlichen
Gestalt, den man ja halb ironisch, halb ernst-
haft im Deutschen den Allerwerthesten
Theil genannt hat, und wie gut eben das grie-
chische Alterthum wußte, in welchem hohen
Grade dieser Theil die Sinnlichkeit in Anspruch
nähme — wie es von einem Volke nicht an-
ders zu erwarten ist, das jenem abscheulichen

Laster, welches man nach ihm die griechisch
Liebe genannt hat, so sehr ausschweifend erge
ben war — das sehen wir, außer durch di
vielen Stellen bei griechischen komischen Dich
tern, besonders an der Menge der Statuen
die ganz hauptsächlich gebildet scheinen, u
die Norm, das Ideal dieses Theils den Lieb
habern zu versinnlichen. Vorzüglich berühm
hat sich unter allen diesen Bildwerken jene
gemacht, das unter dem Namen der Venu
Callypigos allgemein bekannt ist, ein Bei
wort, das eigentlich geradeheraus ausdrück
worauf es bei dieser Statue ankommt. Ein
Venus steigt aus dem Bade, und ist eben i
Begriff, sich wieder zu verhüllen; dabei zeig
sie dem Beschauer in reizend-gebogener Stel
lung denselben Theil, den Mephistophele
im Faust zeigt, als er nach Göthe's Aus
druck „eine unanständige Geberde“ macht;

> Ich bin ein Cavalier, wie alle Cavaliere;
> Du zweifelst nicht an meinem edlen Blut, —
> Sieh' her, das ist das Wappen, das ich führe —
> („Er macht eine unanständige Geberde.“)

Aber freilich welcher Unterschied zwische
dem Wappen eines Mephistopheles un
den schön gewölbten Hemisphären einer V

nus Callypigos! Viele antike Jünglingsstatuen und andre, die Hermaphroditen darstellen, zeigen auch ganz besonders die Absicht des Künstlers, den Theil quaestionis recht lockend und lüstig hervorzuheben. Kunstbewanderte wissen, daß vorzugsweise in der Skulptur aus dem Zeitalter Adrians diese sinnliche Tendenz recht vorwaltet. Wie sehr den Kenner aber auch die Schönheit jenes Theiles begeistern könne, davon hat der geistreich-ungezogene Piron eine Probe gegeben, der in seiner ungebundenen Sprache, die sich nicht zu geniren pflegt, in wilder Lust ausruft:

> L'aimable C.. de Briséis
> N'a point de pareil ni de prix!
> Plus rond qu'une boule d'ivoire —
> Le croira qui le voudra croire.
> J'en ai presque mes sens ravis
> Mon cœur de joie en est épris
> Et j'ai toujours dans ma mémoire
> L'aimable C..!

Auffallend ist es, daß kein Thier, außer dem Menschen, ein wirkliches, gewölbtes, stark hervortretendes Hinterthei hat, so daß ein Theil, auf den wir uns, sollte man denken, nicht eben besonders viel zu Gute thun dürften,

specifischer, auszeichnender Theil unsrer menschlichen Gattung ist. Ein bekannter, älterer Anatom hat den Zweck, das cui bono dieses Vorzugs mystisch-teleologisch auf eine höchst possierliche Weise so ausgedrückt: „der Mensch, sagt er, ist das einzige Thier, das sich bequem aufrecht sitzend hält; das einzige Geschöpf, das ein fleischigtes hervortretendes Hintertheil hat; dieses breitet sich, wie ein bequemes Kissen, unter ihm aus, wenn er sich setzt, damit, wenn er behaglich und ohne Anstrengung in dieser Stellung verharrt, er seine Seele um desto gelassener der Betrachtung der Gottheit hingeben könne!"

Eben weil dieser wunderliche Theil, der in andern Hinsichten doch so verrufen und so garstig ist, so sehr die Sinnlichkeit reizt und fesselt, haben in allen europäischen Ländern — so viel derselben wir wenigstens gesehen haben — die öffentlichen Weiber der Freude die Manier, eben diesen Theil, den die verschämte Sittsamkeit bescheiden in den gehörigen Hintergrund zurückzieht, recht frech-lüstig zu präsentiren, und durch Bewegungen im Gange alle seine Formen recht anschaulich zu machen. Auf diese wahre Beobachtung haben die Italiener folgendes allerliebste Sprichwort

gemacht, daß wir unübersetzt hier anführen wollen.

Donna cui camminando il cul traballa
Se puttana non è, proverbio falla!

Vergl. griechische Liebe, Hüfte.))

D.

Defloration.

S. Entjungferung.

Diablotin.

S. Aphrodisiaca.

Dirne.

Eine der Bezeichnungen für ein junges Individuum des weiblichen Geschlechtes. Dies Wort theilt mit dem französischen, ganz gleichbedeutenden Worte: Fille jene beiden Schattirungen, daß man Beide, um ein junges, unschuldiges Mädchen zu bezeichnen, wie z. B.

Blitz! wie die wackern Dirnen schreiten —
Göthe.

Beide aber auch, ganz im Gegensatz, von einer verworfenen, lüderlichen Weibsperson braucht.

Der Eine
Hofft eine wilde Nacht an einer Dirne Busen.
Göthe.

Je nach diesen beiden Bedeutungen werden wir in den Artikeln: Mädchen und Freudenmädchen auf die Dirnen zurückkommen.

E.

Ehe.

Wir haben bereits in den Abhandlungen: Befruchtung, Begattung, Beischlaf die physiologischen und naturhistorischen Verhältnisse der Ehe besprochen, und es bleibt uns, bevor wir die Ehe vom Gesichtspunkte des öffentlichen Gesundheitswohles aus betrachten, nur noch die eine physiologische Frage hier etwas genauer zu untersuchen, die für die Ehe so hochwichtig ist: „Wie oft darf sich der Mensch den Geschlechtsgenuß erlauben, ohne davon Nachtheil für seine Gesundheit zu befürchten?“

Wir haben bereits im Artikel: Beischlaf
ähnt, daß diese Frage nicht allgemein be-
wortet werden könne, daß sie vielmehr sich
) den Individualitäten der verschiedenen
nschen verschieden lösen lassen müsse. Man
ß also bei der Untersuchung zuerst die Ge-
echter, und dann noch verschiedene andre
ch zu erwähnende Verhältnisse von einan-
unterscheiden. Wie oft also kann erstens
Mann, ohne Nachtheil für seinen Körper,
e Gattin umarmen? Die Natur braucht
lange Zeit, um im Körper des Mannes
) einem Beischlafe auf's Neue fruchtbaren
amen zu bereiten. In vier und zwanzig
inden ist wohl in den Saamenbläschen
der eine Flüssigkeit angehäuft, welche schon
der neu zur Umarmung aufreizen kann,
in um diese Flüssigkeit zu einer kräftigen,
htbaren auszubilden, dazu braucht die Na-
wenigstens drei bis vier Tage Zeit. Und
vird man denn daran erinnert, was schon
ther gesagt hat:

Der Wochen zwier,
Schadet weder mir noch dir:
Thut des Jahres Hundert und Vier.

ch muß man nicht übersehen, daß Luther

eben so stark und kräftig am Körper, als er es am Geist war; ja, man sagt, es sei auch noch sein Sprüchlein gewesen:

si nolit uxor, veniat ancilla,
Versagt's die Frau, so kommt die Magd —

und da mag Luthern das eine Lebensregel gewesen sein, was für Viele der jetzigen Generation schon sehr unpädatetisch sein würde.

Wenn etwas Allgemeines auf unsre Frage geantwortet werden sollte, so würde man wohl noch immer bei dem stehen bleiben müssen, was der berühmte alte Arzt Celsus schon gesagt hat: Concubitus neque nimis concupiscendus, neque nimis pertimescendus est. Rarus corpus excitat, frequens solvit. Cum autem frequens non numero sit, sed natura, ratione ætatis et corporis, scire licet, eum non inutilem esse, quem corporis neque langor, neque dolor sequitur. „Man muß den Beischlaf nicht zu häufig verlangen, noch auch sich zu sehr vor ihm scheuen. Selten ausgeübt, regt er den Körper an und kräftigt, zu oft, zerstört er ihn. Man muß indeß bedenken, daß das zu Häufig sich nicht nach einer Zahl, sondern nach der Beschaffenheit, dem Temperament

und dem Alter richtet, und so wird der Beischlaf nicht schädlich sein, wenn ihm weder Ermattung, noch Schmerz folgt."

Nach diesen Verhältnissen wollen wir nun unsre Frage untersuchen, und darin einem erfahrnen, physiologischen Schriftsteller folgen. Erstens also: das Lebensalter des Mannes. Jünglinge, die erst seit Kurzem zur Sinnlichkeit erwacht sind, denen der Geschlechtsgenuß neu ist, in denen der Bildungstrieb so eben die Geschlechtsorgane vorzugsweise vollendet, vermögen zwar außerordentlich viel., und fühlen sich unmittelbar nach dem Beischlafe weder geschwächt, noch befriedigt, vielmehr läßt sie der immer prickelnde Reiz der Organe und die aufgeregte Phantasie stets wiederholte Umarmungen wünschen. Allein grade sie zerstört die Befriedigung dieses in ihnen so gewaltsamen Triebes am meisten und sichersten. Die Kraft, die sie vergeuden, würde vor allem zur Ausbildung ihres Gehirns verwendet worden sein; sie machen sich zu willenlosen, karakterlosen Schwächlingen, die zu jedem, anhaltende Anstrengung fordernden, Geschäfte unbrauchbar werden, die immer im Halbtraume umherwanken, und höchstens in seltenem Aufblinken des entehrten Geistes die Ruinen dessen

ahnen lassen, was sie hätten werden können. Sie bedürfen dieses verschwendeten Saamens zur Vollendung ihrer Körperstärke, ihres Wachsthums, das nun halb fertig stehen bleibt und den jungen Greis mit frühem Siechthum bestraft. Sie schwächen besonders ihre Verdauungskraft, und indem sie viel mehr consumiren, als sie sollten, verderben sie die Quellen, aus welchen Ersatz der verwendeten Kräfte zufließen könnte. Wehe dem Jüngling, der in die Netze eines buhlerischen Weibes fällt! Dreimal wehe dem frühen Selbstschänder!

Erst wenn der Körper sein Wachsthum gänzlich vollendet hat, vom 24sten Jahre an bis gegen das vierzigste hin, ist der Mann in seiner größten Kraft, und die Natur, die nicht mehr so wie im jüngeren Menschen ausschließlich und angelegentlich das Zeugungssystem bildet, wird zwar eher befriediget, weil eben der Zufluß der Säfte dahin weniger stark ist, verträgt aber auch wohl einmal eine ungewöhnliche Anstrengung ohne Nachtheil.

Hat der Jüngling nicht die Frucht in der Knospe zerstört, so wird sich der Vierziger gewiß noch nicht über Mangel an Kraft beklagen, und zwar ohne die bunte Schwelgerei der Phantasie, doch immer noch mit aller männ-

...n Stärke das Geschenk Aphroditens eher
...ls Stärkungs=, denn als Schwächungsmittel
...rauchen.

In den fünfziger Jahren befiehlt das all=
...ählig absteigende Leben, selbst dem Robuste=
...en, weise Mäßigung und seltne Genüsse sol=
...er Freuden, die mehr Gewohnheit, als Be=
...ürfniß sind, bei welchen die Erinnerung mehr
...erth ist, als die Gegenwart. Mäßigkeit mag
...och lange ins späte Alter hinaus die Kraft
...halten, die selbst den Greis verjüngt und
...anchen schönen, lauen Frühlingstag mit
...arsamen, doch erfreuenden Blüthen in den
...Winter des Lebens einflicht. Allein unge=
...äßigter Genuß im Alter befördert das Ende
...r Kraft und des Lebens. Greise werden
...urch mäßigen Beischlaf mit jungen Mädchen
...stärkt, vorausgesetzt, daß sie das Lager des
...lten Tithon mehrere Stunden lang theilen,
...it einer Umarmung zufrieden und mit dem
...nschmiegen des nackten, jugendlichen Körpers
...n den trocknen, alten nicht karg sind. Es
...bt keinen wirksameren Magnetismus, als
...esen, wie wir schon aus Davids Exempel
...rnen können; die Ausdünstung der Jugend
... das beste Stärkungsbad für den welkenden
...reis, und sonderbar, die Mädchen fühlen

sich durch solche Dienste eben so entkräftet, als die alten Herren sich verjüngt fühlen. Man kennt das Raffinement der alten Sünder zu Paris, und das System, zu welchem sie ihr Restaurationsgeschäft ausgebildet hatten. Alte Kupplerinnen machten sichs zum Geschäft, junge, gesunde Landmädchen als Sunamitinnen zu verbrauchen, und es war förmlich berechnet, wie lange sie dies aushielten.

Die Lebensweise des Mannes. Hier sind Unterabtheilungen nöthig, denn die Lebensweise bezieht sich

1) auf die Beschäftigung. Der Mensch beschäftigt entweder den Körper mehr als den Geist, oder den Geist mehr als den Körper, oder beide gleich, oder beide gar nicht. Im ersteren Falle, wenn der Körper durch Arbeit ermüdet wird, meldet sich der Geschlechtsreiz selten, aber kräftig; auf den Genuß folgt unmittelbar Schläfrigkeit, Schlaf; der ermüdete Körper erholt sich, aber der Morgenstrahl weckt ihn nicht zu Spielen der Liebe, sondern zu neuer Arbeit. Die Phantasie hat dabei zu sonderlichen Schwelgereien weder Muße, noch Aufregung, und der von Staub und Schweiß bedeckte Körper der Schönen reizt eben auch nicht zu etwas mehr, als zur Stil-

ß des natürlichen Appetits. Darum er-
t der Landmann bei seltenem Beischlaf
kräftige Kinder, und wenn er sich im Winter
der Lust überläßt, so ist diese doch mehr eine
Arbeit andrer Art, als eine Schwelgerei der
Phantasie, wird während der sonstigen Ruhe
eher vertragen, und äußert sich viel zu grob
und unzart, als daß sie Flammen entzünden
sollte, die die sich weigernden Kräfte verzehren.
– Erzieher, wollt ihr die Jünglinge bewah-
ren, deren brennende Phantasie ihr Gefäß zu
verderben droht? Ermüdet ihren Körper durch
Arbeit! Sie ist das wahre Gegengift gegen
den Reiz, den ihr fürchtet.

Ganz anders mit dem Manne, der mit
geistigen Arbeiten sich ermüdet, dessen Nerven-
system allein thätig ist und sich anstrengt,
während die Muskeln ruhn, der mit sitzendem
Körper, besonders auf einem warmen, weichen
Stuhle, lesend oder schreibend, in Ideen sich
beschäftigt. Das Capital seiner Kräfte wird
viel stärker angegriffen, als das des Tagelöh-
ners, der überdies oft viel sorgenfreier lebt,
als er, oft wenigstens eben so gute Mittel
zur Restauration seiner Kräfte hat. Daher
kommt es auch, daß Gelehrte, wie überhaupt
Leute, bei denen die Gehirnthätigkeit sehr hoch

steht, also auch talentvolle Männer, die in den Künsten Epoche machen, und dergleichen nicht eben besondere Eheleute, wenigstens in der Regel nicht sind, weshalb man auch in allem Ernste die Frage aufgeworfen hat: ob sich solche Männer verheirathen sollen? (S. unten.) Eine spanische Dame verklagte ihren Mann vor der Tribüne in Madrid folgendermaßen: Mi marido es grand musico, buen escrivano, singular contador — *salvo que no multiplica.* „Mein Mann ist ein großer Musikus, guter Schriftsteller, ausgezeichneter Maler — aber er multiplicirt nicht gut!" — Kopfarbeiten bereiten nicht so erquickenden Schlaf, aber eine Unruhe im Nervensystem, die zur unzeitigen Wollust reizt. Der Mann am Schreibtisch sei mäßig!

Wer Geist und Körper in immer gleicher Thätigkeit erhält, und den einen wie den andern braucht, je nach seinen Kräften, der ist, wo nicht im Besitz, doch auf dem Wege zum Besitz der größten Kraftfülle, welche ihm nach seiner individuellen Anlage zu erreichen möglich ist. Dies äußert sich auch in der Energie seines Zeugungstriebs, der wohl wärmer und thätiger, als beim Bauer, doch nicht so unruhig und rastlos, als beim Stubensitzer, i

aber für ihn weniger erschöpfend
vollkommensten Menschen in allem
bei gebildetem Geiste ihren Körper
then nicht scheuen, vertraut mit der
ft, an keine Diät ängstlich gebunden,
Sorgen sich nie bis zur Erschöpfung
gen, doch nie zum Scherz machen, was
nster Natur ist.

as soll ich endlich vom Müßiggänger sa-
, dessen Geist eben so ruht, wie sein Körper?
t zu gar nichts taugt, als zum Essen und
inken? Nun, wenn er noch für die Weiber
gt, so nutzt er doch etwas, und sollte er
sogar über Gebühr anstrengen, so wäre
s immer besser, als wenn ein nützlicher
ensch durch Uebermaaß Schaden litte!

2) Auf die Nahrungsmittel bezieht sich der
terschied in der Lebensweise des Menschen.
er so dürftig und kärglich ernährt wird, daß
n Sättigung fehlt, der wird ohnehin nicht
der Liebe exzediren; der Hunger ist am
de doch der größte Tugendmeister, der mehr
richtet, als alles Predigen der Moralisten.
ders ist der Fall, wenn zwar die Nahrungs-
ttel nicht in Quantität fehlen, aber von
inger Qualität sind. Die vegetabilische
st des Armen, die Kartoffeln, die er genießt,

das Wasser oder Dünnbier, das er tri
raubt ihm nicht den Geschlechtsreiz, im
gentheil, die blähende Eigenschaft der Veg
bilien reizt zum Beischlaf. Allein wenn
sich über Gebühr anstrengt, erschöpft er
freilich eher, als ein andrer, der guten a
Wein trinkt und nichts als Fleischkost geni
So lange der letztere nur nicht so ausschw
daß die Eßlust und Verdauungskraft geschw
werden, so lange hält er ziemliche Anstreng
gen ohne Schaden aus, denn er ersetzt
der einen Seite schnell wieder, was er
der andern verliert.

Sine Cerere et Baccho friget Venus:
Ohne Brod und Wein ist Venus frostig

hat schon Terenz sehr treffend gesagt,
so erbauen denn auch Ceres und Bach
der Venus Heiligthümer und die ihr gebrac
Opfer werden von den ersten Göttern wi
ersetzt.

3) Der Grad der geistigen Cultur bestim
den Hauptunterschied unter den Menschen,
auch auf Geschlechtsvermögen und dessen St
sehr großen Einfluß äußert. Der rohe Men
sei er auch noch so sinnlich, ist unfähig zu
finirten Genüssen, und keine Phantasie z

...t seines Hirns weg. Er sucht und ...thierische Vergnügungen, deren ekelhafte ...enseite nach gestillter Lust stark genug ...tritt, um ihn, der nicht gewohnt ist, ...den Willen seiner Sinnlichkeit zu gebie... von einem schädlichen Uebermaaß abzu... ...n. Blos die Ambition der Lüder... ...keit kann ihn allenfalls antreiben, über ...Schranken zu springen — vielleicht ver... ...rt sie sich jezt unter uns, seitdem die deutsche ...ation Ursache zur Ambition andrer Art hat. – Es gab nämlich eine Zeit, wo ganze Stände, ...ren Seele die Ehre ist, keine Gelegenheit ...atten, ihre Stärke anders zu üben, als an ...laschen und H—, und wo unter ihnen der ...nen bedeutenden Grad von Achtung zu er... ...rgen sicher war, der sich im Bestürmen bei... ...r ganz vorzüglich auszeichnete. — Ohne ...cherz, es gibt für Jünglinge kaum eine grö... ...re Gefahr, als den falschen Ehrgeiz, unter ...n Herren Kameraden für einen ganz beson... ...rs großen Helden in allen Thaten der Un... ...re zu gelten; vernünftige Vorgesezte ver... ...ögen allein, durch Beispiel und Spott, ihm ...n Ziel zu sezen. Wehe dem Corps, es sei ...n Regiment oder eine Universität, wo diese

selbst nicht rein sind, oder sich darum nicht kümmern!

Immer indeß zerstört sich der rohe Mensch seltner durch Wollust, als der gebildete, auch ist der Schade geringer. Wer eine lebendige Phantasie hat, fällt viel tiefer. Denn er mißbraucht viel höhere, ihrer Natur nach einem edlen Ziel zugekehrte Kräfte; seine Mittel, zu sündigen, sind größer, und dabei quält ihn in den Pausen des Nüchternwerdens das vernichtende Bewußtsein, daß er gesunken ist, daß er unwerth seiner selbst, seine Blüthen zerstört hat, und auf die Achtung derer, zu denen er einst in den Jünglingsträumen einer besseren Zeit zu gehören wünschte, Verzicht thun muß. Neuer Sinnenrausch soll diese inneren Stimmen betäuben, und so geht jeder Schatten sittlicher Kraft zugleich mit der physischen reißend schnell zu Grunde. Den Mangel der letzteren ersetzen künstliche, oft seltsam raffinirte Genüsse zum Schein,

und ein Gefolg von Lüsten
begleitet sie ins Grab.

Das Temperament des Mannes. Hier findet sich ein außerordentlicher Unterschied; *nicht* Größe und Stärke des Wuchses, nicht

einen unmäßigen Trieb zu ihrer e
Entschuldigung angeben, und die oft
Sr. schwächlich und klein genug si
Schubkärner, der in Dr. mit ein

derlichen Weibe lebte, übernachtete in M. bei einem Weibe derselben Qualität; des Morgens fuhr er seinen Karren weiter, begegnete einem allein gehenden zehnjährigen Mädchen, und mißhandelte sie. Er erhing sich im Gefängniß in der Wuth, in welche ihn die Unmöglichkeit, sich Weiber zu verschaffen, versetzte. Der Mensch war klein und mager; er konnte nie still stehen, sondern wankte unaufhörlich mit den Schenkeln; sein Nacken war sehr breit.

Mancher hält für Temperament, was weiter nichts als Gewohnheit ist. Wer sich Geschlechtsgenuß verschafft hat, fühlt einen oder ein paar Tage nachher das dringendste Verlangen zur Wiederholung; überwindet er es, so plagt es ihn noch ein paarmal vielleicht, dann schweigt es endlich, wofern nicht ungewöhnliche Reizungen es wieder wecken. Ein reiner Jüngling voll Kraft entbehrt die Weiber ohne Beschwerde; ist er eine Weile verheirathet gewesen, und an öfteren Beischlaf gewöhnt, so wird ihm eintretende Entbehrung von einigen Wochen kaum möglich, und bei wieder erneuerter Gelegenheit hat er alle Mühe, sich in den Schranken der Mäßigung zu erhalten. So macht die Gewohnheit denselben *Menschen* bald mäßig, bald unmäßig, und

leichtert bald der Vernunft ihren Kampf, bald erschwert sie ihn.

Nichts kommt wohl wesentlicher in Betracht beim Geschlechtsgenuß des Mannes, als der Gegenstand, mit dem er ihn genießt. Ekelt ihn dieser an nach dem Genuß, so wird er nie mehr thun, als was nothwendig war. Allein zieht ihn unwiderstehliche Liebe an, wird sie erwiedert, wird alles Ekle an der Sache versteckt, und das Schöne herausgehoben, genießt er frische Reize der Jugend, begegnet er einer schönen Seele im schönen Körper, unterhält ihn Witz, Munterkeit, flieht die Grazie nicht vom Bett Eryeinen's mit dem gelösten Gürtel, so leistet er freilich mehr, und er mag wohl das Höchste, was die Natur den Sinnen beut, einmal mit ein wenig Ermattung bezahlen; es wird ihm wenig schaden, wenn er nur nicht die Gegenstände seiner Genüsse oft wechselt, denn bald verliert den Reiz der Neuheit, was ihn in den höchsten Taumel des Entzückens brachte, und dieselbe Rose bleibt zwar eine liebliche Blume, die den immer erfreut, der ihren Werth versteht, allein die Phantasie löscht ihre Zauberlaterne aus, wenn nichts mehr zu errathen ist. Nur der ewige Wechsel im Gegenstand der Genüsse erschöpft; immer

neue, immer andre Reize, sollten sie auch viel schlechter sein, als die gewohnten, spornen zu immer größeren Anstrengungen, und mit dem Ende der Kraft erst wird dem Lüstling der Salomonische Ausspruch lebendig: „es ist alles eitel!" Und an diese Erfahrungen knüpft sich dann nun auch die physiologische Nothwendigkeit der Ehen, die Liebe knüpfte, und Liebe erhält, und die allein das moralische und das naturgemäße Ideal der Ehe versinnlichen und erfüllen. (S. Begattung, Beischlaf.)

Wenn andre Leidenschaften das Herz bewegen, wenn Kummer und Sorgen niederdrücken, die man auf einen Augenblick gern vergessen, übertäuben möchte, da ist der Beischlaf ein zerstörendes Hülfsmittel. Die alle Kraft raubenden, niederdrückenden Leidenschaften, zehren am Mark des Seins und nun noch Nervenerschütterungen, die mit Säfteverlust verbunden sind! Entweder es sei das Herz ruhig, und lasse keiner andern Empfindung Raum, als der Liebe, die jetzt der Sinnlichkeit ihre Rosen bieten soll, oder es sei von der Freude bewegt. Für den Glücklichen ist die Lust!

Aber wahnsinnig ist der zu nennen, der mit schon gebrochener Gesundheit,

krank und siech, und der wenigen Kräfte,
ihm zum Ueberstehn seiner Leiden höchst
hwendig sind, bedürftig, sich noch den Bei-
af erlaubt. Und so sehn wir besonders
i Arten von Kranken handeln, diejenigen
)t zu rechnen, deren Krankheit geradezu
ı Geilheit als Symptom begleitet ist, wie
ssätzige, von tollen Hunden gebissene und
ige andre. Gichtbrüchige, Schwindsüchtige
) Hypochondristen sind es vorzüglich, die
Uebel durch Wollust verschlimmern. Gicht
ohl als Hypochondrie entsteht gewöhnlich
ch den Mißbrauch des Beischlafs; natürlich
den beide Uebel geradezu verschlimmert.
ßer ihren Paroxysmen aber, wenn der
nsch ein vorübergehendes Wohlbefinden ge-
ßt, sei er auf seiner Hut, und denke, was
ı bevorsteht, wenn er das strenge Gesetz der
ßigung aus dem Auge verliert. Ganz
l er nicht fasten, er müßte sonst auf diese
euden völlig Verzicht thun, da die Harpyien,
n ergriffen haben, ihr Opfer selten vor
Tode los lassen, und ihm doch eine viel-
e Dauer gönnen. Aber mäßig soll er
und wissen, daß er der Strafe nicht ent-
wenn er dies Gebot übertritt.
nd was soll der Schwindsüchtige thun?

Er lebt so heiter, täuscht sich mit dem Gefühl von Kräften, glaubt nicht, daß sein Haupt schon den Ungöttern geweiht ist. Er mag gar zu gern froh sein und sich des aufflackernden Flämmchens erfreun. In den Spielen Aphroditens fühlt er keine Schwäche, und gerade das tröstet ihn über seinen Zustand. Gibt er Geschöpfen das Dasein, so ist es ein elendes, für welches sie ihm keinen Dank sagen können, denn ehe sie sprechen, ist er, ehe sie denken, sind sie selbst dahin. Das Schlimmste ist, daß er seine Geliebte mit der eignen Krankheit ansteckt, denn, was ihn selbst betrifft, so ists wahrhaftig eine große Frage, ob es besser sei, daß er sein unvermeidliches Schicksal mit Rosen bedecke, und genießend den Kelch schneller leere, oder daß er durch Kasteien und Entbehren ein der Parze schon verfallenes Dasein eine Weile länger hinausdehne. So muß er denn entbehren, nicht um seiner selbst willen, denn er kann nun nichts mehr verlieren — sondern um andrer willen, die durch seinen Genuß um ihre Gesundheit kommen.

Schwelger, die schon entnervt der Rückendarre zueilen, die endlich den Genuß unmöglich macht, pflegen sich oft mit dem Gefühl großer Kraft zu täuschen, da alle Säfte dahin

sie ihnen den größten Abfluß ver=
nd ein wenig prickelnder Reiz zu
heint, daß die gemißbrauchten Or=
eines milden Safts, Schärfe ab=
Es bedarf wohl keiner Erinnerung,
iese kein Heil ist, als allein in der
mkeit, zu welcher sie nicht plötzlich,
allmählig sich gewöhnen müssen, wenn
der Sünde Sold empfangen wollen.
r Abscheulichkeit mag hier noch beiläufig
ung geschehen, die schon viele Tausende
gemacht, besonders viel unglückliche
Mädchen um Leben, Glück, Ehre und
achtung gebracht hat; der, daß der Sa=
ns der Hölle den Glauben unter Wüst=
n aller Stände verbreitet hat, wer von
ssen Krankheiten frisch angesteckt sei, der
e sie los, wenn er ein Weib, das ganz
sei, genieße. Geld und Lockung verhelfen
n nicht selten zur Ausübung eines infamen
enstücks, das nicht nur dem schänd=
n Verbrecher nichts hilft, viel=
r um so ärger schadet, je stärker
Anstrengung ist, welche die Ent=
dung vermehrt, sondern das ein ar=
mit seinem Unglück unbekanntes, Hülfe
säumendes, mit allen herzzerreißenden Lei=

denschaften und der Vergiftung zugleich in den Kampf gegebenes Mädchen elend macht. Und das Gesetz hat keine Donner gegen solchen Frevel!

So ist denn, wie wir gesehen haben, ein andres Gesetz geschrieben für den gesunden, jungen, fröhlichen Mann, der gut ißt und trinkt, und ein andres für den Darbenden, von Sorgen gedrückten, kränklichen, alternden, ein andres für den unbesonnenen, rohen, und ein andres für den, dessen geistige Kraft durch mancherlei Anstrengungen und Leidenschaften erschöpft wird, ein andres für den glücklichen Besitzer eines geliebten Weibes, ein andre[illegible] für den, der mit dem Geschlecht im Wei[illegible] vorlieb nehmen muß, ein andres für den, [illegible] durch Temperament und Gewohnheit fort[illegible] zogen wird, ein andres für den, dessen Ph[illegible] tasie die widerstrebenden Sinne aufreizt.

Für das Weib gilt im Ganzen, was [illegible] den Mann gilt, doch mit sehr großen Mo[illegible] cationen. Ihr gibt die Geschlechtsbestimm[illegible] den Karakter, dem Mann nicht. Für [illegible] ist es eine große Nebensache, daß er auch [illegible] gleichen zeugen kann; seine ganze Thä[illegible] seine Bestimmung hat eine andre Ri[illegible] Dagegen ist das Leben der Frau vo[illegible]



ig, sie ist um
ährend, bemerkt
og, mit dessen
end beim Manne
en dem Organis-
e den Mittelpunkt
dessen ganzer Bau
attin und Mutter
verhält sich, wie
n nicht selbstständig
esen außer ihr, an
nhängen; unglück-
ihr Dasein, wenn

ht selber angehören,
st sie festgebunden.
Schiller.

das Bedürfniß des
als der Mann. Selbst
er Trieb erwacht, den
vollkommen bändigen
weniger im Kampf mit
en, das bei ihr mehr die
als des Bedürfnisses an-
sie sich an einen Mann
ann, dann ist es ihr un-

möglich, ihm nicht gern und willig alles zu geben, was sie geben kann, mehr weil sie ihn dadurch fest an sich zu fesseln denkt, oder auch aus Eifersucht, als aus eigentlicher Wollust. Diese wird erst in der reifen Frau, nach dem vier und zwanzigsten Jahre, gewaltiger, wenigstens in der Regel. Doch nur in wenigen, ihrem eignen Geschlecht verächtlichen, unweiblichen Messalinen erreicht sie die Heftigkeit, die dem Mann ganz gewöhnlich ist. Die Männer sind sinnlicher, weit sinnlicher, als die Frauen. Diese verlangen wohl nach Liebe und Genuß, sehen aber nicht in jedem hübschen Manne gleich das Mittel ihrer Befriedigung, wie der Mann kein halbweg hübsches Weib sieht, ohne seine Sinnlichkeit zu fühlen, sondern sie weichen erst der Aufforderung, die sie für Liebe nehmen. Das Weib verlangt Liebhaber, d. i. Männer, an die es sich anschließen, auf die es sich verlassen, deren Anhänglichkeit, Freundschaft, Partheilichkeit für sich es gewiß sein kann. Für diesen Preis ergibt sie sich, denn sie meint, dies sichre ihr des Mannes Herz. Und der Mann sucht nichts als ihr Geschlecht. Die Natur hat jedem männlichen Thiere geboten, daß es sein Weibchen suche, dem weiblichen, daß es sich finden lasse. Da-

...en andern weiblichen
...e immer geschlechtsfähig
...Pausen, die ihr die Natur
...mer dasselbe beim Beischlaf
...as Thier ihn nur periodisch
...verabscheut außer diesen Pe-
...ch aber ist ihr ein Mittel ge-
...größerem Geschlechtstriebe doch
...Würde zu erhalten, daß sie den
...dem Genuß mehr liebt, als vorher,
...ie ihr Eigenthum zu bewahren sucht,
...as thierische Weib ihn nachher nicht
...t, und auch der Mann das genossene
...inder achtet, als welches er nicht ge-
...erin die Erwartung des Weibes durchaus
... erfüllend.

Man hat zwar tausendmal gesagt, die Frau sei sinnlicher als der Mann, und die Wollust sei ihr größeres Bedürfniß. Das ist wahr und nicht wahr. Wahr, wenn man meint, der Mann könne wohl allenfalls ohne Weib und Geschlechtslust männlich leben und wirken, und sie sei in ihm Nebensache, die er am Ende ganz niederkämpfen könne, ohne an seinem Werthe zu verlieren; das Weib hingegen könne nicht weiblich *leben und wirken* ohne Mann, *und die Geschlechtslust sei für sie Hauptsache,*

ohne welches sie den Inhalt ihres Lebens verfehle. Unwahr, wie wir schon oben behauptet haben, wenn man meint, die sinnliche Gier der Frau sei mächtiger, als die des Mannes, und sie rechne den Beischlaf eben so zu den unmittelbaren Lebensnothwendigkeiten, wie er gewöhnlich thut. Sie will nur erobern, an sich fesseln, gefallen; er will nur eine angenehme Stunde verscherzen. Er also, er ist das Thier, und sie der Mensch im Genusse.

Eine andre Frage ist: welcher von Beiden empfindet im Genuß höhere Wollust? Dies mag wohl gänzlich individuell sein, und wie ein Mann vor dem andern lebhafter fühlt, auch derselbe zu einer Zeit viel lebhafter fühlt, als zu einer andern, so auch die Frau; da kann es denn manche Weiber geben, die viel mehr empfinden, als kalte Männer, und wieder viel Männer, die lebhafter gereizt werden, als andere Frauen. Allein mit dieser Beantwortung ist die Neugierde nicht zufrieden gewesen, und da die Frage nur durch den entschieden werden kann, der zugleich Mann und Weib gewesen ist, weil jedem andern die Erfahrung hierin nothwendig abgeht, so haben sich die Götter einmal den Spaß gemacht, einen ausdrücklich deswegen die Dop-

lassen. Dies war
er Mann und Prophet,
Hera damit erzürnte,
langen in der Begattung
hierauf auf der Stelle
delt, und nach geraumer
alles, was Weibern mög-
hatte, wieder zurückverwan-
ied für das Weib; sie empfinde
s der Mann.

ixit, tres uncias habere virum auri,
vem feminam. *Fulgent.*

ias hat ausgesagt, der Mann habe
drei Unzen Goldes, die Frau aber neun.

rüber wurde Juno böse, und bestrafte ihn
mit Blindheit.

Wem soll ein physiologischer Tiresias nun
aber seine Stimme geben? Im Manne sind
die Geschlechtsnerven nicht so entwickelt und
ausgebreitet, als im Weibe, welches viel grö-
ßere und stärkere Geschlechtsnerven hat; aber
der Mann hat dafür ein viel lebhafteres Ge-
fühlsvermögen. Folglich scheint das Wollust-
gefühl *intensiv größer im Mann* zu sein, *ex-
tensiv im Weibe.* Aber beide empfinden an-

in Gradmesser ist nicht zu gebrau=
iberhaupt nicht ein Unterschied des
tt findet, sondern der Art. Aber
ie Erfahrung mit Gewißheit, daß
iaaß, die Unmäßigkeit im Genuß
viel weniger schade, als dem Manne.
einmal hingegeben, so würde sie
t übel nehmen, wenn das Spiel
acht durch fortdauerte, und manche
ngen am Tage sich noch überdies
sen. Das ermüdet sie gar wenig,
erfahrne wundert sich, warum der
eher aufzuhören Lust hat, als sie.
s Uebermaaß wird zuweilen mit
, ja endlich mit dem Tode bestraft.
ht.)

Regel fühlt sich das Weib durch
laf nicht erschöpft. Der Mann
durch öftere Wiederholung, und
ille Tage Dirnen, die beim lüder=
en dick und fett werden. Diese
Schicksal auf eine andere Art zum
ewige Reizen der Geschlechtstheile
idlich den Mastdarm so gänzlich,
ch alle Contractilität verliert; ein
Durchfall entsteht, und der gemiß=
er hört zu leben auf. Wieder=

holter Ge
rung, w
Wirkung de
Beischlaf is
zu Zeugun
Schwangersc
schadet ihr
schwächt das
Uebermaaß.
Nervensystem
in welchen
zigt, und da
Nach dies
ngischen W
Ehe in Be
wohl, auf
menschlich
und hier e
tige Frag
Erhalt
lange
flüssig z
Welt a
fühlt,
sagen
der o
ist,

holter Genuß hindert beim Weibe die Schwängerung, und die Nachgenüsse vernichten die Wirkung des ersten Umarmens. Tüchtig zum Beischlaf ist das Mädchen bald, aber tüchtig zur Zeugung nur der reife, weibliche Körper. Schwangerschaft zerstört häufig die Mutter, schadet ihr wenigstens; fruchtloser Beischlaf schwächt das Weib nur beim entschiedensten Uebermaaß. Nur seltne Verstimmungen des Nervensystems bringen Ausnahmen hervor, in welchen der Beischlaf die Convulsibilität reizt, und dadurch nachtheilig wird.

Nach diesen Betrachtungen über die physiologischen Verhältnisse der Ehe, bleibt uns die Ehe in Bezug auf das öffentliche Gesundheits-[illegible]hl, auf das Wohl der Staaten und der [illegible]schlichen Gesellschaft zu betrachten übrig. [illegible]er entsteht nun wieder zunächst die wich-[illegible]rage: „ist die Ehe überhaupt der [illegible]lt ung der Gesundheit und eines [illegible] Lebens günstig?“ Es ist über-[illegible] wiederholen, was vom Anbeginn der [illegible] gesagt worden ist, und was jeder [illegible] daß man es ihm überhaupt zu [illegible] hätte, daß nämlich, als Theil [illegible]ten Wesen, der Mensch dazu da [illegible] zu leben und leben zu lassen,“ damit

die Natur in einem ewigen Frühlinge erhalten werde. Alles in ihm scheint für diesen Zweck geschaffen, und selten widersteht er ohne Gefahr diesem edlen Triebe. Die Menschen, die in katholischen Ländern noch im Cölibate leben, oder die sich heimlichen Umarmungen, oder gar der Selbstbefleckung hingeben, haben zu Zeiten gewisse Crisen, die noch durch die Gewohnheit häufiger werden, die aber nicht ohne Gefahr für den Organismus beschwichtigt werden dürften, hätte der Mensch nicht das Institut der Ehe begründet.

Der Doctor Haigarth hat in sehr genauen Sterbelisten nachgewiesen, daß im Verhältniß in einer gegebenen Zeit mehr Hagestolze als Verheirathete sterben, und daß die Letzteren auch längere Zeit leben als die Ersten. Auch Büffon hat dieselbe Bemerkung gemacht, und Parcieux hat bewiesen, daß es ein Vorurtheil sei, wenn man glaubte, Mönche und Nonnen lebten wegen ihres einfachen, einförmigen und regelmäßigen Lebens länger als andre ehrliche Leute. Er wies nach, daß von 1685 bis 1745 es wenig dergleichen gegeben hätte, die bis achtzig Jahre alt geworden wären, daß ferner Klostergeistliche nicht so lange leben, als Geistliche, die in der Welt

leben, und ihrer völligen Freiheit geni
daß endlich weltliche Hagestolzen wieder l
leben, als unverheirathete Geistliche, daß
von allen Menschen Eheleute das höchste
erreichen. Hufeland und Sinclair
neuerlichst wieder durch viele Beweise d
than, daß fast alle, die zu einem sehr
Alter gelangt waren, verheirathet gewesen
und daß selbst verheirathete Weiber, tro
vielen Anstrengungen und Krankheiten
die Ehe mit sich führt, im Allgemeinen l
zu leben pflegen, als unverheirathete.
deré, ein berühmter französischer Arzt, g
für diese Erfahrungen vier Hauptgründ
funden zu haben; er meint nämlich, daß
ne Vorrecht der Ehen hauptsächlich
ge: 1) von der gegenseitigen Unterstü
Hülfe, die sich Gatten angedeihen l
te man, außer in einer glücklichen
nde auf der Erde in diesem Maaße
be; 2) in der viel größern Thätl
man leben muß, wenn man ein
ein en Hausstand hat: nun aber
un Kräfteanstrengung der Gesun
glich, als die Nahrung; 3) in de
r sich Eheleute (mit höchstw
) vor den üblen Begleit

...aga befinden, und endlich
in der Oekonomie der Zeu-
...othwendig in einem Verhält-
...o Bequemlichkeit und Gewohn-
...angen nur selten aufkommen.
... Hagestolzen dagegen, die sich
...einen neuen Gegenstand hinreißen
...die Natur zwingen, und bei denen
...lecht Ursache hat, das Andre zu
im Gegentheil es durch das Ueber-
...ner flüchtigen Liebe zu fesseln glaubt,
...alten ihr Nervensystem immer durch zu
...Geschlechtsgenüsse aufgeregt; oder, was
der Fall ist, Männer und Weiber, die
öffentliche Meinung fürchtend, in einer
...einbaren Enthaltsamkeit leben, lassen sich
...nsame Verirrungen zu Schulden kommen,
und ziehen sich dadurch Krankheiten zu, die
noch gefährlicher sind, als die Erschöpfung,
die aus den häufigen Umarmungen der ver-
schiedenen Geschlechter entsteht.

Ist die Ehe, wie wir es bewiesen zu haben
glauben, ein wohlthätiges Institut, so folgt
daraus, daß man sich verheirathen müsse, so-
bald man ein wirkliches Bedürfniß dazu fühlt.
Dieses Alter war und ist bei den verschiedenen
Völkern, nach verschiedenem Clima und Sitten

...ttung.) In Rom
...zwölf Jahren verlobt,
...eirathen; ein Mädchen
... Jahren Braut, zu zwölf
... alten Germanen beweibten
...t, und auch die Spartaner
...nner bis zum dreißigsten, die
... zwanzigsten Jahre. Dagegen
...thenienser sich bald nach der
... des Körpers verheirathet zu ha-
...uns zu Lande, und in neuern Zei-
...t der Arzt schon deswegen für nicht
... Ehen bei Männern stimmen zu müs-
... dem infamirenden und verderblichen
...er Selbstbefleckung, das leider! so all-
... verbreitet ist, zu begegnen, da es doch
...der Ehe noch das beste Gegengift findet.
...as die Mädchen betrifft, so ist wohl keine
so große Eile nöthig. Freilich nennt die Arz-
neikunst bei gewissen Hysterischen und Nym-
phomanen (s. Geschlechtstrieb) die Ehe
als Specificum, indeß hat man doch beide
Krankheiten oft genug auch bei verheiratheten
Weibern gesehen. Dagegen erzeugt eine zu
frühe Mutterschaft nicht nur elende Nachkom-
men, sondern auch eine Menge von körperlichen
Uebeln bei der Mutter selber, und es wird in

unserm Clima für Mädchen nicht rathsam sein, sich vor dem achtzehnten bis zwanzigsten Jahre zu verheirathen.

Was die Frage betrifft, ob Gelehrte sich verheirathen sollen, so hat man sie oft genug ganz im Ernste verneinend beantwortet. Indeß ist man damit gewiß zu weit gegangen. Die Cultur der Wissenschaften unterdrückt ja nicht alle natürlichen Triebe, und Stubengelehrten ist die Ehe vielleicht noch nothwendiger, als Leuten, die ein bewegtes, thätiges Leben führen. Doch auch abgesehen davon, daß dann die Ehe eine bloße Arznei für den Mann wäre, werden sie auch die Weiber der Gelehrten immer noch gut genug stehen, wenn diese ihre Männer nur nicht ein gar zu undiätetisches Leben führen; freilich ist

avoir toujours le cul sur selle

wie sich die geistreiche Frau von Sevign[illegible] ausdrückt, eben so wenig der Gesundheit üb[illegible] haupt, als dem Geschlechtstrieb vortheilha[illegible] indeß, wenn solche sitzende Gelehrte auch [illegible] Zeiten die körperlichen Kräfte gehörig [illegible] u. s. w., so werden sie wohl eine hinlän[illegible] gesegnete Ehe zu unterhalten im Stande



die Dorfprediger
er Hinsicht ausge-
und von denen Je-
le gewöhnlich nur
ließen."
ob, die Ehen zu be-
ölkerung zu erhalten.
r der Ehe eine große
geboren, allein es ist
ztlichen Lesern bekannt,
eistens die unehelichen
, die die liebende Vorsicht
hren Schooß nimmt und
tesquieu hat bemerkt:
ns illicites contribuent
ation de l'espèce. Die
der werden in Schande ge-
gen, in Verlassenheit und
die entehrten oder dürftigen
nen andern Grund, als den
ber bald von fast noch gewalt-
niedergedrückten Mutterliebe,
en zu erhalten, die entweder
Verbrechens, oder eine große
Elende sind; diese ihrerseits sind
ucht von lüderlichen, durch alle
gen geschwächten Eltern, und

bringen den Stempel der Lebensunfähigkeit an ihrem erbärmlichen und unreifen Körper meist mit zur Welt, und so wird es immer kein sehr langes Leben sein, das ihrer wartet, und die Bevölkerung darf sich von ihnen keinen dauernden Zuwachs versprechen.

Wenn nun, nach allen diesen Gründen, Ehen vom Staate begünstigt werden müssen, so gibt es andre Ursachen, die sich im einzelnen Falle einer Heirath widersetzen, und wir wollen auch diese kurz berühren. So sollte man sie allen sogenannten rhachitischen Mädchen, die ein verbogenes, übelgebildetes Becken haben, durchaus verbieten, denn ein solcher Bau bringt die Unglücklichen in die schreckliche Alternative, entweder im Kindbette zu sterben, oder ihr Kind in Stücken zerschnitten und so zur Welt gebracht werden zu sehen. Es wäre daher sehr wünschenswerth, daß man bei einer abzuschließenden Heirath den Arzt darüber zu Rathe zöge, ob auch die junge Dame naturgemäß Mutter werden könne? Aber freilich, wenn es schon im Allgemeinen wahr ist,

> daß die Frauen, diese lieben Wesen, eher dem Manne, ja dem Teufel selber lieber folgen, als dem Diätetiker, dem Arzte,
>
> Jean Paul.

wenig werden sie erst in einem so hochwichtigen Punkte dem wohlmeinenden Arzte folgen! Wollte man allen Schwächlichen und Kränken die Ehe untersagen, so wäre dies ein Attentat an die bürgerliche Freiheit und das Glück der Individuen. So sind z. B. Nervenkrankheiten und Scrofeln fast allgemeine Krankheit unsres jetzigen Geschlechtes geworden, und man würde ganze Städte finden, in denen sich die jungen Leute nicht heirathen dürften, wenn man jene Uebel als Grund dazu aufstellte. Allein ein Andres ist es mit schweren Krankheiten, die nicht nur dessen Tage bedrohen, der damit behaftet ist, sondern auch ganze Generationen anstecken, und den andern Gatten durch die Mitansteckung tödten. Solche Ursachen nicht beachten, hieße alle die Uebel herbeiführen wollen, die die Folge davon sind, hieße das Ehebett zum Tummelplatz der Zwietracht und des Unglücks machen.

Die hauptsächlichsten solcher Krankheiten, die durchaus die Ehe verbieten müssen, sind: 1) die verschiedenen Grade von Geistesschwäche, Tollheit und Imbecillität, die nicht nur in unglücklichster Folge forterben, sondern auch in der Ehe selber die schrecklichsten Scenen aller Art herbeiführen; 2) die wirkliche Epi-

lepsie. Diese Krankheit wird oft durch die Freuden des Ehebettes noch verschlimmert, und artet dann zuletzt in Geistesschwäche oder Apoplexie aus; sie erbt von Geschlecht zu Geschlecht, und bringt eine tiefelende Generation hervor; 3) Blutspeien und Lungenschwindsucht. Auch diese furchtbaren Krankheiten wachsen rasch im Ehebette und zeugen dem Tode geweihte Geschlechter! 4) Veraltete Syphilis, die den ganzen Körper untergräbt und schwächt, und gleichfalls auf die unglücklichen, an den Sünden ihrer Eltern unschuldigen, Kinder forterbt.

Faut-il qu'une affreuse épine
Se mêle aux fleurs de Cypris!
Pour ce poison de Paris
Que n'est-il une vaccine!
Cela serait divin
Qu'en dites vous, ma voisine?

Béranger.

Es ist auch gewiß das Schändlichste, was man ersinnen kann, wenn ein Gatte in den Schoos des Andern, Unschuldigen das böse Gift gießt, das in der unreinen, verbrecherischen Umarmung mit einem Dritten erwuchs, und wenn er so ganze Geschlechter vergiftet, indem er selber im Genusse schwelgt!! Hinweg von solchen Greuelsceenen. — —

uch t.

n seine Geschlechter stehn,
ammernden Schatten gleich,
eschlechter werden
ndes Auge segnen!
Heydenreich.

ifersucht.

das Gefühl, welches in uns
ine geliebte Person, die uns
t oder von der wir, nach dem
er Liebe, Treue fordern zu
, einer Anderen den Vorzug
heiferung und der Neid bestehen
Elementen; oft sogar gibt man
en Namen. Sie bestehen vor=
em Streben des Menschen, der=
echte, derselben Begünstigungen
als die Leute, mit denen wir glei=
t halten zu können glauben. Die
entsteht vorzüglich in den Verhält=
Geschlechtsliebe, der Gunst eines
er bei Eltern= und Familienliebe;
Neid und Nacheiferung sich mehr auf
hältnisse der Gesellschaft, auf geistige
e, Glücksfälle und dergleichen, beziehn.
n Fall ist Nacheiferung lobenswerth,

sie feuert edle Herzen zu großen Thaten an; Neid hingegen ist das Erbtheil der Schwachen und Schlechten, und führt oft zur niedrigsten Handlungsweise. Der Neidische strebt mit allen seinen Kräften gegen jeden Vorzug, er sei welcher Art er wolle, den ein anderer über ihn gewinnen könnte, und zeigt dadurch, wie sehr er selbst untergeordnet ist, sowohl von Seiten der beneideten Vorzüge, als des Verstandes: Qui invidet, minor est (Wer beneidet, ist der Geringere;) auch hütet er sich wohl, seinen Neid zu gestehen, er hat die Augen des Argus, um jedes Verdienst zu entdecken, und entdeckt es nur, um es zu verfolgen. Der junge Themistokles sagte, er habe noch nichts Erhebliches gethan, da er nicht einmal Neider habe; aber dennoch ließen ihn die Trophäen des Miltiades nicht schlafen, weil sie einen edlen Eifer in ihm erweckten. —

Die eigentliche Eifersucht nun, nämlich die, in der Liebe, läßt sich wieder in zwei Classen eintheilen. Dies ist erstlich die neidische Eifersucht, die nicht will, daß ein Anderer Freuden genieße, die uns versagt sind; eine solche ist es, die uns die komischen Dichter so oft in den alten Vormündern oder Onkeln, die ihre Nichten oder ihre Mündel heirathen wollen,

l. Diese höchst unangenehme Geistes-
t befällt in der That sehr oft solche
ite, die unvernünftig genug sind, junge
n oder Frauen zu heirathen, deren
nit dem ihrigen in zu großem Mißver-
steht, und deren Gesundheit eine an-
orschrift erfordert, als die des Kalen-
on Richard von Quinzika,

mainte fête a sa femme allégua
ite vigile, et maint jour fétiable,
lu devoir crut s'échapper par là.

anntlich aber lassen junge Weiber mit
n sich nicht abspeisen; sie wollen
en, aber da steht ihnen dann oft der
eifersüchtige Gemahl zur Seite, der es
nacht, wie Piro's Eunuch im Serail:

y fait rien, et nuit à qui veut faire!

üthende Eifersucht hingegen befällt uns
er der Kraft; selbst die Thiere zeigen
n davon, denn die männlichen machen
der Paarungszeit einander ihre Weibchen
. Die Franzosen haben sogar ein
wort von der thierischen Eifersucht:

Jaloux comme un tigre.

Vielleicht war hier der Zweck der Natur der, daß die Schönheit mit der Kraft sich paare, indem dadurch, daß der Stärkere obsiegt, die Vollkommenheit der Gattung erhalten wird. Einem alten Autor zufolge hatte der Schäfer Cratis eine Ziege, welche er sehr liebte; sein Bock, wahrscheinlich aus Eifersucht, stieß, während er schlief, seinen Kopf so heftig gegen den seinigen, daß er in tausend Stücke zerschmetterte. „Lucullus, Cäsar, Pompejus, Antonius, Cato, und andere ähnliche Leute, sagt Montaigne, waren Hahnreie, und wußten es, ohne einen Lärm davon zu machen, nur ein Narr, wie Lepidus, starb aus Angst darüber." — Ohne Zweifel gibt die Furcht vor dem Einschieben eines fremden Kindes in seine Familie, dem Manne ein Recht zur Eifersucht, vorzüglich, wenn seine Frau jung und hübsch, und — koquett ist. Ein Römer, Octavius, liebte die Pontia Posthuma, und da er ihre Hand nicht erlangen konnte, tödtete er sie, um sie nicht in den Armen eines Andern zu sehen. Da indeß solche glühende Eifersucht zugleich ein Beweis der heftigsten Liebe ist, so würde wohl jede Frau sich mit Recht beleidigt finden, wenn ihr Geliebter es mit Gleichgültigkeit er=

...h und bei den Männern.

...e furens quid fœmina possit.
...ndes Weib vermöge, das wißt Ihr.

...r Schönheit, Verdienst und Liebens-
...keit ihre Gatten besitzen, desto mehr
...rauen setzen sie in ihre Treue, und desto
...r hassen sie jede Andere, der er sich nähert.
...er kennt nicht die Wuth einer Medea, die
...r Nebenbuhlerin den sichern Tod in einem
vergifteten Kleide sendete, die ihre Kinder mit
eigner Hand ermordete?

Nullae sunt inimicitiae nisi amoris acerbae.
Es gibt nur eine Feindschaft, die der verwundeten Liebe.

Properz.

„Wenn die Eifersucht, sagt ein Philosoph, diese armen schwachen Seelen ergreift, so ist es jämmerlich mit anzusehn, wie sie von ihr zerrissen und gepeinigt werden. Unter dem

Mantel der Freundschaft schleicht sie sich in ihre Herzen, doch sobald sie davon Besitz genommen hat, werden dieselben Eigenschaften, die früher Liebe und Wohlwollen erregten, der Grund zu dem fürchterlichsten Haß. Alles dient dieser Leidenschaft zur Nahrung, und fast nichts ist im Stande, sie auszurotten."

Wirklich bemerkt man auch in den Irrenhäusern weit mehr Frauen als Männer, die aus Eifersucht den Verstand verloren haben. Von einem Undankbaren, dem man sich hingegeben, verlassen zu werden, ist die allergrößte Schmach, und vorzüglich kann die Schönheit eine solche Kränkung nicht ertragen.

Daß ein Besitz so fest sich hier erhält,
Wenn das Verlorne fern und ferner flieht,
Das ist die Qual, die das Geschiedene,
Für ewig losgetrennte Glied, auf's Neue
Dem schmerzergriff'nen Körper fügen will!

Göthe.

So sieht man die üppigsten Blumen, die der vergiftete Hauch dieser Leidenschaft getroffen, in ihrer schönsten Blüthe hinwelken; so wird ein Bund, geschlossen unter den glücklichsten Aussichten, den Gatten zur Folter, wenn eifersüchtiges Mißtrauen und Streit in dem Innern der Häuslichkeit den Frieden unter-

Wie würde es dem Muhamedaner
wenn die Frauen seines Serails ein-
seinen Besitz streitig machten, hätte
le weise Maaßregel genommen, durch
ht sie zu beherrschen? Doch auf der
Seite, welches Loos für diese unglück-
Sklavinnen, deren jede sich mit den
ihrer Nebenbuhlerinnen begnügen muß?
a welkt auch ihre Schönheit schon früh-
und darum verschließen die Mauern des
ns so viel Kummer und verborgene Thrä-
Erniedrigt durch diese Wollust ohne Reiz,
rägt die Odaliske eines Sultans ihre
Zärtlichkeit auf ihre Kinder, in welche
nn ihren einzigen Trost und ihre letzte
shoffnung setzt. Die Frauen, die dem
nügen ihrer Männer jede eifersüchtige
ng aufopfernd, ihnen selbst junge Schön-
zuführten, sind heut zu Tage nicht mehr.
a that es für Abraham, Lea und
el für Jakob, Stratonika für König
tarus, Livia für Augustus; doch
zu vermuthen, daß diese listigen Frauen
rum einer unabwendbaren Nothwendig-
lbst hülfreiche Hand leisteten, um die
dlichsten Nebenbuhlerinnen und solche,
cht im Stande waren, sie selbst zu ver-

drängen, auszusuchen. So machte es Madame de *Pompadour*, »pendant que les fleurs naissaient sous ses pas:« um auf diese künstliche, aber gefährliche Art, ihre Herrschaft noch mehr zu befestigen. —

Je heißer das Blut des Liebenden, desto mehr neigt er zur Eifersucht, daher sind Italiener, Spanier und Morgenländer die eifersüchtigsten Völker, und daher sind die Verbrechen, bei denen der Dämon der Eifersucht die Hand des Verbrechers führte, auch in jenen Ländern am häufigsten. Aus dem Oriente, und von da aus Italien, stammt auch eine Erfindung, die im Französischen (auch, in Ermangelung eigenthümlichen Wortes, im Deutschen) ihren Namen von der Eifersucht hat, die Erfindung der sogenannten Jalousieen, die ursprünglich nur vorgehängt wurden, wo im Zimmer etwas gemacht werden sollte, was nicht Jeder Vorübergehende zu sehen brauchte, wobei aber doch dem Tageslicht im Zimmer nicht ganz der Eingang versperrt werden sollte. Die Leser finden vielleicht gern folgendes kleine Rondo, das sich in dieser Hinsicht klar genug ausspricht, „an eine Jalousie“ mit Vergnügen hier:

Eifersucht.

Discrète jalousie,
Fille de l'industrie,
En t'abaissant sur nous
Cache aux regards jaloux
Tous ces baisers si doux
Donnés à mon amie;
Qui n'ose résister;
Car il faut éviter
Le bruit, ou la voisine,
Qui bien souvent fait mine
De vouloir écouter,
Ira tout raconter . . .
Baisers que mon Aline
Me rendra sans compter
Pour ne pas disputer:
De crainte d'éveiller
Les soupçons de l'envie,
Dont la fille chérie
Est cette jalousie.
Que le plus tendre amant,
Derrière toi, défie
De causer son tourment!

Saint-Amand.

Embonpoint.

S. Wohlbeleibtheit.

Empfängniß.

Innige Vereinigung der Elemente, die beide Geschlechter im Akte der Zeugung liefern, und

aus welcher ein neues Leben hervorkeimt. Um die Verhältnisse dieses, in das tiefste Dunkel gehüllten, natürlichen Geschäftes zu entwickeln, wollen wir untersuchen: in welcher Lebensepoche das Weib empfangen kann; die Bedingungen, welche die Empfängniß im beiderseitigen Geschlechte voraussetzt, und endlich, wie die Natur verfährt, um dies wichtige Geschäft zu vollziehen.

Das Weib genießt im Allgemeinen des Vorzuges, empfangen zu können von den Jahren ihrer Entwickelung an bis zum kritischen Alter (s. Alter); da aber, wie wir schon in früheren Artikeln dieses Werkes gesehen haben, die Zeit der Entwickelung nach Klima, Land und Sitten sehr verschieden ist (vergl. auch Weib), so folgt daraus, daß auch für die Zeit des Anfangs der Empfängniß nichts Bestimmtes festgesetzt werden kann. In China, Japan, Hindostan, werden die Weiber zu elf, zwölf Jahren Mütter. Fast im ganzen Archipelagus ist die Entwickelung des Weibes wie die der Pflanzen, rasch und lebendig, und es ist in Griechenland nichts Seltenes, mannbare Mädchen von zehn, und Mütter von zwölf Jahren zu sehen. Im Allgemeinen verliert nun die Frau die Fähigkeit zu em-

fängniß.

n das fünf und vierzigste,
um. Indeß hat man auch
die eine Ausnahme machen.
war die Mutter des Vale-
nus zwei und sechszig Jahre
n Sohn gebar. Valescus
t eine Frau von sieben und
entbunden, eine andere sieben-

igungen, welche die Natur zur
verlangt, kennen wir nicht Alle.
esten sind eine gewisse physische
che Anlage in beiden Geschlechtern.
Weib müssen eine gute Organisa-
n, wenn ihre Umarmung fruchtbar
ihre Sexualtheile müssen gut gebil-
anzer Körper gesund sein, keine gei-
ektion darf ihre Seele in dem Augen-
lästigen, wo die Natur sie an einander
und nur Sehnsucht nach dem bevorste-
Genusse muß sie beleben, wenn dieser
auch wirklich seinen Zoll an die Bevöl-
g entrichten soll. Ist alles dies dem
ische der Natur gemäß, so bedarf es zur
pfängniß jener innigen Vermischung der
schlechter, und jener Entleerung der erzeu-
nden Flüssigkeit des Mannes in die Ge-

schlechtstheile des Weibes, wie sie im Akte des naturgemäßen Beischlafes erfolgt. (S. Beischlaf.) Es scheint gewiß, daß im entscheidenden Augenblicke die halbgeöffnete Gebärmutter die Spitze des männlichen Gliedes empfängt, das dann mit Kraft seinen Saamen in sie ausspritzt. Indeß ist doch dieser Akt nicht unbedingt und wesentlich nothwendig zur Empfängniß, denn zahlreiche Thatsachen beweisen das Gegentheil. Das Glied des Mannes war nicht ganz in den weiblichen Körper eingeführt, und doch empfing dieser. Ja man hat Fälle von Schwangerschaften bei äußerlich jungfräulich gebliebenen weiblichen Geschlechtsorganen. Averroes erzählt sogar von einer Königin, die in einem Bade schwanger ward, worin kurz zuvor ein Mann gebadet hatte (welches räthselhafte Phänomen ein witziger Schriftsteller so erklärt, daß er annimmt, der Mann möchte wohl im Bade geblieben sein!). So haben denn mehrere Physiologen geglaubt, es bedürfe gar nicht einmal des eigentlichen männlichen Saamens zur Empfängniß, sondern nur des flüchtigen Stoffes desselben, den sie aura seminalis nannten, und der für sich allein befruchten könnte. Doch scheint diese — gefährliche —

Hypothese nicht in der Natur begründet zu sein, denn bei weiblichen Thieren, die man unmittelbar nach der Begattung tödtete, hat man immer den Saamen des Männchens in der Gebärmutter wiedergefunden, und auch bei einem Mädchen, welches ihr Liebhaber unmittelbar nach dem Genusse erdolchte, fand man ganz dieselbe Erscheinung.

Wie aber, fragt es sich, bildet sich denn aus einer faden Flüssigkeit in einem hohlen Muskel ein neuer Mensch? Wie trägt jedes Geschlecht für sich zur Bildung des neuen Wesens bei? Wird dies durch die Begattung ganz neu geschaffen, oder wird ein dazu schon vorhandener Keim durch die Befruchtung nur entwickelt? — Hier stehen wir an der Grenze unsres Wissens!

> Geheimnißvoll am lichten Tag
> Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
> Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
> Das zwingst du ihr nicht ab!
>
> Göthe.

Wenn in einem Zweige der Naturwissenschaft, so hat man hier die scharfsinnigsten und kühnsten Hypothesen gewagt, um dem forschenden Geiste etwas vorzuhalten, was ihn über den wichtigsten Gegenstand seines For-

schens, über seine Entstehung nur einigermaßen befriedigte, und die verschiedenen Zeugungstheorieen, die man zu den verschiedensten Zeiten aufgestellt hat, sind ein edles Dokument für den menschlichen Verstand, wenn sie auch alle leider! Gegengründe zulassen, so daß auch hier noch immer gilt:

In's Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist.

Haller.

Doch können unsre Leser verlangen, daß wir sie darüber belehren, und wir verweisen sie in dieser Hinsicht auf die Artikel: **Zeugung**, wo wir die wichtigsten jener Theorieen über die Empfängniß erzählen werden. (Vergl. **Befruchtung**, **Begattung**, **Beischlaf**.)

Enthaltsamkeit.

Enthaltsamkeit nennt man, im engern Sinne, die Gewalt, die man sich anthut, um dem Vergnügen der Liebe zu widerstehen, und unterscheidet sie damit von der Keuschheit, die eine natürliche Anlage ist, und nichts Peinliches hat, keine Ueberwindung kostet, während die Enthaltsamkeit auf einen Kampf, einen Sieg deutet.

...dem gewöhnlichen Lauf der Dinge
... beiden Geschlechtern um das zwölfte,
...e, sechszehnte, achtzehnte Jahr herum
...meine Veränderung im ganzen Körper.
..., die bis dahin in einem tiefen Schlum-
...hten, erwachen plötzlich, ja ganz neue
...e scheinen zu entstehen, so sehr verän-
...ch die schon vorhandenen Keime zu diesen
...nen an Gestaltung und Verrichtung,
...iese Verrichtung bekömmt nun den größ-
...Einfluß auf die ganze Maschine. Jüng-
... und Mädchen fühlen neue Wünsche, neue
...ebe, und neue Verhältnisse zu der Außen-
...lt eröffnen sich ihnen plötzlich. Die haupt-
...chlichsten Organe, in denen diese Verände-
...ungen vor sich gehen und durch deren Einfluß
...ene Erscheinungen entstehen, sind beim Manne
...die Testikel und alle diejenigen Theile, welche
...den männlichen Saamen bereiten, aufbewah-
...ren und mittheilen, bei dem Weibe die Gebär-
mutter, die Eierstöcke und die Brüste. (S.
Entwicklungsjahre.) Um diese Zeit
fängt zuerst die Enthaltsamkeit an, wenn man
sich in der Nothwendigkeit befindet, Trieben
zu widerstehen, deren Reiz die Neuheit noch
verschönt, und die Unbekanntschaft mit den
Gefahren, die sie zur Folge haben können,

noch vermehrt. Wirklich ist aber auch in dieser Zeit die Enthaltsamkeit höchst selten, und die meisten Menschen werden schon jetzt zufällig oder instinktmäßig auf Gewohnheiten geführt, deren Zweck ist, augenblicklich den Drang der Natur zu befriedigen.

So ist der Vorgang, wenn die Natur freies Spiel hat und nicht durch eine falsche Erziehung in ihrem Lauf gestört wird. Aber oft geschieht es auch, besonders in größern Städten, daß der Geist früher entwickelt ist, als der Körper, und daß er schon lange vorher Triebe befriedigt, die erst aus körperlichen Bedürfnissen entstehen sollten; dann entwickeln sich die geschilderten Revolutionen unter großen Stürmen, die den ganzen Organismus erschüttern. Es besteht in uns eine Wechselwirkung zwischen Körper und Geist, der zufolge jeder Theil den andern aufzuregen vermag. Nach der Entwickelung bringt die vollendete Ausbildung der Geschlechtstheile oft eine Verwirrung in den Geist, die sich meist erst dann wieder löst, wenn die Natur befriedigt ist. Ist nun aber der Körper noch nicht so entwickelt, daß eben in der Befriedigung eine nicht unschädliche Crise, eine heilsame Ausleerung entstehen kann, so werden die Organe nur ohne

hören, und ohne daß die Natur selbst ein
iß angäbe, gereizt und gekitzelt, und es
eht ein Kampf in allen Organen, der zwar
n Augenblick nicht ganz unangenehm sein
l, der aber von den schädlichsten Folgen
die Gesundheit ist. Es entstehen durch
he zu frühe Geschlechtsgenüsse Zittern,
venübel aller Art, und auch namentlich
immer unheilbare Epilepsieen! Tissot er-
lt von einem fünfjährigen Kinde, das,
ch eine nichtswürdige Dienstmagd dazu an-
eizt, sich so häufig befleckte, daß es bald an
m Zehrfieber starb. Ein andrer kleiner
abe von fünftehalb Jahren, der früher
er, klug und lebensfroh war, war plötzlich in
gen Monaten sehr verändert, sein Gesicht
te sich entfärbt, seine Fröhlichkeit hatte sich
loren, sein Gedächtniß wurde immer schwä-
, und es zeigte sich, daß er das unglückliche
ter der Selbstbefleckung in einem hohen
ade trieb.

Glücklicherweise sind nicht alle Kinder zu
hen frühzeitigen Gefahren prädisponirt,
nur bei höchst sensiblen Organisationen
n von der frühesten Kindheit an in den
schlechtsorganen ein solcher Reiz sein, daß
n dann ein unwiderstehlicher Instinkt die

Aufmerksamkeit auf diese Theile leitet. (Vgl. Selbstbefleckung.)

Wenn aber alles bisher Angeführte leider! nur zu erfahrungsmäßig in der Natur begründet ist, und wenn wir die höchst traurigen Folgen der übermäßigen Ausschweifungen auch bei Erwachsenen bereits kennen gelernt haben, (s. Ausschweifung), so ist es auf der andern Seite wohl auch mehr als wahrscheinlich, daß man nicht ungestraft dem mächtigsten Naturtriebe ganz und gar widersteht. Wir sagen „mehr als wahrscheinlich," da etwas sehr Gewisses darüber noch nicht festzustellen möglich zu sein scheint, denn wir finden hier die größten Autoritäten im Widerspruche mit einander.

Es gibt ein Alter, wo die physischen Genüsse der Liebe für jedes gut organisirte Wesen nothwendig sind, und eine durchaus absolute Enthaltsamkeit (wie sie aber so höchst, höchst selten ist!) ist dann gewiß häufig mit der kräftigen, ungetrübten Gesundheit unverträglich. Schon in den ältesten Zeiten kam der Mensch auf den Gedanken, wahrscheinlich weil ihn der physische Genuß ein wenig stark an seine Thierheit erinnerte, zu einem höhern, veredelteren, geistigeren Leben passe dieser Ge-

nicht wohl, und daher finden wir schon
n ältesten Zeiten Leute, die sich aus mo-
hen oder religiösen Gründen förmlich die
liche Verpflichtung auferlegt hatten, ent-
am zu leben. Die Pythagoräer widmeten
der Enthaltsamkeit, eben so die Essenier
en Juden. Ovid sagt:

Est virtus placitis abstinuisse bonis.
st eine Tugend, sich wohlgefälliger Genüsse
zu enthalten.

enokrates war so übermäßig enthalt-
, daß er, ohne seine Gelübde zu brechen,
Reaktion die Umarmungen der schönen
ryne in einer schönen, warmen, griechi-
Nacht hinnehmen und gelassen die Rei-
e seufzen hören konnte!: „Ich hatte gewet-
inen Mann zu reizen, nicht aber eine Bild-
e zu beleben!". So verließ ihn Morgens
ärgerliche Buhlerin. Allein es darf bei
en Erzählungen von weisen enthaltsamen
a nicht vergessen werden, daß Viele dieser
osophen nicht sowohl Enthaltsamkeit als
cip trieben, als sie einen Widerwillen ge-
Be iber hatten. Diogenes, der so kalt-
sich von den schönsten Frauen Athens
ließ, befriedigte die Natur nichtsdesto-

digerweise auf offenem Markte. Man höre darüber Galen, in einer Stelle, die wir für diesmal unübersetzt lassen:

Diogenem cynicum narrant, virum alioqui omnium mortalium quod ad continentiam pertinet constantissimum, libidini tamen induxisse, non a copulata illa voluptate veluti bono aliqua illectum, sed ut noxam quæ a retento semine provenire solet, evitaret. Cum meretrix adire pollicita, cum diutius cessaret, ipse manu pudendis admota, semen projecit, ac venientem deinde mulierculam remisit, inquiens: manus hymenæum celebrando te prævenit.

Auch die Stoiker erkannten in ihrem wenig menschlichen philosophischen Systeme Gleichgültigkeit gegen die Weiber als großen Grundsatz an, und Cato sagt: „Wenn die Menschen ohne Weiber wären, so würden sie mit den Göttern verkehren.“ Aristoteles vollends betrachtete das Weib als eine Verwirrung der Natur, und stellte es an die Spitze der Monstra!!

Die Neuern haben diesen Unterschied der Alten nicht grade erkannt, und sich oft, ohne ... Wiedervergeltung von einer andern Seite,

llkommnen Enthaltsamkeit besse
hauptet, daß eine solche Lebensa
kräftigen, wohlgenährten Na
dlich sei: sie soll Hysterie, Hypo
stesverwirrung, Erotomanie,
e (s. Geschlechtstrieb), ja
verursachen, und schon der Vate
nde, Hippocrates, sagt von J
die an den Folgen der Enthaltsa

go virgines hortor mandoque
atiuntur, quamprimum cum
ri et cohabitare: quæ si eo
sanescunt.

ich ermahne solcher Gestalt leit
en, daß sie Männern beiwohnen
enn wenn sie empfangen, so we
und.

h erzählt von einer Nonne, die
älle von Mutterwuth überstα
d dann einen so heftigen bekam,
unterlag.

bei allen Anfechtern der Enthalts
ch ganz besonders der berühmte P
et geltend gemacht, dessen Gesch
erzählt, und der an sich selber
irdigen und furchtbaren Crise

lebt haben will, zu denen eine übermäßige Enthaltsamkeit führen soll. Diese Geschichte hat ein ungemeines Aufsehen gemacht, und bei dem großen psychologischen Interesse, das sie auf jeden Fall erweckt, mag auch Vieles daran übertrieben sein; wie große Gegner vermuthet haben, werden es unsre Leser uns danken, wenn wir sie im Auszuge ihnen erzählen.

Von gesunden Eltern geboren, hatte dieser Blanchet eine kräftige und starke Constitution, die ihm sehr früh eine Neigung gegen das schöne Geschlecht einflößte. Dessenungeachtet ist sein Vorsatz, den vielen Lockungen zu widerstehen, da er sich dem geistlichen Stande gewidmet hat, bald gefaßt, und schon früh kämpft er mit sich, und siegt oft über die jugendlichen Triebe. Aber diese Kämpfe bringen seinen Geist bald mit sich selber in Widerspruch; er wird traurig, melancholisch, und das fleißige Lesen von ascetischen Schriften vollendet diese Gemüthsstimmung; zuweilen verabscheut er Natur, Eltern und sich selbst, und er bekommt Anfälle von Wuth, in denen es ihm einkommt, mit einem Messer die Wurzel aller seiner Leiden auszurotten. Bald wird er zum Priester geweiht, und die nun gesetzmäßige Verpflich-

Enthaltsamkeit.

r Enthaltsamkeit läßt ihm sei
en, seine Anstrengungen verdo
ährliche Entleerungen, durch
ır in ihm sich erleichtert, scheine
brechen, und er verdammt sich
se zu unterdrücken, zu einer L
. welcher er außerordentlich abm
einer so unnatürlichen Aufmerks
selber, daß dadurch sein Schla
licke unterbrochen wird. Abe
hn selber reden lassen:
lebte bereits einen Monat la
rdoppelten, angestrengten Aufmer
d war im zwei und dreißigsten
Lebens, als ich eines Morgens
ran war, in die Schlinge zu f
) sorgfältig vermied. Rasch er
ohl durch die große Aufmerks
, als durch das Wollustgefühl
leichsam die Natur um eine he
ıng. Indeß gab die zurückgeh
flüssigkeit meiner Einbildung
endigkeit, ein Feuer, wie ich
mpfunden hatte. Meine Sinn
ine ungemeine Schärfe, eine e
dige Sensibilität. Nachmittag
s Gesellschaftszimmer eines be

deten Hauses; ich heftete meine Blicke auf zwei Personen vom weiblichen Geschlechte, die einen so starken Eindruck auf meine Sinne und auf mein Herz machten, daß sie mir ganz erleuchtet schienen, wie wenn sie eben elektrisirt würden. Ich schrieb dies wunderbare Phänomen auf Rechnung des Teufels, und ich zog mich zurück. Die Hausfrau folgte mir, und befragte mich wegen meines plötzlichen Gehens, und es war sonderbar, daß diese Dame, jung und eben so hübsch, als jene Beiden, doch auf mich deren Eindruck nicht machte. Als ich aus dem Hause war, wurde ich zwar etwas ruhiger, aber mein ganzer Geist stand in Feuer, und als ich gegen Abend wieder einige weibliche Personen sah, empfand ich dieselben Sinnestäuschungen wieder. Am andern Morgen, als ich mich wieder zu mir zurückbegab, schien es mir, als wenn mein Wagen immer stürzte und umwürfe, und ich schrie mehreremal laut, daß meine Begleiter mir doch helfen möchten, worüber diese laut lachten. In einer kleinen Stadt, die auf meinem Wege lag, sah ich einige Weiber, und diese machten mir dasselbe Zittern, dieselben Illusionen, wie ich sie am Tage vorher empfunden hatte. Im Wirthshause reichte man

mir zu Essen, aber Brod und Wein,
les, was man mir gab, schien mir in
nung, umgestoßen und dergleichen.
unwillig die Gastwirthin an, als
Theil hätte an allen diesen Hexerei
stieg wieder in meinen Wagen.
ich wieder an über meinen Zustand
denken, ich bedachte meine Geistesverwi
meine Abentheuer, ich dachte an so v
lige und Besessene, und es ward m
daß auch ich unter dem Einflusse böse
stände, denen ich durch fleißiges Gebe
und Exorcismen zu begegnen hoffte.
als ich wieder in meiner Behausung a
war, wurde ich etwas ruhiger. Am
Tage, eine halbe Stunde nach der
fühlte ich aber plötzlich wieder all
Gliedern zittern, und dann wurde mei
krampfhaft wie von heftigen Anfäl
Epilepsie ergriffen. Jetzt schien es m
wollte sich die Weltmaschine auseinan
als wenn Himmel und Erde und a
[illegible]te in der gräßlichsten Verwirru
[illegible]ander hin wütheten. Bald fühlte
[illegible] heftigen Kopfschmerz, und es sch
[illegible] rollte mein Kopf umher, und ich
[illegible]ser Empfindung angemessen, einl

lächerliche Bewegungen. Der übermäßige Kopfschmerz war von Raserei begleitet; man ließ mir zur Ader, aber dies verschlimmerte nur meinen Zustand; man badete mich, und das kühle Bad erfrischte in der That einen Augenblick meine brennenden Lebensgeister. Bald darauf aber kamen mir die schmutzigsten Bilder wieder vor die Seele; alle Schönheiten des Hofes Ludwigs des Vierzehnten wurden mir vorgeführt, denn ich bildete mir ein, daß der Gouverneur, verdrüßlich über meine halsstarrige Enthaltsamkeit, sie mir alle anbot. Ich sah diese Gestalten mir in's Bett gelegt werden, und glaubte, daß man mir Gewalt anthun wolle, ich schrie daher fürchterlich, und bekam heftige Krämpfe. Ich litt grenzenlos gräßlich in diesem Zwiespalt meiner Seele, der mich bald mit den heftigsten Begierden zu den vorgezauberten, schönen Gegenständen hinzog, bald mich eben so heftig, im Abscheu vor dem Bruche des Religionsgelübdes, davon zurückstieß. Dieser Zustand war zu gewaltsam, um lange dauern zu können; es trat wieder Ruhe ein. Nicht lange darauf kam nun wieder ein *Anfall* eigner Art."

„*Die Exaltation*, die in meinem Geiste war, *wurde kriegerische Wuth*, und alle die Helden

und Krieger, deren Wi
heit am meisten aufge
wieder vor. Ich sah
und war bald Achi
Pyrrhus und Hei
dabei empfand ich ein
gnügen; meine Einbild
lebendig, und mit m
sinnlichte ich Alles,
Bald darauf sah ich
einem Meeresufer an
nun bekam ich mit ein
Abscheu vor dem U
in dessen Karakter ich
gefallen hatte. Ich
mich aber sehr mit de
nahm sie vom Kreuz
Leben ein. Sie da

Leben, einem Feuer, daß Niemand die Lebhaftigkeit meines Geistes lange ertragen konnte. Meine Eltern, die nicht wußten, was in mir vorging, banden mir den Körper, und fesselten mir die Hände. Gott! welche Aenderung ging jetzt in mir vor! Von der Höhe, auf der ich entzückt stand, sah ich mich herab geworfen, sah meine Ketten, mein Elend! Ich schlief ein, und die furchtbarsten Bilder traten vor mich; ich sah das alte Rom aus seinen Trümmern emporsteigen, sah seine Gräber offen, sah die Skelette seiner größten Krieger mit verrosteten Waffen und in erschreckenden Gruppen Tänze vor mir aufführen, und dies Bild prägte sich mir so tief ein, daß ich lange Zeit noch meine Blicke nicht anhaltend auf eine eiserne Waffe heften konnte. Nun sah ich den Gott des Krieges, furchtbar geschmücket, und umgeben von Blut und Elend und Gemetzel. Aber ich wurde auch jetzt wieder ruhiger, und meine Eltern entfesselten mich."

"Nachts schlief ich besser, als es je bisher in meiner Krankheit der Fall gewesen war. Doch bekam ich gegen Morgen einen Traum, der einen dritten Anfall herbeiführte. Ich sah einen König, der an der Spitze einer zahlreichen Armee herbeimarschirte, um alle Pro-



ärgen und die Schrecken der
acht zu erneuern. Ich be-
glücklichen Unschuldigen, und
:e zu ihrer Vertheidigung er-
der Erde emporwuchs, als ich
yte. Ich ging in ein andres
ı eine Zeitung, las Jahreszahl
and rief laut aus: ja! ich will
ısbahn, von diesem Datum an,
mit jenem Enthusiasmus, zu
Bewußtsein einer großen That
ich brannte vor Eifer, meine neue
zutreten, apostrophirte meine Pike,
Garten, und war über eine Hecke
als meine Eltern herbeieilten, und
ewalt in das Haus zurückbrachten.
ıoch, voll von dem Gedanken, den
en beizustehen, beschäftigte ich mich
n zu Festungswerken, Truppenübun-
w. Während der ganzen Zeit war
rich der Vierte, hatte sein Gesicht,
uchs, seinen Ton, seinen Gang, und
es erlangen konnte, daß auch die
ıden mich für Heinrich den Vier-
ten, so war ich überglücklich."
fiegte, und sah nun überall mich als
ın Monarchen begrüßt. Meine Woh-

einen glänzenden Pallast ver-
mit den schönsten Siegstrophäen
...ar, und ich fand darin alles, was
...ldhauerkunst und alle Künste des
Schönes und Ausgesuchtes bieten,
Nun wollte ich mich auch verheira-
...d schon schien die Natur an meiner
zu arbeiten. Ich sah Frauen von
...arben und Nationen, und wählte dar-
...ine Anzahl aus denjenigen Völkerschaf-
...s, die ich besiegt hatte. Nun schien es
als müßte ich alle diese Weiber, je nach
verschiedenen Gesetzen ihrer Nationen,
...athen, und meine Einbildungskraft war
...mit auch ganz zufrieden; aber bald schien
mir wieder, daß ich dann in ein weichliches
Wohlleben fallen würde, und ich faßte den
Entschluß, alle diese Weiber, jede in ihr Va-
terland, ziehen zu lassen, und sie nur von Zeit
zu Zeit zu besuchen. Einer unter ihnen gab
ich vor allen den Vorzug; sie war die Königin
meines Herzens und das Bild einer jungen
Dame, die ich vier Tage vor meiner Krankheit
gesehen hatte. Ich drückte ihr auf die zärt-
lichste Weise meine Liebe aus, aber fern blieb
es von mir, einen strafbaren Wunsch zu äußern.
Ich hatte nie ein erotisches Buch gelesen, nie

...armt,
gegeben
Liebe
...l wur...
einen s...
himmli...
dieser h...
so hö...
die

armt, ja nicht einmal je einer
egeben. Aller Welt erzählte ich
Liebe, und wenn man sich über
l wunderte, so begriff ich nicht,
nen so liebenswürdigen, so reizen-
mmlischen Gegenstand nicht lieben
n

eser heftigen Krankheit wurden meine
höchst reizbar, daß ich abwechselnd
die größten Qualen und die größten
empfand. Das Licht schien mir zu-
ie Augen mit solchem Glanz, solcher
keit zu treffen, daß ich es durchaus
ragen konnte. Alle Farben mißfielen
erordentlich, bis auf das Grüne, das
ier mit erneutem Vergnügen sah;
aber war mir vorzüglich ein Gräuel.
dunklen Nacht kamen mir tausend
or die Seele, scheußliche Ungeheuer,
e Gestalten, zuweilen aber auch an-
bliche Scenen. Einmal sah ich mich
Art ins Paradies versetzt. Auch
ör war auf ähnliche Weise krank, und
idlich, daß die leisesten Bewegungen
mein Ohr mit Donnergetöse trafen.
eine nahe Glocke schlagen hörte, so
mir, als schlüge sie an das Himmels-

gewölbe, und als hallten die Pole von dem furchtbaren Schlage wieder, als würden alle Planeten dadurch erschüttert. Ein andermal ließ mich mein Ohr den schönsten Genuß empfinden, dessen ein menschliches Gefühl vielleicht nur fähig ist: ich schien mit allen Muskeln und Nerven meines Körpers an die übrige Natur angekettet, und bildete mit ihr ein einziges, musikalisches Instrument, welches eine himmlische Musik belebte. Meine Mutter sagte mir, daß sie in diesem Augenblicke alle Theile meines Körpers in einem gleichmäßigen, gemessenen Takte sich bewegen gesehen habe. Auch die Sinne des Geruchs und Geschmacks waren solchen Illusionen unterworfen. Ich roch bald köstliche Wohlgerüche, bald unerträgliche Ausdünstungen, schmeckte die feinsten Essenzen, und wieder andere Dinge, die mir Ekel und Erbrechen machten. Auch der Tastsinn wurde von diesen Extremen von Lust und Schmerz ergriffen, aber er erschien zuletzt auf dem Theater." (Und hier wollen wir Blanchet in seiner Muttersprache reden lassen:) »Le rideau déjà levé, le Flambeau de la *raison totalement* éteint, il (der Tastsinn) *vint faire le dénouement* de la pièce par *une catastrophe* qui alarme la pudeur,

ße la nature, et déconcerte là rèli-
; nécessaire cependant et inévitable.
i suite de cette crise dont toute la
le rétombe sur la loi du célibat ou
son législateur, je ne pus plus igno-
ni me dissimuler le principe de ma
adie, mais je vis et compris claire-
it, qu'elle avait été causée par l'abon-
ce et l'effervescence de l'humeur sé-
ale, augmentée et échauffée par ma
stance et mon opiniâtreté à réfuser
nature de satisfaire à ses besoins.« —
Dies ist die berühmte Geschichte von Blan-
, die so oft citirt, und auf deren Autori-
o oft gesündigt worden ist, weil man über-
ige Enthaltsamkeit für viel schädlicher
, als Ausschweifungen. Indeß darf man
gar nicht so als ausgemacht hinnehmen.
ihmte Aerzte haben Blanchet's Ge-
hte ganz mit ihren Erfahrungen wider-
chend gefunden, ja Andre sind noch weiter
ngen, so z. B. Blumenbach, welcher
it, die ganze abentheuerliche Historie sei
reine Erdichtung eines geistlichen Herrn,
sein Coelibat etwas sehr lästig gewesen.
andrer großer Kenner, der bekannte Mar-
, der so viele Jahre Brunnenarzt in Pyr-

mont war, und hier so vielfältige Gelegenheit hätte zu reichen Erfahrungen über alle möglichen Geschlechtskrankheiten, hat die Blanchet'sche Geschichte sehr kritisch untersucht und ihre Principien widerlegt. Es verlohnt sich der Mühe, nachdem wir in der obigen, ausführlichen Erzählung sehr oft gegen eine strenge Enthaltsamkeit, gewiß zur Herzstärkung mancher Leser, gesprochen haben, nun auch zu Gunsten derselben Markard's gewichtige Stimme reden zu lassen; wir bitten unsre Leser aber, nun auch die folgenden Seiten nicht zu überschlagen, wenn es ihnen hier um wahre Belehrung zu thun ist. Wir werden später sehen, wie die Wahrheit in diesem wichtigen Punkte, bei so streitenden Extremen, festzustellen sein dürfte.

„Man hat, sagt Markard, in neuern Zeiten sehr viel von den Ursachen und der Heilung der männlichen Geschlechtskrankheiten geschrieben; man hat lebhaft gegen die Laster geredet, aus denen die meisten herrühren; man hat die Krankheiten selbst definirt, und auf ein Haar, zuweilen ziemlich willkührlich, unterschieden; aber man hat verabsäumt, einen irrigen Grundsatz anzugreifen, der allem, was wider die Unkeuschheit gepredigt wird, Kraft

...rksamkeit bestimmt. Von diesem möchte ...r reden. Aber es läßt sich nicht davon ...n, ohne daß ich die Dinge deutsch bei ... Namen nenne."

...s ist eine fast allgemeine Meinung, die ... allenthalben hört, mit der Enthaltsam... ...it es ein gefährliches Ding, und sie sei ... schädlich; es seien die Ergießungen des ...amens dem gesunden Manne eben so noth... ...ndig, als es ihm nothwendig ist, sein Wasser ... lassen, und wenn dies unterbliebe, so könne ... Gesundheit davon Schaden leiden. „So ...es, sagt man sehr irrig, lasse sich nicht aus... ...wischen, weil es doch allerdings, wenn man ...reden will, ausgeschwitzt wird."

„Ich kenne gewiß manchen jungen Mann, ... enthaltsam leben würde, wenn er recht ...erzeugt wäre, daß man es ohne Schaden ...n könne, und wenn ihn nicht zuweilen der ...zweifelte Gedanke plagte, es sei unnatürlich ...d ungesund, sich solche Vergnügen zu ver... ...en; er könne sich dadurch Beschwerden auf ... Hals ziehen, und seiner Gesundheit nach... ...ilig werden. Die Wollust hat für sich ...on so viel Reiz, daß es nur einen Schatten ... *einem vernünftigen* Grunde braucht, um ... *zu überreden.* Wie weit die Verblen...

kung hierbei gehen könne, das sah ich einst an einem Menschen von einem erbärmlich schwachen Körper, der durch Selbstbefleckungen epileptische Zufälle litt, und doch noch immer glaubte, solche Ausleerungen seien seiner Gesundheit nothwendig, und seine Natur fordere sie schlechterdings. Dieser Mensch sah gewisse, aus der Schwäche seines Körpers, aus seiner Reizbarkeit und lebhaften Einbildungskraft herkommende Antriebe für Beweise seiner Kräfte und für eine Stimme der Natur an."

„Es ist mir nicht bewußt, daß weder in medicinischen Schriften, noch in solchen, die für den Unterricht und Gebrauch des Publici abgefaßt sind, diese Sache gehörig erörtert wäre; um die Wahrheit zu gestehen, es scheint mir, daß viele Aerzte nicht recht wissen, was sie hierüber glauben sollen, zumal eben einige gerade das Gegentheil von dem behaupten, was ich für wahr halte. Ich will deswegen hier umständlich davon reden, und einiges wiederholen, was ich schon darüber an andern Orten, sonderlich bei Gelegenheit des berühmten Priesters Blanchet gesagt habe, den ich hier nothwendig anführen muß. Blanchet, ein französischer Geistlicher, war, ohngeachtet seiner quälenden Begierden, aufs

strengste keusch gewesen; dieses schein
gewiß zu sein. Nun verfiel er in ein
rei; er beschreibt seine Geschichte in ein
nen Buche, das auch deutsch übersetzt
er behauptet darin, diese Wuth sei v
Saamen entstanden, der ihm nach den
gegangen. Das ist nun eine äußerst w
liche Erklärung, die zwar Büffon dem
chet gelten läßt, weil sie seinem Sys
molécules organiques günstig ist,
in der That und vernünftiger Weise r
rechtfertigen steht. Die Mutterwuth d
der (furor uterinus) ist ein Zufall,
seinigen völlig gleicht, der auch mit ei
gierde nach dem andern Geschlecht ver
ist; aber die Weiber haben keinen S
der ihnen das Hirn verrückt, daher
os die Einbildungskraft und ein re
Aufruhr gebrachter Zustand der
beschuldigen; diese allein war es a
reitig, was den Blanchet rasend m
„Sobald es wahr ist, daß ein Man
blos physischen Folgen der Enthalt
die Gesundheit kommen könne,
nes Unnatürliches, und man muß
ort nicht reden. Aber es ist nicht
den die Zurückhaltung des Saam

sisch etwas schaden könnte, so sollten sich die nachtheiligen Wirkungen davon zuerst in den Saamenwerkzeugen und Behältnissen durch Ueberfüllung, Stockungen und Entzündung äußern, aber dergleichen sieht man weder bei Menschen, noch bei Thieren, und selbst Blanchet spürte nichts davon."

„Ich kenne verschiedene zuverlässige Beispiele von gesunden und jungen Männern, die in vielen Wochen, in zwei bis drei Monaten, zuverlässig gar keinen Saamen verloren hatten, die sonst wohl an mäßige Ausleerungen gewohnt waren, und die nach etlichen Monaten, die unter besondern Richtungen des Gemüths auf gewisse, dasselbe sehr beschäftigende Gegenstände, verstrichen waren, auch nicht die kleinste Spur von Beschwerden irgend einer Art daraus litten. Diese Beobachtungen sind unwidersprechlich wahr und richtig. Da nun aber doch bei gesunden Männern die Saamenbehältnisse in wenigen Tagen nach einer Ausleerung schon ziemlich wieder angefüllt sind, wenn auch keine Reize auf diese Theile, die aus wollüstigen Vorstellungen herkamen, diese Anfüllung beschleunigen; so darf ich wohl sagen: was in *etlichen Monaten nicht Uebels daraus widerfährt, das widerfährt nie.* Ich darf behaup-

ten: stockt und verdirbt nichts in so langer Zeit, so müssen Wege sein, welche diesen Saft auf andere Weise aus seinen nicht gar zu großen Gefäßen wieder hinwegführen. Ich darf aber dieses um so viel dreister sagen, weil wir vollkommen wohl begreifen, warum die gefürchtete Gefahr ein Hirngespinst sei."

„Wir wissen ja genugsam, welcher Wege sich die Natur bedient, um Säfte aus den Höhlen, worin sie behalten werden, wieder in den Umlauf zu bringen; und sollte wohl der weise Schöpfer dieses bei einer Gelegenheit versäumt haben, wo es wegen der Ordnung und zum Besten der Gesellschaft so höchst nothwendig war, und wo durch diesen Mangel der Tugend ein Riegel vorgeschoben oder gar eine Strafe zubereitet würde? Nimmermehr! Die Zergliederung zeigt deutlich, daß es in diesem Stücke gehe, wie in andern; und der berühmte Meckel hat es von den Saamenbläschen besonders gewiesen, wie sie die enthaltene Feuchtigkeit, wenn sie nicht vergossen wird, wieder den zirkulirenden Säften zuführen, und solchergestalt mit dem Blute vereinigen. Nicht allein geschieht dieses in den Saamenbläschen, sondern in der ganzen Strecke der Saamengänge und in den Hoden

selbst schon. Hieraus begreift man denn, wie einige Thiere, denen die Natur hierin weit größere Kraft gegeben hat, als dem Menschen, vornämlich die Pferde, ohne Ausleerung dieser Art doch sehr gesund und munter sind. Man sieht niemals bei den Hengsten, die man nicht decken läßt, geschwollene Geilen aus der Verhaltung des Saamens entstehen, und es erfolgt bei ihnen keine Wuth daraus, vielmehr wird das Thier dadurch munterer und kräftiger."

„Wenn wir aber auch hierüber beruhigt sind, sagen die Blanchete, und aus dem stockenden Saamen in unsern Zeugungstheilen keine Gefahr befürchten; so entsteht gerade das, was uns schreckt, nämlich der Saame geht in's Blut über, steigt in's Gehirn und macht uns toll. Freilich hat dieses noch niemand behauptet, außer dem Priester Blanchet, und niemand wird so etwas sagen, der die Natur des thierischen Körpers kennt. Schon die alten Aerzte behaupteten, daß der Saamen mit Nutzen im Leibe zurückbehalten werde, daß er den Körper stärke, munter, muthig, kühn, unternehmend und dauerhaft mache. Die Alten sahen also gerade das Gegentheil von dem, was Blanchet besorgt, und wir können uns täglich überzeugen, daß sie recht beobach-

Sehen wir nicht allenthalben, daß [unter] den Gesunden diejenigen am gesundesten [sind,] die am keuschesten leben, und daß sie am [läng]sten alt werden?"

Die Beobachtung der Thiere läßt hierüber [kei]nen Zweifel zurück. In England erlaubt [ma]n niemals, daß einer von den Hengsten, [die] zum Wettrennen gebraucht werden, eine Stute decken darf, weil die Erfahrung zeigte, [d]aß ihnen dieses im Rennen schadete. Und diese Thiere sind unter allen unstreitig diejenigen, welche die größte Stärke, Anstrengung, Gewalt und Schnelligkeit im Spiel ihrer Muskeln ausüben. Wer es nicht selbst gesehen hat, der begreift es kaum; und doch ist es wahr und zuverlässig, daß diese Hengste (andere Pferde braucht man dazu nicht) in einer Minute und etlichen Sekunden eine englische Meile zurücklegen, und ungefähr in etwas über fünf Minuten eine deutsche Meile. Dieses außerordentliche Vermögen eines Thieres setzt doch gewiß die höchste Vollkommenheit der Organe und der ganzen Maschine voraus. Es beweist auch, wie mir däucht, ganz unläugbar, was freilich diejenigen Engländer, die dieses Hazardspiel mit Wettrennen treiben, aus Erfahrung lange wissen, daß die größte Ent-

haltsamkeit diesen Thieren nicht nur nicht schade, sondern vielmehr sie vollkommener mache. Nur erst, wenn sie vor Alter nicht mehr laufen können, braucht man sie zur Zucht, um ihre Art zu behalten."

„Ach! wie oft sah ich jeden Sommer in Pyrmont einen betrübten Zustand des Kopfs, des Magens und des ganzen Körpers aus der Verschwendung dieses Safts, bei solchen, die gewiß heiter und gesund gewesen wären, und eine lange Jugend hätten hoffen können, wenn sie an die Keuschheit geglaubt hätten. Aber nun mußten sie nach Pyrmont kommen, um ihre arme Natur wieder ein wenig aufzurichten."

„Es ist seltsam, daß man bei so vielen Menschen, und zumal auch bei vielen Aerzten, eine Art von Hartgläubigkeit findet, die durchaus die häufige Vergießung des Saamens für ein ganz gleichgültiges Ding erklärt. Aber was kann man von einer Sache wissen, um die man sich nicht bekümmert, und wonach man nie fragt. Dieses ist wirklich der Fall mit sehr vielen Aerzten, die sich bei keiner langwierigen Krankheit, zumal junger Leute, nach diesem Umstand erkundigen; die immerhin ihre gewöhnlichen Recepte gegen den schwachen Magen, gegen Schwindel und Gedächtniß-

[sch]wäche verschreiben, ohne sich zu bekümmern, [au]s welchem Grunde diese Schwachheiten ei[gen]tlich herrühren."

„Nur Aerzte, die von den gemeinen Vor[ur]theilen nicht eingenommen sind und die auf [sol]che Dinge Acht geben, können wissen, wie [un]säglich viele lange, drückende und quälende [K]rankheiten und Beschwerden ihre einzige und [w]ahre Ursache in der, nach Verhältniß der [K]räfte zum Uebermaaß befriedigten Wollust [h]aben. Das Ehebette macht hier keine Ausnahme. Im Schooße der Ehe liegt die ganze Quelle des Elends von manchem Ehemanne, ohne daß er es argwöhnt. Sein Unglück ist, daß er eine Regel befolgen will, die Luther gegeben haben soll, und die für den kernfesten Doktor Luther leidlich sein mochte, aber nicht für ihn."

„Ich weiß es recht wohl, daß nicht der Eine wie der Andere sei, daß die Natur manches Menschen viel aushalte, und daß es einst auch einen Herkules gab. Indessen habe ich einen solchen wahren, berühmten und bekannten Herkules, dem Körper und den Kräften nach, gekannt, der von Rechtswegen neunzig Jahre gesund *hätte leben müssen*, der schon im *sechs und vierzigsten Jahr ein* kraftloser hin-

sinkender Greis war, und im acht und vierzigsten an Entkräftung des Leibes und der Seele starb. Die menschlichen Kräfte sind endlich, und ganz besonders in diesem Stücke. Wer sagt uns auch immer, daß das schlaffe, träge, unmännliche Wesen, das elende Aussehen, die matten, todten Augen und tausenderlei andere Schwachheiten bei Leuten die wir kennen, einen andern Grund habe, als Uebermaaß in diesem Stücke? Die häufige Ausleerung eines Saftes, auf dessen Zubereitung die Natur offenbar außerordentlich viel Arbeit wendet, der das Blut seiner feinsten, geistigen und balsamischen Theile beraubt, und die mit so großer Anstrengung und Erschütterung der Maschine geschieht, kann unmöglich dem Körper ganz gleichgültig sein. Die Gewohnheit macht hierin nicht viel gut. Bekanntlich hält niemand besser aus, als wer vorher enthaltsam gelebt hatte, folglich nicht gewohnt war. Nicht leicht stelle sich auch jemand zum Beispiel auf, und sage: Mir schadet es nicht. Man sieht immer, daß diejenigen am schwersten für ihre Ausschweifungen büßen, bei denen die Folgen am längsten ausbleiben; und die Ursache ist sehr begreiflich."

„Ich habe doch schon manchen Kranken ge-

sprochen, und darunter auch zuweilen sonderbare und seltene Fälle kennen lernen; aber noch soll der Erste kommen, der über die physischen schlimmen Folgen der Keuschheit geklagt hat. Gewiß nicht, weil es keine Keuschheit in der Welt gibt; dieses weiß ich besser: sondern weil sie keine physisch üble Folgen hat. Niemand klagte mir noch: dieser erbärmliche Zustand des Kopfs, mein elender, schwacher Magen, diese zerrütteten Nerven sind Folgen der Enthaltsamkeit, und ich zweifle auch, daß irgend ein andrer Arzt glaubwürdig eine solche Klage je gehört habe."

„Was hier angeführt ist, sind fast alles Erfahrungsgründe. Die Natur des milden Safts und ähnlicher Wirkungen des menschlichen Körpers beweist aber ebenfalls, und zur Ueberzeugung, theoretisch, die Thorheit von Blanchets Furcht. Schadet doch nicht einmal der Klapperschlange ihr fürchterliches Gift, wenn es nicht vergossen wird, sondern wieder zurück in ihr Blut geht."

„Es ist auch nicht gegründet, daß bei den Thieren eine unbändige Brunst aus dem in's Blut zurückgeführten Saamen entstehe; denn diese Brunst kommt nur zu gewissen Jahrszeiten, da doch die Absonderung des Saamens

ununterbrochen fortdauert, und durch Frühling und sanfte liebliche Luft etwas vermehrt wird. Angenehme Eindrücke der Wärme und des Frühlingsgefühls, die den Werkzeugen der Empfindung schmeicheln, sind die wahren Ursachen der aufwachenden Triebe, wenn sie ruheten; und diesen folgen natürlich, wie jedem Reize, stärkere Absonderungen, da, wo er hinwirkt. Heißes Klima reizet beständig, aber entmannet."

„Man zieht viele, aber gewiß irrige Schlüsse gegen die Enthaltsamkeit aus den freiwilligen nächtlichen Ergießungen, die der Mensch vor den Thieren voraus hat, und will daraus beweisen, daß die Entledigung von dem Saamen ein eben so nothwendiges Bedürfniß sei, als andere Ausleerungen. Eben darin, daß die Thiere diese Ergießungen nicht haben, liegt schon ein wichtiger Grund gegen die physische Nothwendigkeit derselben. Wenn man betrachtet, daß die schwächsten und der Wollust am meisten fröhnenden Menschen diesen nächtlichen Pollutionen am meisten, und oft zur völligsten Entkräftung, unterworfen sind, hingegen gesunde, die nicht etwa sehr an diese Ausleerungen gewöhnt sind, weit weniger und oft gar nicht; daß diejenigen, welche ein leb-

hafte, und auf solche Vorstellungen gerichtete Einbildungskraft haben, ihnen häufiger unterworfen sind, als solche, die weniger lebhaft sind, oder deren Gemüth von andern Gegenständen voll ist; wenn man erwägt, daß ein Gesunder niemals eine solche nächtliche Ergießung hat, ohne daß dabei wollüstige Vorstellungen oder Träume sind, so kann man fast nicht anders als annehmen, was ich schon vorlängst, und so viel ich weiß, zuerst behauptet habe: daß diese Ergießungen, in so fern sie nicht Krankheit sind, mehr für eine Wirkung der Einbildungskraft angesehen werden müssen, und mehr zu deren Bändigung dienen, als daß sie einen physischen Nutzen hätten. Und daher erklärte sich denn, warum die geilsten Thiere, wie Sperlinge und Hähne, die eingesperrt sind, hiervon nichts wissen, selbst die Affen nicht, so viel mir bekannt ist, die man doch sogar sich beflecken sieht."

„Ueberhaupt wird es nicht genug erwogen, von wie ausnehmend großem Einflusse die Einbildungskraft auf diese Dinge sei. Wie ganz gewöhnlich ist alles das blos das Werk der Einbildungskraft, was man für Naturtrieb ansieht, und aus dem Grunde zu befriedigen trachtet. Sieht man nicht so oft bei ganz

Gesunden alle Triebe dieser Art völlig und auf lange Zeit schlafen, wenn die Seele von andern Vorstellungen, die sie an sich ziehen, erfüllt ist? Hingegen der müßige Kopf, dessen Imagination freies Spiel hat, empfindet jeden Augenblick sogenannte Naturtriebe. Wer unter einer anhaltenden Aengstlichkeit, Furcht und Sorgen lebt, bei dem sind, wenn er auch das wollüstigste Temperament hat, alle solche Triebe völlig getödtet, so lange dieser Zustand dauert. Kann man dieses auch auf was anders, als auf die Einbildungskraft schieben? Denn die physischen Wirkungen gehen ihren Gang, und die Absonderungen der Säfte werden dadurch nicht unterbrochen, wie sich das genug zeigt, sobald der leidenschaftliche Zustand ein Ende hat."

„Man wird mich hoffentlich nicht beschuldigen, daß ich gewisse, in der Welt sehr nützliche und nothwendige Uebungen verschreien wolle. Auch würde man mir das größte Unrecht thun, wenn man mir aufbürdet, ich läugne die physischen Triebe und Reize aus angefüllten Saamengefäßen ab. Diese sind allerdings stark genug, und wirken bei dem Einen viel heftiger als bei dem Andern. Aber daß demungeachtet diese vermeinten physischen

Triebe zur Wollust oftmals in der Imagination sitzen, und ganz allein darin sitzen können, das beweiset endlich die bekannte Geilheit der Verschnittenen unläugbar genug, bei denen doch nun die physische Ursache ganz ausgerottet und getödtet ist."

„Ob es mir gleich nie einfallen wird, den Coelibat der römischen Geistlichen zu vertheidigen, weil er den natürlichen und rechtmäßigen Wünschen der Menschen widerstrebt, und sonderlich, weil er alle Hoffnung abschneidet, so kann ich doch niemals die physische Schädlichkeit der Enthaltung zugeben. Wer nun Lust hat, es zu versuchen, wer sein Gemüth wohl beschäftigt und den Leib übt, oder, wo es nöthig ist, ermüdet, der wird bald überzeugt werden, daß die Religion, durch das strengste Gebot der Reinigkeit, in diesem Stücke weder etwas Unmögliches, noch etwas Schädliches fordere, und daß Enthaltsamkeit keine so gefährliche Tugend ist, als man es geglaubt hat."

So wahr die meisten dieser Behauptungen, und so beherzigungswerth sie gewiß sind, so ist es doch auch gewiß, daß Marcard mit etwas zu grellen Farben malte. Es fehlt, auch wenn wir *Blanchet* nicht ganz gelten lassen wollen, doch nicht an Beispielen, wo

bei ganz gesunden Menschen, mit lebhafter Phantasie, eine zu strenge Enthaltsamkeit nicht gesund war. Galen erzählt die Geschichte zweier Eheleute, die sich plötzlich die gewohnten Genüsse versagten, dadurch in einen üblen Zustand verfielen, und nur geheilt wurden, da sie das System der Enthaltsamkeit aufgaben. Tissot hat eine kränkliche, vierzigjährige Wittwe gesehen, die lange Zeit das Vergnügen der ehelichen Liebe genossen, und es nun viele Jahre lang entbehrt hatte, und die darauf in eine so heftige Hysterie verfiel, daß sie den Gebrauch ihrer Sinne verlor. Kein Mittel konnte die Anfälle abkürzen, und nur wenn man die Geschlechtstheile ihr rieb, so daß ein krampfhaftes Zittern entstand, so kam sie wieder zu sich. Derselbe Arzt erzählt mehrere ähnliche Beispiele, und auch Haller und Zimmermann theilen Krankengeschichten mit denselben Verhältnissen mit. Aber in den meisten Fällen entstanden solche Zufälle doch nur, wenn die an Befriedigung bereits gewöhnte Natur wieder entwöhnt wurde. Unter solchen Verhältnissen ist der Mensch nicht das einzige Geschöpf, dem dann eine erzwungene Enthaltsamkeit nachtheilig oder gar schädlich ist; auch die übrigen

Thiere empfinden dann die Folgen des ungestillten Bedürfnisses, und von ihren Weibchen getrennt, suchen sie oft naturwidrige Befriedigung. Pfauen begatten sich mit Enten, ja der eingezwängte Trieb reißt wohl noch weiter entfernt stehende Gattungen in wilder Brust an einander, und das Leiden der Liebenden, jetzt im einsamen Käfig seufzenden Turteltaube, hat keinen andern Grund, als solche unfreiwillige Wittwen-Enthaltsamkeit!

Andre Thiere finden andre Mittel, ihren Drang zu beschwichtigen. Die schmutzige Selbstbefleckung der Affen ist berüchtigt und bekannt genug; Hunde reiben sich gegen irgend einen Körper, oder sie stoßen die Ruthe oft und wiederholt aus ihrer Scheide, um sich zu kitzeln; auch Pferde treiben zuweilen ein ähnliches Manövre, und das Kameel ist so wenig enthaltsam, daß das ungeschickte Thier sich in der Brunstzeit auf Alles wirft, was ihm vorkömmt, und es so lange unter seinem Leib drückt und preßt, bis es befriedigt ist. Ja man erzählt, daß Einer von den Elephanten, die in den letzten zehn Jahren in Paris gestorben sind, seinen Körper so geschickt zu drehen wußte, daß er sich dadurch häufige Ejaculation machte, denen man sogar seinen frühen Tod zuschreibt.

Bei dem Menschen aber, der nicht, wie die Thiere, auf bloße Vegetation und Reproduktion angewiesen ist, und den ein veredelter Geist, eine höhere Vernunft meistens vor der Einwirkung der sinnlichen Triebe bewahrt, und ihn von den erotischen Gedanken abzieht, namentlich bei dem Manne, ist, wenn er nur einmal in den ersten Aufwallungen das Feuer des Geschlechtstriebes zu unterdrücken gelernt hat, und wenn er nicht durch frühere Genüsse seinen Körper an erotische Reize gewöhnt hat, dann, sagen wir, ist bei dem Manne eine strenge Enthaltsamkeit gewiß nicht so schädlich, als die Blanchete behaupten. Bei dem Weibe ist dies schon eher der Fall, und ein Weib verträgt schon seltener ohne allen Nachtheil eine strenge, vollständige Enthaltsamkeit ihr ganzes Leben hindurch.

Alle langen Feuerhütungen schaden der Gesundheit, und wohl keine mehr, als die vestalischen.

Die vestalische Hüttenkatze reißt wohl so viele Herzensschmelzerinnen weg, als die gemeine Metallschmelzer.

Lichtenberg.

Und diese Sätze dürften denn nach unsern, und den Erfahrungen der berühmten Aerzte,

die wir in dieser Abhandlung citirt haben, das Resultat über diesen wichtigen Gegenstand ausmachen, das aber nun noch durch die Individualität des einzelnen Menschen sehr geändert wird. Folgern wird sich auf jeden Fall daraus lassen, daß eine strenge Enthaltsamkeit nicht naturgemäß ist, und daß es daher überall gewiß heilsamer ist, wenn man dem süßen Drange der Natur nachgibt, aber auch, wir wiederholen es, nur dann nachgibt, wenn die Natur, nicht wenn eine künstlich erhitzte Phantasie, eine verderbte, wollüstige Seele drängt; das heißt also, wenn der jugendlich kräftige Mensch den Becher der Freude, wenn er ihm dargeboten wird, mit Maaßen und bedächtig-schlürfend leert, nicht aber, wenn er ihn wild-lüstern vom heiligen Altar der Natur hinwegreißt, und ihn in viehischer Hitze hinunterstürzt. Unvermeidlich wird ihm dann der Labetrank zum zerstörenden Gift! (Vgl. Geschlechtstrieb, Unmäßigkeit, Wollust.)

Entjungferung.

Ein hochwichtiger Akt in dem großen Drama der *physischen Geschlechtsliebe*! So lange er *nicht gespielt ist*, dieser Akt, so lange ist die

Intrigue nur noch geschürzt, nicht gelöst, und auch in diesem Drama muß die Katastrophe vor sich gegangen seyn, wenn das Stück zu Ende gespielt werden soll. Ein heiliger Schauer bemächtigt sich des ernsten Beobachters und Erforschers der Natur, wenn er die Ueberschrift dieses Kapitels siehet! Von diesem Akte ist die fortdauernde Erzeugung der Menschengattung auf der Erde bedingt! Darum waren auch die meisten Völker zu allen Zeiten von dem Heiligen in der Idee der Jungfrauschaft durchdrungen, und wie die rohesten unter ihnen fast eine religiöse Feier derselben, und eigene Gebräuche und Ceremonien zu ihren Ehren ersonnen hatten, so haben die civilisirten Nationen und ihre Dichter ihrerseits mit poetischem Blicke die Erhabenheit, die Würde der Jungfrauschaft angeschaut.

Ut flos in septis secretus nascitur hortis,
Ignotus pecori, nullo contusus aratro,
Quem mulcent aurae, firmat sol, educat imber:
Multi illum pueri, multi optavere puellae;
Idem cum tenui carptus defloruit ungui
Nulli illum pueri, nullae optavere puellae,
Sic virgo dum intacta manet — —

Catullus.

Wie die Blume, die heimlich erblüht im umgitterten Garten,
Nicht von der Heerde gekannt, von keinem Pfluge zerstampfet,
Sanft von den Lüften gewiegt, von Sonn' und Regen erzogen:
Viele Knaben begehrten sie schon und Viele der Mädchen —
Aber wie sie, gepflückt mit zartem Finger, verwelket,
Und nun jetzo sie Keines begehrt der Knaben und Mädchen —
Also die Jungfrau, so lange sie unberührt — —

Nur Büffon hat bei dieser Gelegenheit einmal zeigen wollen, daß geistreiche Köpfe, auch gewaltige Paradoxen sagen können, und erklärte deßhalb die physische Jungfrauschaft für eine Narrheit. Es gibt nach ihm nur eine moralische Jungfrauschaft, und eine Mutter kann daher eben so gut Jungfrau sein, als ihre Tochter! Es ist klar, daß Büffon hier Jungfrauschaft und Reinheit des Herzens für identisch genommen hat, und allerdings ist die moralische Jungfrauschaft nichts anders als die Keuschheit (s. diesen Artikel); allein trotz seiner Autorität, werden wir doch wohl auch eine physische Jungfrauschaft statuiren müssen, die auch im Kapitel von der Entjungferung vorzüglich in Anregung kommt.

Wenn im Allgemeinen Entjungferung der Akt ist, durch welchen diese physische Jungfrauschaft (s. diesen Art.) des Mädchens vernichtet, und dadurch die Emmission des männlichen Theiles in den weiblichen Körper, folglich Befruchtung, möglich gemacht wird, so bezeichnet der Sprachgebrauch ganz eigentlich unter diesem Wort auch noch die physische Uebereinstimmung des Willens bei den Individuen beiderlei Geschlechtes in diesem Akte, dagegen eine von Seiten des Mannes erzwungene Entjungferung: Nothzucht genannt wird. (S. Jungfrauschaft.)

Wir ersparen eine kurze Belehrung über die Zeichen der unverletzten und die der verletzten Jungfrauschaft, also der Entjungferung, auf die Abhandlung: Jungfrauschaft, und wollen dafür hier mit dem Leser verschiedene Zeiten und Völker durchwandern, um ihm zu zeigen, wie die Idee der Entjungferung in ihnen auf den menschlichen Geist eingewirkt, und wie er nach dem verschiedenen Grade seiner Ausbildung durch Ceremonien und Gebräuche sich über diese Idee und ihre Wirkung auf ihn, ausgesprochen hat, welche Zusammenstellung wir für keinen unbedeutenden Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes halten.

Wenn bei den Kamtschadalen ein junger Mann von seiner Schönen Zeichen ihrer Gunst, und später auch von dem Vater der jungen Dame die Erlaubniß sie zu freien erhalten hat, so berechtigt diese Erlaubniß den Bräutigam, jede Gelegenheit zu benutzen, seine Braut zu überraschen, und sich ihrer auf irgend eine Art zu bemächtigen. Da aber alle Weiber und Jungfrauen im Dorfe verpflichtet sind, eine Braut gegen die Unternehmungen ihres Liebhabers zu vertheidigen, und da jene sich sorgfältig vorsieht, daß sie mit diesem nicht allein, weder in noch außer der Wohnung zusammenkomme, so wendet der geduldige Freier oft lange und vergeblich alle List an, zu seinem Ziel zu kommen. Ueberdieß verwahrt sich die Braut sorgfältig gegen alle Angriffe, indem sie ihre engen Röcke oder Hosen mit starken Riemen befestigt und mit Fischernetzen umwindet.

Sobald nun der Bewerber einen glücklichen Zeitpunkt wahrnimmt, sein Mädchen allein, oder in der Gesellschaft weniger Gespielinnen anzutreffen, fällt er plötzlich über sie her, schneidet mit steinernen Messern Netze, Riemen und selbst die Hosen, wenn er sie nicht aufknüpfen kann, entzwei. *Hierauf nimmt er sein Halsgehänge ab, und steckt solches, als ein Zeichen*

seiner Eroberung, in die Hosen des Mädchens. Die junge Schöne erhebt hierbei ein lautes Geschrei; kommen andere Mädchen und Frauen hinzu, so wird ihm der Sieg sehr schwer gemacht. Sie schlagen ihn mit Fäusten, reißen ihn bei den Haaren von der Braut weg, und verwunden ihn oft so, daß ihm auf lange Zeit zu wiederholten Angriffen der Art die Lust vergeht. Ereignet sich hingegen ein solches Scharmützel nicht, oder ist er dessen ungeachtet stark genug, mit seiner Hand das non plus ultra zu erreichen, so hat er gewonnen. Die Braut selbst verkündiget diesen Triumph durch den weinerlichen Ton: Ni! ni! Alle laufen sogleich hinweg, und lassen das glückliche Paar allein. Oft erleichtert Temperament und Liebe des Mädchens ihrem Bräutigam den Sieg; doch darf jener nie, der weiblichen Ehre wegen, ohne allen Widerstand zum Ziel gelangen.

Man hat aber auch Beispiele, daß Jünglinge sieben Jahre hindurch gekämpft haben, und fast ganz zu Krüppeln geworden sind, und doch ihre Geliebte nicht errungen haben. Die Kamtschadalinnen sind übrigens in den Geheimnissen der Venus Vandemus gar nicht unerfahren; sie geben sich ihren jungen

Männern nie auf einmal ganz hin; stufenweise müssen sie immer weiter zu kommen suchen, immer feuriger werden, um durch Verlängerung des Genusses, durch längere Züge aus dem Zauberbecher der Wollust, die unersättliche Liebeskraft ihrer Weiber zu befriedigen. Bei den Esthen ist die Braut bei der Ankunft ihres Bräutigams versteckt, und mit einem Gürtel umgeben. Sie wird aufgesucht, und alsdann fängt sogleich das Tanzen an. Hierauf setzt man sich zu Tische und speist Suppe, Fleisch und Braten. Die Braut wird mit einer wollenen Decke, die ihr auch schon nach der Trauung auf das Gesicht gelegt wurde, verhüllt, und der sogenannte Brautvater steckt ihr einige Bissen unter der Decke in den Mund. Nach dem Essen tritt der Bräutigam seinen und der Braut Löffel in Stücken, wahrscheinlich um einer zu befürchtenden Zauberei vorzubeugen. Nachdem nun die ganze Nacht mit Tanzen, Schmausen und Trinken zugebracht worden, wird die Braut gegen Morgen in einem feierlichen Zug in das Haus des Bräutigams geführt. Sie hat ihren Bruder oder unter dessen Namen einen Fremden zum *Fuhrmann.* *Ihr Kasten* und einige gefüllte *Trinkgeschirre*, *zuweilen* auch ihre Aeltern,

folgen der Gesellschaft. Sobald sie in des Bräutigams Hause ankommt, wird sie gehaubet. Bei dieser Ceremonie muß sie sich auf ihres Bruders Schoos setzen. Der Bräutigam, der Bräutigamsvater und der Herold tanzen mit aufgehobenem Degen um sie herum. Man wirft ihr ein Kind in den Schoos, dem sie ein Paar Strümpfe schenken muß. Eine Mannsperson bindet ihr eine Schürze vor, und reicht ihr für diese Ehre ein Geschenk an Geld. Alsdann setzt ihr eine der vornehmsten Weiber mit Beihülfe anderer die lange Haube auf, nebst den dazu gehörigen Tüchern, und gibt ihr einen Backenstreich. Die Singweiber lassen ihre Hochzeitlieder aus vollem Halse erschallen. Die Braut gibt jedem Gaste ein Stückchen Butterbrod, darauf wird gegessen und getanzt. Am Abend theilt die Braut an jeden Gast durch den Bräutigamsvater Geschenke aus, die in einem Korbe aufgetragen werden. Sie bestehen in Hemden, Gurten, Strümpfen und Handschuhen.

Endlich bringt man das neue Paar zur Feier der Brautnacht in den Viehstall, wo die Frau beim Aufstehen ein Geschenk auf ihrem Lager hinterlassen muß. Ein Gleiches geschieht, wenn sie am Morgen im Hause

herumgeführet wird, und zum erstenmal als Frau den Ofen fegt. In gewissen Gegenden wird am Morgen nach der Brautnacht dem jungen Weibe das Haar abgeschnitten, und ihr ein besonderes Band vor die Stirne gebunden, woran Geld oder Zahlpfennige hängen; dieses darf sie ein Jahr tragen. Bemerkt man den Ehestandssegen zu früh bei ihr, so wird ihr dieser Schmuck genommen. —

Ehemals bestand in Rußland die Vollziehung der Hochzeit in der wirklichen Feier der Umarmung; die Verlobten begaben sich bei hellem Tage in die Brautkammer; vor derselben stand ein Bedienter, der durch ein Zeichen den Augenblick der Hochzeit verkündigen mußte, um denselben mit Trompeten und Pauken zu feiern.

Bei den Tatarn in Sibirien versammeln sich die zur Hochzeit geladenen Gäste in dem dazu bestimmten Hause. In dem Zimmer der Braut wechselt Musik mit muntern Hochzeitliedern. Das Trinken wird dabei nicht vergessen. Sind die Gäste beisammen, so führen die Verwandten der Braut den Bräutigam in den Hof, den er dreimal umgehen muß; kommt er bei dem Zimmer der Braut vorbei, so wirft man ein Stückchen von Tuch

zum Fenster heraus, worüber das Volk unter lautem Jubel herfällt. Hierauf begibt sich der Bräutigam in das Zimmer, worin der Priester ist; dieser fragt ihn, ob er die Person zur Ehe verlange. Alsdann schickt man zur Braut, und läßt eben dieselbe Frage an sie thun. Haben sie nun beiderseits mit Ja geantwortet, und auch die Eltern ihre Einwilligung gegeben, so erklärt der Priester dem Bräutigam die im Lande üblichen Ehegesetze, von denen die Pflicht, ohne Bewilligung der ersten Frau nicht noch eine andere zu nehmen, ein Hauptartikel ist. Darauf segnet er das junge Paar ein, und endigt diese Ceremonie mit einem lauten Gelächter, worin alle Umstehende mit einstimmen. Den Tag nach der Hochzeit versammeln sich bei der Neuvermählten ihre Verwandten und Freundinnen, und beklagen den Verlust eines Gutes — das ja erst durch den Verlust ein Gut wird!

Ein Spiel, wo man verliert, um zu gewinnen.
Shakespeare.

Wenn sich am Abend ein junges türkisches Paar in die Brautkammer begeben hat, so kleidet der Bräutigam die Braut aus. Zur Keuschheit einer türkischen Braut gehört vor-

zugleich die Sorgfalt, ihren Leibgürtel mit einer Menge Knoten zu befestigen. Diese löset der Bräutigam auf, während die Braut ein andächtiges Gebet verrichtet. Da jene mühsame Arbeit oft eine stundenlange Beschäftigung ist, so läßt es sich denken, welche Probe dies für die Geduld des Bräutigams und die Andacht der Braut sein muß. Den Tag nach der Hochzeit erscheinen die jungen Hochzeitsgäste wieder bei den Neuvermählten. Findet sich, daß der Mann mit der unentweihten körperlichen Keuschheit seiner Braut zufrieden ist, so werden die hochzeitlichen Feierlichkeiten verdoppelt. Hat der Mann hingegen keine Merkmale der unbefleckten Keuschheit gefunden, so wird die Braut mit Schimpf behandelt, und ihren Eltern wieder zurückgeschickt. Die Rache dieser geht oft so weit, daß sie wegen solcher auf sie zurückfallenden Schande ihre Tochter auf der Stelle ermorden.

Die Perser haben, wie die Türken, dreierlei Arten von Ehen, welche von den Gesetzen begünstiget werden. Sie heirathen nämlich entweder förmlich, oder miethen eine Frau auf eine gewisse Zeit, oder sie verbinden sich *mit Sklavinnen.* Die Braut wird des Nachts *unter einer rauschenden* Musik, ganz verschleiert,

und von zwei Frauen und Verschnittenen begleitet, in das Haus des Bräutigams geschickt. Eine Stunde nach ihrer Ankunft führen sie zwei Matronen in das Schlafgemach, ziehen sie aus, und legen sie in das Bette. Bald hierauf erscheint der Bräutigam, von Verschnittenen oder alten Weibern begleitet, und erblickt nun seine Verlobte zum erstenmal, da bis dahin die Perserinnen sich vor keinem Mann sehen lassen dürfen.

Bei den herumstreifenden Arabern, den Beduinen, herrschen andere, seltsame Gebräuche. Nach geschlossenem Ehevertrage wird die Braut von Weibern in das Bad geführt, wo sie dieselbe waschen, ihre Haare salben und ihr die besten Kleider anziehen. Dann wird sie auf ein mit Decken, Blumen und Zweigen geschmücktes Pferd oder Kameel gesetzt, und mit Musik in das Zelt gebracht, wo die Hochzeit gefeiert werden soll. Die Mannspersonen begleiten ihrer Seits den Bräutigam auch in das Bad, ziehen ihn auf das Beste an, und führen ihn zu Pferde in einem feierlichen Zuge wieder zurück. Die Männer machen sich bei dem Bräutigam, die Weiber bei der Braut lustig; diese tanzen, singen, spielen auf kleinen Trommeln, und sagen der Braut über

ihre Schönheit und Verdienste tausend Schmeicheleien. Hierauf beten alle und bitten Gott, daß er die Eheleute vor den Augen des Neids, d. h. vor Bezauberung, welche böse Leute an ihnen ausüben möchten, bewahren wolle. Wenn es Abend wird, bringt man die Braut zu ihrem Manne, der sie in einem besondern Zelte allein und sitzend erwartet. Sie sagen einander nichts; die Weiber aber machen dem Bräutigam ein Kompliment der mit einer ernsthaften Miene sitzen bleibt, kein Wort spricht, und sich nicht eher beweget, als bis die Braut vor ihm niederkniet, da er ihr dann ein Stück Gold oder Silber auf die Stirne legt. Diese Ceremonie wird an demselben Abend dreimal wiederholt, und jedesmal verändert die Braut ihre Kleider. So oft sie dem Bräutigam vorgeführt wird, empfängt er sie auf gleiche Art, und mit eben der Ernsthaftigkeit. Bei dem drittenmal, da ihm die Braut vorgeführt wird, steht der Bräutigam auf, umarmt sie, und trägt sie in das Zelt, wo sie schlafen wollen. Hier bleiben sie etwa eine Viertelstunde allein, und opfern die Erstlinge ihrer Liebe; hernach waschen sie sich beiderseits mit kaltem Wasser, und kleiden sich um. Die junge Frau begibt sich wieder

zu den andern Weibern, der junge Mann aber zu seiner Gesellschaft, und zeigt daselbst die Beweise der unbefleckt gewesenen körperlichen Reinigkeit seiner Braut. Jedermann wünscht ihm Glück, und man bringt den Rest der Nacht vergnügt zu.

Unter allen Nationen ist vielleicht keine, bei denen die eheliche Verbindung für eine wichtigere Handlung gehalten würde, als bei den Hindus; diese sind so sehr überzeugt, daß ihnen die Götter, nur der Fortpflanzung ihres Geschlechts wegen, das Dasein gegeben haben; daß sie die Unfruchtbarkeit als das größte Unglück ansehen. Sie verheirathen sich oft von Neuem, bis sie eine männliche Nachkommenschaft erzielen; und wenn alle ihre Weiber unfruchtbar sind, so adoptiren sie einen Knaben aus ihrer nächsten Verwandtschaft, damit Jemand da ist, der die kindlichen Pflichten bei ihrem Leichenfest an den Tag legen könne. Dies ist der mächtige Beweggrund, sich eine zahlreiche Nachkommenschaft zu wünschen, der unter allen Nationen ihnen nur allein eigen ist. So wie viele andere morgenländische Völker, verbinden sie mit der unbefleckten körperlichen Reinheit der Jungfrauen den höchsten Werth. Sie knüpfen schon das Band der

Ehe mit Mädchen, die noch lange nicht die Jahre der Reife erlangt haben; sie verachten die mannbaren Jungfrauen, weil sie von ihrer noch unentweihten Keuschheit keine völlige Sicherheit haben zu können glauben. Wenn es aber einem Mädchen zur Schande gereicht, vor ihrer Mannbarkeit noch unverheirathet zu sein, so ist es gleichwohl keine für einen Mann, der in einem Alter noch zur Ehe schreitet, wo er seine Zeugungskraft schon verloren hat; daher sieht man nicht selten sechzigjährige Greise, die sich mit Mädchen von vier Jahren verbinden.

Wenn nun der Tag der Hochzeit bestimmt ist, so fängt man an, den Kal in dem Hofe der Wohnung der Braut oder des Bräutigams zu pflanzen, d. h. einen Pfahl von dem Zelt in die Erde zu setzen, welches hier aufgerichtet wird. Die Freundinnen bringen den Verlobten Betel zum Geschenk, und sitzen unter einem Dach. In der Mitte des Hofes errichtet man einen steinernen Bollear, so heißt der Gott der Ehen, der mit einem Elephantenkopf und einem dicken Bauch vorgestellt wird. Die Braminen opfern ihm Kokosnüsse, Bananen und Betel, und bitten ihn, durch seinen Schutz die Heirath zu begünstigen. Hierauf

wird ein Ast von einem dem Ehestand geheiligten Baume in die Erde gesteckt; der Kal wird in einer Ecke des Hofs errichtet; sobald aber das Zelt aufgeführt wird, entfernt man den Pollear. Unter dem Zelt werden alle Feierlichkeiten der Hochzeit vollzogen. Man bringt vor dem Hause Verzierungen und Gemälde an, worauf zuweilen die Geschichte des nicht sehr züchtigen Gottes Guichena zu sehen ist. Täglich erscheinen die Tänzerinnen, um die Verlobten durch ihre Ballets, und durch auf ihre Verbindung abgefaßte Hochzeitlieder zu ergötzen. Am Morgen und Abend reiben sich dieselben in dem Innern des Gezelts mit Beeren von einer der Ehe geweihten Pflanze. Reiche Leute lassen am Abend das junge Paar in prächtigen Palankins auf den Straßen und Spaziergängen beim Glanze zahlreicher Lichter herumtragen, von Musik, von tanzenden und singenden Bajaderen, den reich geschmückten Kindern der Verwandten und Freunde, von Elephanten, Kameelen und Pferden rc. begleitet. In diesem feierlichen Zug führt man den Bräutigam in die Wohnung der Braut. Wenn er in die Thüre tritt, wird er auf eine gewisse Art entzaubert, denn die Indier glauben, daß boshafte Blicke

neidischer Menschen die verderblichsten Folgen über andere bringen können. Am Tage der Vermählung selbst, die bei den Brautleuten in einer Ecke des innern Gezelts vor sich geht, stellt man viele mit Wasser angefüllte Krüge in einen Kreis vor sie hin. Unter diesen sind zwei größere, die zunächst bei dem Brautpaar stehen. Mitten im Kreise ist ein kleines hölzernes Gerüste. Eine Menge kleiner brennender Lampen, den Gott des Feuers vorzustellen, nehmen den übrigen Raum ein. Nun fangen die Braminen ihre Gebete an, mit denen sie den Gott und die oberste Göttin in die zwei größeren Krüge herabzusteigen bitten, nämlich den Schiwen und Parwadi, wenn die verheirathende Familie von der Secte dieser Götter ist. In die kleineren Krüge laden sie die Untergottheiten ein.

Nach vielen Ceremonien schwört der neue Ehemann vor dem Feuer in Gegenwart der Braminen, daß er für seine Braut sorgen wolle. Er faßt sie darauf beim kleinen Finger der rechten Hand, und führt sie in dieser Stellung dreimal um das hölzerne Gerüst herum, neben dem ein flacher Stein steht, worauf man die Gewürze zerreibt. Wenn sie zu diesem Stein kommen, nimmt der Mann

einen Fuß seines Weibes, und stellt ihn auf diesen Stein, um sie an ihre künftige Schuldigkeit zu erinnern, für das Hauswesen zu sorgen. Oben auf dem Zelt ist eine Oeffnung angebracht, durch die man gegen den Himmel sehen kann. Wenn sie unter diese Oeffnung zu stehen kommen, ruft der Bramine dem neuverheiratheten Weibe zu: Betrachtet die Arindody (eine wegen ihrer Klugheit und Tugend sehr geehrte Heilige) und folget ihrem Beispiel! das Weib sieht in die Höhe und geht weiter.

Die Weiber vom Hause bringen nun mit rothem Palmzucker vermischte Milch und Bananen, die sie den Neuvermählten verehren, welche auch davon etwas Weniges kosten müssen. Die übrige Zeit des Tags wird mit verschiedenen Ergötzlichkeiten zugebracht. Am Abend lassen sich die beiden Eheleute in einem Palankin auf öffentlichen Spaziergängen von dem prunkreichsten Gefolge begleitet, herumtragen. Sobald die Vermählte die Jahre der Mannbarkeit erreicht, stellt man neue Opfer an, und wiederholt beinahe die nämlichen Feierlichkeiten, wie am Hochzeitfeste. Man erhält von Jedermann neue Glückwünsche und ladet seine Verwandten zu Gast. Diese

erlichkeit heißt die kleine Hochzeit oder
zweite Hochzeit. Die erste Schwangerschaft
ein Anlaß zu einem neuen Fest, den Göttern
das geschenkte Kind zu danken. Im sie-
sten Monat der Schwangerschaft dankt man
ermals den Göttern auf das feierlichste für
der Leibesfrucht bisher gewährten Schutz.
r Geburtstag ist vollends ein Tag der höch-
n Freude und Dankbarkeit. Die Frau
rf nie bei ihrem Manne schlafen, außer
nn es ihr die Schwiegermutter bewilliget,
d selbst dann muß sie sich ganz unbemerkt
seine Schlafkammer schleichen. Wahr-
einlich will man hierdurch den unmäßigen
nuß der Liebe bei den Neuvermählten ver-
en, oder vielleicht glaubt man auch, das
ib empfange desto leichter, wenn sie die
armung ihres Mannes nur verstohlner-
se genieße. Sobald sie aber einmal Mütter
d, haben sie hierin eine uneingeschränkte
eiheit. —

In Macassar führt man das Brautpaar
eine dunkle Kammer, worin nur eine kleine
mpe in einem Winkel brennt. Hier werden
drei Tage und drei Nächte allein gelassen,
ne daß *sie heraus noch andere hineingehen*
fen. An der Thüre steht eine alte Frau,

welche ihnen dasjenige, was sie nöthig haben, reichen muß. Damit sie unter keinem Vorwand herausgehen dürfen, befindet sich zur Entledigung der natürlichsten Bedürfnisse in der Kammer ein kleines Kabinetchen.

Auf den Philippinen, wo man nur entjungferte Mädchen heirathet, und wo, ehe die Spanier in's Land kamen, das Geschäft der Entjungferung ein öffentliches Amt war, sind die Heirathen mit unmäßigen Kosten verknüpft. Zuerst muß der Heirathslustige die Erlaubniß bezahlen, daß er zu seiner Geliebten in das Haus gehen darf, dies heißt Passava; hierauf erlegt er das Patignog, und darf mit ihr sprechen; alsdann folgt das Passalog, für die Erlaubniß mit ihr zu essen und zu trinken, und endlich zahlt er den Eltern für die Freiheit, bei ihr zu schlafen, das Ghina-puang, welches nach Stand und Vermögen bestimmt wird. —

Auch im Königreiche Pegu überlassen wenigstens die Vornehmen die Feier der Brautnacht einem Andern, als ein sehr mühsames Geschäft, und bezahlen ihn dafür.

Wenn in Bantam der Bräutigam mit feierlichem Geleite durch die Stadt geführt und hierauf das Gastmahl geendiget worden

ist, so wird das junge Paar von den Anwesenden unter ein mit Vorhängen umgebenes Dach geführt, um hier die Brautnacht zu feiern.

Eine chinesische Braut wird nach monatelangem Fasten und Ceremonien endlich von ihrer Schwiegermutter in das für sie und ihren Bräutigam bestimmte Zimmer geführt. Dieses Zimmer wird als heilig angesehen. Keiner Mannsperson wird der Eingang in dasselbe verstattet. Weder der Schwiegervater, noch des Bräutigams Brüder dürfen dasselbe betreten. Nach Verlauf eines Monats reiset die junge Frau auf eine Zeit lang zu ihrem Vater zurück, welche Reise die Wiederkehr zur Ruhe genannt wird. —

In der Bucharei sehen sich die Verlobten während der Hochzeitceremonie gar nicht; der Jüngling begibt sich unentkleidet und in Gegenwart vieler Matronen zur Braut in's Bette; er darf aber nur einen Augenblick darin verweilen. Diese Farce wird drei Tage wiederholt; in der dritten Nacht endlich genießt er die Rechte des Ehestandes.

Gegen Mädchen, an denen man außer der Ehe Zeichen wahrnimmt, daß sie der Liebesgöttin *gehuldigt haben*, sind die Sineser sehr *unbarmherzig;* sie werden auf den öffentlichen

Markt geführt und an den Meistbietenden zur ewigen Sklaverei verkauft. —

Im Königreiche Japan erhebt sich am frühen Morgen die zum Hochzeitfeste gebetene Gesellschaft und holt die Verlobten ab. Braut und Bräutigam besteigen jedes seinen besondern Wagen, der mit vier Ochsen bespannt ist. Der Zug geht vor die Stadt und ist mit Musik begleitet. Die Hochzeit selbst wird auf einem Hügel gefeiert. Wenn beide bei dem Hügel auf verschiedenem Wege angekommen sind, so gehen sie, die Verwandten und Musikanten, alle auf verschiedenen Seiten den Hügel hinan. Auf demselben nehmen die Verwandten ihren Platz, zwei und zwei, unter einem von Bedienten gehaltenen Sonnenschirm hinter der Braut; die Musikanten stellen und lagern sich hinter dem Bräutigam; einige spielen auf Instrumenten, andere schlagen auf messingene Kugeln, die an zwei Stücken Holz mit Ketten hängen, und noch andere tanzen nach dieser seltsamen Musik. Die feierliche Verbindung oder die Trauung geschieht in einem Zelte, welches auf dem Hügel errichtet ist. Die Form desselben ist achteckig. Ueber demselben erheben sich Pyramiden, welche zur Bedeckung dienen. Die äußern

Wände des Gezelts sind mit in Oel getränktem Papier überzogen, die innern mit reichen Stoffen ausgeschlagen. In der Mitte des Zelts befindet sich ein schön geschmückter Altar; auf demselben steht das Bild des Gottes der Ehe. Er ist mit einem Hundskopf abgebildet, um Treue und Wachsamkeit, gleich wichtige Eigenschaften im Ehestande, anzuzeigen. Der Götze breitet seine Arme auseinander, und hält, die Festigkeit des Ehestandes anzudeuten, in den Händen einen messingenen Draht. Vor dem Altar steht ein Priester, an beiden Seiten das Brautpaar, die Braut zur Rechten und der Bräutigam zur Linken. (Die linke Hand hat bei diesen Nationen den Vorzug.) Jedes hält, nach altgriechischer und römischer Sitte, eine Hochzeitfackel in der Hand. Während der Priester einige Gebete hermurmelt, steckt die Braut ihre Fackel an einer Lampe an, hierauf der Bräutigam die seinige an der Fackel der Braut. Der Priester ertheilt ihnen seinen Segen; alle Umstehende erheben ein Freudengeschrei, singen Hochzeitlieder, und bringen den Neuvermählten ihre Glückwünsche dar. Unterdessen die Ceremonieen auf dem Hügel vor sich gehen, beschäftigt sich ein Theil der am Fuße desselben

gebliebenen Hochzeitgäste mit andern durch die Gewohnheit geheiligten Gebräuchen. Einige werfen die Puppen und dergleichen Gegenstände der jugendlichen Spiele der Braut in's Feuer; andere haben ein Spinnrad und einen Rocken in den Händen, und machen damit verschiedene Wendungen, um anzudeuten, daß die Neuvermählte die scherzenden Spiele der Kinder mit den ernsthaften Geschäften einer Hausfrau vertausche. Zum Beschluß opfern die Priester am Fuße des Hügels zwei siamische Ochsen und einige Hammel dem Heirathsgotte. Hierauf führt man die Braut wieder zurück, und begleitet sie unter dem jauchzenden Zurufen und Glückwünschen des Volks in die Wohnung des Bräutigams. Jünglinge und Mädchen mit Blumenkränzen geschmückt, pflanzen Fahnen auf den Gipfel des Hauses, und bestreuen mit Blumen alle Zimmer. Das Fest dauert gewöhnlich acht Tage und verursacht ungeheure Kosten. —

Bei den Mauren wird der Bräutigam in die ganz finstre Kammer seiner Braut begleitet. Wenn das Brautpaar aber von Stande ist, so findet sie der Bräutigam auf einem seidenen oder sammtenen Polster hinter einem kleinen Tische sitzen, auf dem zwei Wachslichter bren-

nen, mit den Händen vor den Augen. — Auf ein gegebenes Zeichen wird die Thür wieder geöffnet, und zweien Abduln, welche erwartungsvoll vor derselben stehen, wird das Tuch mit den mosaischen Zeichen des verlornen jungfräulichen Zustandes überreicht, worüber sie sogleich ein Dokument abfassen, welches dem Vater der Braut überliefert wird. Einige Weiber nehmen dieses Tuch in Empfang, und bringen es unter Freudengeschrei und unter Trommeln nach dem Hause des Vaters, wo es nebst dem schriftlichen Dokument, zum Beweis bei einer etwa von dem Bräutigam zu erhebenden Klage, als eine heilige Urkunde in Verwahrung niedergelegt wird. Bei der Eröffnung der Thür erlangt der Bräutigam erst das Recht, seine Braut zum erstenmal zu sehen, und er muß nun mit ihr zufrieden seyn, es wäre denn, daß jener Beweis ihrer unbefleckten Keuschheit gefehlt hätte, in welchem Fall er sie sogleich verstoßen darf, und der Vater derselben verbunden ist, die Mitgabe und Alles, was der Bräutigam auf dieselbe verwandt hat, zurück zu geben. Die Braut darf in den ersten acht Monaten nicht aus dem Hause gehen; dem Mann steht solches aber schon nach den ersten acht Tagen frei. Wäh-

rend dieser Zeit wird er von seinen Freunden und Verwandten im Scherz für einen König angesehen, der Urtheile sprechen und Strafen auflegen kann. Seitdem aber Mulei Abd Allah einst an einem Tage acht dergleichen Bräutigams- oder Bohnenkönige an die Schwänze von Mauleseln binden, und sie so lange auf den Straßen umherschleifen ließ, bis sie den Geist aufgaben, verfährt man sehr vorsichtig mit der Königswürde. —

Wenn die Braut bei den Negern in Senegambien sich für eine unentehrte Jungfrau ausgibt (Jungfrauen gibt es aber hier selten), so wird ein weißes Tuch auf das Brautbette gelegt, wozu? wird man leicht errathen. Findet man nach dem ersten Opfer der Liebe das Erwartete, so wird mit dem Tuche um das ganze Dorf ein feierlicher Zug gehalten, wobei sich die Quirioten einfinden, die das Lob der Schönen in hochzeitlichen Liedern besingen. Jannequin erzählt, daß sie der Mann von den Aeltern nackend empfängt, und mit ihr zu dem Priester oder Marbuten geht, der sie unter allerlei Ceremonien ein wenig Sand verschlucken läßt, und ihnen dann befiehlt, ihre Heirath diese Nacht zu vollziehen. Die Braut wird auf ein weißes Ziegenfell gelegt, und

wenn den folgenden Morgen die Zeichen der Jungfrauschaft nicht darauf gefunden werden, so wird sie von dem Manne verstoßen. Daher sind denn auch die Jungfrauen der Schwarzen in diesem Punkte so gewissenhaft, daß sie lieber sterben, als sich den Schatz ihrer jungfräulichen Ehre vor der Heirath rauben lassen. Doch sind die betrogenen Männer an dem Gambia sehr duldsam; sie würden sich großem Aergernisse aussetzen, wenn sie die in der Brautnacht gemachte unangenehme Entdeckung verbreiten wollten.

Bei den Negern auf Sierraleona stellt der Bräutigam am Tage der Hochzeit in eine gewisse Entfernung mit Getränken und Erfrischungen versehene Leute an den Weg hin, auf dem man die Braut erwartet. Sobald der Zug die Stadt erreicht hat, hält er stille, um sich mit des Bräutigams Gesandtschaft zu vereinigen; der ganze Troß bezeugt seine Freude durch Schießen, Jauchzen, Singen und Schreien, wobei das Trinken nicht vergessen wird. Die Braut ist mit einem Tuche bedeckt, und darf sich vor Vollziehung der Heirath von keiner Mannsperson sehen lassen. Ein altes Weib nimmt sie auf den Rücken, und schleppt sie unter dem Jauchzen und Lärmen ihrer Begleiter

in die Wohnung des Bräutigams. Der Weg, den das alte Weib mit ihrer Bürde betritt, ist mit Matten belegt, damit ihre heiligen Füße die Erde nicht berühren.

Abends begibt sich der Bräutigam mit der Braut in die Brautkammer, und löset ihr den Gürtel. Glaubt er an ihrer Keuschheit zweifeln zu dürfen, so verläßt er sie auf der Stelle wieder. Sobald dieß ihre Verwandten erfahren, entfernen sie sich schreiend und heulend vor Beschämung. Ist er aber mit ihr zufrieden, so bleibt er die ganze Nacht über bei ihr. Ihre Verwandten freuen sich dieses Triumphes, und ziehen mit dem ehrenvollen Zeichen ihrer Jungfrauschaft im wilden Taumel durch die Straßen der Stadt. —

Die Gewohnheiten und Formalitäten der Neger bei ihren Heirathen sind zwar längs der Goldküste in Guinea in einigen Umständen verschieden, in der Hauptsache aber einerlei. Ihre Hochzeiten sind mit sehr wenigen Ceremonieen verbunden. Wenn ein junger Mann im Stande ist, sein Brod zu verdienen, so sucht er entweder selbst, oder sein Vater eine Frau für ihn. Sind die jungen Leute mit einander einig, so spricht der Vater des Bräutigams mit den Eltern der Braut, und kommt mit

nen überein, was sie für dieselbe haben
ollen. Sobald dieser Punkt berichtigt ist,
ird ein Fetischier geholt, um den Eid ab-
gen zu lassen. Die Braut schwört, ihren
Mann zu lieben und ihm getreu zu sein; der
Bräutigam schwört auch, sein zukünftiges Weib
t lieben; den Punkt der Treue übergeht er
ber. Nach dieser Ceremonie beschenken die
Eltern von beiden Seiten einander, und brin-
en den Tag mit Schmausen und Lustbarkeiten
ı. Auf den Abend führt der Mann seine
Braut, in Begleitung einiger Frauenspersonen,
elche ihr die erste ganze Woche Gesellschaft
isten, nach Hause, um der neuen Verbindung
as Siegel aufzudrücken. Müller sagt, wäh-
end der ersten sieben Nächte müsse ein Mäd-
en von sieben bis acht Jahren zwischen den
Neuvermählten liegen, um zu verhindern, daß
e während der Zeit einander berühren. Es
t auf der Goldküste nicht selten, daß Mädchen
or ihrer Mannbarkeit sich verheirathen. In
iesem Falle kommen die beiderseitigen Ver-
andten in dem väterlichen Hause der Braut
ısammen und machen sich lustig. Abends
ird die Braut in des Bräutigams Haus ge-
ihrt, und *daselbst in des* Ehemanns Bette
ischen zwei Weiber gelegt, um eben zu ver-

hindern, daß er sie berühre. Diese Ceremonie wird drei Nächte hinter einander wiederholt, worauf sie der Mann ihren Eltern wieder zurückschickt, um daselbst bis zu ihrer Mannbarkeit zu verbleiben. Wenn nun dieser Zeitpunkt kommt, so wird die Ehe vollzogen, und der Bräutigam muß jeder der jungen Weibspersonen, die die Braut nach Hause begleitet hatten, einen Akki (den sechszehenten Theil von einer Unze) Gold geben. Es heirathet hier jeder so viel Weiber, als er ernähren kann, doch beläuft sich die Zahl derselben, außer den Beischläferinnen, selten über zwanzig, und wenn Jemand so viel nimmt, so geschieht es blos, um für groß und reich angesehen zu werden.

Die Priester und Priesterinnen der großen Schlange zu Fidah (die wahrscheinlich als eine wohlthätige Würgerin anderer dem Feldbau schädlicher Thiere ursprünglich vergöttert wird) spielen eine merkwürdige Rolle bei diesem Volke. Unter der Maske der Religion durchstreifen die Priesterinnen wie begeisterte Furien das ganze Land, und holen die schönsten Mädchen zusammen, um sie dem ehrenvollen Dienste ihrer Gottheit zu weihen. Sie bringen solche in Wohnungen — die unsern Nonnenklöstern

[ze]ichen, und heiligen sie der Schlange, indem
[sie] solche tetauiren, d. h. ihnen Figuren von
[B]lumen, Thieren und besonders von Schlan-
[ge]n in den Leib schneiden. Unter den fürch-
[te]rlichsten Drohungen müssen die Eingeweihten
[di]e Sage verbreiten, die große Schlange selbst
[h]abe sie mit den Mahlen bezeichnet, und ihre
[E]ltern müssen diese Ehre und die Kosten ihres
[U]nterhalts in dem Schlangenhause den Prie-
[st]erinnen theuer bezahlen. Diesen Gewinn
[th]eilen sie mit den Priestern. Die jungen
[P]riesterinnen bleiben dann bei ihren Eltern
[u]nd gehen von Zeit zu Zeit in das Haus, wo
[si]e eingeweihet worden sind, um die Tänze und
[G]esänge, die sie zu Ehren der Schlange gelernt
[h]aben, zu wiederholen. Sobald sie mannbar
[si]nd, nämlich in ihrem vierzehnten oder fünf-
[ze]hnten Jahre, wird die Feier ihrer Verehe-
[li]chung mit der großen Schlange vollzogen.
[S]ie werden mit Ceremonieen in den Tempel
[d]er großen Schlange geführt; hier steigen bei
[N]acht zwei oder drei auf einmal in eine ge-
[w]ölbte Grube hinab, worin sich, wie man sagt,
[z]wei oder drei Schlangen, als Anwälte
[d]er großen Schlange, befinden. Wenn sie
[da]rin sind, tanzen und singen die Priesterinnen
[u]nd ihre Gefährtinnen nach dem Klange von

Instrumenten um den Ort herum, doch aber in solcher Entfernung, daß sie nicht hören können, was vorgeht. Nach Verlauf einer Stunde werden sie wieder herausgerufen, und dann als Frauen der großen Schlange betrachtet. — Selbst die Klügeren der Nation vermuthen, diese Stellvertreter der großen Schlange möchten wohl andere Wesen sein, die zu einem Beilager mit jungen Negerinnen weit mehr Geschick haben, als jene kriechenden Thiere. Die nach einer gewissen Zeit in menschlicher Gestalt erscheinenden Früchte dieser heiligen Weihe beweisen, daß sie sich nicht geirrt haben!! Wahrlich, eine Ceremonie, die an die Schändlichkeit des Fronsac'schen Fauteuils erinnert! (S. Sopha.)

In Kongo und Loango werden die Heirathen ohne besondere Ceremonieen vollzogen. Hier herrscht jedoch der Unterschied, daß es in Kongo den Männern erlaubt ist, ihre Braut einige Zeit auf die Probe zu nehmen, um ihre Eigenschaften zu prüfen, und sich von ihrer Fruchtbarkeit zu überzeugen. Das Fortschicken gereicht den Mädchen keineswegs zur Schande; aber auch die Mädchen haben die Freiheit, die *Männer zu proben*, und sind gemeiniglich *eigensinniger* und unbeständiger als diese.

In Loango hingegen findet diese Sitte nicht
[illegible]t, und es wird hier vielmehr für das größte
[illegible]rbrechen angesehen, ein Mädchen vor der
[illegible]lichen Heirath zur Frau zu machen. Zur
[illegible]rafe muß das liebende Paar vor dem König
[illegible]heinen, und vor seinen Augen dasjenige
[illegible]iederholen, wozu beide wahrscheinlich vorher
[illegible]inen Zeugen gerufen hatten.

Bei den Hottentotten herrscht u. A. ein
[illegible]anz eigener Gebrauch. Gefällt der junge
[illegible]reier dem Mädchen nicht, so hat sie nur einen
[illegible]Weg, ihn los zu werden. Sie legt sich näm-
[illegible]ich mit ihm zu Bette, und bringt eine Nacht
[illegible]n seiner Seite zu. Wird sie von dem Jüng-
ing nicht besiegt, so ist sie frei; überwindet
[illegible]r sie aber, wie es gewöhnlich geschieht, so muß
[illegible]ie ihn heirathen.

Die Bewohner des Königreichs Arrakan
[illegible]ehen die Entjungferung eines Mädchens als
[illegible]in niedriges, ihr unwürdiges Geschäft an.
Man bezahlt daher gewöhnlich Leute vom nied-
rigsten Pöbel, um diese für einen Indier so
beschwerliche Verrichtung zu übernehmen. Nur
dann, wenn ein Mädchen sich rühmen kann,
nicht mehr Jungfrau zu sein, darf es sich Hoff-
nung machen, einen Mann zu bekommen; je
[illegible]ehr Buhler sie gehabt hat, desto eifriger be-

treiben Jünglinge die Werbegeschäfte um ihre Hand; und ist sie schwanger, oder hat gar eine lebendige Probe ihrer Fruchtbarkeit aufzuweisen, so sind mit ihrem Besitz die ehrenvollsten Vorzüge verbunden!! Jedoch scheint der König von Arrakan einen ganz andern Geschmack zu haben, als seine Unterthanen. Er wählt seine Weiber fast auf dieselbe Art, wie der Kaiser von Sina. Er läßt in dem Königreiche zwölf keusche Jungfrauen aussuchen, so schön man solche nur finden kann. Diese Mädchen werden in weißen Kattun gekleidet, und während einem Zeitraume von sechs Stunden den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt. Hierauf trocknet man ihnen den Schweiß mit ihren Kleidern ab und gibt ihnen andere. Jene ausgezogenen Kleider werden gewissen Leuten überreicht, die dazu bestimmt sind, mit der Feinheit ihrer Nase den Geruch derselben zu untersuchen. Diejenigen Mädchen, deren Kleider keinen unangenehmen Dunst von sich geben, werden als die Gesündesten betrachtet, und haben das Glück, dem König als Beischläferinnen überliefert zu werden.

Bei einem Mädchen in Nordamerika einen Liebesbesuch machen, nennen die Wilden, sein

ölzchen anzünden, eine maliciöse Allegrie, die in den Gallerien des Palais royal funden sein könnte! Bei Tage nehmen es die Schönen dieses Landes sehr übel auf, wenn man ihnen etwas von Liebe vorsagen wollte; allein des Nachts stehen jedem verliebten Abentheurer ihre Hütten offen. Er geht hinein, zündet an dem unter der Asche glimmenden Feuer eine Art Schwefelhölzchen an, und nähert sich damit dem Mädchen. Man muß über die Bescheidenheit eines amerikanischen Anbeters erstaunen, der sich, wenn er nicht gut aufgenommen wird, augenblicklich und ohne alles Geräusch wieder davon schleicht; oder der in eben dem Augenblicke, da ihm die hoffnungsvolle Gunst gewährt wird, sich zu den Füßen des Bettes niederzulassen, von einem andern Ankommenden, der in den Augen des Mädchens einen Vorzug vor ihm hat, verdrängt wird, und ganz kaltblütig die Hütte verläßt.

Obgleich die morlackischen Schönen einen freien Umgang mit dem männlichen Geschlechte genießen, so steht bei ihnen doch die jungfräuliche Ehre in hohem Preise. Man sieht an Festtagen alle Frauen und Jungfrauen, alle Männer und Jünglinge von mehr als einer Stadt sich unter einander küssen, wenn sie auf

dem Kirchplatze zusammenkommen. Dies sonderbare Schauspiel bringt jeden fremden Zuschauer auf die Vermuthung, alle gehörten zu einer Familie. Man erblickt sogar noch andere kleine Freiheiten, die sich der kühne Jüngling bei seiner Schönen ungestraft herausnimmt. Indessen verliert mit der Keuschheit ein Mädchen zugleich das Recht, den jungfräulichen Schmuck zu tragen, der in einer scharlachenen Mütze besteht, von der ein Schleier über die Schultern herunter hängt, und an dem sich noch einige Schnüre von Silbermünzen befinden, wenn eine vornehme morlackische Jungfrau in glänzendem Putze erscheint. Es ist so schändlich für eine Morlackin, ihre Keuschheit verloren zu haben, daß sie sich ihrer Familie entzieht, und aus ihrem Vaterlande flieht. Abbate Fortis sah den barbarischen Auftritt in einer Kirche, daß der Priester einem Mädchen, das sich einen schlimmen Ruf zugezogen hatte, und durch ihre Gegenwart diesen Ort entweihete, den jungfräulichen Schmuck abriß, und daß einer ihrer Verwandten ihr zum Zeichen der Schande das Haar abschnitt.

Ist bei den Morlacken eine Ehe beschlossen, so wird nach vollbrachten Kirchenceremonien und einem unmäßigen Mittagsessen, der Nach-

Atag mit Tanzen, mit Singen alter Volkslieder, mit körperlichen und andern scherzhaften Spielen zugebracht. Nach dem Abendessen wird das Brautpaar in das Brautgemach geführt, welches gewöhnlich der Keller oder der Viehstall ist. Einer von den S u a t e n oder Verwandten führt die Braut zu Bette und löst ihr den Gürtel auf; das übrige Auskleiden verrichten einander Braut und Bräutigam. Sobald sich das Brautpaar im Hemde befindet, entfernt sich der S u a t e und horcht an der Thüre, um den glücklichen Erfolg der ersten Umarmung mit einem Pistolenschuß bekannt zu machen, worauf sogleich einige andere von den S u a t e n antworten. Macht der Bräutigam aber die unangenehme Entdeckung einer nicht verwahrten Keuschheit, so hat die Feierlichkeit augenblicklich ein Ende.

Nach der Ankunft in dem Hause des Bräutigams werden die Neuvermählten bei den Wallachen, nachdem vorher einige Becher Wein ausgeleert worden, von den Brautführern in das Schlafzimmer begleitet. Die im Punkte der Keuschheit der jungen Frau gemachten Entdeckungen verhehlt der Mann, besonders *vor seinen Schwiegereltern*, in den ersten Tagen *sehr sorgfältig*, denn dieselben müssen drei

Tage nach der Hochzeit mit allen Blutsfreunden ihre Tochter besuchen, welche Reise der große Weg genannt wird, weil auf demselben den Eltern entweder viele Ehre oder Schande widerfährt. Wird die Tochter als unbefleckte Jungfrau befunden, so herrscht nicht nur unter der ganzen Familie die ausgelassenste Freude, sondern die Eltern werden auch mit einer ansehnlichen Mahlzeit bewirthet, und nachdem zum zweitenmal Essen aufgetragen worden, erscheint auf einer Schüssel das Brauthemd, mit den ehrenvollen Zeichen der aufbewahrten Keuschheit. Dieses Schaugerichte geht von Hand zu Hand, und keiner reicht es seinem Nachbar, bevor er nicht, zur Bezeugung seines Wohlgefallens, ein kleines Geschenk auf die Schüssel gelegt hat. Doch geschieht dies nur bei den gemeinen Leuten; unter den Vornehmen erlaubt die Delikatesse nur den Schwägern die Besichtigung der Geheimnisse der Brautnacht. Findet sich aber der junge Mann in seiner Erwartung betrogen, so sammelt er am andern Tage alle seine Verwandten, und macht ihnen die Schande seiner jungen Frau kund. Diese bringen, wenn die Eltern der Frau ankommen, einen schlechten Karren mit zerrissenen Riemen herbei, setzen

junge Frau auf denselben, spannen ihre Mann statt der Pferde daran, und zwingen ihn unter Schlägen ihre darauf gesetzte Tochter als eine H— nach Hause zu ziehen. Dieses darf Niemand auf der Straße oder unterwegens verhindern, oder eine derbe Tracht Prügel, und außerdem noch eine Strafe die auf Uebertretung der Gesetze steht, warten seiner!

Unter den übrigen Nationen des heutigen Europa' herrschen mit wenigen Ausnahmen und Abänderungen überall dieselben, bekannten Gebräuche für die Feier der ersten gesetzlichen Umarmung; der Akt der erlaubten Verletzung der Jungfrauschaft wird bei uns meist in stiller Clause, ohne Aufhebens gefeiert, und keine barbarische Sitte zwingt uns, Gottlob!, von unserm Thun und Lassen, oder gar von den Ergebnissen unserer Expedition neugierigen Pathen und Muhmen und Kaffeeschwestern Rechenschaft abzulegen. Selbst wenn

Pris au trebuchet
L'époux, quelle disgrace!
De l'oiseau qu'il cherchait
N'a trouvé que la place —

Béranger.

selbst in solchem ominösen Falle bleibt dem *europäischen* Manne Nichts übrig, als sich

mit den Männern auf den philippinischen Inseln oder im Königreiche Arrakan (s. oben) zu trösten. —

Qu'à tout il se fasse!
Du livre des époux
Il n'est qu'à la préface!

Béranger.

Sonst gab es auch in Frankreich eine solche, förmlich zum Gesetz constatirte Sitte, wie sie etwa in Arrakan ist, die Sitte, gegen die der kluge Figaro so sehr protestirt, daß der Gutsherr (seigneur) bei einer Verheirathung von einer der ihm als Vasallen untergebenen Bäuerinnen mit dieser die erste Nacht zubrachte, und dem armen Bräutigam die ihm rechtmäßig gehörende Blume vor der Nase weg pflückte. Dieses sogenannte jus primae noctis (das Recht der ersten Nacht) mag den vornehmen Herrn keines ihrer liebsten Vorrechte gewesen sein! Jetzt gibt es in Frankreich keine seigneurs mehr, und so ist denn auch dies »droit de seigneur« abgeschafft, gegen das die gesunde Vernunft und die Moral gleich sehr empört sein müssen:

Oh! le joli droit du seigneur!

S. Begattung, Brautnacht, Ehe, Hochzeit.

Entwicklungsjahre.

Die verschiedenen Lebensalter des Menschen zeigen eine Reihe von Erscheinungen, die deren unterscheidenden, eigenthümlichen Karakter ausmachen. Unter allen diesen Erscheinungen des Lebens sind keine wunderbarer als die, die sich um die Jünglingsjahre herum entwickeln, und die eben die Lebenszeit bilden, die man die Pubertät oder die Entwicklungsjahre des Menschen nennt. Man sieht dann in beiden Geschlechtern eine Revolution entstehen, die die wunderbarsten Folgen für den ganzen Organismus hat, und wenn schon Jeder im Allgemeinen weiß, welcher Unterschied sei zwischen dem Knaben und dem Jüngling, dem kleinen Mädchen und einer herangereiften Jungfrau, so werden unser Leser noch mehr erstaunen, wenn wir sie hier ein wenig in das Detail der Folgen dieser wunderbaren Entwicklung einweihen. Die Gesetzgeber derjenigen Völker, welche die merkenswerthen Begebenheiten im menschlichen Leben durch religiöse Ceremonien zu feiern pflegten, hatten für die Pubertät ganz eigenthümliche aufgestellt. Bei den Römern gab man seiner Fa-

milie ein Gastmahl. Den Knaben schnitt man die Haare ab, und warf einen Theil davon in's Feuer, zu Ehren des Apoll, den andern Theil in's Wasser, dem Neptun zu Ehren. Die Mädchen opferten der Venus ihre Puppen, und man nahm ihnen die goldne Kugel ab, die sie bis zu der Pubertät am Halse trugen. Auch bei neuern Völkern wird diese Lebensepoche ausgezeichnet. Kolbe erzählt, daß die Kinder der Hottentotten bis in ihr achtzehntes Jahr unter der mütterlichen Obhut stehen. Dann aber werden die Knaben unter die Männer aufgenommen, mit denen sie bis dahin Nichts gemein hatten; alle Männer des Stammes versammeln sich, und hocken im Kreise nieder; der Candidat kommt an, wohlparfümirt mit Fett und Talg, und der Aelteste der Versammlung eröffnet ihm feierlich, daß er fortan die Gesellschaft der Weiber verlassen, und in die der Männer eintreten solle, worauf der Mannbare sogleich als fröhlichen Willkommen eine Salve — Urin über den Kopf gegossen bekommt!

Die Schriftsteller über die Pubertät stimmen nicht überein über die Dauer, die man dieser Lebensepoche geben solle. Einige trennen sie von der Mannbarkeit (s. diesen

kel), Einige verlängern die Pubertät
's zwanzigste, ein und zwanzigste, Bü f-
(für Männer) sie sogar bis ins fünf und
zigste Lebensjahr. Die Hauptantwort
ie, daß sich im Allgemeinen nichts Genaues
rüber bestimmen läßt, da auch die Pubertät,
wie das Leben und Wachsthum des Menschen
überhaupt, nach verschiedenen Einwirkungen
der Nation, des Landes, des Klimas, der
Sitten, sich verschieden modificirt.

Unter jenen oben angedeuteten Lebensphänomenen, die die Entwicklungsjahre bezeichnen, gibt es Einige, die beiden Geschlechtern eigenthümlich sind. Das Knochensystem bekommt mehr Kraft, und wächst nach allen Dimensionen, und die sie bedeckenden Muskeln treten deutlicher und kräftiger hervor. Die Hautausdünstung wird wahrnehmbarer, und sie verbreitet einen deutlich ausgesprochenen Geruch. (S. Ausdünstung, Geruch.) Die Genitaltheile beginnen zu wachsen und sich zu entwickeln, wie wir dies sogleich beim einzelnen Geschlechte näher betrachten werden, und sie werden ein Heerd, von dem aus ein neues Leben durch die ganze Organisation ausstrahlt. *Das Blut* der Pulsadern wird *heißer, lebhafter geröthet*, darum werden alle

Secretionen kräftiger, und darum nimmt auch das Wachsthum des Körpers so rasch und bedeutend zu. Das Nervensystem verliert seine kindliche Reizbarkeit, gewinnt dagegen, eben so wie das Gehirn, an Energie, und die Intelligenz wird immer mehr und mehr ausgebildet. Besonders entwickelt sich auch das kleine Gehirn, und darauf, wie auf ähnliche Beobachtungen an Thieren gestützt, baute Gall seine Hypothese, das kleine Gehirn sei das innere Geschlechtsorgan, sei das organe législateur des Geschlechtstriebes. Gall lehrte, das kleine Gehirn sei der wahre Sitz der Geschlechtslust, und wo dies eine vorzügliche Bildung habe, da sei die Vorstellung unwiderstehlich auf Gegenstände derselben gerichtet; hinten im Nacken sitze die brennende Phantasie, die so reizend male, was Kirche, Gesetze und Sitte so oft vergeblich verpönten. Einen Hauptbeweis seiner Behauptung nahm er von den Veränderungen des Nackens, welche durch die Castration junger Thiere hervorgebracht werden, dann von der allgemeinen Erfahrung, daß ein starker, breiter Nacken, bei beiden Geschlechtern, bei allen Thieren, Stärke des Geschlechtstriebes verkündige. Den Grund andrer Neigungen und Instinkte wies er an

ungen des Schädels nach, den Grund
meinsten, unwiderstehlichsten von allen
ken. Der Natur sei zu viel an der
ng der lebendigen Species gelegen, als
dieselbe an die zufällige Wölbung einer
es großen Gehirns hätte knüpfen sollen;
weniger habe sie dies gekonnt, da die
Thiere nur ein sehr unvollkommenes,
niederen gar kein großes Gehirn, alle
e aber Geschlechtstrieb besäßen. Aber
Nervenknoten über dem Rückenmark
n alle Thiere, die nur ein Rückenmark
n, und die keins hätten, wären doch nicht
den Nervenknoten, welcher dem kleinen
rn der größeren sich vergleichen ließe.
uf den ersten Blick kam es auffallend vor,
die Ursache des größeren oder geringeren
lusttriebes nicht in der Bildung der Or-
desselben, sondern des Hirns zu suchen
solle. Allein ein wenig Ueberlegung zeigt
, daß Gall hierin wohl Recht haben mag.
n der Wille bestimmt offenbar mehr und
er die Geschlechtsorgane, als diese den
en, und selbst temporaire Krankheit und
wäche derselben mag das innere Feuer der
ntasie *nicht dämpfen*, zu deren großem
ruß die Stärke des Fleisches oft der Wi-

ligkeit des Geistes nicht gleich kommt. Ob aber das ganze kleine Gehirn nichts weiter sei, als das innere Geschlechtsorgan, das ist gar sehr zu bezweifeln, vielmehr mag es wohl einen viel ausgedehnteren Zweck haben; aber je grö- ßer es ist, desto stärker ist das ganze Rücken- marksystem, desto stärker folglich auch das untere Ende desselben, von welchem alle Geschlechts- nerven ausgehn. In so fern hat denn Gall allerdings Recht, daß ein gut gebautes Cere- bellum starken Geschlechtstrieb verräth, und die Bemerkung ist richtig, daß ein dicker und starker Nacken hiervon das physiognomische Zeichen ist, wie im Gegentheil ein dünner Nacken geringes Temperament beweist. Ein Stier hat einen ganz anderen Hals, als der als Kalb gerissene Ochse, der Hengst einen andern, als der Wallach. Die Stärke der Geschlechtsnerven bestimmt auch die Kraft der Geschlechtsorgane, und wo die Nerven energisch wirken, da ist der Wille lebhaft und die Kraft unterstützt ihn. Hat aber die Kraft schon bei der Ausbildung gefehlt, wie im früh castrirten Thiere, so haben sich auch die Nerven anders entwickelt, und wir sehen die Formen nicht, die die Stärke des Zeugungstriebes verkün- digen.

Nach dieser kleinen Digression über das berühmte kleine Gehirn zurück zu den Revolutionen der Entwicklungsjahre. Das System der Drüsen, des Zellgewebes, der absondernden Häute, das System der Haare, Alle zeigen größeres Leben, größere Thätigkeit; die Haare werden länger, dunkler, und es entsteht neuer Haarwuchs an bis dahin unbehaarten Stellen. Das Gesicht bekommt einen ganz neuen Charakter; der Hals wird stärker, und alle seine Organe entwickeln sich, daher denn auch die bekannte Veränderung der Stimme bei Männern, die vom Knaben-Discant, freilich durch viele sehr dissonirende Tonleitern, endlich zum Tenor oder Baß übergeht. Auch die Thätigkeit der Lungen wird vermehrt, ja gerade die respiratorische Funktion steht in solcher nahen Beziehung zu der Entwicklung in der Pubertät, daß gerade in diesen Jahren alle Brustkrankheiten am häufigsten ausbrechen, und die Pubertät für alle Schwindsüchtige der gefährlichste Paß ist, den sie im Leben zu passiren haben. Mit dem Andrange der Säfte nach der Brust hängt ja überdies auch die Entwicklung des Busens in der Pubertät zusammen, wovon wir später sprechen werden, nachdem wir erst bei dem *Manne*, außer diesen allgemeinen

Veränderungen, noch eigenthümlichen, speciellen Entwicklungsphänomene auseinander setzen wollen.

Vor allen gehört zu diesen das starke Produciren von Haaren. Das Kinn wird mit einem daunenartigen Wollhaar bedeckt, das dann bald einem ordentlichen Barte Platz macht (s. Bart), an den Sexualtheilen wachsen Haare, und je nach dem verschiedenen Teint und der kräftigern oder schwächern Constitution wird auch der Körper mehr oder weniger überall mit kleinen Haaren bedeckt. Vir pilosus et libidinosus et fortis, sagten schon die Alten; ein behaarter Mann ist auch ein kräftiger und feuriger Mann. Das Gesicht des jungen Mannes wird ernster, und läßt die künftigen männlichen Züge ahnen. Die Brust erweitert sich, aber ganz besonders deutlich wird die rasche Entwicklung der Geschlechtstheile. Der Teint derselben verliert die kindliche Weiße; er wird dunkler; alle einzelnen Theile der Geschlechtsorgane werden fast um das Doppelte ihres bisherigen Umfanges größer; es ist ein Andrang von Säften nach diesen Theilen, ein sogenannter Orgasmus, der sie zu einer großen Reizbarkeit heraufstimmt. Erotische Träume verfolgen den schlafenden Jüngling —

La jeunesse s'échauffe si avant dans son harnais toute endormie, qu'elle assouvit en songe ses amoureux désirs.

Montaigne.

ınd die Bereitung des männlichen Saamens ritt jetzt bei ihm ein. Diese mächtigen Ver- inderungen in seinem Körper wirken eben so nächtig auf seinen Geist zurück. Ein namen- oses Gefühl bemächtigt sich des jungen Man- ıes, das Leben, die Welt stellen sich ihm in inem neuen Lichte dar, er fühlt, empfindet, ınd weiß doch noch nicht klar, was er fühlt, vofür er empfindet. Liebliche Bilder umgau- eln seine Phantasie, und die Knabenspiele verden verdunkelt durch den Lichtglanz dieser chönen Bilder; schon dünkt es ihm, als müsse r ein wenig mehr auf sein Aeußeres geben, ıls es bisher geschah, und schon nimmt er sich ıltere Jünglinge zum Maaßstab seines äußern Treibens. Da plötzlich

Herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz; er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn.

öthend folgt er ihren Spuren,
ist von ihrem Gruß beglückt.
schönste sucht er, auf den Fluren,
mit er seine Liebe schmückt.

Schiller.

ebt! Schüchtern und verschämt ent-
seinem Busenfreunde, daß er liebt!
nnt sein innres Leben nun einen ge-
entimentalen Anstrich, er kritzelt Vers-
Sonnettchen „an die Geliebte, an Sie,
e Lina, für mein Mädchen, Ihr zum
tage," und so weiter — mit Grazie
itum, bis endlich die sich mehr und
llendende Entwicklung ihm wieder ei-
r thierischen Impuls gibt, und seine
ungen den Gang gehen, den wir im
e dieses Werkes (s. Amor) *ad na-*
zu zeichnen versucht, und der Kritik
rnen Leser und Leserinnen unterwor-
n. — — —

Pubertät, die das junge Mädchen zu
rdigen Bestimmung, der Mutterschaft,
tet, ist auch bei dem schönen Geschlechte
unbeschreiblichem Einfluß.

auch hier zuerst die körperlichen Wir-
betrifft, so gehen der merkwürdigen
en in den innern Geschlechtstheilen

des Mädchens
oft deutlich au
der, Kopfweh,
Die Formen
lich weiblich,
treten die H
Schwerpunkt
Laufen wird
Weiber beim

Les femn
quand el
tes; la
qu'elles
la seule

Der Bu
schlummern
Blume. W
zart, weich
der Schoo
haar wi
schönste
kommen
durch
rische
oder
Be

Mädchens zunächst physisches Unwohlsein, deutlich ausgesprochene Schmerzen, Schauer, Kopfweh, Appetitlosigkeit u. s. w. voraus. Die Formen werden runder, mehr eigenthümlich weiblich, das Becken wird größer, daher treten die Hüften weiter heraus, und der Schwerpunkt beim schnellen Gehen oder beim Laufen wird schwankend, weßhalb auch die Weiber beim Laufen fast immer genirt sind.

> Les femmes ne sont pas faites pour courir quand elles fuient, c'est pour être atteintes; la course n'est pas la seule chose qu'elles fassent d'un air gêné, mais c'est la seule qu'elles fassent de mauvaise grace.
>
> *Rousseau.*

Der Busen entwickelt sich, und die früher schlummernde Knospe erwacht zur reizenden Blume. Alle Contoure des Mädchens werden zart, weich, die Formen rund, elastisch, markigt, der Schooß bedeckt sich mit Haaren, das Haupthaar wird stärker, länger und bildet eine der schönsten Zierden des Weibes, die Augen bekommen einen neuen, eigenthümlichen Reiz durch den Ausdruck einer gewissen schwärmerischen Melancholie, die aus ihnen strahlt, oder *bei Lebhaftern* durch den Abglanz eines *Verlangens, das sie* nur schlecht zu verbergen

wissen, und das sich bei solchen Temperamenten durch ein rascheres Leben im Auge, durch einen viel feurigern Blick, dem Kenner deutlich genug offenbart. Die Gebärmutter, die bis dahin als ganz unbrauchbares Organ tief im Innern des Körpers schlief, wird jetzt durch den Zustrom eines warmen, aufreizenden Blutes geweckt, und die monatliche Krise beginnt ihren Lauf, der dann bis in's vierzigste, fünf und vierzigste, auch wohl fünfzigste Jahr hinaus geht. Oft tritt die erste Krise dieser Art so plötzlich ein, daß das erschreckte Töchterchen, den nahen Tod wähnend, zur Mutter läuft, die überglücklich über dieses Omen der Mannbarkeit, sie lächelnd beruhigt; öfters aber kündigt das Blut sein Erscheinen durch monatelange, vielleicht jahrelange Vorboten an, die zuweilen beunruhigend für die Gesundheit werden. Auch die äußeren Sexualtheile halten mit der Entwicklung der inneren gleichen Schritt. Der sogenannte Venusberg erhebt sich zu der schönen, jungfräulichen Rundung, und wird von Haaren beschattet, und auch in den tiefer liegenden Partieen entwickelt sich ein freudeverkündendes Wachsthum und Leben.

Eben so wie bei den Männern wirkt diese *körperliche* Revolution auch sehr mächtig auf

Geist des jungen Mädchens, und sie kann
ır hier Veranlassung zu den seltsamsten,
ıderlichsten Geisteskrankheiten werden. Ver-
t sich das junge, eben entwickelte Mädchen,
at ihre Liebe meist mehr einen idealischen,
ıärmerischen Karakter, aber bald „laufen
, wie Sterne sagt, einige Fäden von
langen mit durch das Gewebe der zärtlichen
ɔfindungen." Ganz unübertrefflich zeichnet
the mit gewohnter Meisterhand solche ge-
hte Empfindung eines jungen, kleinen,
: erwachten Mädchens:

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'
Ist mir das Grab,
Die ganze Welt
Ist mir vergällt.

Mein armer Kopf
Ist mir verrückt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerstückt.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur schau' ich
Zum Fenster hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Seine edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

Und seiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach! sein Kuß!

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin,
Ach dürft ich ihn fassen
Und halten ihn!
Und küssen ihn
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!

Wäre es erlaubt, neben dies psychologisch, wie poetisch gleich vortreffliche, kleine Meisterwerk noch überhaupt Etwas zu stellen, so würden wir ein Wort von — — Piron ci-

der, um den ähnlichen Seelenzustand
ausdrücken, einmal eben so lakonisch als
sig sagt:

Rosine prit garde à ses charmes
Et sentit ses petits besoins!

Die Zeit des Eintritts der Entwicklungsjahre
variirt erstens nach dem Geschlechte. Der
Mann bedarf einer längern Zeit, um zu reifen,
als das Weib, und er wird gewöhnlich zwei
bis drei Jahre später mannbar, als die Frau.

Zweitens: nach dem Klima.

Individuen, die dem Einfluß eines heißen
Klimas ausgesetzt sind, werden sehr früh entwickelt.
In gewissen Ländern Afrika's, Asiens
und Amerika's sind die Männer schon im
zwölften, elften, ja zehnten Jahre mannbar,
die Mädchen zu acht, neun Jahren geregelt.
Mandeshof sah in Indien ein Mädchen, die
zu zwei Jahren schon gut geformte Brüste
hatte, zu drei Jahren heirathete, und zu fünf
Jahren Mutter wurde. (?) In sehr kalten
Ländern dagegen zögert die Zeit der Entwicklungsjahre
sehr. Die Genitalien werden nicht
so aufgereizt, und wirken langsamer auf den
Organismus zurück. Unter solchen Verhält-
nissen (wie z. B. in Rußland, Holland, Dän

mark) wird das Mädchen etwa zu dreizehn, vierzehn, die Knaben zu fünfzehn bis siebenzehn Jahren mannbar. Länder, die in ihren klimatischen Verhältnissen zwischen solchen Extremen des Nordens und Südens mitten inne liegen, wie z. B. Deutschland und Frankreich, entwickeln die Jugend in ähnlichem Verhältniß, so daß sie später mannbar wird, als in sehr südlichen, früher als in sehr nördlichen Ländern. Bei uns zu Lande sehen wir die jungen Mädchen sich etwa zu dreizehn, die Knaben ungefähr zu fünfzehn, sechszehn Jahren entwickeln. Einzelne Ausnahmen finden sich auch hier, wie bei jeder Regel, und man hat auch in Frankreich und England mannbare Kinder von vier, fünf und acht Jahren gesehen.

Die Entwicklung ist auch der Zeit ihres Eintritts nach verschieden, je nach den verschiedenen Sitten, Gebräuchen und Lebensart der Menschen. Der Arbeiter, der Bauer, der Handwerksmann üben kräftig ihren Körper, und bilden ihre Muskeln auf Kosten ihres Nervensystems aus; eine derbe, aber nicht aufreizende Nahrung, erhält ihre Kräfte; immerwährende Arbeit bewahrt ihren Geist vor Exaltationen. Die Frauen theilen die Arbeiten

r Männer, und sie kennen keinen Müßig-
gang; meistens werden sie im vierzehnten, die
Männer im sechszehnten Jahre entwickelt. Bei
dem verzärtelten Städter aber wird die Ner-
vensphäre früh angeregt; schwache Körperan-
strengungen, langes Ruhen in weichen Betten,
geistige Getränke, gewürzte Speisen, Schau-
spiele, die die Liebe unter der reizendsten Ge-
stalt malen, Bälle, Romane, Gemälde — Alles
erweckt früh die Phantasie und regt den Geist,
und durch ihn den Körper auf, und daher tre-
ten die Entwicklungsjahre immer in großen
Städten früher ein, als in der Provinz und
auf dem Lande. Wie Sitten und Lebensart
auf die Pubertät wirken, das sehen wir end-
lich noch bei Schauspielern und Tänzern, die
meist sehr zeitig mannbar werden.

Wir haben oben erwähnt, wie mächtig diese
ungeheure Revolution der Entwicklungsjahre
auf den Geist zurück wirkt. Die gewöhnlich-
sten Folgen der durch sie erhitzten Phantasie
sind das unglückliche Laster der Selbstbefleckung,
und ein zu vorzeitiger Genuß eines mehr er-
laubten Vergnügens. Wir müssen jenes Laster
in allen seinen Verhältnissen in einer eigenen
Abhandlung betrachten (s. Selbstbefleck-
ung), so wie wir den frühzeitigen Geschlechts-

genuß in seinen Folgen schon geschildert haben. (S. Begattung, Ehe rc.) Aber wir können uns nicht enthalten, dem Leser hier noch einige pathologische Erscheinungen mitzutheilen, die häufig in den Entwicklungsjahren, namentlich bei Mädchen, auftreten, weil sie den kräftigsten Beweis von der Macht dieser Entwicklung auf den Geist abgeben, und weil sie für den Beobachter des menschlichen Geistes von unendlicher Wichtigkeit sind, weßhalb wir auch gern mit ihrer Erzählung in diesem Werke eine Ausnahme machen wollen, von dem die Pathologie, aber wieder vorzugsweise nur die physische Pathologie, eigentlich ausgeschlossen bleibt.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in dieser Hinsicht bei den weiblichen Entwicklungskrankheiten ist die Nachahmungssucht, nämlich die Geneigtheit durch die Erinnerung oder die Ansicht von krankhaften Zufällen bei Andern mit Aehnlichen befallen zu werden, oder der unwiderstehliche Hang, offenbare Thorheiten von Andern nachzuahmen. So ist das Entstehen von epileptischen oder andern krankhaften Anfällen durch bloßen Anblick solcher *Kranken, bei jungen* Mädchen keine gar seltene *Erscheinung*. In einer Baumwollenfabrik in



s steckte im Jahr 1787 ein m
ches Mädchen einer Andern ei
Busen. Sogleich wurde di
agen befallen, die vier und
den lang auf das Heftigste a
folgenden Tag bekamen drei, an
sechs andre Mädchen denselben
In Arzt am vierten Tage kam, n
zwanzig junge Frauenzimmer
mpfen ergriffen. In der Berliner
ichte ein junges Mädchen eine E
ward dort von Zuckungen ergriffen
imen vierzehn anwesende junge Fr
, auf die der Schreck über dies
kte, ähnliche Zuckungen. In ei
besetzten Nonnenkloster in Fra
iner Nonne ein, nach Katzenart
darauf miauten auch andre N
lich machten alle Nonnen im lieb
Katzenconcert! In einem deu
kloster fiel es einer Nonne ei
schwestern zu beißen; es verg
t, und alle Nonnen des Ha
der. Bald verbreitete sich
dieser Nonnenwuth, aber nu
Kloster zu Kloster durch
von Deutschland. Nach

in die Nonnenklöster von Holland, und endlich bissen sich die Nonnen bis Rom! Es ist der berühmte, glaubwürdige Leibarzt Zimmermann, der diese curiose Geschichte erzählt. Solche ansteckende Thorheiten wurden überall in den vorigen Jahrhunderten in Nonnenklöstern beobachtet, und der Einwirkung des Teufels und seiner Trabanten zugeschrieben, denen man durch Exorcismen und allerhand Spuck zu begegnen suchte, obgleich sich oft genug zeigte, daß hier die unbefriedigten »petits besoins« die tollen Streiche angerichtet hatten. In einem Kloster der Grafschaft Horn fanden die Nonnen auf dem Corridor der Schlafzimmer kleine Küchelchen, welche sie für Zuckerplätzchen hielten, und von deren Genuß alle wie bezaubert wurden. Bald glaubten sie eine Stimme zu hören, die ihnen zurief; wenn sie aber kamen, war Niemand da; wollten sie des Nachts thun, was Madame de Rambouillet that, als sie aus dem Wagen stieg, und worüber sie sich so naiv gegen Yorik aussprach, so riß ihnen eine unsichtbare Hand das dazu nöthige Geschirr weg; zuweilen wurden sie bei den Füßen aus den Betten gezogen, ein andermal so in die Fußsohlen gekitzelt, daß man fürchtete, sie würden vor Lachen sterben.

...gen wurden Stückchen Fleisch aus dem ...be gerissen, andre fielen plötzlich rückwärts ...der, und bekamen fürchterliche Verdrehungen und Zuckungen. Wieder andre wurden mannshoch in die Höhe gehoben, und fielen dann wie todt nieder; einige rutschten auf den Knieen, andere kletterten auf die Bäume. Diese Auftritte dauerten drei Jahre in dem Kloster. In einem andern Kloster der heiligen Brigitte, bei Xanthen, waren ähnliche Zufälle unter den Nonnen. Ein Mädchen außerhalb des Klosters ward melancholisch aus Liebe zu einem Jüngling, den ihre Eltern haßten. Der Teufel erschien dem Mädchen und quälte sie, in's Kloster zu gehen. Kaum war sie drinn, so machte sie das tollste Zeug; bald aber machten alle andre Nonnen eben so tolle Streiche; sie hüpften, schrieen, brüllten, rissen ihre Schleier ab, bekamen Erstickungszufälle u. s. w. Die Nonne, die alle Andere angesteckt hatte, wurde viel früher gesund, und dies verhielt sich folgendermaßen. Man nahm sie aus dem Kloster und sperrte sie in ein Gefängniß, worin sie ihre Gesundheit so befestigte daß sie — zweimal ihre Entbindung hielt, und der Teufel sie nun in Ruhe ließ. Im Jahr 1564 entstand im Nonnenkloster Nazareth in Köln

ein gewaltiges Scandal durch eine gewisse Gertrudis. Diese kam in ihrem vierzehnten Jahre, also in ihrer Entwicklungszeit, in's Kloster, und machte alle Nacht unter erschütterndem Gelächter Bewegungen mit dem untern Theile ihres Körpers im Bette, wie sie einer Nonne am wenigsten ziemen — infima corporis parte succusata ad eum modum, qui veneri solet adscribi, oculis interim clausis. — Diese Bewegungen steckten an, und bald waren sie bei allen Nonnen des Nachts wahrzunehmen!

Eine andre geistig-krankhafte Erscheinung bei der Entwicklung des Mädchens zur Jungfrau ist die mystische Melancholie. Eine gewisse verliebte Schwärmerei in diesen Jahren kennt man bei den heißen, sanguinischen Italienern so genau, daß man nach Düpaty oft eine Mutter sagen hört: meine Tochter ißt nicht, trinkt nicht, schläft nicht — sie hat die Liebe! A L'amore! Jene mysteriöse Schwärmerei soll auch, wie ein neuerer Arzt, Osiander, behauptet, der Bewegtrieb zu der Jungfrau von Orleans Thun und Treiben gewesen sein. Wir wollen, der Curiosität wegen, unsern Lesern jenes berühmten, aber oft paradoxen

ten Meinung, mit seinen eignen Worten
[…]len:

„Eine mysteriöse Schwärmerei in den Jah-
[…] der Entwicklung des jungfräulichen Alters
[…]r es, welche die junge Johanna d'Arc
[…] dem wundervollen Mädchen von Orleans
[…]achte. Sie war im Jahr 1412 zu Domremy
geboren, und daher erst neunzehn Jahr alt,
als sie am dreißigsten Mai öffentlich zu Rouen
als Zauberin verbrannt wurde. Bei der in
ihr nie erschienenen monatlichen Reinigung
war es um so weniger zu verwundern, daß
das zurückbleibende und wahrscheinlich perio-
disch aufwallende Blut das sanfte, bescheidne,
einfache und fromme Mädchen, von ihrem vier-
zehnten Jahre an zu einer Erscheinungenseherin,
göttliche Reden vernehmenden Prophetin, keu-
schen Amazonin, schwärmerisch mächtigen Hel-
din, Grausamkeit hassenden und nie Blut ver-
gießenden Anführerin des Rettungsheeres ihres
Vaterlandes, und endlich zu einer mit Lam-
mesgeduld dem Feuertode übergebenen Mär-
tyrin machte."

Das also ist dein Loos, wunderbares Mäd-
chen! Der Physiker, der Arzt meint, dein
stockendes Blut habe dich begeistert, und mit
einigen Fußbädern, Blutigeln und Bluttrei-

benden Pillen wärst du vielleicht eine fruchtbare Mutter, aber dann auch nichts weniger als Heldin geworden, während die Dichter dich verherrlichen und dir zurufen:

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel, an den Gott.

* * *

Die Dichtkunst reicht dir ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben!

Schiller.

Zurück zu der mystischen Schwärmerei der Entwicklungsjahre! Die jungen Prophetinnen, begeisterten Seherinnen, verzückten Jungfrauen gehören fast immer in diese Kategorie, und wenn man im alten Württembergischen Gesangbuch liest:

Ich suchte dich in meinem Bette,
Holdseligster Immanuel,
O daß ich dich gefunden hätte,
So freute sich mein Leib und Seel!
Komm, kehre willig bei mir ein,
Mein Herz soll deine Kammer sein.

...st du dein Haupt sonst nirgends legen,
Leg' es hier auf meine Brust,
... kann ich süßer Wollust pflegen u. s. w.

...t man, aus welcher Quelle diese In...
...nst, diese Andacht geflossen ist!

Auffallend ist als krankhafte Tendenz der Seele in der Entwicklungsperiode des weiblichen Körpers auch eine unersättliche Lust nach Leiden und Ungemach, eine Freude am Schmerz.

the joy of grief.

Ossian.

Die jungen Mädchen jenes Alters bekommen plötzliche Lust an Kasteiungen aller Art, hungern standhaft, lassen sich einkerkern, verschlucken Nadeln, Instrumente u. s. w. Endlich erwähnen wir noch der Geneigtheit des Körpers in den Pubertätsjahren zu Ohnmachten, Epilepsie, Veitstanz, Starrsucht, Lungenentzündungen u. s. w., deren Schilderung wir aber hier unterdrücken müssen.

Erection.

Dies Wort, für welches wir kein passendes, in *die gebildete Muttersprache* eingeführtes, zu *setzen wissen*, *bezeichnet* gewöhnlich eine gewisse

Congestion, einen Andrang von Blut in die Blutadern des männlichen Gliedes und der weiblichen Clitoris, in Folge welcher Congestion diese Theile an Gewicht und Umfang zunehmen, ein gewisses, bekanntes Wollustgefühl veranlassen, und wodurch namentlich noch das männliche Glied zur Einführung in den weiblichen Körper, zur Ejaculation des befruchtenden Saamens, und folglich zur Zeugung geschickt wird, zu welcher, wie weltbekannt, die Erection conditio sine qua non ist. Von ihr hängt die Möglichkeit einer naturgemäßen Begattung ab, wozu, so lange die Welt steht, schon Viele ein wehmüthiges Leider! ausgesprochen haben, denn unglücklicherweise ist die Erection nicht dem Willen unterworfen, wie etwa so viele andre physiologische Verrichtungen. Oft zeigt sie sich ganz gegen unsre Absicht, und wo wir ihrer gar nicht bedürfen: oft wieder schmeichelt sich umsonst die Phantasie und der Wille, daß sie dies Phänomen hervorrufen würden; die eigensinnige Natur gehorcht nicht, um mit dem Dichter auszurufen:

> Entbehren sollst du, sollst entbehren,
> *Das ist* der ewige Gesang,
> *Der Jedem an* die Ohren klingt!
>
> Göthe.

Der Mann fühlt sich dann im Schooße des Glücks und an der Quelle der Lust machtlos und schwach, elend und ohnmächtig, und Widerwärtigkeiten aus dieser Ursache haben schon manches Unheil in der Welt, und nicht selten Selbstmorde veranlaßt. Dieses böse Geschick ist zwar meist Folge von Schwäche und von Mißbrauch des Geschlechtsgenusses, aber zuweilen entsteht es auch grade aus einem Uebermaaß von Wollust oder Liebe, aus einer tief ergreifenden moralischen Affection, aus Furcht oder Schaam. Ehedem glaubte man an eine geheimnißvolle, magische Kraft, die bei solchen Fällen im Spiele wäre, und sagte, solche Männer ständen unter dem Einflusse von Nestelknüpfern. (S. Nestel.) Bei Montaigne findet man die Geschichte einer Heilung, die er an einem Grafen vollbrachte, qui avait été saisi de défaillance au giron même de la jouissance. Montaigne's Regeln, die er bei dieser Gelegenheit für ähnliche Fälle gibt, sind höchst naiv, und — sehr wahr, und wir wollen sie deshalb hier mit anführen. »Ils ne doivent, sagt er, ny presser, ny taster leur entreprise, s'ils *ne sont prests*, et vaut mieux faillir *indécemment*, à estreiner la couche nup-

tiale, pleine d'agitation et de fièvre, attendant une et autre commodité plus privée et moins alarmée, que de tomber en une perpetuelle misère, pour s'estre estonné et désespéré du premier refus.« Diese Regeln drücken in der That Alles aus, was man in solchen Fällen zu beobachten hat, und Männer müssen nie eine Umarmung rasch erzwingen wollen, »s'ils ne sont prests.« Zuweilen aber ist die Erection rein unmöglich; so im Alter, wo sie nicht mehr eintritt, wie die ganze Geschlechtsfunction erloschen ist; aber auch im kräftigen Alter sollicitiren Viele vergeblich eine gute Erection, wenn sie sie gemißbraucht, und besonders, wenn sie sie oft durch unnatürliche Reize erweckt haben. (S. Selbstbefleckung.) Oft bemerkt man dann wohl noch eine Art von Erection, d. h. das Glied schwillt mäßig an, aber es verändert nicht seine respektive Lage, bekommt nicht genug Consistenz, und schleudert den Saamen nicht so weit, als es zur Befruchtung nothwendig ist.

Der Reiz, der die Erection verursacht, wirkt entweder direct oder sympathisch, d. h. durch Einfluß der Phantasie oder des Nervensystems auf die Sexualtheile. Directe Berührungen

Geschlechtstheile oder der Theile, die zu ...nen gehören, wie z. B. der Brüste, bewirken Erection. Große Anfüllung der Saamenbläschen ist ein Hauptagens in der Erection, daher tritt sie um so häufiger bei Gesunden ein, je seltner sie den Beischlaf üben, und je mehr also die Saamenbehälter angefüllt sind. Auch Kitzeln mehr entfernter Theile, wie der Lenden, der Hüften, der Schenkel bewirkt durch den Nervenreiz Erection. Einige Arzneimittel, die wir uns wohl hüten werden zu nennen, indem wir an den Schaden denken, den der Mißbrauch solcher Mittel angerichtet hat, einige Medicamente also wirken gleichfalls sehr erigirend. (Vgl. Aphrodisiaca.) Das beste Mittel für einen Gesunden bleibt eine naturgemäße Aufreizung der Phantasie. Wenn bei dem nähern Umgang mit einem allerliebsten Mädchen, bei dem Anblick eines üppig reizenden Busens, bei den feurigen Küssen, die Euch die verlangende Geliebte aufdrückt, wenn da nicht

la bagatelle s'y mêle un peu

Bei Sterne.

— *dann wahrlich seid* Ihr zu beklagen! Schon *...bgestumpftere reizen* dann noch Lectüre, wie

die des Amour conjugal, der Aventures du Chevalier de Faublas, der Schriften von Piron, Grecourt, Althing u. s. w., wollüstige Gemälde und Statüen, und es verdient bemerkt zu werden, daß im Allgemeinen alle Mittel, die durch Hülfe der Phantasie auf die Geschlechtsorgane wirken, meist sicherer und rascher die Erection begünstigen, als directe Reizungen der Sexualtheile.

Unter der großen Menge von Ursachen, die erigirend wirken, gibt es endlich noch mehrere pathologische, aber der ausgemachteste, schwächste Wüstling wird sich um diesen Preis keine Erection wünschen! So bewirken sie Blasen- und Nierensteine, Würmer, Hämorrhoiden, Entzündungen der Harnröhre, und manche andre Uebel. Endlich kann auch die Erection selbst Krankheit sein, wenn eine pathologische Ursache einen anhaltenden und erzwungenen Blutdrang in jene Theile veranlaßt.

Erotomanie.

S. Geschlechtstrieb.

Eunuchen.

S. Verschnittene.

Erzeugung.

S. Zeugung.

F.

Fettleibigkeit.

Der Zustand des Körpers, in welchem er beträchtlich an Umfang gewonnen hat, und zwar durch ungewöhnliche Anhäufung von Fett im Zellgewebe. Diese Ursache unterscheidet den Zustand von der sogenannten Leibesdicke, bei der der Körper durch die Fülle der Muskeln, die Stärke der Knochen florirt, und eben so auch von der Wohlbeleibtheit, die nur einen höchst gesunden Zustand, und zwar jenen bezeichnet, den die Franzosen so glücklich Embonpoint nennen. (S. Wohlbeleibtheit.)

Ueber die Ursachen, die die Fettleibigkeit veranlassen, sind die Aerzte nicht einig. Einige schreiben sie einer zu großen Thätigkeit des Magens zu, der in einigen Stunden eine große Menge Nahrung verdaut, Andre meinen, es sei ein Uebergewicht im Körper in den Verrichtungen der Leber vorhanden; wieder Andre nehmen anhaltende Ruhe, tiefe Geistesapathie

u. s. w. als Ursache der Fettleibigkeit an. Wenn reichliche Aderlässe oft wiederholt werden, so hat man auch danach den Körper sehr fett werden gesehen. Der Verlust irgend eines Gliedes, ganz vorzüglich aber die Castration, prädisponiren sehr merklich zur Fettleibigkeit. Diese Erfahrung war ja von so wichtigem Einfluß in der Gastronomie, denn es ist bekannt, daß Hühner, Schweine und andre Thiere durch die Castration fett gemacht werden. Ja man hat die Veredlung der Leckmäulerei sogar bis auf die Castration von — Fischen ausgedehnt! Samuel Tull, ein englischer Fischer, verschnitt zuerst im Jahr 1642, in Gegenwart von Sachverständigen, einige Fische, und man hat förmlich gelehrt, wie diese wichtige Operation kunstgemäß zu unternehmen sei!

Eigentlich bringen wir eine gewisse Anlage zur Fettleibigkeit Alle mit zur Welt, und es bedarf nur gewisser günstiger Umstände, um diese Anlage zu entwickeln. Dahin gehören: eine sehr kräftige Nahrung, reichlicher Genuß von hitzigen, von warmen und süßen Getränken, mäßiges Reiten und eine große Seelenruhe. Gewisse Handwerke prädisponiren besonders zur Fettleibigkeit, wie z. B. Brauer,

Schlächter, und man hat die Bemerkung gemacht, daß oft Anatomen sehr dick werden. Der Einfluß des Klima ist auch in dieser Hinsicht höchst wichtig. In heißen, feuchten Ländern neigen die Menschen sehr zur Fettleibigkeit, und Prosper Alpinus erzählt, daß das Klima, die häufigen warmen Bäder, der Mißbrauch des Geschlechtsgenusses die Egyptier so fett mache, daß man häufig Männer sieht, die Brüste, wie Weiberbrüste, haben. Ein ruhiges, eingezogenes, sorgenfreies Leben macht sehr leicht fett, und die Fettleibigkeit der Mönche ist bekannt genug. Die Franzosen sagen sogar als Sprichwort: gras comme un moine, und Boileau schildert einen fetten Prälaten, der

Muni d'un déjeûner
Dormant d'un leger somme, attendait le dîner.
La jeunesse en sa fleur brille sur son visage,
Son menton sur son sein descend à triple étage,
Et son corps ramassé, dans sa courte grosseur
Fait gémir les coussins sous la molle épaisseur.

Jeder hat einmal übermäßig fette Menschen gesehen, die von Zeit zu Zeit umher reisen, und ihre nicht beneidenswerthe Körperbeschaffenheit Neugierigen zur Schau stellen. Eduard Wright wog zu zehn Jahren 144

Pfund, zu zwanzig 365, und ein Jahr vor seinem Tode 584 Pfund; dabei war er fünf Fuß neun Zoll groß, und der Umfang seines Bauches betrug fünf Fuß elf Zoll, der Arm hatte zwei Fuß zwei Zoll, und das Bein zwei Fuß acht Zoll im Umfange. Günz erzählt die Geschichte eines Mädchens, das in ihrer Kindheit schon 492 Pfund wog. Marie Clay, eine sehr arme Frau, die sechs Kinder geboren hatte, war gleichfalls von ungeheurer Fettleibigkeit. Der Kopf lag so in den fetten Schultern, daß er ganz unbeweglich schien, ihre Brüste hatten acht Zoll im Durchmesser, und zehn in der Länge, und hingen bis auf den Bauch hinunter; das viele Fett unter den Achseln hielt den Arm ganz vom Leibe ab; die Lenden waren dritthalb Fuß breit, und die Hüften bildeten zwei ungeheure Kissen, um die Arme zu unterstützen. Friederike Ahrens, die sich vor einigen Jahren noch sehen ließ, wiegt (zwanzig Jahre alt) 450 Pfund; sie wog schon dreizehn Pfund bei ihrer Geburt, zwei und vierzig im Alter von sechs Monaten, und 104 Pfund, als sie vier Jahre zählte. Ihre Arme haben anderthalb Fuß im Umfange. Genug von solchen Ungeheuern! Manche mehr als billig starke Dame unter

meinen Leserinnen, wird sich nach der Lectüre dieses Artikels mit zufriedenem Gesichte und mit neuem Trost vor den Spiegel stellen, daß sie doch nicht so begünstigt sei mit dem unangenehmen Geschenk der Natur, als jene ihrer Schwestern, die eben erwähnt worden sind, und wie glücklich wollen wir uns schätzen, wenn wir solchen lieben Leserinnen einen heitern Augenblick gemacht haben!

In der That sind zu fette Personen nie für absonderliche Schönheiten gehalten worden. Die römischen Damen hielten einen zu fetten Hals für den unerträglichsten Fehler, und sie suchten ihn durch das Auflegen eines Fisches zu curiren. Griechen und Römer hatten einen Haß gegen zu fette Personen, denen sie wenig Geist und Gedächtniß zutrauten. Dies ist indeß nicht immer gegründet. Große Leckmäuler, die keine andere Lebenstendenz kennen, als hinter dem Tische die Seltenheiten aller Welttheile in müßiger Behaglichkeit zu schlürfen, die mit Lucullischer Lüsternheit nur darauf denken und raffiniren, wie diese oder jene Pastete noch piquanter, noch saftiger zu bereiten sei, die nur von der wohlbesetzten Tafel eilen, um im weichen Sorgenstuhl die Verdauung durchzuschlafen, um

dann wieder an's Werk zu gehen — solche Fettsäcke haben freilich zu keiner Zeit die Welt erleuchtet und Künste oder Wissenschaften bereichert, indeß finden sich doch zu Gunsten der Fetten einige ehrenwerthe Ausnahmen. David Hume war z. B. ungemein fett.

Hippocrates hat es zuerst als Grundsatz aufgestellt, daß sehr fette Weiber nicht empfangen könnten, weil das um die Oeffnung des Muttermundes angehäufte Fett sie daran hindere. Wenn auch die Beobachtungen neuerer Zeiten diesen Grund nicht bestätigt haben, und fette Weiber nicht grade immer als unfruchtbar anzunehmen sind, so ist doch unbezweifelt oft zu große Fettigkeit des Weibes die Ursache einer unfruchtbaren Ehe. Auch bei den Thieren finden wir sogar ähnliche Erscheinungen, und fette Hühner z. B. legen immer wenige Eier, hören auch wohl endlich ganz damit auf.

Finger.

Die Finger sind nebst der Hand die vorzüglichsten Organe des Gefühls. Man hat deren fünf an jeder Hand, und es gibt wenig Beispiele, daß Menschen mit weniger denn

ingern zur Welt gekommen sind; eine
hl ist hingegen nicht selten. Schon
heiligen Schrift liest man in dem zwei-
ch der Könige: quartum bellum fuit
a, in quo vir fuit excelsus, qui se-
manibus pedibusque habebat di-
id est viginti quatuor, et erat de
Arapha, et blasphemavit Israel.
Boleyn, die durch ihre Reize und
lück gleich berühmte königliche Geliebte,
chs Finger an der rechten Hand, einen
achsenen Zahn in der oberen Zahnreihe,
e überflüssige dritte Brust! Plinius
von zwei Schwestern, die an jeder
echs Finger hatten, und darum den
en six-digites erhielten. Auch in
moiren der Pariser Academie für das
743 liest man von einem sechzehn
alten Kinde, welches an jedem Fuß
jeder Hand sechs Finger hatte.
h hat ein in dieser Beziehung höchst
rdiges Skelet beschrieben: die rechte
atte sieben und die linke sechs Finger,
erdies war noch der Daumen doppelt.
hte Fuß hatte acht, der linke neun Ze-
einen noch merkwürdigern Fall führt
h an, wo er erzählt, in dem Hôtel

Dieu zu Paris ein neugebornes Kind gesehen zu haben, welches an jeder Hand und an jedem Fuß zehn Finger hatte, deren Glieder alle zerbrochen schienen.

Die Form der Finger ist die eines gestreckten Kegels, oder einer kleinen, aus mehreren beweglichen Theilen bestehenden Säule.; diese Theile, welche man Glieder nennt, sind so angebracht, daß sie in der nämlichen Richtung stehen, oder sich unter verschiedenen Winkeln kreuzen können. Solcher Glieder nun hat jeder Finger drei, den Daumen ausgenommen, der nur zwei hat. Wenn die Hand sich selbst überlassen ist, so ruht das zweite Glied leicht auf dem ersten, und dieses auf dem Mittelknochen, während das dritte auf dem zweiten liegt. Bei einigen Personen, und vorzüglich bei den Frauen, neigen die beiden letzten Glieder etwas gegen die obere Seite des Fingers, wie wir es auch bei der Medizeischen Venus bemerken. Uebrigens wird die Richtung der Finger fast in jedem Augenblick durch die Muskeln, die sie bewegen, verändert.

Die Länge und der Umfang der Finger *richtet* sich gewöhnlich nach der Größe und *Stärke des* Körpers, oder auch der besonderen *Entwickelung* der untern Gliedmaßen. Diese

ıne sind gewöhnlich bei müßigen Men-
, bei Weibern u. s. w. feiner als bei an-
, die viel und angestrengt arbeiten; so
en sie z. B. vom Brodkneten und andern
eichen Arbeiten vergrößert. Ramaz-
behauptet, daß die Hände der Bäcker
allein von der Art ihrer Bewegung bei
Arbeit, sondern auch von der nahrhaften
erie, in der sie unaufhörlich sich bewegen,
und stark werden. Ob diese, etwas
erbare, Hypothese gegründet sei, lassen
dahingestellt. Bei Personen von geringer
Wohlbeleibtheit werden die Finger nach oben
merklich dünner; bei sehr mageren Leuten
n sie mehr oder weniger ausgesprochene
benheiten um die Gegend der Gelenke.
fleischigten Menschen, und vorzüglich bei
en Frauen, die recht schwellende Hände
n, zeigen die anmuthig gerundeten Finger
der obern Seite am ersten Gliede ein klei-
Grübchen, das bekanntlich als eine Zierde
hübschen Hand angesehen wird. Uebri-
ist der Umfang der Finger auch bei den
lichen Personen, unter verschiedenen Ver-
nissen, häufigen Veränderungen unter-
en; äußere Kälte vermindert ihn; kaltes
er macht die Haut der Finger ungleich

und runzlicht; heiße Luft hingegen, vorzüglich in Zimmern, eine ungewohnte heftige Bewegung der Hände, warme Bäder u. s. w. machen die Finger anschwellen. Noch merklicher ist der Unterschied der Finger unter sich, an einer und derselben Hand; der Mittelfinger ist um ein Drittheil länger als der kleine und der Daumen; der Zeigfinger ist etwas kürzer als der Ringfinger; die beiden letztern halten die Mitte zwischen den drei übrigen. Ueber den Werth der Finger als Bestandtheile der Schönheit des Körpers, wie über den Werth derselben als Organ des Tastsinnes in der Liebe, s. Hand. (Vergl. auch Selbstbefleckung.)

Flagellation.

S. Geißelung.

Frau.

Welches Wort sprechen wir aus! Welches Thema zu Betrachtungen! Welcher Stoff für die Philosophie, für die Dichtkunst, für die *Malerei*, für die Skulptur, für die — *Satyre, und wofür* sonst nicht noch! Uns schwin-

schast vor dem Gedanken, eine Abhandlung zu diesen, über einen solchen Gegenstand zu schreiben, denn blicken wir hin, wo wir auch wollen in die Gegenwart, in die Vorzeit, in die Geschichte aller Länder und Völker, in die Naturgeschichte des Menschen, in's Thierreich, in die Staatenkunde, in die Politik, in die Moral — — wo fänden wir nicht Material für unsern Zweck? Aber eben diese kaum zu übersehende Fülle zwingt uns zu gewissen Abtheilungen bei der Bearbeitung unsres Gegenstandes.

Wir verweisen daher hinsichtlich der Schilderung des Weibes in den Jahren der Jugend auf die Artikel: Entwicklungsjahre, Jungfrau, Mädchen; für die Schilderung des Weibes als Gattin und Mutter auf die Abhandlungen: Ehe, Weib, in welchem letzteren Artikel wir Alles zusammenfassen, was auf diese schöne Hälfte des Menschengeschlechtes sich bezieht, wie ja auch die Artikel: Alte Jungfer, Begattung, Brust, Blondine, Brünette, Empfängniß, Entjungferung, Freudenmädchen, Fruchtbarkeit, Geschlecht, Keuschheit, Matrone, Reinlichkeit, Temperament, Unfruchtbarkeit, Wittwe,

Wollust, Zeugung und viele Andre, eben so viele Grundzüge zur Vollendung dieses großen Gemäldes bilden, das die edlere Hälfte der Schöpfung so schön versinnlicht.

Freudenhaus.

Freudenhaus! Ort des Elends, des erbärmlichen Jammers, du Altar, an dem der Mensch sein Heiligstes, seine moralische Ehre schaamlos hinopfert, an dem er mit viehischer Sinnlichkeit, mit verruchter Frechheit, den edelsten Trieb, das köstlichste Gefühl des Menschen, die Geschlechtsliebe, zum thierischen Nervenkitzel entwürdigt, Stelle, von welcher der menschliche Geist beschämt und zerknirscht flieht, um nicht an seinem eignen Grabe zu trauern, das ihm seine viehischen Lüste bereiten — Dich nennt man Freudenhaus!! So hat der Mensch zu allen Zeiten das, was ihn erschrecken, beschämen, zittern machen müßte, mit einem wohlklingenden, angenehmen Namen getauft, damit er sich selbst, wenigstens in dem Augenblicke, wo ihm jener Begriff durch das lebendige Wort vor die Seele gerufen wird, darüber täuschen möge, und so nannte schon der Grieche seine Furien: Eumeniden,

die Wohlgesinnten, und so nennen wir den innern Schlupfwinkel der Verworfenheit das Haus der Freude!!

Ausschweifungen in Hinsicht auf den Geschlechtstrieb müssen einmal als nothwendiges Uebel in der Welt angenommen werden. Sie ausrotten, mit Stumpf und Stiel aus der Gesellschaft ausrotten, und die sexuellen Triebe auf rechtmäßige Ehen begränzen wollen, das hieße Menschen in Engel, Thiere in Götter verwandeln wollen. Das Warum? brauchen wir nicht zu beweisen; und wir geben uns auch keine besondere Mühe zu diesem Beweise, damit es nicht scheine, als wollten wir jene Thatsache vertheidigen: als Thatsache bleibt sie drum doch stehen, was auch vielleicht einige Rigoristen dawider einwenden mögen, die, unfähig, die wahre Natur des Menschen in ihren verschiedensten Extremen zu begreifen, die Menschen nach ihren Gesetzen schaffen möchten, statt daß der vernünftige Gesetzgeber die Gesetze nach den Menschen schaffen muß.

Wenn also die Unmöglichkeit gegeben ist, die Geschlechtsausschweifungen auszurotten, so wird es überall darauf ankommen, sie so zu zügeln, daß *wenigstens* das Gesetz und die *Behörde ein wachsames* Auge über sie behalten

können. Dies ist aber nicht wohl anders möglich, als daß die verrufenen Weiber, die jenen nichtswürdigen Commerz treiben, einmal öffentlich gekannt sind, und daß zweitens ihnen bestimmte Orte für ihr infames Gewerbe angewiesen, und sie auf diese Orte beschränkt werden. Wer die Regierungen sich selbst erniedrigen sieht, die solche Gesetze entwerfen, der gehört eben zu jenen oben bezeichneten Rigoristen, und der weiß nicht, daß die Erfahrung schon früh die weisesten Fürsten dahin belehrt hat, daß sie es nicht unter ihrer Würde hielten, Gesetze für die Freudenmädchen zu geben, ja ihnen sogar einen väterlichen Schutz angedeihen zu lassen. Französische Könige gaben schon in den ältesten Zeiten der Monarchie solchen Dirnen »des lettres de sauve-garde,« damit sie unter dem Schutze der Gesetze ständen, und damit es die viehische Lust von Wollüstlingen nicht zu noch größern, als den gewöhnlichen Excessen kommen ließe. Karl VI. gab schon im Jahr 1389 solche Sicherheitsbriefe, und als man Karl VII. im Jahr 1423 anzeigte, daß man ein solches Haus zu Toulouse, das Chastel vert genannt, *sehr oft beunruhigte* und beschimpfte, und »*que certaines* gens de mauvaise vie en-

ennaient d'aller casser les vitres de
maison, sans aucune crainte de
« — gab der Monarch auch diesem Hause
beruhigenden Sicherheitsbrief. Vor-
) aber hat sich Johanna I., Königin
Neapel, in der Geschichte der Gesundheits-
i berühmt gemacht, indem sie, die gute
igin, höchsteigenhändig Gesetze vorzeich-
für ein neues Freudenhaus, daß sie in
ion errichten ließ. Dies Reglement,
vom 8 August 1347, ist, bis auf einige
Zeitgeist angehörige Ausnahmen, noch
ein Muster solcher Gesetze.
ier der größten Nachtheile der Unzucht
streitig der, daß sie zu früh den Instinkt
ännlichen Jugend weckt, ihn dann miß-
t, und so das junge Geschlecht physisch
moralisch entkräftet und verschlechtert.
scheinlich war es dieser Grund, der veran-
daß in größern Städten die öffentlichen
r oft auf gewisse Straßen, bestimmte
viertel eingeschränkt wurden; man hoffte
diese Maaßregel einmal den Augen der
: das Skandal der Unzucht zu entziehen,
seitens die Jugend von diesen verpesteten
Sitzen zu entfernen: übrigens war dies
er Schimpf für das Laster, dem man

dadurch bewies, daß man es nur gezwungen dulde. Man nannte dergleichen Straßen in Frankreich sonst: »des rues chaudes.« Noch heut hat man in vielen Städten Deutschlands, z. B. in Berlin, diesen vernünftigen Gebrauch beibehalten, wo man solche Dirnen, wenn auch nicht auf gewisse Straßen, doch auf gewisse Stadtviertel einschränkt.

Schon im alten Rom, das eben so gut als wir, das Gewerbe der Lustdirnen kannte, (s. Freudenmädchen) mußten diese dem Staate eine Auflage zahlen. Die Taxen sind noch heute überall beibehalten, wo es vom Staate bestätigte Freudenmädchen und Freudenhäuser gibt, und in mehr als einer Hinsicht zu rechtfertigen und nothwendig.

Diese Auflagen dienen gleichfalls wieder, um dem Laster sein Treiben zu erschweren, und dann bilden sie eine nothwendige Kasse zur Heilung und Verpflegung der Geschöpfe, wenn sie an dem Uebel darniederliegen, das von ihrem Gewerbe fast unzertrennlich ist; man weiß ja

> Qu'une affreuse épine
> *Se mêle* aux fleurs de Cypris!
>
> Beranger.

Im alten Rom ging man sogar noch weiter, man brauchte das schmutzige Geld, das der Staat auf diese Weise erwarb, auch noch zur Verschönerung und Salubrität der Stadt.

Wie nun Freudenhäuser aussehen, und was darin getrieben wird? das werden hoffentlich die etwanigen unerfahrnen Leser doch wohl von uns nicht beschrieben haben wollen? Müssen wir so oft auf unsern Lieblingsmaler, auf den großen Seelenschilderer Hogarth zurückkommen? Dort könnt Ihr auf der dritten Platte im „Weg des Liederlichen" ein Exempel sehen von einem Bordell, das bei allen seinen sehr markirten Eigenthümlichkeiten doch noch keines der scheußlichsten sein dürfte! Häuser dieser Art, in denen nun einmal der Mensch gleich beim Eintritt (oft mit seinen Kleidern) seine menschliche Würde ablegt, und als nackter, von Lüsten und wilden Trieben feurig belebter, Fleischklump dasteht, Häuser dieser Art haben oft die wüthendsten Excesse menschlicher Leidenschaften verüben gesehen; der Mord des unglücklichen Fualdez ist allen Lesern noch im frischen Gedächtniß, und gemeine Mordthaten sind in den niedrigsten Schlupfwinkeln dieser Art in *London*, Paris, Hamburg oder *wo sonst eine ganz* gemeine Menschenklasse,

wie z. B. Matrosen sich findet, gar nichts ganz Seltnes! Das sind die Häuser der Freude! Freilich ist es wahr,

Der Teufel hat Gewalt sich zu verkleiden
In lockende Gestalt — —

Shakespeare.

und in großen, luxusreichen Städten, wie eben Paris, London u. s. w. weiß sich auch dies Laster in solche glänzende Flittern zu kleiden, daß man seinen Wohnsitz wohl auf den ersten Eintritt für ein Freudenhaus halten könnte. Mercier erzählt von einem Hause, das vor der Revolution im Palais-royal in Paris bestand, und von einem Restaurateur gehalten wurde; bei der Mahlzeit öffnete sich in einem Salon particulier auf ein gegebenes Zeichen beim Rauschen einer sanften Musik und unter einer Wolke von Wohlgerüchen der Balkon, und herabstiegen, wie aus einem Olymp, eben so schön als — leicht gekleidete Nymphen, die dann — — — die Verdauung befördern halfen. Solche satanisch-geistreiche Erfindungen dürfen wohl heut zu Tage nicht mehr gewagt werden; aber es gibt in Paris und London eine Menge von Häusern, in denen scheinbar der anständigste Ton herrscht; bei

...itt findet ihr eine kleine Gemälde- ... — nicht von titianischen Venusbil... ...twa — sondern von Schönheiten ad ...tram gezeichnet, einen in Farben darge... ...en Katalog, nämlich von den Raritäten, ...as saubere Kabinet, in dem Ihr seid, ent... ...t. Von allen reizt Euch, nach langer und ...hwerer Wahl, endlich dies oder jenes Knie... stück am meisten, und — auf einen leisen Wink steht das hübsche Original selber vor Euch, bereit in alle Eure Wünsche einzugehen! Aber auch dann noch muß eine erheuchelte Sittlichkeit dem Genusse größern Reiz geben; gefällige Conversation, Entwicklung angenehmer Talente, ein geschmackvoll angeordnetes Souper u. s. w. müssen Euch in reizender Abwechselung hinhalten, und der scheinbar noch immer verwehrte Genuß macht das Verlangen danach nur um so heftiger. Werdet ihr angeregt — — bald wieder zu kommen, so ist der ganze Zweck dieser glänzenden Anstalten erfüllt!! Werft nur ein Goldstück zu wenig beim Weggehn auf die Tafel, und Ihr werdet mit einem Zauberschlage alle jene Schönheiten verschwinden, und das Laster nackt da *stehn sehn, denn* trotz der Seide, der *Wohlgerüche, der Talente* und des Aufwandes

konnten weder die strengen Vorschriften des Pythagoras, noch die rigorösen Gesetze des Numa dies moralische Uebel ausrotten. Das Christenthum ist nicht glücklicher gewesen, denn man liest schon bei Tertullian, wie mächtig er gegen die große Anzahl der öffentlichen Frauen eifert, die zu seiner Zeit sich den Mönchen und Priestern hingaben, und bei den Aposteln finden wir ähnliche Strafpredigten, die uns zum Trost beweisen, daß wir heut zu Tage eben so viel oder wenig taugen, als unsre Vorfahren.

Willst du Bess're besitzen,
So laß sie Dir schnitzen.

Göthe.

Wir müssen genommen werden, wie wir nun einmal sind; wenn also das Laster, das uns jetzt beschäftigt, nicht vertilgt werden kann, so wird die Gesetzgebung nur dahin zu sehen haben, wie es am besten und vernünftigsten zu zügeln sei. Schon Solon betrachtete die öffentlichen Weiber als nothwendiges Uebel, um das hitzige Temperament der athenienfischen Jünglinge zu dämpfen, damit es nicht Excesse andrer Art beginge. Er kaufte daher mit Vorsatz Fremde, besonders Thracierinnen,

noch durchdrun-
. In der Folge aber wurden mit der
hterung der Sitten die Hetären
aate sehr schädlich. Im Anfange
n junger Mann, wenn er sich ver-
e, die Freundin — Hetäre aufge-
er verlor die Mitgift und auch wohl
obenein, und setzte sich der Verach-
er Familie aus. Aber die Zeit än-
; die Hetären lernten und übten alle
er Verführung, umschlangen ihre
mit den unauflösbaren Ketten der
und bald hatten die Männer (tout
hez nous!) neben der Frau, die
n, eine Freundin, die sie lieb[illegible]

gehörten keiner Familie an und ihre Kinder legitimirte der Staat nicht. In spätern Zeiten, unter den Kaisern, war je nach der Laune der einzelnen Herrscher, ihr Loos bald besser, bald schlechter. Domitian gab unter andern das harte Gesetz, daß kein öffentliches Weib eine Erbschaft antreten könne.

Was spätere, christliche Herrscher in Folgezeiten, wo das Uebel immer mehr überhand genommen hatte, für die öffentlichen Frauenzimmer thaten, haben wir im vorstehenden Artikel erzählt. Immer noch suchte man durch strenge Gesetze den Mißbrauch und das Ueberhandnehmen des Lasters wenigstens einzuschränken. Joinville, Zeitgenosse und Geschichtschreiber des heiligen Ludwig, erzählt z. B.: „que dans la ville de Césarée un chevalier ayant été trouvé au bordeau, fut condamné par condition, ou que la ribaude, apec laquelle il avait été trouvé, le menerait parmi l'armée, *en chemise, ayant une corde liée à ses génitoires, laquelle ribaude tiendroit d'un bout*, ou s'il ne vouloit souffrir telle chose, qu'il perdroit son cheval et harnois, et qu'il *serait banni* de l'armée du roi; le chevalier dit qu'il aimait mieux perdre son

armure, et quitta l'armée.«
Ots ist lächerlicher als die Sitte, die
Luçon beobachtet wurde, wenn eine
en Mann geschlagen, oder sich preis-
hatte, eine Sitte, die wir gleichfalls
Worten des alten Geschichtschreibers
erzählen müssen. »Item in et super
libet uxore maritum suum verberante
um tripodem. Item in et super filia
mmuni, sexus videlicet viriles quos-
unque cognoscente de novo in villa
Montis-Lucii eveniente quatuor denarios
semel aut unum bombum, sive vulgariter
un pet super pontem de castro Montis-
Lucii solvendum!!« — Doch halfen am
Ende alle diese Strafen nichts, und die An-
zahl der öffentlichen Weiber wuchs überall
immer mehr, und unter andern waren schon
im fünfzehnten Jahrhundert in Straßburg
dreißig privilegirte Bordells, ja bis in den
heiligen Thurm des Münsters hatten die sau-
bern Vögel sich einzunisten gewußt, und man
nannte sie deshalb sehr naiv: „Münster-
Schwalben!"

Man hat oft vorgeschlagen (und es auch
ausgeführt) den Freudenmädchen eine eigen-
thümliche Kleidung zu geben, damit man die

...nmädchen.

...rsten Anblick erkenne, und
...der Hülle der Tugend um-
...h darunter verbergen könne.
...en die römischen Lustdirnen
...ur mit einem dünnen durch-
bekleidet, das man bezeichnend
...ea nannte; wir haben solches
...Gewand" nicht selten auf den
...ard's an schönen Sommer-
...r gefunden. Aber in der Folge
... römischen Lustdirnen verboten,
... ohne irgend ein Abzeichen, z. B.
..., zu zeigen. Die kluge Königin
..., die wir bereits genannt haben,
... daß die öffentlichen Weiber eine
...der linken Schulter trugen. Man
...gende Stelle in dem Briefe, den
...I. im Jahr 1379 den öffentlichen
...in Toulouse gab, welche gebeten
...von der auszeichnenden Tracht befreit
...en: »et octroyons aux dites sup-
...s, que dorénavant elles et leurs
...sseurs en la dite abbaye, portent
...issent porter telle robes et chape-
...et de telles couleurs, comme elles
...ront investir et porter parmi, ce
...es seront tenues à porter autour

l'un de leurs bras, u...
férence d'un jarretier...
d'autre couleur que l...
ront vestue ou vestir...
Aber alle diese Ausze...
...dung helfen zu Nichts...
...Laster liebt, wird sich...
...eine Schleife, die es...
...Umarmung desselben...
...die ehrlosen Dirnen se...
...Abzeichen unmöglich...
...und so entwürdig...
...Ehre zerfallen, ...
...nicht aus ihrem...
...decken wird. ...
...Behörde darauf...
...Mädchen eine...
...Kleidung habe...
...i etwas zwe...
...Paris am...

...me ...

...diese Insch...
...der Lustdi...
...n die n...
...sich zu...
...sächlich...

leurs bras, une enseigne ou dif-
d'un jarretier ou lisière de drap,
e couleur que la robe qu'elles au-
vestue ou vestiront.«

er alle diese Auszeichnungen in der Klei-
helfen zu Nichts: denn der, der das
er liebt, wird sich durch eine Schnalle,
e Schleife, die es trägt, gewiß von keiner
marmung desselben abschrecken lassen, für
e ehrlosen Dirnen selber aber kann ein solches
Abzeichen unmöglich Gewicht haben, denn sie
sind so entwürdigt, so mit der Moral, der
Ehre zerfallen, daß ein solches Bändchen sie
nicht aus ihrem lethargischen Schlummer
wecken wird. Viel mehr und ernster muß die
Behörde darauf sehen, daß die öffentlichen
Mädchen eine mit den Sitten verträgliche
Kleidung haben, und die Inschrift, die man
bei etwas zweideutigen, öffentlichen Oertern
in Paris am Eingange prangen sieht:

une mise décente est de rigueur,

diese Inschrift muß das Motto für die Polizei
der Lustdirnen sein. Die „lockende Gestalt,"
in die nach Hamlet's Meinung der Teufel
sich zu verkleiden Gewalt hat, besteht haupt-
sächlich darin, daß er sich entkleidet. Man

sieht in Paris und London oft Lustdirnen in einem Gewebe umherhüpfen, das fast nichts zu errathen übrig läßt, und wir haben in einer deutschen Residenz einst eine Dirne aus dem Fenster eines öffentlichen Hauses liegen sehen, die auf dem Brusttheil ihres Kleides einen kleinen zirkelrunden Ausschnitt trug, aus welchem — man räth schon was? — hervorguckte! Solche Schändlichkeiten müssen mit der Geißel bestraft werden, denn wenn auch der Staat das Gewerbe der Freudenmädchen als nothwendiges Uebel toleriren muß, so ist es doch seine Hauptpflicht dabei, dahin zu sehen, daß es nicht durch buhlerische Teufelskünste verführe.

Ueberall, es ist wahr, sind die öffentlich[illegible] Mädchen ein Gegenstand der allgemeinen V[illegible] achtung, und es ist ihnen auch wirklich n[illegible] um die Liebe, die Zuneigung, als um die A[illegible] tung des Publikums zu thun; allein [illegible] sollte doch auch nicht vergessen, daß Viele, [illegible] viele derselben eher Mitleid, das herzinn[illegible] Bedauern, als Spott und Verachtung v[illegible] nen. O! es gibt der Wege zu der Hö[illegible] viele, und so rosenbeschattete! lernt n[illegible] Geschichte so Mancher dieser Nymphen [illegible] die

ur le déclin du jour
aux lieux frequentés colporter leur
amour.

Ännlichkeit, Gelegenheit, Verführung
ie Unschuldige einem Manne in die
der sie treulos verließ, als er erhalten
um was es ihm zu thun war: ein Be-
ß ist nun in ihr geweckt, das früher in
schlummerte: der Fehltritt hat sie auch
licht von den Verhältnissen auf immer ge-
nt, in denen sie früher lebte, und bald ge-
tet ihr die Noth mit eisernem Scepter, ihr
ewissen zu beschwichtigen, und aus der Lust
einen Beruf zu machen; so geht es dann, wie
der erfahrne Valentin in Göthe's Faust
so treffend sagt:

Du fingst mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran;
Und wenn dich erst ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt!

Also auch hier, und grade hier vorzüglich ist es der erste Schritt, der zu meiden ist!

Freudenmädchen sind fast überall unfruchtbar, weil das Uebermaaß der Wollust und des Genusses diesen schwächt, und ihnen die hohe Sensibilität raubt, die zur Empfängniß nothwendig ist. Daher hat man aber oft gesehen,

daß, wenn öffentliche Dirnen auf den Pfad der Tugend zurückkehrten, und Gattinnen wurden, also wieder den Geschlechtsgenuß mehr regelten und seltner machten, daß sie dann Kinder gebaren, wie auch das berühmte Beispiel der englischen Lustdirnen beweist, die, um die Colonie zu bevölkern, nach Botany-bay geschickt und dort verheirathet wurden, und die durch zahlreiche Nachkommenschaft das Naturgesetz bestätigten und den Zweck ihrer Verbannung erfüllten.

Die Wahrheit, daß die Lustdirnen meistens Trägerinnen und Verbreiterinnen der unseligen Krankheit sind, für die es leider! bis jetzt noch keine Vaccine gibt, diese Wahrheit dürfen wir hier nur berühren, wo wir noch die Erfahrung zur ärztlichen Warnung hinzusetzen wollen, daß das Gift sich viel leichter dann verbreitet, wenn die Geschlechtssünden heimlich, als wenn sie öffentlich, unter dem Schutze der Gesetze, getrieben werden. Auch dies war von je ein Hauptgrund, warum der Staat sich in die sexuellen Ausschweifungen mischte. Fürchtet daher, Leser, weniger die Mädchen, die Euch offen mit dem Gewerbschein entgegentreten, *als jene, die heimlich* sich der Wachsamkeit und *der Aufsicht* (oder vielmehr der Ansicht) der

entziehen, und ganz im Finstern schlei-
Das sind die Gefährlichsten!

Frisur.

eigenthümliche Einrichtung, die der
mit seinem Kopfhaar trifft, um ihm
m zu geben, die bald den Kopf schützt,
, nach den relativen Begriffen von
it, zieren soll, bald auch als Auszeich-
der bürgerlichen Gesellschaft gedient
so trugen bei den alten Römern die
das Kopfhaar sehr nachläßig, die
agegen kunstgemäße Frisuren.
räuselten schon ihr Haar mit einem,
och heut Sitte ist, in heißer Asche ge-
Eisen. Die Sclavinnen, die diese
bei den Damen verrichteten, wurden
ıes, Aschenbläserinnen, genannt. Das
lte Haar wurde bald durch übereinan-
de Locken aufgethürmt, bald ließ man
ie Stirn herabringeln, bald erhob es
der Stirn in einem Wulste. Der
urde bald fest an den Hinterkopf oder
Scheitel geknüpft, bald herabhängend
n. *Die Frisur wurde noch* — tout
chez nous! — *mit* Diademen, Bän-

dern und Perlen geschmückt; das schwarze Haar wurde auch wohl durch Salben — fi donc! — blau oder goldgelb gefärbt. Das Einsalben der vorher aufgelösten und durchgekämmten Haare geschah so, daß das dazu bestimmte Mädchen die Oele und Salbe aus dem Munde im feinsten Staubregen auf das Haar der Gebieterin spritzte. Unter Trajan und Hadrian thürmten die Damen das Vorderhaar in einen hohen Wulst auf, den man durch ein Diadem schmückte, das Hinterhaar hing locker über den Rücken hinunter, und war unten in einen kleinen Knoten geknüpft. Die bekannte Faustina, Antonius Gemahlin, brachte folgende Mode auf: das Vorderhaar erhob sich über der Stirn, und wand sich vereinigt mit den Seitenhaaren in wellenförmigen Schwingungen über die Schläfe herab bis an das Ohr, wo es sich hinter dem Ohre verlor, und vor demselben nur einige gekräuselte Locken herabringeln ließ. In dieses Haar drückte sich eine Perlenschnur ein, die es in zwei Hälften theilte. Auf der Stirn war das Haar der untern Hälfte gescheitelt, und auf beide Seiten ausgebreitet, worüber in der obern Hälfte eine aus Haaren geschlungene Schläfe stand. Die Hinterhaare waren

dem Nacken heraufgeschlagen, und oben dem Scheitel in einen Knoten gedreht. Nacken umspielten kleine Haare, die von aufgeschlagenen Hinterhaaren nicht gefaßt ben. Der Schmuck des Haares bestand Perlenschnüren in mannigfaltigen Schwingungen. Zur Zeit der Gemahlin des Septimius Severus, wurde ein neuer Kopfputz ingeführt, der aber schon von schlechterm Geschmack zeugt; das Haar wurde lockenartig über den ganzen Kopf ausgebreitet, und in egelmäßig parallelen Abtheilungen von dem Scheitel an bis auf den Nacken herabgeführt, er durch sie ganz bedeckt war.

Auch die alten Germanen hielten viel auf ie Schönheit der Frisur, und sie schoren die Könige, die sie absetzten. Die Gallier trugen hr langes Kopfhaar; bei den Franken zeichneten sich die Oberhäupter deß Staates und es Heeres durch die Länge ihres Kopfhaares us, und es wird erzählt, daß Clodomir, ls Gefangener der Burgunder, von den Solaten nur an der Länge seines Haarwuchses ls Oberhaupt der Feinde erkannt ward. Bei euern Völkern ist es Sitte, daß Verbrecher, ie sie zum Richtplatz geführt, kahl geschoren rden, und es ist bekannt, daß der geistliche

Stand die Tonsur als Bedingung zum Eintritt aufgestellt hat.

Aber welche Verschiedenheit in der Frisur bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten! Hier ein kahl geschorner Kopf, wie die Türken ihn haben, dort bleibt, wie bei den Chinesen, doch noch ein einziger Büschel stehen; hier ein langer, dicker, wohlgepuderter Zopf, dort ein kahl geschnittener, mit Sorgfalt heraufgestrichener Hinterkopf; hier Blei und Stahl und Nadeln und Brenneisen als Apparat zum Kunstbau der Frisur — (die Leser erinnern sich der vortrefflichen Schilderung von Jean Paul einer alten Kokette, die am andern Tag auf einen Ball gehen wollte, und sich die Nacht durch in's Fenster legte, damit die köstliche Frisur, die der einzige Friseur des Städtchens schon, aus Mangel an Zeit, am Tage vorher hatte arrangiren müssen, nicht zerstört würde!) hier also eine kunstgerechte Meisterfrisür, dort ein frei, in natürlichen Locken um die Schulter flatterndes Haar!

Besonders bei den Weibern, wo das Haupthaar eine der schönsten Zierden ist, hat die Frisur tausend Veränderungen der Mode unterlegen. Schon die Römerinnen suchten den Verlust der Haare durch künstliche Perrücken

en, und zwar stand das blonde Haar
altdeutschen Vorfahren bei ihnen ganz
ers in Gunst. Aber das non plus
a von Frisuren hat das achtzehnte Jahr-
dert gesehen. Wenn man diese Baue noch
natura, oder wenn man sie auch nur in
dern gesehen hat, so begreift man nicht,
e der menschliche Geschmack sich so verirren
nnte, einen Thurm von Haaren, abgeschmack-
n Flitterstaate und Puder erbaut, der durch
ne unverhältnißmäßige Höhe die Proportio-
n der menschlichen Statur ganz über den
aufen warf, wie der Geschmack solchen Un-
sin toleriren, wie er ihn schön finden konnte!
Niemand wird hoffentlich verlangen, daß
r hier nach den obigen Notizen, die ein anti-
arisches Interesse haben, nur noch die un-
hligen Arten der neuern Frisuren, deren al-
n in Paris jeder Monat ganz neue Varia-
onen gebiert, mit aufzählen, oder gar ein
ystem der Frisurkunst aufstellen sollen. Das
äre die unnützeste Zeitverschwendung für
chreiber und Leser. Aber für mehrere nicht
wichtige Bemerkungen, die sich doch bei die-
: Gelegenheit aufdringen, verweisen wir auf
: Artikel: *Haar* und *Perrücke*.

Fruchtbarkeit.

Die Zeugungskraft, dieses wunderbare Vermögen der organisirten Körper, entwickelt sich auf verschiedene Weise bei Pflanzen und Thieren. In allen Familien der geschlechtslosen Vegetabilien, wie bei den Trüffeln, den Moosen rc., eben so wie bei den Thieren der untersten Ordnung, wie z. B. bei Strahlenthieren, Polypen, Medusen rc., entsteht Reproduction, indem das gegebene Individuum sich theilt, und der abgetrennte Theil wieder zum ähnlichen Individuum wird, oder durch Keime, die aus dem Individuum hervorschießen. Mit getrennten Geschlechtszeichen versehene Pflanzen und Thiere hingegen bedürfen eines zusammengesetzten Begattungsaktes, um sich fortzupflanzen. Unter diesen Gattungen gibt es indeß in Hinsicht auf die Fruchtbarkeit noch große Unterschiede zwischen Vegetabilien und Thieren. Bei jenen scheint das weibliche Geschlecht am meisten fähig sich fortzupflanzen, selbst ohne Mitwirken des Männlichen; im Thierreiche dagegen sind die männlichen Individuen im Allgemeinen stärker und geeigneter zu befruchten, als die Weiber, und bey vielen Gattungen, wie bei den Ochsen, den Hühner

respektive Fruchtbarkeit der Thiere
zen betrifft, so scheint sie in beiden
leich groß zu sein. Freilich kann ein
türkischen Weizens zweitausend Kör-
vorbringen, eine Sonnenblume vier-
, ein Mohnkopf zwei und dreißigtausend
nkörner, ein Tabacksstengel vierzigtau-
eine Platane, eine Buche hunderttausend
lich, ein Nelkenbaum siebenhundert und
anzigtausend, und diese Resultate sind un-
ermeßlich, ja wenn die Fruchtbarkeit nun wie-
der in allen Saamenkörnern gleich groß wäre,
und in Wirksamkeit gesetzt würde, so würden
alle Welten bald nicht mehr hinreichen, um
alle diese Pflanzen zu ernähren: aber alles
dieses ist noch wenig in Verhältniß zu den
Resultaten der Fruchtbarkeit im Thierreich.
Ich erwähne nicht der unzähligen Vervielfäl-
tigung der Insekten, und der fünf bis sechs-
tausend Eier, die jede Bienenkönigin jährlich
producirt, ich spreche nicht von den tartarischen
Fliegen, die in so dichten Haufen erscheinen,
daß sie die Sonne verdunkeln, denn vor Allen

das Reich der Wasserthiere genannt
Der kleinste Häring hat zehntausend
Noch fand hunderttausend in einem
digen Karpfen; ein Andrer von vier-
l Länge hatte zweihundert und zwei
zigtausend zweihundert und vier und
Eier, und ein Andrer, der sechszehn
g war, dreihundert und zweiundvier-
d ein hundert und vierundvierzig. Ein
hatte zweihundert und achtzigtausend,
rer dreihundert und achtzigtausend
dert und vierzig Eier. Noch mehr!
blicher Stör hatte einhundert und
Pfund Eier bei sich, und da sieben
n Eiern einen Gran wogen, so hatte
ihl nach sieben Millionen sechs-
t drei und fünfzigtausend
ndert Eier! Leuwenhoek hat,
Weise berechnet, bis zu neun Millio-
hundert und vier und vierzigtausend
einem einzigen Kabeljau gefunden.
an nun bedenkt, daß dieser Fisch eine
n Jahren hindurch immer wieder eben
roducirt, daß der Ocean wohl Millio-
er Kabeljaus birgt, daß alle ihre Eier
sche werden, und diese wieder Mill-
n Eiern und von Fischen produciren

können, so bleib
geheuren Fruch
.. Glücklicherw
Menschengeschl
Mensch sich hä
Thiere. „Wo
zwar die Sch
weilen wird di
und die Bega
Allgemeinen
Männer, al
scheint, als s
den natürliche
gesetzt, als w
Der Mann
theile gut ge
tion statt f
fehlen oder
fruchtung
keit, U
Theile au
es noch ei
einen fru
dahin ge
perame
durch
Es

so bleibt man schwindelnd vor der un-
Fruchtbarkeit der Natur stehen!
licherweise ist die Reproduktion beim
ngeschlechte begränzter, obgleich der
sich häufiger begattet, als die übrigen
„Wachset und mehret Euch," sagt
Schrift zu dem Menschen, aber zu-
ird dieser heilige Wunsch nicht erfüllt,
Begattung bleibt unfruchtbar. Im
inen gibt es weniger unvermögende
, als unfruchtbare Weiber, und es
als sei das schwächere Geschlecht auch
lichen Unvollkommenheiten mehr aus-
ls wir.
Mann muß vor Allem seine Zeugungs-
t gebildet haben. Wenn keine Erec-
t finden kann, wenn einzelne Theile
der verbildet sind, so kann keine Be-
g statt finden. (S. Unfruchtbar-
Unvermögen.) Wenn aber diese
ich naturgemäß beschaffen sind, so gibt
eine Menge Gründe zum Unvermögen,
chtbaren Beischlaf zu vollziehen, wie
hören: ein sehr phlegmatisches Tem-
t, große Fettleibigkeit, Erschöpfung
ermäßige Ausschweifungen u. s. w.
ihr Geschlechtsvermögen gar große

Verschiedenheiten, je nach den verschiedenen Constitutionen. Der sanguinisch-arterielle Mann ist meist sehr fruchtbar, wenn gleich nicht die Kraft des galligten, cholerischen Temperamentes hat, das sich schon durch stärkern Haarwuchs, als den Körper mehr kräftiger ankündigt. Jener liebt mehr ein etwas phlegmatisches Weib, die ihm sein Uebermaaß von Lebendigkeit etwas dämpfte, und solche Vermischungen sind meist sehr fruchtbar.

Auch bei dem Weibe können besonders physische Fehler, Mißbildungen in den Zeugungstheilen Unfruchtbarkeit veranlassen. (S. diesen Artikel.) Die gänzliche Abwesenheit der monatlichen Krise ist kein Beweis von Unfruchtbarkeit, denn viele Erfahrungen, besonders aus heißen Ländern, lehren das Gegentheil. Der Verfasser dieses Artikels hat eine Bäuerin gekannt, die, obgleich nie menstruirt, vier gesunde Kinder geboren hat. Es ist denn auch das Aufhören der Regeln keine Gränze für die Fruchtbarkeit, denn man hat Fälle von sechszigjährigen Mutterschaften. (S. Weib.) Aber auch bei der Frau vermehren oder vermindern mehrere Verschiedenheiten der Constitution die Fruchtbarkeit. Eine zu feurige, zu lebhafte Frau, behält

denschaftlich sind. Aber ein Weib mit trockner, reizbarer Haut, leidenschaftlichem Karakter, heftigen Gefühlen, das leicht zum Zorn, zum Haß, zur Rache neigt, ein sehr verliebtes Temperament, eine braune, galligte Constitution, ein solches Weib behält die Frucht in der Regel nicht lange.

Indeß gibt es gewisse, noch wenig bekannte Verhältnisse zwischen den Geschlechtern, die es machen, daß ein Mann und eine Frau, die Jeder für sich vollkommen ausgerüstet sind, zusammen doch nicht fruchtbar werden. Man hat darüber folgende Erfahrungssätze:

1) Zu einer fruchtbaren Ehe gehört eine gewisse physische und moralische Harmonie der beiden Gatten; diese Harmonie spricht sich schon im Gefühl der Liebe aus, die zwei Individuen aus der großen Menschenmasse sich, und grade sich einander, finden läßt.

2) Diese Harmonie besteht nicht sowohl hauptsächlich in einer Gleichheit des Temperamentes, des Alters rc. als in einer gewissen Verschiedenheit, so sonderbar dies auch klingen mag. Der sehr heiße Mann liebt eine etwas kühlere Frau, und so umgekehrt, und auf diese Art stellt sich das naturgemäße Verhältniß in der Umarmung wieder her, die weder zu kalt, noch zu heiß viel taugt.

3) Doch bleiben zu weit von einander getrennte Karaktere, aus Mangel an Uebereinstimmung unfruchtbar. Manchmal stellen dann noch die Jahre ein gewisses Gleichgewicht in solchen Ehen wieder her, in denen z. B. ein äußerst lebhafter Mann ein Weib umarmt, das im entscheidenden Augenblicke, etwa wie Tristram's Mutter — — nach der Uhr sieht! So bekommen dann manchmal Eheleute, nachdem sie funfzehn, zwanzig Jahre in unfruchtbarer Ehe lebten, mit einemmale ganz unverhofft, Kinder. Von Abraham und

Rahel und Jacob ist in dieser Hin-
n in der Bibel zu lesen. Manchmal
der Arzt oder — der Nachbar durch
atsachen nicht täuschen lassen, wenn
obigem Gesichtspunkte erklärt, denn
e kann noch viel einfacher zusammen-
Man lese nur, wie Thümmel
Geburt Ludwig's XIV. erklärt, der
ch auch nach einer zwei und zwanzig-
unfruchtbaren Ehe zur Welt kam,
n dessen Geburt die königliche Mutter
twas Andres noch — ich wag' es nicht
zu sagen
heiligen Fiacre gemacht haben soll,
und Gelübde ausdenken!
die Gatten sich anwidern, hassen,
gen, so ist die Begattung selten frucht-
enn Mädchen schwanger werden, und
t anklagen, so straft, dünkt uns, ihre
erschaft sie wohl Lügen, die wohl ben
s sie nicht sogar gewaltig sich gesträubt
ng, denn Wollust, oder wenigstens
hingeben und Abwesenheit von jeder
le scheint, nothwendige Bedingung
ung eines neuen Geschöpfes. Dir

fangen sie auch wohl in Haß an, und endigen in Lust und Liebe!

Doch glaube man nicht, daß je lebhafter die Wollust, desto rascher und leichter auch eine sichre Empfängniß sei. Viele Erfahrungen vielmehr beweisen gerade das Gegentheil. Viele Thiere, die aus Uebermaaß von Wollust immer wieder anfangen möchten zu genießen, wenn sie noch nicht einmal aufgehört haben, muß man mit Wasser begießen oder prügeln um sie abzukühlen, um dem Weibchen Zeit zu lassen, den Saamen gehörig in sich aufzunehmen. Die Araber ermüden ihre Stuten erst sehr, eher sie sie dem Hengste bringen, damit sie matt und weniger lebhaft werden. Alle Priesterinnen der Venus vulgivaga sind meist unfruchtbar, aus Uebermaaß wollüstiger Genüsse, und englische Lustdirnen wurden auf Botany-Bay fruchtbar, als man sie zu regelmäßigen Ehen zwang. (S. Freudenmädchen.) So wird auch der Mann unfruchtbar, der zu viel den Beischlaf übt, weil er der Natur nicht Zeit läßt, einen reifen, fähigen Saamen auszuarbeiten, und deßhalb fördert auch, wie man doch glauben sollte, die Vielweiberei nicht eben die Bevölkerung mehr, als die europäische Ehe. Keuschheit dagegen und Züch-

...eins der sichersten Mittel zur Frucht-... Daher werden auch Weibchen von ... die sich nur um die Brunstzeit, ein-...mal im Jahre begatten, gewöhnlich ...dem einzigen Akte sicher schwanger.

...s dieser Ursache stammt eine wichtige ... von Folgeschlüssen für den Staat und ...oral; die Sitten nämlich haben einen ...tigen Einfluß auf die Bevölkerung. Man ...trachte nur die Reproduction in den großen, ...rusreichen Städten im Verhältniß zu jener ...uf dem dürftigen platten Lande. Wer sollte ...nicht glauben, daß jene sich ohne Ende bevöl-kere bei der reichlichen und guten Nahrung, der Sorgenfreiheit, dem Wohlleben der Be-wohner, während der arme Landmann im Schweiße seines Angesichts in sauren, ermü-denden Arbeiten untergeht, und kaum Zeit behält, an die Freuden der Liebe zu denken, und sich nicht sehr häufig reproduciren wird? Grade das Gegentheil ist wahr! Der Städter verheirathet sich spät, und kann sich nur erst spät verheirathen, weil der hohe Luxus mit seinem unabsehbaren Gefolge von Bedürfnissen ihm nicht sobald die Mittel an die Hand gibt, einen Haushalt zu führen: sehr häufig knüpft deshalb dann auch noch mehr das Interesse,

Staaten zur Bevölkerung: aber auch ab-
gerechnet diese Ursachen, ist die Fruchtbarkeit
bei verschiedenem Klima und verschiedener
Nahrung in ihren Wirkungen nicht dieselbe.

In unsern temperirten Ländern rechnet man
im Allgemeinen eine Geburt auf fünf und
zwanzig Personen; aber auf dem Lande ist
oft eine Geburt auf achtzehn, ja auf vierzehn
Personen, während sie in den Städten auch
wohl nur wie eins auf dreißig kommt. Im-
mer aber sind mehr Geburten als Sterbefälle.
Mäßig kalte Länder zeigen in der Regel eine
größere Fruchtbarkeit als sehr warme. So
z. B. hat man zu allen Zeiten die Fruchtbar-
keit der Schwedinnen sehr gerühmt, die gewöhn-
lich zehn, zwölf Kinder bekommen, und bei
denen man ausnahmsweise bis zu dreißig
Kinder in Einer Familie gefunden hat. Is-
länderinnen haben recht gewöhnlich funfzehn
bis zwanzig Kinder, und da ein Jahr 1707
Island durch eine Pest verödet wurde, so be-
fahl der König von Dänemark, daß jedes
Mädchen, das bis zu sechs Kinder bekäme,
deswegen noch nicht entehrt sein solle; man
erzählt aber, daß es sich die Isländerinnen
so angelegen sein ließen, ihrem öden Vater-
lande recht bald wieder mit Bewohnern auf-

zu helfen, daß man der Kinder-
[ver]minnung bald wieder durch ein
[Ges]etz begegnen mußte. Die Geburts-
[in] Rußland sollen jährlich auf eine
[sonderb]are Weise anwachsen, und auch Saxo
[Gra]mmaticus nennt schon die nordischen
[Länd]er eine *officina gentium*, zu ehrlich(?)
[Deuts]ch: eine Menschenfabrik. Im Gegentheile
[sind] die Länder am Aequator, trotz des Reich-
[th]ums und der Fruchtbarkeit des Bodens,
[tr]otz der Hitze und der Schönheit des Klima's,
[di]e die Liebe so begünstigen, trotz des Ueber-
[fl]usses an Frauen und der Vielweiberei, die
den Genuß so erleichtert, weniger fruchtbar;
und zwar erstens: eben der großen Hitze wegen,
die die Bewohner immer in Schweiß badet, wo
man dann nicht sehr aufgelegt ist zur Begat-
tung; zweitens: wegen des Gebrauchs oder
vielmehr des Mißbrauches der Bäder, der die
Geburtstheile besonders sehr schwächt; drittens
weil die südlichen Weiber feuriger sind als
die Männer, weil sie in größerer Zahl da
sind, und daher seltener Gelegenheit haben
zu genießen, ferner haben die südlichen Weiber
große Neigung zu Blutflüssen, die leicht Abor-
tus bewirken; viertens endlich, weil die Män-
ner in jenen heißen Gegenden zu ausschweifend

leben, und deshalb bald unvermögend werden.

Die Negerrasse allein ist fruchtbarer unter dem südlichen Himmel, als im kalten Klima, woran wohl die ganz eigenthümliche Constitution der Neger Schuld ist.

Aber auch in den andern Menschenrassen sieht man die Fruchtbarkeit abnehmen, wie man sich von den Polen aus dem Aequator nähert. Wenn die Isländerin fünfzehn bis zwanzig Kinder hat, so hat die Niederländerin deren zehn bis zwölf, die Deutsche sechs bis acht, die Französin vier bis fünf, die Italienerin, die Spanierin zwei bis drei, und ein armer Römer, der drei Kinder hatte, genoß schon einiger eigenthümlicher, bürgerlichen Rechte. In Schottland, auf den orkadischen Inseln, in Schweden, in Nord-England sieht man viele Frauen Zwillinge gebären; es gibt sogar ganze Familien, die immer Zwillinge produciren; in Pensylvanien ist derselbe Fall, ja die Kühe sollen hier sogar den Weibern nichts nachgeben. Dagegen sind unter den Tropen Zwillinge eine sehr seltene Erscheinung, aber Chili, das wegen seiner Berge eine gemäßigte Temperatur hat, gebiert viele Zwillinge.

Wenn aber eine solche mäßige Temperatur, wie wir eben gezeigt haben, der Fruchtbarkeit

[illegible], und sie sogar bis in ein vorgerück[illegible] hinein erhält, so ist eine große Kälte, [illegible] den Pflanzen, auch bei dem Menschen [illegible]twicklung der Fruchtbarkeit schädlich. [illegible]appländer, Samojeden, Ostiaken, Tatu[illegible] Kamtschadalen, Eskimo's, Grönländer, [illegible] sehr wenig fruchtbar, und Zwillinge z. B. [illegible]den bei den Grönländern fast gar nicht er[illegible]t. Die meisten Nomaden-Völker im nörd[illegible]hen Amerika pflanzen sich sehr wenig fort; [illegible] fühlen fast gar keine Liebe und mißhandeln deßhalb ihre Weiber so schrecklich.

Auch in einzelnen Ländern ist in gewissen Gegenden mehr Fruchtbarkeit als in Andern. So sind in Afrika Egypten, in Asien China, als höchst fruchtbare Länder berühmt. In Europa sind Holland, die Niederlande, einige französische Provinzen als besonders fruchtbar bekannt. Lucern in der Schweiz ist fruchtbarer als die übrigen Cantone u. s. w. Vielleicht ist an diesen Erscheinungen die Feuchtigkeit Schuld; denn alle trockne, hochliegende, den Winden ausgesetzte, Gegenden sind weniger bevölkert und weniger fruchtbar, als die tief und feucht liegenden, fetten Länder. Eine mäßige Feuchtigkeit scheint überhaupt Bedingung zur Erzeugung zu seyn; auch sind Fische

[illegible]

[illegible]

[illegible] der sich dem
Halse [illegible]

[illegible] ein [illegible] Gewachen, [illegible] ihr
ruhige Stunden,

[illegible] das Denkmal der Lust, die in den
Schlaf uns gewiegt! —

Sie bewegt sich im Schlummer, und sinkt auf
die Breite des Lagers

[illegible] und doch läßt sie mir Hand
noch in Hand.

Herzliche Liebe verbindet uns stets und tre
Verlangen,
Und den Wechsel behielt nur die Begie
sich vor.
Einen Druck der Hand, ich sehe die himm
schen Augen
Wieder offen. — O nein! laßt auf der B
dung mich ruhn!
Bleibt geschlossen! Ihr macht mich verwir
und trunken, Ihr raubet
Mir den stillen Genuß reiner Betrachtu
zu früh.

Göthe.

* * *

Es gibt für die Frau noch eine Zeit, in w
cher sie geschickter zur Befruchtung ist, als
dern Zeiten, nämlich um die Zeit des E
tts und bald nach dem Wiederverschwind
jedesmaligen Regeln. Besonders im l
Falle ist der Beischlaf fruchtbar, u
harine von Medicis wurde schwang
sie auf den Rath ihres Arztes nach d
Naturgesetz verfuhr.
ng, Gewohnheit, Lebensart sind s
Verhältnisse bei der Fruchtbark
Ländern vermehrt oder vermind
Bevölkerung, je nach dem Ueberf
Mangel an Nahrungsmitteln,
Mißwachses sind immer von e

großen Deficit in den Geburtslisten begleitet. Daher vermehren sich auch wilde Völker seh wenig, weil sie keine gesicherte Nahrung haben und ackerbauende Völker, die jeden Somme ihre reiche Ernte haben, verbreiten und repro duciren sich rasch. Auch Hunde, Katzen 2c vermehren sich im zahmen Zustande, wo e ihnen nie an Nahrung fehlt, viel leichter al im Urzustande, wo sie oft lange hungern mü sen. Daher auch das alte Wort:

Sine Cerere et Baccho friget Venus,
Ohne Brod und Wein keine Liebe!

Das mächtigste Mittel, um den Stachel de Fleisches abzustumpfen, ist ja, nach allen Ki chenvätern — das Fasten. Aus demselbe Grunde macht auch der Beischlaf Hunger, un umgekehrt reizt eine reichliche Mahlzeit zu de Freuden der Venus.

Aber nicht jede Nahrung hat in dieser Hi sicht gleiche Wirkung; mag der Mensch si noch so reichlich von Pflanzenkost ernähre nie wird er die Körperkraft, das verliebte Ten perament des Fleischessers bekommen. D *wiederkäuenden* Thiere füttern wir in unse *Ställen gewiß sehr* reichlich mit Pflanzen u *Saamen und Wurzeln;* doch gebären sie r

eins oder zwei Jungen, während die flei
fressenden Thiere, auf deren Fütterung
nicht solche Sorgfalt gewandt wird, und
ihre Nahrung in allen Winkeln und unter d
Heerde mühsam hervorklauben, gewöhnlich e
ganze, kleine Familie mit einemmale zur W
bringen. Die Erfahrung hat auch gele
daß eine Fischnahrung sehr fruchtbringend
und man hat immer beobachtet, daß fischesse
Küstenvölker sehr fruchtbar und sehr zahlr
seien. Dies mag vielleicht daher kommen, r
einmal der Fischfang immer eine große Me
Fische liefert, die dann reichlich genossen w
en, und alle andere Pflanzen- und an
t verdrängen, zweitens weil solche Nahr
ner sehr salzig und gewürzt genossen wi
die Menschen dann hitzig macht, und n
das Fleisch der Fische viel Phosp
dessen excitirende Kraft bekannt is
mehrere Vegetabilien haben auf
...rkeit Einfluß; so sind als dahin
der Buchweitzen, der Sellerie, der S
...e Orchisarten und andere berühmt.
...ern ein mäßiger Genuß geistiger Geträ
Fruchtbarkeit günstig ist, so ist der M
derselben, eben so wie der Mißbr
...rmen Thees und Kaffees ihr sehr

lich. Man hat gesagt, daß wirkliche Trunkenbolde unfruchtbar seien, oder nur Mädchen erzeugten, daß also der Liebestrieb bei ihnen gar nicht groß wäre, oder der Saamen nicht gehörig ausgearbeitet würde. Gewiß ist es, daß bei einer starken Anfüllung des Magens der Beischlaf nicht nur schlecht vollzogen wird, sondern dann auch oft sehr gefährliche Indigestionen entstehen, da nichts den Magen mehr schwächt als Excretion der Saamenflüssigkeit, wie umgekehrt nichts die Zeugungskraft mehr schwächt, als Krankheiten der Verdauungsorgane. Die Trunkenheit, die die Muskeln erschlafft und die Nerven schwächt, macht oft den Beischlaf unmöglich, oder wenigstens unvollständig, und man hat eine merkliche Abnahme in der Reproduktion beobachtet, seitdem der Mißbrauch geistiger Getränke in Dänemark, Schweden, England, Rußland, Deutschland so zugenommen hat. Dagegen hat man Wassertrinker in den Kämpfen der Liebe sehr tapfer fechten gesehen, und die wassertrinkenden Egypter, Syrier, Chaldäer, waren schon im grauen Alterthum als tapfer berühmt. Wenn es *daher in einem* alten Studentenliede heißt:

Cerevisiam bibunt homines,
Caeteraque animalia fontes;

Die Menschen trinken Bier,
Das andre Vieh säuft Wasser,

so werden vielleicht künftig nach dieser Belehrung unsere Musensöhne nicht mehr so wegwerfend auf das Wasser saufende Vieh herabsehen!

Wichtig ist es noch für die, die narkotische Getränke oder Arzneimittel als stimulirende Mittel nehmen, zu erwähnen, daß Opium z. B., mit Gewürzen versetzt, allerdings anfangs zur Liebe aufregt, aber bald die Zeugungskraft dermaßen schwächt, daß es völliges Unvermögen verursachen kann. Besonders in Egypten findet man Beispiele für diese Erfahrung nicht selten. Thurnbull hat auf Otaheiti weibische, durch narkotische Mittel geschwächte Männer gesehen, die man Mahoos nennt, und die so heruntergekommen sind, daß sie sich den schamlosesten Akten hingeben, um vielleicht die verlorne Kraft wieder zu bekommen. Man schaudert, wenn man Thurnbull's Erzählung liest, und man entsetzt sich vor der Tiefe, bis zu der herab die menschliche Natur sinken kann, wenn jener Despot, der Geschlechtstrieb, sie zügellos beherrscht!

Endlich gibt es Lebensarten, die der Fruchtbarkeit *mehr oder weniger* günstig sind. Die

Alten hatten schon beobachtet, daß Männer und Frauen, die Leinwand weben, wegen des vielen Sitzens und der Bewegungen des Unterleibes mehr Geschlechtstrieb hätten, als Andre. Die Stellung der Schneider scheint gleichfalls so zu wirken; Hippocrates bemerkt, daß dagegen Reiter oft unfruchtbar werden, was aber besonders wohl nur von den alten Scythen gilt, die Hippocrates im Auge hatte, welche ohne Sattel und Steigbügel ritten. Hinkende, und besonders Personen, die eine Unter-Extremität verloren haben, scheinen offenbar fruchtbarer und wollüstiger zu sein als Andre. Die Lebensart, die gewiß am meisten der Fruchtbarkeit schädlich ist, ist ohne Zweifel, wie wir es schon in mehreren Abhandlungen dieses Werkes zu bemerken Gelegenheit hatten, die Lebensart der Gelehrten, und der Leute, die viel mit dem Kopfe arbeiten. Selten sind Männer von großem Geiste sehr fruchtbar; die Alten gaben daher auch den Statüen ihrer großen Männer immer nur kleine Sexual-Parthieen, und sie machten ihre Musen zu Jungfrauen. Piron erkennt zwar diese geistreiche Allegorie nicht an, wenn er einmal irgendwo die Sache anders erklärt und Alles auf Apoll schiebt!

Apollon n'est qu'un efféminé; depuis des siècles qu'il est avec neuf filles, ne sont elles pas encor pucelles?

Man weiß ja auch, wie sehr das Uebermaaß von Liebesgenüssen den Geist abstumpft. Recht thierische Menschen dagegen und Alle, die mehr den Körper als den Geist pflegen, sind zum Zeugungsgeschäft die Geschicktesten, und Lafontaine hat sehr pikant gesagt:

Un mualetier à ce jeu vaut trois rois.

Frühling.

Unter Wonnemelodieen
Ist der junge Lenz erwacht.
Seht, wie froh den Phantasieen
Neuer Lust sein Auge lacht!
Golden über Thal und Hügel
Blau und golden schwebet er;
Wohlgefühle weh'n die Flügel
Milder Winde vor ihm her.
Wolken hinter ihm verleihen,
Tränkend Wiese, Hain und Flur,
Labsal, Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur.

Lieb' und Gegenliebe paaret
Dieses Gottes Freundlichkeit.
Ihre Nektarfülle sparet
Liebe für die Blüthenzeit.

beim Erwachen sieht er vielleicht mit diesem sensibleren Sinn neben sich das holde, geliebte und liebende Wesen, an das gerade in dieser aufgeregten Stimmung die Erinnerung genossener Freuden ihn mächtiger als gewöhnlich zieht, und — aber wozu diese Schilderung aus meiner Feder, da der große Meister im Dichten und Lieben uns diese Situation so reizend und wahr gemalt hat?

Dich, Aurora, wie kannt' ich dich sonst als
Freundin der Musen!
Hat, Aurora, dich auch Amor, der Lose, verführt?
Du erscheinst mir nun als seine Freundin und weckest
Mich an seinem Altar wieder zum festlichen Tag!
Find' ich die Fülle der Locken an meinem Busen! das Köpfchen
Ruhet, und drücket den Arm, der sich dem Halse bequemt.
Welch' ein freudig Erwachen, erhieltet ihr ruhigen Stunden,
Mir das Denkmal der Lust, die in den Schlaf uns gewiegt! —
Sie bewegt sich im Schlummer, und sinkt auf die Breite des Lagers
Weggewendet; und doch läßt sie mir Hand noch in Hand.

Liebe verbindet uns stets und treues
Verlangen,
den Wechsel behielt nur die Begierde
sich vor.
en Druck der Hand, ich sehe die himmli-
schen Augen
Wieder offen. — O nein! laßt auf der Bil-
dung mich ruhn!
Bleibt geschlossen! Ihr macht mich verwirren
und trunken, Ihr raubet
Mir den stillen Genuß reiner Betrachtung
zu früh.

Göthe.

* * *

Es gibt für die Frau noch eine Zeit, in wel-
r sie geschickter zur Befruchtung ist, als zu
dern Zeiten, nämlich um die Zeit des Ein-
tts und bald nach dem Wiederverschwinden
jedesmaligen Regeln. Besonders im letz-
n Falle ist der Beischlaf fruchtbar, und
tharine von Medicis wurde schwanger,
em sie auf den Rath ihres Arztes nach die-
Naturgesetz verfuhr.

Nahrung, Gewohnheit, Lebensart sind sehr
htige Verhältnisse bei der Fruchtbarkeit.
allen Ländern vermehrt oder vermindert
die Bevölkerung, je nach dem Ueberfluß
r dem Mangel an Nahrungsmitteln, und
re des Mißwachses sind immer von einem

großen Deficit in den Geburtslisten begleitet. Daher vermehren sich auch wilde Völker sehr wenig, weil sie keine gesicherte Nahrung haben, und ackerbauende Völker, die jeden Sommer ihre reiche Ernte haben, verbreiten und reproduciren sich rasch. Auch Hunde, Katzen ꝛc. vermehren sich im zahmen Zustande, wo es ihnen nie an Nahrung fehlt, viel leichter als im Urzustande, wo sie oft lange hungern müssen. Daher auch das alte Wort:

Sine Cerere et Baccho friget Venus,
Ohne Brod und Wein keine Liebe!

Das mächtigste Mittel, um den Stachel des Fleisches abzustumpfen, ist ja, nach allen Kirchenvätern — das Fasten. Aus demselben Grunde macht auch der Beischlaf Hunger, und umgekehrt reizt eine reichliche Mahlzeit zu den Freuden der Venus.

Aber nicht jede Nahrung hat in dieser Hinsicht gleiche Wirkung; mag der Mensch sich noch so reichlich von Pflanzenkost ernähren, nie wird er die Körperkraft, das verliebte Temperament des Fleischessers bekommen. Die *wiederkäuenden* Thiere füttern wir in unsern *Ställen gewiß* sehr reichlich mit Pflanzen und *Saamen und* Wurzeln; doch gebären sie nur

zwei Jungen, während die fleisch-
[illegible] Thiere, auf deren Fütterung gar
[illegible]iche Sorgfalt gewandt wird, und die
[illegible]ahrung in allen Winkeln und unter dem
[illegible] mühsam hervorklauben, gewöhnlich eine
[illegible] kleine Familie mit einemmale zur Welt
[illegible]gen. Die Erfahrung hat auch gelehrt,
[illegible] eine Fischnahrung sehr fruchtbringend sei,
[illegible]d man hat immer beobachtet, daß fischessende
[illegible]üstenvölker sehr fruchtbar und sehr zahlreich
[illegible]len. Dies mag vielleicht daher kommen, weil
einmal der Fischfang immer eine große Menge
Fische liefert, die dann reichlich genossen wer-
den, und alle andere Pflanzen- und andere
Kost verdrängen, zweitens weil solche Nahrung
immer sehr salzig und gewürzt genossen wird,
was die Menschen dann hitzig macht, und weil
endlich das Fleisch der Fische viel Phosphor
enthält, dessen excitirende Kraft bekannt ist.

Auch mehrere Vegetabilien haben auf die
Fruchtbarkeit Einfluß; so sind als dahin ge-
hörig der Buchweitzen, der Sellerie, der Spar-
gel, die Orchisarten und andere berühmt.

Wenn ein mäßiger Genuß geistiger Getränke
der Fruchtbarkeit günstig ist, so ist der Miß-
brauch derselben, eben so wie der Mißbrauch
des warmen Thees und Kaffees ihr sehr schäd-

lich. Man hat gesagt, daß wirkliche Trunkenbolde unfruchtbar seien, oder nur Mädchen erzeugten, daß also der Liebestrieb bei ihnen gar nicht groß wäre, oder der Saamen nicht gehörig ausgearbeitet würde. Gewiß ist es, daß bei einer starken Anfüllung des Magens der Beischlaf nicht nur schlecht vollzogen wird, sondern dann auch oft sehr gefährliche Indigestionen entstehen, da nichts den Magen mehr schwächt als Excretion der Saamenflüssigkeit, wie umgekehrt nichts die Zeugungskraft mehr schwächt, als Krankheiten der Verdauungsorgane. Die Trunkenheit, die die Muskeln erschlafft und die Nerven schwächt, macht oft den Beischlaf unmöglich, oder wenigstens unvollständig, und man hat eine merkliche Abnahme in der Reproduktion beobachtet, seitdem der Mißbrauch geistiger Getränke in Dänemark, Schweden, England, Rußland, Deutschland so zugenommen hat. Dagegen hat man Wassertrinker in den Kämpfen der Liebe sehr tapfer fechten gesehen, und die wassertrinkenden Egypter, Syrier, Chaldäer, waren schon im grauen Alterthum als tapfer berühmt. Wenn es *daher in einem* alten Studentenliede heißt:

Cerevisiam bibunt homines,
Caeteraque animalia fontes;

Die Menschen trinken Bier,
Das andre Vieh säuft Wasser,

so werden vielleicht künftig nach dieser Belehrung unsere Musensöhne nicht mehr so wegwerfend auf das Wasser saufende Vieh herabsehen!

Wichtig ist es noch für die, die narkotische Getränke oder Arzneimittel als stimulirende Mittel nehmen, zu erwähnen, daß Opium z. B., mit Gewürzen versetzt, allerdings anfangs zur Liebe aufregt, aber bald die Zeugungskraft dermaßen schwächt, daß es völliges Unvermögen verursachen kann. Besonders in Egypten findet man Beispiele für diese Erfahrung nicht selten. Thurnbull hat auf Otaheiti weibische, durch narkotische Mittel geschwächte Männer gesehen, die man Mahoos nennt, und die so heruntergekommen sind, daß sie sich den schamlosesten Akten hingeben, um vielleicht die verlorne Kraft wieder zu bekommen. Man schaudert, wenn man Thurnbull's Erzählung liest, und man entsetzt sich vor der Tiefe, bis zu der herab die menschliche Natur sinken kann, wenn jener Despot, der Geschlechtstrieb, sie zügellos beherrscht!

Endlich gibt es Lebensarten, die der Fruchtbarkeit mehr oder weniger günstig sind. Die

Alten hatten schon beobachtet, daß Männer und Frauen, die Leinwand weben, wegen des vielen Sitzens und der Bewegungen des Unterleibes mehr Geschlechtstrieb hätten, als Andre. Die Stellung der Schneider scheint gleichfalls so zu wirken; Hippocrates bemerkt, daß dagegen Reiter oft unfruchtbar werden, was aber besonders wohl nur von den alten Scythen gilt, die Hippocrates im Auge hatte, welche ohne Sattel und Steigbügel ritten. Hinkende, und besonders Personen, die eine Unter-Extremität verloren haben, scheinen offenbar fruchtbarer und wollüstiger zu sein als Andre. Die Lebensart, die gewiß am meisten der Fruchtbarkeit schädlich ist, ist ohne Zweifel, wie wir es schon in mehreren Abhandlungen dieses Werkes zu bemerken Gelegenheit hatten, die Lebensart der Gelehrten, und der Leute, die viel mit dem Kopfe arbeiten. Selten sind Männer von großem Geiste sehr fruchtbar; die Alten gaben daher auch den Statüen ihrer großen Männer immer nur kleine Sexual-Parthieen, und sie machten ihre Musen zu Jungfrauen. Piron erkennt zwar diese geistreiche Allegorie nicht an, wenn er einmal irgendwo die Sache anders erklärt und Alles auf Apoll schiebt!

lion n'est qu'un effeminé; depuis des
les qu'il est avec neuf filles, ne sont
les pas encor pucelles?

an weiß ja auch, wie sehr das Uebermaaß
Liebesgenüssen den Geist abstumpft. Recht
ische Menschen dagegen und Alle, die mehr
Körper als den Geist pflegen, sind zum
ugungsgeschäft die Geschicktesten, und La-
ntaine hat sehr pikant gesagt:

Un mualetier à ce jeu vaut trois rois.

Frühling.

Unter Wonnemelodieen
Ist der junge Lenz erwacht.
Seht, wie froh den Phantasieen
Neuer Lust sein Auge lacht!
Golden über Thal und Hügel
Blau und golden schwebet er;
Wohlgefühle weh'n die Flügel
Milder Winde vor ihm her.
Wolken hinter ihm verleihen,
Tränkend Wiese, Hain und Flur,
Labsal, Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur.

Lieb' und Gegenliebe paaret
Dieses Gottes Freundlichkeit.
Ihre Nektarfülle sparet
Liebe für die Blüthenzeit.

Was auf Erden, was in Lüften
Lebensodem in sich hegt,
Wird von frischen Würzeküften
Zum Verlangen aufgeregt.
Selbst die Sehnsucht, die erkaltet,
Die erstorben war, entglüht,
Wenn die Knospe sich entfaltet,
Wenn die Hyacinthe blüht.

In diesen schönen Zeilen schildert Bürger in seiner, dem Catull nachgedichteten „Morgenfeier der Venus“ die Allgewalt des Frühlings auf die belebte Natur. Der Frühling ist unter allen Zeiten des Jahres recht vorzugsweise die schöpferische, schaffende, gebärende; die ganze Natur regt sich, und alle Geschöpfe, alle organische Wesen in der Thier- und Pflanzenwelt fühlen sich neu belebt durch den erwärmenden Hauch der Lenzessonne —

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick!
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schooß,
In das heitre Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.

Schiller.

Darum ist man auch gewohnt, Jugend und
be und Frühling für verwandte Begriffe
nehmen! Besonders gilt dies von der Sin-
lliebe. Einer der eben genannten Dichter
t von dieser:

Nur für den Lenz hat die Natur
Dies Flatterkind geboren,
Im Lenze lebt und webt sie nur,
Gehegt, gepflegt von Floren.

Bürger.

Alle Dichter haben, von den ältesten Zeiten
, dies frohe Erwachen der Natur im Lenze
eiert. Alles, um diese Zeit, athmet Liebe.
s Rindvieh, jauchzend in Lust, springt
h-kräftig über die Wiesen, in süß elegischen
lodieen singt der Vogel seine Liebe, bald
langend-seufzend wie der Kukuk, bald
wärmerisch-verliebt klagend, wie die Nachti-
l, Alles, bis auf das brutale Insekt, äußert
ungewöhnlichen Tönen und Bewegungen
s Sinnenleben, das die Frühlingssonne in
n erregt! Alles drängt und verlangt danach,
nen kleinen Beitrag zur allgemeinen Feier
Natur zu liefern, und Mitarbeiter
werden, im großen Werke der Fortsetzung
Schöpfung!

Deshalb haben auch die Alten geglaubt,

die Welt sei im Frühling geschaffen worden, und im Paradiese wehte nach den ältesten Kirchenvätern ein ewiger Frühling, wie ein ewiger Lenz, nach Ovid's Schilderung das goldne Zeitalter auszeichnete:

Ver erat aeternum, placidique tepentibus auris
Mulcebant zephyri natos sine semine flores.

Ewiger Frühling war's, und in lauen Lüften umwehten
Liebliche Zephirn sanft die von selbst entsprossenen Blüthen.

Die Ursache aller dieser wunderbaren Erscheinungen ist die neu erzeugte Wärme der Sonne. In den kurzen Tagen des Winters war der Erdball und seine Atmosphäre erkaltet; die Sensibilität aller Geschöpfe abgestumpft, gleichsam vernichtet. Das Leben war gleichsam zu einem periodischen Stillstand gezwungen worden. Nun steht die Sonne wieder am Horizonte auf und erwärmt nun alle Organismen; die Lebensthätigkeit wird nach außen und in die Peripherie gelockt und die Expansion des Lebens erreicht ihre höchste Stufe. Die Pflanze treibt Blätter, entwickelt Knospen, das Thier erwacht aus dem trägen *Winterschlafe*, oder wenigstens aus dem matten *Leben des Winters*, der Schmetterling bricht

r Hülle hervor, und regt die Flügel-
euem Leben, die Schlange streift die
e ab, und paradirt in der Frühlings-
t einem glänzend-neuen Schuppen-
ie vierfüßigen Thiere legen den Win-
die Vögel ihre ausgedienten Federn
legen eine neue Hülle zur Feier des
en Naturfestes an, ja auch im Meere
der Fisch ein neues Silberschuppen-
gelegt!
er Mensch allein sollte in dieser Freu-
ller mitgeschaffenen Wesen kalt und
bleiben? Dann müßte er kein thie-
rbtheil mit zur Welt gebracht haben!
enn das Thema der unzähligen Früh-
hte, die jeder Mai unter den Titeln:
Mai, Mailied, im Frühling, an den
nzesfreude u. s. w." in infinitum
Pflanzen aufblühen und — verblühen
das anders bewegt die Saiten der
er Dichter und — — — Dichterin-
eben jenes Gefühl, jener Drang —
rbeitens? Man schelte uns nur Ma-
— es bleibt dennoch so! Und es
iche, unumstößliche Beweise genug
allbekannte Behauptung: mit dieser
rpansion des Lebens wird das Blut

thätiger, daher Blutstürze und Blutflüsse, Schwindsuchten und alle ähnlichen Krankheiten einer erhöhten Lebenskraft grade im Frühling so häufig sind, und grade dann so gefährlich werden. Daher haben auch schon alte Gesetzgeber, die das öffentliche Gesundheitswohl ihrer Völker bei ihrer Legislation im Auge hatten, für den Frühling eigene diätetische Verordnungen gegeben, Fasten, knappere Diät u. s. w. um dem frisch=kräftigen Leben möglichst den Zügel zu halten. Alle Thiere, mit wenigen Ausnahmen, sind ferner im Frühling am geschicktesten zur Fortpflanzung, und die Brunstzeit der meisten fällt in die Zeit des Frühjahrs. Daß auch der Mensch im Frühling sich am meisten, am leichtesten und am gesündesten zur Reproduction eigne, dafür spricht die, durch die Erfahrung von Jahrtausenden bewährte Thatsache, daß im Winter, in den Monaten December, Januar und auch wohl noch im Februar, die meisten Kinder geboren werden, und man braucht kein Adam Riese zu sein, um dies Verhältniß mit unserem Ausspruch von der Macht des Frühlings *auf die Geschlechtslust, in arithmetische Uebereinstimmung zu bringen!* Deshalb hat Hippocrates den Frühling die „Zeugungsjahr-

[illegible] par excellence genannt, und Celsus, [illegible] er gleichsam dem Frühling in dieser [illegible]cht eine Lobrede hält, sagt: neque aestate [illegible]to, neque autumno utiles Venus est; [to]lerabilior tamen per autumnum: aestate [a] toto, si fieri potest, abstinendum est. [A]ber weder im Sommer noch im Herbste [ta]ugt die Liebe besonders viel; angemessener jedoch ist sie noch im Herbste: im Sommer aber muß man sich ihrer, wenn es möglich ist, ganz begeben." Der berühmte Venette in seinem noch berühmtern Tableau de l'amour conjugal klagte ebenfalls (und mit Recht) in dieser Hinsicht den Sommer an, und unterstützt seine Meinung mit Gründen: »L'excès de la chaleur du mois de Juillet et d'Août, jointe à notre complexion bouillante, détruit notre chaleur naturelle, dissipe nos esprits et affaiblit toutes nos parties. Elle produit beaucoup de bile, et d'excrémens apres, qui ensuite nous rendent foibles et languissans. Si nous voulons alors nous joindre amoureusement à une femme, nos forces nous manquent aussitôt, et bien qu'au commencement la passion nous en fournisse assez pour faire quelque effort, nous ressentor[illegible]

néanmoins bientôt après des épuisemens extraordinaires, qui nous empêchent d'être vaillans. Et si nous voulons nous affaiblir tout à fait et nous procurer des maladies, nous n'avons qu'à caresser souvent une femme. Au contraire les femmes sont beaucoup plus amoureuses pendant l'été. Leur tempérament froid et humide est corrigé par les ardeurs du soleil. En verité ces passions amoureuses sont mal partagées. Pendant que les femmes, sont ardentes, nous sommes languissans. Leur passion ne commence pas plutôt à paraitre, que la nôtre se dissipe, comme si la nature nous voulait montrer par là que l'excès de l'amour est tout à fait contraire à la santé.«

Aus denselben medicinischen Gründen, die eine Pause der ehelichen Pflicht in der größten Sonnenhitze gebieten, haben die Italiener folgendes Volks-Sprichwort aufgenommen:

Mese di Giuglio e d'Agosto
Moglie mia, io non ti conosco.

Dagegen aber, und wir schließen mit diesem recht physiologisch-treffenden Ausspruch unsre Abhandlung über den Frühling in seiner Be-

ang auf die Geschlechtsverrichtung, dagegen
e eine geistreiche Französin: »Je réponds
ma chasteté dans tous les mois de
nnée, mais dans le mois de *Mai* je
n réponds pas!«

Fuß.

Ein schöner Fuß ist ein Hauptstück in der schönen Menschenstatur. Was und wie aber ist ein schöner Fuß? Darüber ist der Geschmack der Kenner uneinig, wie ja überhaupt nirgends für die Schönheit ein sicheres Criterium da ist. Einen kleinen Fuß scheinen sie wohl einstimmig zu verlangen

Sint quoque breves dentes, auris, *pes* —
Klein seien Zähne und Ohren und Fuß,

sagt der witzige Nevisan (s. Reiz), und bekannt ist es, wie viel sogar die Chinesinnen auf einen kleinen Fuß geben, die in der Kindheit, um allen Wachsthum desselben möglichst zu verhindern, dieses Glied in metallne Behälter zwängen, und dadurch auch in der That eine solche Kleinheit des Fußes erzwingen, daß er sie oft gar nicht mehr tragen kann! — Wie die Hand, so ist auch der Fuß eines mit

von den wesentlichen, eigenthümlichen Unterscheidungszeichen der Menschengattung. Kein Thier, selbst unser Cousin germain der Affe nicht, hat einen grade so als der unsrige gebildeten Fuß aufzuweisen, und man kann es daher den Menschen nicht verargen, daß sie auf das charakteristische Glied erstaunlich viel halten! Freilich —

Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken
Du bleibst doch immer, was du bist!
Göthe.

Wenn nun der Fuß nicht so klein sein soll, daß er den Körper nicht mehr gehörig trägt, und ein schwankender Gang entsteht, so darf er doch auch nicht so groß sein, daß er die schönen Verhältnisse stört. Der Fuß der mediceischen Venus, und der Fuß des Antinous, des Apoll von Belvedere, müssen auch für die Aesthetik des Fußes als Normen genannt werden. Der Fuß muß eine gehörige, schwellende Menge von Fleisch haben, denn nichts ist widerlicher, als wenn die große Anzahl der dicken Knochen, die die Grundlage des Fußes bilden, hervorstehn und sichtbar werden. Alle Wellenlinien des Fußes müssen in sanfter Windung gebogen sein, und ein

hervorstehender Ballen ist so wenig schön, als eine zu tief hereingehende Mittelbiegung. Die Haut des Fußes muß zart, weich und weiß, dünn, nicht schwielig und knotig (mit Auswüchsen besetzt) sein; dies gilt besonders auch von der Sohle des Fußes, obgleich die Fußsohle der Theil am menschlichen Körper ist, der am wenigsten (vielleicht nie) von einem Andern gesehen wird, weßhalb auch die eben so schöne und eitle, als geistreiche Ninon de L'enclos das treffende Wort aussprach: „Sie würde, wenn man sie bei der Schöpfung befragt hätte, die Falten dahin gelegt haben, wo Achilles verwundbar war!“ Die Zehen [illegible]üssen parallel und grade nebeneinander liegen, [illegible]icht umgebogen oder auf den Nachbar ge[illegible]ämmt sein; in den Statüen des Fechters, [illegible] Herkules von Farnese und des Anti[illegible]us ist der zweite Zeh der längste, und dies [illegible] die Norm des schönen Fußes. Die Nägel [illegible]en eigentlich wie jene der Hand beschaffen (s. Nagel); aber Zehen und Nägel wer[illegible] überall durch unsere heutige Fußbekleidung [illegible]tellt und verdorben. Die Füße dürfen [illegible]t zu sehr auswärts, nicht zu sehr einwärts, [illegible] nicht wie bei dummen, noch ganz [illegible]gen Mädchen, ganz parallel neben=

einander stehen, denn alle diese Stellungen machen den Gang unsicher, unedel. (S. Gang.)

Da die Füße die Hauptstützen der Menschenstatur sind, so hat man sie oft bildlich angewandt. Wer auf schlechten Füßen steht, der pflegt nicht mehr viel Freude am Leben zu haben; desto mehr freut es ihn, wenn er durch glückliche Combination wieder auf die Beine kommt. Vielleicht hat er einem Gönner die Mittel dazu unter den Fuß gegeben, und er fußt nunmehr auf die Versprechungen dieses Gönners. (Vgl. Bein, Fußbekleidung, Gang, Wade.)

Fußbekleidung.

Die Art, die Füße zu bekleiden, ist der Sitte verschiedener Nationen und der Mode zu sehr unterworfen, um sie hier in ihren vielfachen Formen und Stoffen zu erwähnen. Im rohen Naturstande, noch nicht entnervt durch die Gesetze und Gewohnheiten der Civilisation, fürchtete der Mensch nicht, gleich den Thieren sich allen Stürmen der Witterung, und allen Verletzungen von Insekten auszusetzen. Aber sobald die Fortschritte, die er in seiner äußeren und inneren Bildung machte, zunahmen, so-

bald der in ihm wohnende Keim der Perfektibilität sich zu entwickeln begann, sobald fühlte er auch eine Menge, ihm bisher unbekannt gebliebener Bedürfnisse, und er mußte seinen schon verweichlichten Körper vor den äußern Einflüssen zu bewahren suchen. Daher die Entstehung der Kleider, und vorzüglich die der Fußbedeckung, die wir schon in der Kindheit des Menschengeschlechtes finden. Ihrer ursprünglichen Bestimmung zu Folge, die Füße vor der Verletzung durch äußere harte oder spitze Gegenstände zu schützen, bestand sie anfangs nur aus langen Blättern, Baumrinde und dergleichen. Bald aber führte der beginnende Luxus zur Erfindung der Sandalen und reichen Cothurne, die wir noch jetzt an den Heldenstatüen der Griechen und Römer finden. Mit wenigem Geschmack und Kunstsinn, aber angemessen ihrem rauhen und unbeständigeren Klima, wählten die nördlichen Nationen eine Fußbedeckung, die sie vor der Einwirkung eines immer nassen oder beeisten Bodens schützen konnte. Sie erfanden Stiefel und Schuhe, und da diese nördlichen Völker späterhin die Beherrscher der Erde wurden, so nahmen auch die ihnen *unterworfenen* Nationen ihre *Gewohnheiten an;* so sind also unsere heutigen

Fußbekleidungen noch die der alten Scythen und Gallier, und die mit wenigen Abstufungen und Veränderungen, die Zeit, Sitte, Verhältnisse und Mode nothwendigerweise hervorbringen mußten, sich bis auf unsre Zeiten erhalten haben.

Zu allen Zeiten hat die Bekleidung der Füße Anlaß zur ärztlichen Betrachtung gegeben, und wenn sie schon bei den Griechen und Römern, wo sie aus einer einfachen Sohle von Leder, mit Schnüren verziert, bestanden, die Aufmerksamkeit des Hippokrates und Galenus auf sich zog, um wie viel mehr müssen die heutigen Aerzte darauf sehen, wo ein hartes, unbiegsames Zeug sich dicht an den Fuß preßt, und ihn verletzt, statt ihn zu schützen und zu bedecken, wie es die ursprüngliche Bestimmung erfordert. Wir fröhnen auch nicht ungestraft der Mode auf Kosten dieses eigentlichen Zweckes der Fußbekleidung, denn die Leichtigkeit in den Bewegungen, die Festigkeit der Haltung, ja selbst die Ausbildung der Füße, leiden unfehlbar darunter. Welcher andern Ursache können wir sonst jene schmerzhaften Hühneraugen und ähnliche Krankheiten des Fußes zuschreiben, als dieser übertriebenen Enge der Stiefel und Schuhe? Allen diesen Unannehmlichkeiten kann

man sehr leicht durch eine weite, bequeme und dem Fuß angemessene Bekleidung entgehen, die von weichem biegsamen Leder gemacht, jeder Bewegung der Muskeln nachgibt. Die Stiefeln haben noch das Unangenehme, daß sie um das ganze Bein herum eine feuchte thierische Atmosphäre erhalten, welche die Haut sehr erweicht; auch sind sie deßhalb für Leute, die viel gehen müssen, sehr unbequem, um so mehr, da das harte Leder den Muskeln die zum Gehen nöthige Bewegung erschwert. Jeder, der über diese vielfachen Unbequemlichkeiten nachdenkt, wird sie einsehen und sehr leicht vermeiden können; ein Nachtheil der Fußbekleidung bleibt uns jedoch immer, nämlich der, daß dadurch die Füße jedem andern Gebrauch als dem des Stehens und Gehens entzogen werden, daß wir jene vielleicht sonst gleich den Thieren, eben so wie die Hände gebrauchen könnten; wie uns ja schon einzelne Beispiele von Menschen, die ohne Hände geboren waren, oder sie verloren hatten, und die mit den Füßen schrieben, zeichneten u. s. w. lehren. —

Unter den sonderbaren Moden, die die Zeit über die Fußbekleidung hat hingehen sehen, ist *eine interessante, die einem* deutschen Sprich*worte sein Dasein gegeben* hat, jene nämlich,

daß im Mittelalter die Fußbekleidung in der Größe sich nach dem Stande des Besitzers richtete. Reiche und adeliche Leute trugen mehrere Fuß lange Schuhe, während niedere Handwerker knapp anliegende Fußbekleidung trugen. Ganz genau war für die verschiedenen Stände von der eigensinnigen Mode das verschiedene Maaß ihres Fußwerkes vorgeschrieben, und wer

auf einem großen Fuße lebte,

war daher ein reicher oder vornehmer Mann. Bei den Römern mußten die öffentlichen Weiber, als warnende Auszeichnung, rothes Fußwerk tragen. Wir haben uns schon oben über die Sitte ausgesprochen, den Priesterinnen der Venus eine auszeichnende Bekleidung zu geben. — —

Die hohen Hacken der Damen aus dem letzten Jahrhundert sind denn nun Gottlob! auch wieder abgekommen; sie gaben dem Gange etwas Schwankendes, Unsicheres, und machten die Damen größer, als es das Normalverhältniß wollte. Auch diese Mode hat, wie so viele Andre, ihr Entstehen der Eitelkeit zu verdanken. Ein Graf Anjou, ein sehr schöner Mann, er in Paris den Ton angab, hatte einen be-

trächtlichen Auswuchs an der Spitze des rechten Fußes; um diesen zu verbergen, ersann er die hohen Hacken, die bald allgemeine Mode wurden. Sie wurde aber so übertrieben, daß bald die Geistlichkeit dagegen zu eifern anfing, und ihr zu Liebe Karl V. solches Fußwerk als den guten Sitten zuwider, verbot. Doch kamen die hohen Hacken wieder auf; besonders suchten sich vornehme Personen dadurch auszuzeichnen, und noch heute heißt ein Pied-plat aus diesem Grunde ein Mensch von niederer Geburt (weil er keine Hacken trägt). Unter Ludwig XIII. verbreitete sich die Mode wieder sehr, die Hacken wuchsen unter Ludwig XV. bis zu sechs Zoll Höhe, und sie verschwanden nicht vor den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die jetzige Fußbekleidung unserer Frauen ist leicht (oft aber zu eng anschließend), einfach und elegant, und wir brauchen uns nicht über die Nothwendigkeit einer eleganten, niedlichen Chaussüre bei Frauen (aber auch bei Männern) weitläuftig zu erklären, da der Fuß und was dazu gehört, eine Hauptzierde des Menschen ist. (S. Fuß.)

G.

Galan. Galanterie.

Wir haben bereits im Artikel Cicisbeo die Bedeutung des fast synonymen Galans erklärt, und gezeigt, wie sich das System der Galanterie heut zu Tage noch in Italien darstellt. In so fern man Galanterieen auch jede, den Damen erwiesene, kleine Gefälligkeiten nennt, ist darüber hier weiter nichts zu sagen. Bemerkt möge aber werden, daß das Wort: Cicisbeo mehr von Männern gebraucht wird, die verheirathete Weiber umschwärmen, dagegen auch unverheirathete Damen einen Galan haben können.

Ist's nicht ein Mann, sei's derweil ein
Galan.
'S ist eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb' Ding im Arm zu haben!

— Daß man gewisse Uebel,

Le fruit cuisant d'un amoureux pêché,

galante Krankheiten nennt, dies ist eben derselbe Euphemismus, von dem wir oben erzählt haben, daß ihm zu Folge Lasterdirnen, der Auswurf des Menschengeschlechtes, Freudenmädchen genannt werden!

Gang.

Die fortschreitende Bewegung, durch die der Körper in einem gewissen, ruhigen Zeitmaaße durch eine Reihenfolge von Schritten von einem Orte zum andern gebracht wird.

Der Mensch geht bekanntlich nur auf seinen zwei Füßen, und wenn gleich Rousseau als Paradoxe behauptet hat, wir seien bestimmt, auf Vieren zu gehen, so zeigen doch nicht nur der Lauf der Dinge, sondern auch, was mehr werth ist, die Anatomie und vergleichende Anatomie, daß dem nicht also sei, und daß Rousseau's Ausspruch eben nur ein paradoxer, hingeworfner Satz sei. Freilich geht der Mensch zuerst auf Vieren, aber nur, weil er die Kunst noch nicht versteht und aus Erfahrung gelernt hat, sich aufrecht zu halten, wie denn überhaupt der Gang des Menschen schwieriger ist, als der der Thiere: aber mit demselben Rechte könnte man behaupten, daß wir eigentlich schreien, nicht sprechen sollten, da wir lange vorher schreien, eher wir sprechen lernen!

Der Mechanismus des Gehens, welcher hauptsächlich *darauf beruht*, daß dem stets *veränderten Schwerpunkt* auch ein stets verän=

derter Stützpunkt gegeben werde, diesen Mechanismus können wir hier nicht genauer beschreiben, wo wir eine genaue anatomische Kenntniß der Gliedmaaßen des menschlichen Körpers bei unsern Lesern nicht voraussetzen dürfen, wo es genügen mag, einige Verschiedenheiten zu erzählen, die der Gang, je nach Alter, Geschlecht, Temperament u. s. w. darbietet.

Im ersten Jahre, oft noch später, wenn das Kind anfängt sich von den Vieren und vom Boden zu erheben, und sich zuerst auf den eignen Beinen zu versuchen, ist sein Gang noch sehr schwankend, es sucht überall Halt- und Stützpunkte, und erst nach längerer Zeit wagt es frei und fast allein zu gehen. Große Leichtigkeit und Schnelligkeit des Ganges karakterisirt dann die erste Kindheit und die Jugend. Fester und sicherer, aber auch deswegen langsamer und behutsamer wird er beim Erwachsenen, bis er endlich, wie ja Alles im Leben seinen Kreislauf geht, beim Greise wieder schwankend und unsicher wird, der dann ohne seinen Stock nicht mehr gehen mag. *Frauen* können, wegen der Gewohnheit unsers *geselligen Lebens* und ihrer natürlichen Anlage *zum sitzenden Leben*, weniger gut gehen, als

die Männer, deshalb z. B. können sie auch lange Fußreisen nicht wohl ertragen. Ihre Schritte sind viel kleiner und haben weniger Umfang, als die der Männer, und man kann z. B. grade an den Schritten vorzugsweise, so wie am Bau der Hüften ein verkleidetes Weib von einem Manne leicht unterscheiden. Weil nämlich das weibliche Becken größer ist, als das männliche, und deshalb beim Weibe die Hüften breiter hervorstehen, sind auch die Füße nicht so parallel als beim Manne, und die Kniee einwärts gebogen, was man keineswegs für garstig halten muß, was vielmehr der Karakter der ächten Weiblichkeit ist. Wenn diese Disposition beim Weibe nun schon nicht die günstigste ist, um einen leichten und sichern Gang zu Stande zu bringen, so wird dieser gar noch erschwert, wenn andre Hindernisse hinzutreten, wie Schwangerschaft, Leibesdicke, kleine Statur u. s. w. Die Schwangerschaft, die den Schwerpunkt sehr nach vorne hinauswirft, macht den Gang oft sogar ungemein schwierig. Auch die sich vorbereitende, oder eben anwesende monatliche Krise erschwert den Gang nicht selten sehr. Daß Krankheiten *der zum Gang mitwirkenden* Theile diesen oft *schwer, gefährlich,* unmöglich machen, sei gar

nicht erwähnt. Gottlob! daß zu unsern Zeiten endlich die Hackenschuhe aus der Mode sind, die einen so ekelhaften Einfluß auf den Gang hatten! Man kann sich davon noch heute bei den Bäuerinnen in manchen Gegenden überzeugen, die noch krähenartig auf ihren Stelzenhacken einherhinken! Auch in England trägt die niedere Weiberklasse ihre sogenannten Pattens, Schuhe, die auf eisernen, erhöhenden Stäben befestigt sind; man muß diesen Gebrauch gesehen haben, um zu wissen, wie sehr er den Gang entstellt. „Sähe man nicht," sagt Lichtenberg sehr wahr von den Frauen, die sich dieser Pattens bedienen, „sähe man nicht, daß es Fußgängerinnen wären, wenn man sie kommen hört, so sollte man zuweilen glauben, es käme Reiterei, wenigstens leichte."

Männer haben also, wie gesagt, einen leichtern und sicheren Gang als die Weiber, aber das Temperament modificirt ihn doch sehr mannigfaltig. Lymphatische Menschen gehen meist sehr langsam, und können nicht lange ohne Anstrengung gehen. Nervöse Personen gehen rasch und eilig, und halten auch meist das Gehen lange aus. Starke thätige Menschen gehen tüchtig und lange. Daß Gewohnheit, Eigenthümlichkeit, Bildung der Füße

und dergleichen wesentlichen Einfluß auf das Gehen haben, versteht sich von selbst.

Wie wichtig ein vollkommner Gang auf die Schönheit, die Anmuth des Menschen wirke, wissen wir Alle.

Sein hoher Gang, seine edle Gestalt

Göthe.

diese kann schon das unschuldige Gretchen an ihrem Faust nicht vergessen, und ein häßlicher, unedler Gang kann wirklich uns allen einen übrigens schönen Menschen ganz und gar verhäßlichen. Ein Weib, das über die angemessene Sphäre des kleinen, anmuthigen Weiberschrittes hinausgeht, und wie man zu sagen pflegt, „wie ein Grenadier" einherschreitet, ist unweiblich und widerlich. Ein Mann, der beim Gehen von einer Seite zur andern schaukelt, oder mit dem Kopf vorne übergebückt geht, wie Stubengelehrte oder viel sitzende Handwerker zu thun pflegen, oder der in kurzen Weiberschritten einhertrippelt, wird keinem Weibe gefallen. Wollüstige Weiber pflegen gern in so fern krumm zu gehen, als sie den Theil vorzugsweise präsentiren und bewegen, r vor Allen sich verschämt verbergen sollte,

und die Italiener haben ein, hier nicht zu übersetzendes, launigtes Sprichwort:

Donna, cui camminando il cul traballa,
Se puttana non è, proverbio falla.

(Vergl. Bein, Wuchs.)

Geilheit.

Der übermäßige, mehr als natürliche, geistige Drang nach den Genüssen und Freuden der Sinnlichkeit, ein zu reger, zu starker Wollusttrieb. Seine Bedeutung und seine Folgen finden an andern Stellen in diesem Werke eine schicklichere Gelegenheit, worauf wir verweisen. (Vgl. Ausschweifung, Geschlechtstrieb, Unmäßigkeit, Wollust.)

Geißelung.

Wer das Buch aller Bücher, das Conversationslexicon bei diesem Artikel aufschlägt, und dort von den „willkührlichen *Selbstpeinigungen*“ liest, die die „Andächtelei *finstrer Jahrhunderte*“ erzeugte, von den *verschiedenen* Systemen der Geißelungen, von

Flagellanten in Frankreich, den Flagella[nti] in Italien, den Fleglern in Deutschland [u.] s. w., der wird sich wundern, in unserm [W]erke dieser Sache Erwähnung geschehen zu [fin]den. Allein wir bitten nicht zu übersehen, [da]ß hier weder von der Geißel und der Geiße[l]ung, in so fern sie Buß- oder Marterinstrument ist, noch auch von der Geißel, die in den Erziehungssystemen eine hochwichtige Rolle spielt, sondern nur von jener Geißelung die Rede sein soll, deren entnervte Wüstlinge schon zu der Römer Zeiten und früher sich bedienten

pour réparer du tems l'irréparable outrage,

um die abgestumpften Sinne zu einer flüchtigen Thätigkeit anzureizen.

Auf der dritten Kupfertafel von Hogarth's „Buhlerin" sieht man über dem Bette der jungen Lustdirne eine Ruthe hängen, die nicht etwa zur Selbstzüchtigung, sondern grade zu dem Zwecke dient, über welchen wir jetzt hier reden. Lichtenberg sagt bei dieser Gelegenheit über alle Geißelungen überhaupt, und namentlich über die physiologische *Flagellation folgende geistreichen* Worte:

„*An der Kopfwand* der Bettlade schwebt

zwischen Betthimmel und Erde ein Comet mit fürchterlichen Schweifen — der Educations-Besen. Wir nennen ihn fürchterlich, blos dem Sprachgebrauch zu liebe, denn diese Cometen am Firmamente der Moral sind so wenig jenem System schädlich, als die am Himmel dem System der Welt. So wie Newton gemuthmaßt hat, daß die letzteren mit ihren Schweifen vielleicht stärkenden Duft in das System hereinfächeln könnten, so ließe sich nicht bloß muthmaßen, sondern geometrisch erweisen, daß die ersten mit dem ihrigen eine Menge Uebel aus der Welt hinauskehren. Betrachtet man sie aber auch nicht als Besen, sondern blos als einen Büschel Wellenholz, so ist ihr Nutzen wirklich unübersehbar. Denn, kann man fragen, was würde aus dem reißenden Strome von Unterricht und Lehre werden, der auf Schulen durch beide Ohren in uns hineinstürmt, wenn man ihm nicht mit solchen Faschinen am andern Ende zu gehöriger Zeit entgegen baute, zu verhindern, daß er nicht grade mir nichts dir nichts, da wieder durchbreche?"

„Wie kommt aber, wird man fragen, die pädagogische Faschine oder der Staubbesen der Philanthropie hierher, und grade an die

? Das Problem, ich muß gestehen,
r nicht leicht. Ich wünschte, es
erer, oder gar so schwer, daß es
ngs nicht aufgelöst werden könnte.
ir wollen es versuchen, doch stehen
i einer Stelle, wo selbst die Mo-
Moralisiren verbietet, und die
te Hermeneutik verstummt, oder,
nöthigt wird zu sprechen, wenigstens
er sagt, als: „Ich bin stumm!"
Weltweisen haben längst bemerkt,
inden die Hälfte des Todes sei,
h scheint die Natur diese Meinung
reiben, welches eben nicht immer
i Bemerkungen der Weltweisen ist.
nämlich, ob es gegen irgend ein
sem Jammerthal mehr Hülfsmittel
gen das nicht sehen können. Bliebe
aus, gut, so steckten wir Lichter an.
ine Kleinigkeit. Verschließt der
Fenster, wiederum gut, so macht
rzt den Laden wieder auf. Wird
Myops (Kurzsichtiger), oder sieht
Universo nichts als die Spitze seiner
: wird er Presbyt (Weitsichtiger)
en *Kirchthurm* deutlich, aber nicht
ßen, der vor ihm steht, so ist der

ganze Handel mit zwölf Groschen abgethan, die man an den Glasschleifer bezahlt. Mit Hülfe dieser großen Tripel-Allianz von Lichterzieher, Augenarzt und Glasschleifer hat der Mensch bisher die absolute sowohl, als relative Blindheit so kräftig bekämpft, defensive wenigstens, daß ihre Eingriffe, die sie dennoch hier und da thut, kaum der Rede werth sind — — —."

„Aber ach! wenn es doch auch Telegraphen für die übrigen Sinne gäbe! Allein da sieht es erbärmlich aus. Wer da ein Licht anzünden oder den Staar ausziehen, oder eine Brille schleifen könnte! O, es wäre der Stein der Weisen, ich meine des Alters, ohne welches keine Weisheit möglich ist. Man hat es tausendmal versucht, aber mit welchem Erfolg? Der Geist, erst voraus und willig, und das Fleisch hinten drein schwach, eröffneten den Zug; dann folgte armselige, erzwungene Willigkeit des Fleisches, hinter welches der Geist erbärmlich herkroch und endlich — war gar kein Zug mehr, und Geist und Fleisch und Auge und Brille waren verloren.— — Aber wir sprachen von dem Educationsbesen an *der Bettwand*. Ist denn das eine Brille — *für Presbyten*? Die Wahrheit zu gestehen, *ich weiß es selbst* nicht, nur so viel weiß ich,



daß sie, wenn es eine ist, nicht auf die N
applicirt wird."

So weit Lichtenberg; wir wollen
unsrerseits die Sache physiologisch näher
trachten, und untersuchen, was es mit d
Brille, „die nicht auf die Nase applicirt w
für eine Bewandtniß habe, mit einem W
wie sich die Flagellation (Geißelung)
Reizmittel für die abgestorbene Sinnlic
verhalte.

Schon zu Nero's und Petronius
ten kannte man die Kunst, die männli
Theile durch das Peitschen mit frischen N
nesseln aufzureizen, und eine Priesterin
Priap, Enothea, verspricht dem En
pus, ihm durch dies Mittel

fascinum rigidum ut cornu

zu machen. Menghus Faven
räth eine solche Flagellation bei män
Unvermögen wegen zu kurzen Glie
Graf Mirandola, ein für seine
pend Gelehrter, erzählt von einem ih
ten Wüstling, der nicht bei einem F
konnte, ohne vorher bis auf's Blu
worden zu sein. Er brachte imm
Essig getränkte Ruthe mit, und bat

zimmer, ihn ja nicht zu schonen, denn Schmer und Wollust bedingten sich wechselseitig bei ihm! So könnten wir noch mehrere ähnlich Fälle aus ältern Schriftstellern anführen, wi von Coelius Rhodinogus, Andr Tiraqueau, Otho Brunfels, Meibon u. s. w.

Es ist ein in der Heilkunde bekannter Satz daß Alles, was die Haut sehr stark anreiz auf die Sexualorgane mächtig einwirkt. S haben Menschen, die an Flechten oder ander stark juckenden und reizenden Hautausschläge leiden, fast immer einen aufgeregten Geschlecht trieb. Mehrere Bettler-Mönchs-Orden, dere Anhänger sich ehemals in Hanfhemden kleid ten, die natürlich die Haut sehr stark jucke waren deshalb sehr berüchtigt im Casus d Liebe

Les dévots, qui portaient des *haires* (Han hemden)
n'étaient pas de pauvres *hères* en amour.

Montaigne.

Auch Rabelais hat denselben Satz au gestellt. So ist es denn auch diesem physi logischen Gesetze gemäß, wenn ein Peitsche der Haut durch Ruthen eine stimulirend Kraft auf die Zeugungsorgane äußert.

Besonders macht es die reiche Nervenverbindung des untern Theiles des Rückenmarkes mit den Nerven jener Theile erklärlich, daß ein Geißeln der Schenkel und der dahinter und herumliegenden Partieen stark aufreizend auf die Geschlechtsorgane wirken müsse; daher ist auch der bekannte Akt der Bestrafung unartiger Kinder, durch welchen immer der unschuldige Theil für den schuldigen leiden muß, daher ist dieser Akt bei sehr reizbaren Kindern keinesweges ohne berücksichtigungswerthen Einfluß auf die zu frühe Erweckung der Sinnlichkeit, und die Leser erinnern sich, daß Rousseau in den »Confessions« erzählt, wie er jedesmal während jenes Streich- und Geißelungsaktes „Mann geworden wäre," so daß zuletzt seine darüber erschreckte Gouvernante davon abstehen mußte!

Bemerkenswerth ist es, daß die Natur, ihrem eben ausgesprochenen Gesetze getreu, daß eine starke Anreizung der Haut auf den Geschlechtstrieb wirkt, in mehrere Thierklassen einige Instinkte oder Operationen für das heilige Geschäft der Fortpflanzung der Gattungen gelegt hat, die sich auf das Thema der *Geißelung zu beziehen* scheinen. Der vor *Liebe* brüllende Löwe, der wilde Stier, der

nach sinnlicher Vereinigung verlangende, muthige Hengst schlagen sich derb-kräftig mit dem Schwanz. Noch mehr! Der Tiger schlägt tiefe Wunden mit seinen Krallen in die Seite der Tigerin, wenn er sie umarmt, und mehrere Schneckengattungen stoßen gar eigenthümliche Pfeile, die ihnen grade zu dem Begattungsgeschäfte wachsen, in den Hals des Weibchens, um sie zu gleicher Zeit zu fesseln und anzureizen. Der Hahn pickt die Henne mit seinem spitzen Schnabel, und wir haben schon Gelegenheit gehabt, mehrere ähnliche Beispiele für diese Behauptung anzuführen. (S. Beischlaf.)

»Partout je vois, sagt ein geistreicher franz. Schriftsteller, der gleichfalls von der Geißelung als erotisches Reizmittel spricht, partout je vois de tendres peines échauffer aux plus ardentes voluptés, comme on assaisonne les mets les plus doux par quelque substance piquante pour relever leur fadeur. Ainsi la folâtre galatée lance une jomme et s'enfuit: ainsi les peux, qui préludent aux faveurs doivent être melés *de quelque piqûre cuisante*, pour les rendre plus ravissantes. Les *épines ajoutent* du prix à la rose que l'on *cueille*, et ces obstacles de pudeur et de

coquetterie, cette barrière même de l'hymen, mince et fragile clôture de la virginité, avivent par de légères douleurs les plus delicieux sentiments de la nature.«

Alles, was wir über den etwanigen Nutzen oder vielmehr den Schaden der Geißelungen als erotische Stimulanz mitzutheilen hätten, ist bereits oben ausgesprochen. (S. Aphrodisiaca.) Wehe dem, der zu ihnen seine arme Zuflucht nimmt! Auch der vielleicht noch schlummernde Lebensfunken, den er durch dieses Mittel noch einmal zur flüchtigen Flamme weckt, wird ganz ersterben, und die ausgedörrten Nerven werden bald Zeugen abgeben, daß die Natur in ihrem geheimsten und liebsten Wirken auch durch die raffinirteste Erfindungskraft sich nichts abzwingen läßt, und daß sie solche Versuche mit verdoppelter Strafe rächt!

Geruch.

Wie der Sinn des Geruchs vor allen übrigen Sinnen (wir nehmen vielleicht das Auge aus) das glückliche Vorrecht besitzt, uns angenehme, den ganzen Geist in Anspruch nehmende, wohlgefällige Eindrücke zu geben, so steht er noch überdies in ganz besonderer W

ziehung zu den Freuden der Geschlechtslust. Die Sorgfalt, mit der viele Damen sich parfümiren, beruht auf dieser physiologischen Wahrheit, wenigstens oft, und wenn die parfümirten Damen auch derselben sich häufig nicht bewußt sein mögen, so wissen sie doch, wie angenehm süße, liebliche Ausdünstungen alles, was in ihre Nähe kommt, umweben. Die Jahreszeit der duftenden Blumen ist die Jahreszeit der Liebe, und wer hat nicht schon einmal in wohlriechenden Laubengängen, in lieblich duftenden Büschen an sein Liebchen gedacht?

> O fleurs!
> L'amour, dont vos parfums enflamment le délire,
> Souvent par vos bosquets étendit son empire.
>
> *Fontanes.*

Viele, ja die meisten Thiergattungen haben um die Jahreszeit der Liebe, in der Brunst, einen eigenthümlichen Geruch, woran sich die gleichgesinnten Paare erkennen, und durch welche Ausdünstungen sie sich zusammen finden, und daß auch bei dem Menschen die berauschend-angenehme Geruchs-Atmosphäre, die viele Individuen (dem andern Geschlechte

A wahrnehmbar!) verbreiten, sehr wichtig
für den Liebestrieb, dafür haben wir schon
n das berühmte Beispiel des liebenden
inrichs des Vierten angeführt. Ganz
her gehörig ist auch die Thatsache, daß
de die Theile, die bei dem Fortpflanzungs-
häfte die wesentlichsten sind, bei den Thieren,
bei dem Menschen, die Quelle einer meist
z eigenthümlichen, stark den Geruch affici-
den Ausdünstung sind. Unangenehme
halationen stoßen widerlich ab, und entfer-
den Mann vom Weibe, während da, wo
der Umarmung dem Geruchssinn wohlge-
ig geschmeichelt, diese Umarmung gewiß
) inniger und sinnlicher wird. Wie sehr
halb auch alle wollüstigen Menschen und
ker im Genusse der Wollust für den Sinn
Geruchs Sorge tragen, wie z. B. die Orien-
n, indem sie eigene wohlriechende Substan-
käuen u. s. w., das haben wir bereits er-
lt. (S. Ausdünstung, vgl. auch
hem.)

Geschlecht. Geschlechtstheile.

Zum *erstenmale in diesem* Werke kommen
an eine Materie, bei der die Feder etwas

schen vom Papiere zurückprallt, und bei der ihr Genius ihr in's Ohr flüstert:

Hic haeret aqua

(was ein derb-kräftiges, deutsches Sprichwort übersetzt: „Hier stehen die — — am Berge.") In den physiologischen Verrichtungen des Menschen, deren Entwicklung unser Zweck ist, spielen die Theile, die die Ueberschrift nennt, eine so wichtige Rolle, daß sie ja die Angel bilden, um welche dieses ganze physiologische Verhältniß sich dreht. Von ihnen ganz schweigen, hieße also eine unverzeihliche Lücke in diesem Werke lassen, was uns alle jene Leser schlecht danken würden, die über die wichtigsten Verhältnisse ihres Körpers und der ganzen Menschengattung, (da ja deren Existenz durch sie bedingt ist,) von uns unterrichtet zu werden fordern dürfen. Von jenen Dingen aber in verblümter, humoristisch-verschleierter Sprache reden, hieße einmal ihre Heiligkeit gradezu entweihen, wie es denn zweitens auch nicht einmal möglich sein dürfte. Es bleibt uns also nichts übrig, als mit Boileau zu denken:

J'appelle un chat, un chat —

und, mit andern Worten, die Sachen bei ihrem rechten Namen und in ihrer wissenschaftlichen Bezeichnung zu nennen. Ueberzarte Gemüther mögen dies Kapitel überschlagen; wir hoffen, daß Ihnen auch sonst wohl noch allerhand Interessantes in diesem Werke begegnen dürfte.

Es gibt in der Natur zwei Hauptarten von Wesen, die unorganischen und die organischen oder belebten. Zu jenen gehören die Metalle und Mineralien, zu diesen Pflanzen und Thiere. Diese beide letzteren Klassen von Geschöpfen haben ein doppeltes Leben: eines nämlich, das ihnen eigenthümlich ist, gleichsam ein ihnen verliehenes Kapital, von dem sie aber durch ihre Existenz den Nießbrauch ziehen, und ein andres, das sie selber überlebt, und das ewiges Erbtheil ihrer Gattung bleibt, welches sie dieser durch das Geschäft der Zeugung überliefern. Nur von diesem zweiten Leben, dem Leben der Liebe, sprechen wir hier.

Das Individuum stirbt, und kein Atom verräth nach gegebener Zeit sein allzuflüchtig dahingeschwundenes Dasein; aber die Gattung besteht im ewigen Frühling fort. Es ist ein großer Baum, der im Tode seine Wurzeln, *seine Aeste in einem ewigen Leben* hat. Dieses *Gattungsleben*, um uns so auszudrücken,

hat aber in den höheren und edleren Geschöpfen wenigstens nicht seine eigene Quelle in dem ganzen Leib des Individuums, sondern sein eigenthümlicher Heerd ruht in den Organen, die zur Fortpflanzung und Erhaltung der Gattung bestimmt sind. Wir müssen dieß näher erläutern.

Die Fortpflanzung geschieht in den verschieden gebildeten organischen Geschöpfen auf die mannichfachsten Arten. Die einfachste und niedrigste ist die, wo ein Zweig, ein Stamm sich vom Mutterindividuum trennt, und für sich nun lebensfähig und individuell fortbesteht. So sehen wir es an den sogenannten Schnittlingen bei vielen Pflanzen, und auch die untersten Thierklassen, wie z. B. die Polypen, geben davon Beispiele. Wenn man einen Polypen in zwanzig Theile zerschneidet, so wird bald jeder Theil ein vollkommnes Polypenthier.

Die zweite Art der Fortpflanzung findet in jenen belebten Geschöpfen statt, wo in demselben Individuum (des Pflanzen- oder Thierreiches) beide Geschlechter, das männliche und das weibliche Princip, vereinigt oder doch einander genähert sind; dieß nennt man den

Hermaphroditismus. (Ueber den menschlichen Hermaphroditen, s. Zwitter.)

Die dritte Gattung der Fortpflanzung endlich, die ausgebildetste und vollkommenste von Allen, ist dort, wo erst eigentlich der Geschlechts-Unterschied eintritt, wo man durch eigenthümliche Bildung männliche und weibliche (Thier- oder Pflanzen-) Individuen unterscheiden kann, und wo es zur Regeneration der innigen organischen Vermischung beider, des männlichen und des weiblichen Princips bedarf, der eigentlichen Zeugung.

Wir bleiben hier bei dieser vollkommnen höhern Reproduction stehen. Der wesentliche Geschlechtsunterschied nun besteht in folgenden Hauptpunkten. Das männliche thierische Geschöpf hat Organe, in denen der Saamen, der Keim zu neuen Individuen bereitet wird, und ein andres Organ, welches Mittel wird, daß der bereitete und zur Fortpflanzung reife Saft auf geschickte, vorgeschriebene Art in den Körper des weiblichen Individui gebracht werde. Jene bereitenden Organe sind meistens kleine, runde Körperchen, die sehr reich an mannichfaltigen Blut- und Lymphgefäßen sind, und *Testikeln oder Hoden* genannt werden; das *ausführende* Organ ist meistens ein Kanal,

der nach Verhältniß länger oder kürzer, oft, wie bei mehreren Fischen, gar nicht äußerlich sichtbar ist, und im Allgemeinen die Ruthe oder das männliche Glied genannt wird.

Es versteht sich, daß bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der thierischen Formen auch diese hochwichtigen Theile unendlich mannichfaltig gebaut und gebildet sind; es kann aber begreiflich hier nicht verlangt werden, daß wir eine sogenannte vergleichende Anatomie der Geschlechtstheile aus allen Thierklassen liefern, und es wird genügen, eine kurze anatomische Beschreibung dieser Organe im Menschen zu geben.

Die Geschlechtsorgane des Mannes werden zusammengenommen gebildet durch die Hoden mit ihren Nebenhoden und deren Umhüllungen, das Saamengefäß mit seinen Bläschen, die Vorsteherdrüse und das männliche Glied. Die Umhüllungen der Hoden sind theils jedem Hoden eigenthümlich, theils beiden gemeinschaftlich. Die gemeinschaftliche Hülle bildet das Scrotum oder den Hodenbehälter, dessen dünne, mit kräusen Haaren bewachsene Haut, sich durch ihre große Contractilität, ihre dunklere Farbe und ihre Reproductivität unterscheidet. Im Zustande der Erschlaffung

...Geschlechtsgenuß oder spätes
...e schlaff zwischen den Schenkeln
...ährend sie sich im Begattungsge-
...Saamenfülle, bei wollüstigen Rei-
...nd in der Kälte in eine Menge runz-
...alten zusammenzieht und fest wird.
...ht scheidet sie in zwei gleiche Hälften.
...e durch Brand oder äußere Gewalt
...der zum Theil zerstört, so erzeugt sie
...ieder, vollkommen eben so, wie die vorige
...r, ein Vorzug, den sie vor allen übrigen
...rganen des Körpers voraus hat.

Die eigenthümlichen Hüllen jedes Hoden sind 1) die Fleischhaut (dartos,) welche, ob man gleich keine Muskelfibern in ihr entdeckt, eine eigne, starke Zusammenziehlichkeit besitzt. Auf sie folgt nach einem häutigen, weichen Zellgewebe, 2) die dreifache Scheidenhaut (septum scroti,) nämlich die äußere, dem Hoden und Saamenstrang gemeinschaftliche Scheidenhaut, woran sich der die Hoden in die Höhe zu ziehen bestimmte Hodenmuskel (cremaster) mit von einander stehenden Bündeln befestigt. Sodann kommen die inneren eigenthümlichen Scheiden *sowohl des Saamenstrangs* als des Hoden *selbst; die letztere ist* gemeiniglich mit ihrer

Grundfläche an die gemeinschaftliche Scheiden-haut befestigt, innerlich wird sie von einer schlüpfrigen Feuchtigkeit benetzt.

An den Hoden selbst ist eine nervige Haut, die weiße Hodenhaut (tunica albuginea) genannt, wie eine Rinde befestigt, aus welcher die Blutgefäße in die breiartige Substanz des Hodens selbst übergehn, welcher aus zelligten Seitenwänden besteht, deren Zwischenräume von so feinen, zusammengewickelten blutführenden und absondernden Gefäßen angefüllt sind, daß sie mit vielen Knoten versehenen Fäden gleichen, die durch Maceration gänzlich in ein langes Gefäß sich entwickeln lassen. Man nennt die zusammengewickelten Hodengefäße Saamenröhrchen (vascula seminifera.) Aus jeder Scheidewand verlängert sich ein Kanal, der den Saamenröhrchen gemein zu sein scheint: diese Kanäle, deren einige mehr, andre weniger entdeckt haben, machen durch wiederholte Verbindungen ein Netz aus, das sich in Gefäßkegel (coni vasculosi) erhebt, welche in den Nebenhoden (epididymis) übergehn. Die Zahl dieser Gefäßkegel ist unbestimmt. Sömmering zählte dreizehn, andre wollen bis sieben und dreißig gezählt haben. Durch diese Gefäßkegel

der im Hoden bereitete Saame in den
Nebenhoden über, und zwar nicht durch un-
bare Gefäßverbindung, sondern durch
Art von Aushauchen oder Ansaugen des
Hoden. Dieser Uebergang ist dem völ-
alog, den wir im weiblichen Körper aus
sogenannten Eierstöcken in die Mutter-
eten wahrnehmen werden.
und, wie der Hoden, ist auch der Neben-
nur spitziger; er besteht einzig aus der
Windung unendlich zarter, durch Macera-
n Fäden auflösbarer Gefässe und von
geht das Saamengefäß (vas defe-
aus. Dies bildet mit Blutgefässen
Nerven den Saamenstrang (funiculus
maticus), geht durch den Bauchring in
nterleib und bildet sich hinter und unter
Harnblase zu einem im darmförmigen
ungen ausgedehnten Körper aus, der
menbläschen (vesicula seminalis)

se Saamenbläschen, häutige, feste, netz-
ge, das Ansehen kleiner Därme darbie-
etwa für einige Quent Flüssigkeit hin-
d geräumige Behältnisse, haben keinen
Ausgang, als den in's Saamengefäß
aus welchem sie ihren Zugang erhalten.

Dies Saamengefäß endet sich mit einer engen Oeffnung in die Harnröhre in der Gegend des Hahnenkopfs (caput gallinaginis) ungefähr da, wo sich die Harnröhre den Hoden nähert.

Jetzt werfe man einen Blick auf den Weg, den der Saame bis zu seinem Austritt in die Harnröhre zu machen hat! Von der Nierengegend her, dicht unter der Nierenarterie, entspringt die dünne Saamenschlagader aus der Aorta, geht als ein schwacher Faden bis zum Bauchring, gibt noch mehrere Aeste von sich, und kommt als ein ganz kleines Gefäßchen, das folglich nur wenig Blut zuzuführen vermag, in den Hoden. Ein Engländer, Namens Monrous, war so glücklich, die zusammengewundenen Gefäße dieses Hoden zu einem einzigen Faden zu entwickeln, und dieser hatte nicht weniger als fünftausend Fuß Länge. So müssen die wenigen Tropfen Blut, die die dünne Saamenarterie zuführt, einen Weg von fünftausend Fuß durch einen äußerst engen, vielfach gewundenen, zusammengepreßten Kanal machen, damit ein Theil derselben in Saamen verwandelt werde. Wie sparsam hat die Natur diesen Saft bereiten wollen! Sie hat dazu noch mehr gethan; sie hat das

[...]organ des Saamens außer der [...]ir den Hoden angelegt, um durch [...]ge ihre Absonderung zu hindern [...]samer zu machen. Im Anfang [...]diese Absicht vergessen zu haben; sie [...]t Hoden im Fötus da, wo die Saa-[...]ngader aus der Aorta kommt, unter [...]iere. Allein sehr zeitig leitet sie ihn [...] den Bauchring über dem Schaambogen [...]den Hodenbehälter herunter, und nach dem [...]sten Monat liegen sie gewöhnlich schon hier. Und das Absonderungsorgan, das so wenig [...]üssigkeit durch einen so langen Weg treibt, ist es etwa im Menschen so groß, daß seine Energie, die immer mit der Größe im Verhältniß steht, die übrigen Schwierigkeiten ersetzen könne? Nicht größer als ein Taubenei ist der Hode des Menschen, während er zur Absonderung des Speichels wenigstens achtmal grössere Organe besitzt.

Gewöhnlich hat der Mensch zwei Hoden: man will bei einigen drei oder gar vier gefunden haben. Der Anatom Meyer hat Ein Beispiel eines Mannes mit drei Hoden gesehn. Weit öfter kommen Männer mit *Einem Hoden im Hodensack* vor. Bei diesen liegt der zweite noch hinter dem Bauchring

in der Bauchhöhle, und in diesem Falle pflegt die Saamenabsonderung weit stärker als beim gewöhnlichen Zustande zu sein. Im Lateinischen heißt der Hode testis, Zeuge, weil niemand, der nicht Hoden hatte, vor Gericht gültiges Zeugniß ablegen konnte.

Man vergleiche nun die Ausschweifungen mancher Männer, besonders in schnell hinter einander wiederholten Umarmungen, mit diesen sparsamen Absichten der Natur! Aber sie bilden sich nur ein, Saamen zu verspritzen, während sie wirklich blos Saft der Prostata verspritzen.

Die Vorsteherdrüse (prostata) ist eine bedeutend große, an Masse beiden Hoden fast gleichkommende Drüse, die den untersten Theil der Harnröhre rund umgibt, und einen dicken, starkriechenden, schweren Schleim absondert, welcher zugleich mit dem viel dünneren Saamen in die Harnröhre durch feine Kanäle ausgespritzt wird, deren Ausgänge sich dicht unter denen der Saamengänge in die Harnröhre öffnen. Der Saft der Prostata befruchtet nicht und wird ohne die wollüstige Empfindung ausgespritzt, welche die wahre Saamenentleerung begleitet.

Die Harnröhre ist nächst den Hoden der

e männlichen Zeugungs-
gt aus der Harnblase als
an, steigt unter dem Schaam-
nd verbindet sich da mit zwei
artigen Körpern, die vom Sitz-
; wird an Substanz selbst dicker
nach der Vereinigung, und indem
ere Lücke ausfüllt, welche durch die
ung der schwammigen Körper entsteht,
den Körper des männlichen Gliedes.
äußere Haut endigt sich da, wo sich die
mmigen Körper endigen; allein ihre in-
ist länger, als die äußere, schlägt sich,
dem sie die Mündung der Harnröhre ge-
et hat, am meisten nach vorn und zur
eite, am wenigsten nach unten, um, und
det die Eichel, einen der nervenreichsten
Theile des ganzen Körpers. Da wo sich die
innere Harnröhrenhaut mit der äußeren verei-
nigt, entsteht die Krone der Eichel. Nach
unten verbindet sich die innere Harnröhrenhaut
mit einer Falte der allgemeinen Haut, und so
entsteht das Bändchen, welches die Eichel
anspannt. Das männliche Glied ist von der
Haut umgeben bis an die Eichel; rings unter
der Krone legt sich die Haut an das Ende der
schwammigen Körper an und verlängert sich

in eine bei Knaben sehr lange, bei Erwachsenen kürzer werdende Hautfalte, welche die Eichel doppelt bedeckt: sie heißt Vorhaut. An der Eichel sitzen kleine Schleimdrüsen (die Littrianischen genannt), die ein übelriechendes, dickes Smegma absondern, dessen Anhäufung nachtheilig ist. In heißen Ländern soll sie leicht sehr stark werden, weswegen sich deren Bewohner seit undenklichen Zeiten beschneiden ließen, d. i. die ganze doppelte Hautfalte, welche die Eichel deckt, wurde den Knaben bald nach der Geburt abgeschnitten. Aus dieser Reinlichkeitsceremonie machte der Gesetzgeber der Juden eine Religionspflicht, und Mahomet that es ihm nach. In der That ist die Vorhaut entbehrlich, im Beischlaf sehr oft hinderlich, und vermehrt die Empfindlichkeit der Eichel, so daß sie zu unwillkührlichen Saamenergüssen oft die erste Gelegenheit gibt. Die entblößte Eichel verliert die allzugroße Empfindlichkeit und gewinnt dadurch.

Das männliche Glied hängt im natürlichen Zustande schlaff nach unten, und in diesem Zustande muß es sein, wenn der Harn durch die Harnröhre entlassen werden soll. Allein indem Blut schnell in das zellige, fächerichte Gewebe einströmt, welches die schwammigen

ausfüllt und die innere
der Harnröhre, von da an,
Schaambogen vorgeht, von
richtet sie sich auf; allemal
wammigen Körper eher aufge-
Harnröhre und Eichel in den
ad ihrer Ausdehnung kommen.
hten wird die Ruthe in allen Rich-
her, länger und dicker, als im Zu-
Schlaffheit. Die Ursache des Auf-
ist allezeit ein Nervenreiz, jedoch
von willkührlichen, sondern von dem
en entzogenen Nerven. Auf diese wirkt
meisten die Phantasie, der Reiz des Saa-
ens in den Saamenbläschen, alle Reize des
Halses der Harnblase, bisweilen auch Krank-
heitsreize. Wird die Eichel gekitzelt, so theilt
sich der Nervenreiz dem Nervengeflechte
der Nieren mit, von welchem allemal die
Erektion ausgeht, und die Ruthe erhebt sich.

Indem durch die Erection der zelligen Kör-
per die Eichel erhoben wird, reizt sie die Frik-
tion sie berührender Körper zu immer stärkerer
Ausdehnung. Ihre Nervenwarzen pflanzen
diesen Reiz durch alle vom Gehirn unabhän-
gige Nerven fort, die in solche Extase kommen,
daß das Gehirn dadurch beschränkt wird, und

der Mensch in halb bewußtlosen Taumel geräth. Die Ausdehnung der Harnröhre erreicht den höchsten Grad: die Saamengänge in derselben öffnen sich; die Hoden, der ganze Saamengang mit seinen Bläschen, die Prostata werden zusammen gezogen, und so stürzt der Saame, von Muskeln befördert, hervor aus der Harnröhre. Wie diese auf's höchste ausgedehnt ist, erschlaffen die zelligen Körper und der Reiz ist vorüber. Jugendkraft, Phantasie oder die Feuchtigkeit und Wärme der weiblichen Geschlechtstheile bringen oft genug eine wiederholte Ausdehnung zu Stande, die sich mit neuem Erguß des Safts der Prostata endigt. Aber eigentlicher Saame bedarf längerer Zeit, nicht einmal der Hengst oder Stier vermag eher als nach mehrstündigem Ausruhen, sich fruchtbar zu begatten.

Dies die männlichen Zeugungs- und Fortpflanzungstheile. Ganz verschieden von ihnen sind die Geschlechtstheile des Weibes gebildet. Sie sind viel complicirter, und verlangen daher gleichfalls eine zergliederte Beschreibung.

Erstlich theilen die Anatomen diese Organe *in äußere* und *innere* Theile. Zu den *äußern* gehört zuerst der sogenannte *Venusberg*, die von unter der Haut liegendem Fette

erhabene und mit Haaren stark bedeckte Stelle über der Vereinigung der beiden Schaambeine. Das mehr oder weniger Hervorragen dieser Stelle richtet sich gewöhnlich nach der Größe der Brüste; bei jüngern Jungfrauen ist der Venusberg runder und fester: bei Erwachsenen und Müttern aber verliert er diese schöne Form und Elastizität. Beim Eintritte der monatlichen Krise erreicht er seine höchste Größe. Mit dem Feuer der ersten Jugend verschwindet allmählig seine Erhabenheit, er trocknet ein und wird bei alten Weibern ganz flach. Außer daß der Haarwuchs zur Zierde und zur Erweckung des Geschlechtsreizes dient, ist er zur Bewahrung für Erkältung und Verhütung des Reibens bei dem Beischlafe nützlich, und beweist endlich die Mannbarkeit. Die größere und geringere Menge der Haare ist eine Folge von einem hitzigeren und kälteren Temperament.

Unter dem Venusberg befindet sich die große Spalte, welche durch eine längliche Erhabenheit, die Schaamlefzen genannt, eingeschlossen wird. Zieht man bei einem noch unberührten Frauenzimmer diese Schaamlefzen an der untern Vereinigung auseinander, so erblickt man eine halbmondförmige Falte, die das mehr nach innen liegende Jungfernhäutchen

chen und den Eingang der Mutterscheide zu befestigen scheint. Man nennt diese Hautfalte das Schaambändchen des weiblichen Geschlechts (fraenulum labiorum pudendi), welches durch öfteren Beischlaf, noch mehr aber durch Geburten zerstört wird. Der Theil, welcher sich zwischen dieser untern Vereinigung der Schaamlefzen und der Oeffnung des Mastdarms befindet, heißt der Damm (perinaeum.)

Wenn man die äußern Schaamlefzen von einander theilt, so sieht man zwei kleinere und dünnere Falten, welche oben mit dem Kitzler zusammen hängen, unten aber mit den vereinigten großen Schaamlefzen verbunden sind, und welche Nymphen oder Wasserlefzen heißen, weil sie, wie es scheint, dazu bestimmt sind, den Strahl des Harns zu leiten. Sie ragen bald mehr bald weniger hervor, gewöhnlich sind sie desto größer, je jünger das Mädchen ist, und stehen ferner in Rücksicht ihrer Größe mit dem Kitzler in Verhältniß. Man findet sie zwar meistens bei Jungfrauen unter den äußern Schaamlefzen versteckt, doch findet man sie auch bei erwachsenen unberührten Mädchen, ohne durch Krankheit oder vieles Reiben erschlafft worden zu sein, so groß, daß

die vordern Ränder derselben von den äußern Schaamlefzen nicht ganz bedeckt werden. Häufiger Beischlaf und öfteres Gebären vermindern ihre Größe dergestalt, daß sie nicht selten in weiblichen Kadavern gänzlich verschwunden zu sein scheinen. Die Nymphen haben einen schwammigen Bau von innen, und schwellen daher während des Beischlafs merklich an. Sie besitzen auch viele Drüsen, welche eine fette Feuchtigkeit absondern und das Reiben mäßigen. Auch sind sie mit vielen Nerven versehen und der äußersten Empfindlichkeit fähig.

Zwischen den obern Enden der Nymphen ragt ein Körper bald mehr bald weniger in verschiedenen Weibern hervor, der aus einer Eichel, einer Vorhaut und einem Bändchen, so wie die männliche Ruthe, besteht, jedoch mit dem wesentlichen Unterschied, daß er keine Harnröhre hat und dessen Eichel undurchlöchert ist. Dieser Körper heißt der Kitzler, oder die weibliche Ruthe (Clitoris). Der innere Bau desselben kömmt mit jenem des männlichen Gliedes ziemlich überein; er besteht aus zwei schwammigen Körpern, die oben zusammen treffen, und gleich viel aufrichtenden Muskeln, welche von den Gefäßbeinen ihren



Ursprung nehmen. Dieser Bau macht, daß die weibliche Ruthe bei gelinder Reizung anschwillt, sich verlängert und gespannt wird. Sie ist, so wie die männliche Ruthe, mit sehr vielen in zarte Gefühlwärzchen sich ausbreitenden Nerven versehen, und daher von der Natur zum vornehmsten Reizungsmittel weiblicher Wollust bestimmt. Die innere Fläche der Vorhaut, so wie auch der Hals und die Krone der Eichel besitzen eine Menge Drüsen, deren Feuchtigkeit diese Theile schlüpfrig erhält. Da in den heißeren Erdstrichen diese Absonderung stärker ist, so findet man bei verschiedenen Völkern in Afrika und Asien die Beschneidung der Vorhaut der Mädchen eingeführt. Die Clitoris gehört so wie die Nymphen zu den in Rücksicht der Größe sehr verschiedenen Theilen des weiblichen Geschlechts. Man findet sie gemeinhin mit dem Zapfen im Halse von gleicher Größe. Gewöhnlich ist sie sehr klein und vergrößert sich selbst im gereizten Zustande so wenig, daß sie kaum zu bemerken ist. Bei Kindern fand man sie so unmäßig groß, daß man nicht wußte, zu welchem Geschlecht man dieselben zählen sollte. Solche und andere mißgestaltete Geburtstheile veranlaßten die unsinnige Meinung von Zwit-

tern. — Im Jahr 1792 sah man im Charitéhause zu Berlin ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren, dem ein alter Wollüstling durch gewaltsame Beiwohnung böses Gift mitgetheilt hatte. Die Clitoris dieses Mädchens war im ruhigen Zustande von der Größe eines halben Zolls, im gereizten Zustande vergrößerte sie sich aber zu der Länge eines Zolls, und der Umfang ihrer Dicke betrug alsdann gleichfalls einen Zoll. Die übrigen Geschlechtstheile waren vollkommen so gebildet, wie es die Natur fordert. Plater sagt, daß er sie so groß als einen Gänsehals gesehen habe, und Bartholin versichert, daß dieser Theil bei einer italienischen Buhlerin, die ihn bei ihrem Geschlecht gemißbraucht habe, zum Knochen geworden sei. Tulpius redet von einer Frau, die wegen eben solchen Mißbrauchs ihrer großen Ruthe öffentlich ausgepeitscht und des Landes verwiesen worden. Es hat von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag solche Auswüchse weiblicher Wollust gegeben. (S. Lesbische Liebe.) Bei den Kamtschadalinnen war die Natur so ausgeartet, daß sie häufig bei den Weibern unmäßig große Kitzler hervorbrachte, deren sie sich zum wechselseitigen Werkzeuge der Wollust

bedienten. Zu Stellers Zeiten schnitt man sie ihnen aber gleich nach der Geburt weg, und der Geschmack der Kamtschadalen hatte sich dazumal schon so verändert, daß sie es für einen schimpflichen Uebelstand hielten, von der Natur so ausgezeichnet zu sein.

Unter der weiblichen Ruthe, nämlich unter der Haut, die sich in die Wasserlefzen ausbreitet, findet man eine beinahe dreieckige Oeffnung, die von einem runden aufgeworfenen Rande umgeben ist, und die in vollkommenen Körpern mit sehr zarten, den Augenwimpern ähnlichen, Härchen besetzt ist. Diese Oeffnung heißt die Mündung der Harnröhre (orificium urethrae). In derselben und um dieselbe befinden sich, so wie zwischen den Nymphen und dem Hymen, sehr sichtbare und zahlreiche Schleimhöhlen, die während des Beischlafs oder im gereizten Zustande einen weißlichen und glutinösen Schleim unter angenehmen Empfindungen häufig absondern, wodurch die Zeugungstheile befeuchtet und schlüpfrig gemacht werden.

Unter dieser Mündung der Harnröhre, zwischen den Nymphen, liegt die Mündung der Mutterscheide (vaginae orificium), die sich durch ihre ansehnliche, dem Umfang

...iebes angemessene Größe
...twas aufgeworfenen Rand,
...auszeichnet. Sie ist ovalför-
...mig wird, so lange der vollkom-
...türliche Zustand vorhanden ist,
...eine Falte der allgemeinen Decken,
...von unten und von beiden Seiten
...s derselben zusammenfaltet, größten-
...verschlossen, daß nur oben eine kleine,
...ffnung der weiblichen Harnröhre an
...und Größe ähnliche Oeffnung übrig
...welche in senkrechter Richtung unter
...getroffen wird.

...iese Membran heißt das Jungfern-
...äutchen (Hymen). Nach dessen Zerstö-
...ung bilden sich an jeder Seite des Eingangs
...der Mutterscheide kleine, pyramidenförmige
Körper von unbestimmter Zahl, die man daher
myrthenförmige Wärzchen (carunculae myrtiformes) nennt, und die als Ueberbleibsel des Hymens anzusehen sind.

Noch sind die querlaufende Muskelfasern zu bemerken, die aus den Schließmuskeln des Afters verlängert sind, und an der Mündung der Mutterscheide liegen; diese Fasern bilden *den Schließmuskel* der Scheide (*constrictor cunnae s. vaginae*), der, indem er das Ge-

webe von Gefäßen zusammendrückt, das Blut aufhält, und die wegen des zu häufigen Bluts anschwellenden Mutterscheide verengert. Seine Kraft ist bei vielen Frauenzimmern so stark, daß einige dadurch Bewegungen der Schaamlefzen hervorbringen können, bei andern ist er hingegen sehr schwach. Die zusammenziehende Kraft dieses Muskels ist auf die angenehme Empfindung beim Beischlaf von nicht geringem Einfluß.

Zu den innern weiblichen Geschlechtstheilen, welche erst durch die Zergliederung sichtbar werden, gehört die Mutterscheide, dies ist ein länglicher cylindrischer Kanal, der seine Lage im Becken zwischen dem Mastdarm und der Urinblase hat, und von außen angerechnet, Anfangs der Länge nach fortgeht, dann aber von unten nach oben gegen die Gebärmutter sich aufwärts krümmt, so, daß er eine ausgehöhlte obere Krümmung und eine gebogene untere besitzt, deren Richtung gemeiniglich parabolisch ist. Ihre Länge beträgt bei erwachsenen Personen gewöhnlich zwischen vier und fünf Zoll und der Durchschnitt, der sich gegen die äußere Oeffnung immer etwas verengert, beträgt ohngefähr einen Zoll, doch gibt es hiervon manche Aus-

nen. Von innen ist sie mit einer sehr
n Haut bekleidet, die nicht glatt ist, son-
eine doppelte Säule zierlicher Falten bil-
nämlich vorwärts und rückwärts. Die
rn Hervorragungen, in welche sich die
len endigen, bilden eigentlich wahre stark
bne Fleischwarzen, und werden daher
zlichte Fleischwarzen der Mut-
scheide (caruncula carneo-papillosae)
nnt. Diese Fleischwarzen der Säulen
n bisweilen aus der Oeffnung der Mut-
heide, wenn das Hymen zerstört ist, so
hervor, daß man sie für widernatürliche
ächse halten könnte, wenn man über ihre
alt und Lage nicht gehörig unterrichtet
Im jungfräulichen Zustande wächst diese
chwarze der untern Säule nicht selten an
Hymen an. Diese Hautfalten sind mit
vielen Nervenwärzchen versehen, schwellen,
ld sie auf irgend eine Art gereizt werden,
ich stärker an, verengern durch den Blut-
ang die ganze Scheide und dienen zur
nehrung des Reizes beim Beischlaf.
n dem obern Umfange der Scheide sitzt
Gebärmutter. Sie liegt zwischen der
rblase und dem Mastdarm, und wird durch
reiten Mutterbänder auf beiden Seiten



befestigt. Sie ist ungefähr einen Zoll dick, zwei Zoll breit und weit genug, um einen Haselnußkern zu fassen, bei Weibern aber, die schon geboren haben, ist sie etwas weiter. Man kann sie mit einer umgekehrten zusammengedrückten Flasche vergleichen, welche sich vom Boden an allmählig verschmälert, an ihrer Mündung aber einen etwas aufgeworfenen Rand besitzt. Die Grundfläche der Gebärmutter ist also nach oben und der zugespitzte Theil nach unten gekehrt; dieser letzte ist es, der unter dem Namen Muttermund (orificium uteri) erhaben in der Mutterscheide hervorragt. Die Substanz der Gebärmutter besteht aus vielen Blutgefässen, unter denen insbesondere ein weitläuftiges Netz, das mit vielen in sonderbaren Krümmungen sich schlängelnden Blutgefässen durchwebt ist. Durch die Menge der Nerven in denselben wird jene merkwürdige Mitempfindung der Gebärmutter mit den meisten Theilen des Körpers unterhalten. — Meckel und andre glaubten aus der Deutlichkeit und Regelmäßigkeit der im Uterus vertheilten Fasern auf seine muskelhafte Natur schließen zu können. Sömmering, Metzger, Walter und Blumenbach hingegen konnten nicht die geringste

…Muskelfasern entdecken. Letzterer
…ung, daß die Gebärmutter, indem
…Muskelfaser hat, auch keine Reizbar-
…dern ein eigenthümliches Leben
…as ihren verschiedenen Bewegungen und
…ungen, welche nicht wohl von den ge-
…haftlichen Lebenskräften der gleichartigen
…e hergeleitet werden könnten, genau ent-
…che.

An den Seiten des Muttergrundes verlän-
…n sich zwei etwas gekrümmte Röhren, an
…er rechten und linken Seite eine, sechs bis
acht Zoll lang und eines Daumens dick, welche
Anfangs sehr enge sind, bald aber wieder weiter
werden, sich wieder verengern und mit dem
losen Ende, das mit Frangen und mit verschie-
denen Einschnitten versehen ist, hinabwärts
gekehrt sind. Diese Kanäle heißen die Mut-
tertrompeten oder, von ihrem Entdecker
Fallopius, die fallopianischen Trom-
peten. Sie sind an den Eierstock mittelst
einer häutigen Ausbreitung befestigt, schwellen
während des Beischlafs auf, so daß sie, wie
es wahrscheinlich ist, mit ihren Frangen
die Eierstöcke umfassen, den eiweißartigen
Saft aufnehmen und in die Gebärmutter
bringen.

Zu beiden Seiten der Gebärmutter liegen zwei Körper von einer etwas plattgedrückten eiförmigen weißen Gestalt, etwa halb so groß als ein männlicher Hode. Dieses sind die Eierstöcke. Sie bestehen außer einer festen und fast sehnigen Hülle, aus einem dichten Zellgewebe, das ungefähr fünfzehn Graafische Eierchen enthält, nämlich Bläschen oder vielmehr [illegible] eines gelblichen eiweißartigen Saftes, deren Größe ungleich ist, und die in einer bestimmten Ordnung allmählig die nöthige Reife erhalten.

Wenn wir nun schon in der ganz verschiedenen anatomischen Bildung dieser Theile eine durchaus verschiedene Richtung des männlichen und weiblichen Geschlechtes finden, so müssen wir auch noch ferner bedenken, daß das männliche und das weibliche Geschlecht keinesweges durch diese Anatomie allein von einander unterschieden sind. Der Mann ist Mann nicht allein in seinen Genitalien, sondern überall in Geist und Körper, und die Frau hat für sich ihre Sitten, ihre Glieder, ihre Leidenschaften, ja ihre eigenthümlichen Krankheiten. Im Allgemeinen nehmen die Lebenskräfte des Mannes mehr ihre Tendenz gegen den Kopf und die obern Regionen des Körpers,

…nd daher stark, breit, musculös
… Das Gehirn des Mannes ist meist
…ier Unzen schwerer, als das des Wei=
… hat breitere Schultern, aber dagegen
… Becken und schmälere Hüften als das
… Dieses hingegen hat breites Becken,
… ausgearbeitete Hüften, und ihre obern
…le sind zarter und dünner. Je stärker
…gesprochen sich diese Verhältnisse zeigen,
…o mehr trägt das Individuum den männ=
…hen oder den weiblichen Karakter.

Außer der allgemein höher gestimmten Sen=
sibilität der Nerven, und daher beim Menschen
der größern Empfänglichkeit für äußere Ein=
drücke, der zarteren Empfindungen u. s. w.
unterscheidet sich das weibliche Geschlecht vom
männlichen hauptsächlich auch noch in der
Stimme, indem meist die Stimmwerkzeuge
beim weiblichen Individuum zarter und feiner
gebaut sind als beim männlichen. Die Stimme
des Mannes ist tiefer und kräftiger, die weib=
liche Stimme höher und zarter; das wilde
Gebrülle des Löwen wird zum schwachen Ge=
räusch und Gegurgle der Löwin, und bei allen
Vögeln singen ja nur allein die Männchen,
während *die Weibchen in* abgerissenen Tönen
nur ihre Accente ausdrücken können.

In allen Klassen ist das weibliche Geschlecht zärtlicher, und seiner Familie treuer als das männliche, und bei den untersten Thieren selbst opfert das Weibchen Alles für ihre Jungen. Was aber den Menschen betrifft, so wissen wir ja, daß die Annalen der Psychologie voll sind von den erhabensten, gottgefälligsten Zügen der Mutterliebe!

Das Wachsthum des weiblichen Geschlechtes dauert weniger rasch, als das des männlichen, deshalb wird jenes eher reif zum Gebären, wird aber dafür auch früher alt. So geschehen auch alle Verrichtungen rascher im Weibe als im Manne. Wiederholungen scheuend, brechen wir hier ab, und bitten diese Abhandlung zu ergänzen durch Vergleichung der Artikel: **Entwickelungsjahre**, **Mann**, **Weib**, **Zeugung** u. s. w.

Geschlechtstrieb.

Are, um welche die geschaffene Welt sich dreht!! Unversiegbare Quelle der menschlichen Intriguen und Pläne in sittlichen nicht nur, *sondern auch*, da es ausgesprochen sein muß, *mehr als zu oft* in politischen, ja in — allen *Verhältnissen!* Spieltest du, welterhaltender

nicht schon eine Hauptrolle sogar in
erlehre der doch so zart, aber immer
ch=fühlenden Griechen? War nicht
er und oberster Gott zugleich die aller=
este Figur des ganzen Alterthums hin=
ch auf den Trieb, von dem wir jetzt reden?

Er war an Schelmerei,
Das Weibchen zu betrügen,
Von dem Papa der Lügen
Das echte Conterfei,
Und kurz auf alle Fälle
Ein lockerer Geselle.

Er hatte Theorie
Mit Praxis wohl verbunden;
In seinen Nebenstunden
Verabsäumt' er fast nie,
Nasonis Buch zu treiben
Und Noten beizuschreiben.

Bürger.

Ja, war nicht der Trieb zur Sinnenliebe Grund und Veranlassung zu großen, geheimnißvollen Verbindungen und Festen im Alterthume? Bei den vielbesprochnen eleusischen Festen, z. B. —

was war das Geheimniß? als daß Demeter,
die große, Sich gefällig einmal auch einem
Helden bequemt. Göthe.

Wenn aber für religiöse Verhältnisse wenigstens das Christenthum diese Hülle abzustreifen gewußt hat — denn zu den Sünden der Mönche und Nonnen in dieser Hinsicht kann Niemand behaupten wollen, daß das Christenthum Anlaß gegeben habe — so hat doch dafür der Geschlechtstrieb in den politischen Verhältnissen neuerer Jahrhunderte nicht weniger gewirkt, als im Alterthume, und „die Weltgeschichte nach Mätressen-Epochen" erzählt, würde das kuriöseste Buch unseres Säculums sein!

Plato hat, wie er überhaupt zuerst die Idee einer rein-metaphysischen Liebe aufgestellt hat (s. Platonische Liebe), so auch neben dem physischen einen rein-geistigen Zeugungstrieb angenommen, dessen wir doch bei dieser Gelegenheit erwähnen müssen. Er läßt in seinem berühmten „Gastmahl" den Sokrates folgende Reden über die Natur der Liebe halten: „Die Liebe ist das Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten. Dieses Verlangen als die wesentliche Natur der Liebe, äußert sich durch die Zeugung im Schönen, sowohl im körperlichen als im geistigen Sinne. Alle Menschen empfinden nämlich, sowohl dem Körper als der Seele nach, einen

trieb, wenn sie ein gewisses Alter
. Diese Zeugung kann aber durch
liche nicht geschehen, sondern nur durch
höne. Eine Art der Zeugung geschieht
die Vermischung des männlichen und
lichen Geschlechts. Diese ist ein göttliches
rk, und Zeugung und Empfängniß gibt
sterblichen Menschengeschlecht eine Art
n Unsterblichkeit. Zeugung kann aber nur
wischen Wesen vorgehen, die in dieser Hinsicht
mit einander zusammenstimmen. Nun stimmt
aber mit dem Göttlichen nicht das Häßliche,
wohl aber das Schöne zusammen. Folglich
vertritt die Schönheit gleichsam die Stelle
der Parze und der Eiletethyia bei der Zeugung.
Wenn sich nun ein vom Zeugungstriebe belebtes
Wesen mit einem schönen Gegenstande
gattet, so wird es in Wonne und Entzücken
aufgelöset, und es erfolgt Zeugung und Befruchtung;
trifft es aber auf einen häßlichen
Gegenstand, so kehrt es sich mit Widerwillen
und Mißmuth weg, zieht sich in sich selbst zusammen,
und, anstatt zu zeugen, behält es
den Bildungsstoff unter sehr unangenehmer
Empfindung zurück. Daher diejenigen, die
einen sehr lebhaften Bildungstrieb empfinden,
sich mit großem Eifer um den Besitz eines

schönen Gegenstandes bewerben, weil sie dadurch von dem schmerzhaften Drange des Zeugungstriebes befreit werden. Die Liebe ist also nicht Hang zum Schönen, sondern zu dem Zeugen und Empfangen durch das Schöne, denn Zeugen und Empfangen ist für die sterblichen Wesen ein unaufhörliches Entstehen, und gibt ihnen eine Art von Unsterblichkeit. Da die Liebe ein Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten ist, so muß sie auch Unsterblichkeit zu ihrem Gegenstande haben. Aber das allgemeine Streben nach Unsterblichkeit äußert sich auf verschiedene Art. Einige Menschen, bei welchen ein mehr körperlicher Bildungstrieb herrscht und die eben darum eine stärkere Neigung gegen das weibliche Geschlecht fühlen, hoffen Unsterblichkeit, Nachruhm und Glückseligkeit durch Kinderzeugen zu erlangen. Andere, bei welchen sich mehr geistiger, als körperlicher Bildungstrieb zeigt, fühlen mehr einen Drang, etwas zu erzeugen, was der Natur des Geistes gemäß ist, das heißt, was auf Weisheit und Tugend Beziehung hat. Zu diesen gehören nicht nur alle Dichter, die Schöpfer ihres Stoffes, sondern auch von den Künstlern alle die, welche Selbsterfinder sind. Der alleredelste und schönste

Zweig dieser Philosophie ist aber ohne Zweifel die Kunst, Staaten und Familien zu regieren, die Weisheit und Gerechtigkeit, wie sie deswegen auch vorzugsweise genannt wird. Wer nun aus diesem edleren Theile des Menschen den Keim zu einem solchen Produkt des Geistes schon von seiner Kindheit an in sich trägt, der hat etwas Göttliches in seiner Natur. Der Trieb zum Erzeugen erwacht in ihm, sobald er zu einiger Reife gelangt. Auch in ihm entsteht dann ein Streben nach einem schönen Gegenstande, durch welchen der in seiner Seele vorhandene Stoff entbunden werde. Sein Zustand bringt es also mit sich, daß er auch Körper, und zwar die schönen mehr als die häßlichen liebt. Findet er aber einen schönen Körper, mit einer schönen, edlen, fähigen Seele vereint, so wird seine ganze Zuneigung von diesem zweifach schönen Gegenstande gefesselt. Sein ganzes Herz öffnet sich sogleich gegen einen solchen Menschen; er sucht ihn zu unterrichten, er schildert ihm die Eigenschaften der Tugend, er lehrt ihn, was ein rechtschaffener Mann sein und wie er handeln müsse. So geschieht es dann, daß dasjenige, was zuvor in seiner Seele noch unentwickelt im Keime lag, durch diese Vereinigung mit

Zu beiden Seiten der Gebärmutter liegen zwei Körper von einer etwas plattgedrückten eiförmigen weißen Gestalt, etwa halb so groß als ein männlicher Hode. Dieses sind die Eierstöcke. Sie bestehen außer einer festen und fast sehnigten Hülle, aus einem dichten Zellgewebe, das ungefähr fünfzehn Graafische Eierchen enthält, nämlich Bläschen oder vielmehr Tropfen eines gelblichen eiweißartigen Safts, deren Größe ungleich ist, und die in einer bestimmten Ordnung allmählig die nöthige Reife erhalten.

Wenn wir nun schon in der ganz verschiedenen anatomischen Bildung dieser Theile eine durchaus verschiedene Richtung des männlichen und weiblichen Geschlechtes finden, so müssen wir auch noch ferner bedenken, daß das männliche und das weibliche Geschlecht keinesweges durch diese Anatomie allein von einander unterschieden sind. Der Mann ist Mann nicht allein in seinen Genitalien, sondern überall in Geist und Körper, und die Frau hat für sich ihre Sitten, ihre Glieder, ihre Leidenschaften, ja ihre eigenthümlichen Krankheiten. Im Allgemeinen nehmen die Lebenskräfte des Mannes mehr ihre Tendenz gegen *den Kopf* und die obern Regionen des Körpers,

und diese sind daher stark, breit, musculös gebildet. Das Gehirn des Mannes ist meist drei bis vier Unzen schwerer, als das des Weibes, er hat breitere Schultern, aber dagegen engeres Becken und schmälere Hüften als das Weib. Dieses hingegen hat breites Becken, stark ausgearbeitete Hüften, und ihre obern Theile sind zarter und dünner. Je stärker ausgesprochen sich diese Verhältnisse zeigen, desto mehr trägt das Individuum den männlichen oder den weiblichen Karakter.

Außer der allgemein höher gestimmten Sensibilität der Nerven, und daher beim Menschen der größern Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, der zarteren Empfindungen u. s. w. unterscheidet sich das weibliche Geschlecht vom männlichen hauptsächlich auch noch in der Stimme, indem meist die Stimmwerkzeuge beim weiblichen Individuum zarter und feiner gebaut sind als beim männlichen. Die Stimme des Mannes ist tiefer und kräftiger, die weibliche Stimme höher und zarter; das wilde Gebrülle des Löwen wird zum schwachen Geräusch und Gegurgle der Löwin, und bei allen Vögeln singen ja nur allein die Männchen, während die Weibchen in abgerissenen Tönen nur ihre Accente ausdrücken können.

In allen Klassen ist das weibliche Geschlecht zärtlicher, und seiner Familie treuer als das männliche, und bei den untersten Thieren selbst opfert das Weibchen Alles für ihre Jungen. Was aber den Menschen betrifft, so wissen wir ja, daß die Annalen der Psychologie voll sind von den erhabensten, gottgefälligsten Zügen der Mutterliebe!

Das Wachsthum des weiblichen Geschlechtes dauert weniger rasch, als das des männlichen, deshalb wird jenes eher reif zum Gebären, wird aber dafür auch früher alt. So geschehen auch alle Verrichtungen rascher im Weibe als im Manne. Wiederholungen scheuend, brechen wir hier ab, und bitten diese Abhandlung zu ergänzen durch Vergleichung der Artikel: Entwickelungsjahre, Mann, Weib, Zeugung u. s. w.

Geschlechtstrieb.

Axe, um welche die geschaffene Welt sich dreht!! Unversiegbare Quelle der menschlichen Intriguen und Pläne in sittlichen nicht nur, *sondern auch*, da es ausgesprochen sein muß, *mehr als* zu oft in politischen, ja in — allen *Verhältnissen*! Spieltest du, welterhaltender

Instinkt, nicht schon eine Hauptrolle sogar in der Göttterlehre der doch so zart, aber immer menschlich-fühlenden Griechen? War nicht ihr erster und oberster Gott zugleich die allerfamöseste Figur des ganzen Alterthums hinsichtlich auf den Trieb, von dem wir jetzt reden?

Er war an Schelmerei,
Das Weibchen zu betrügen,
Von dem Papa der Lügen
Das echte Conterfei,
Und kurz auf alle Fälle
Ein lockerer Geselle.

Er hatte Theorie
Mit Praxis wohl verbunden;
In seinen Nebenstunden
Verabsäumt' er fast nie,
Nasonis Buch zu treiben
Und Noten beizuschreiben.

Bürger.

Ja, war nicht der Trieb zur Sinnenliebe Grund und Veranlassung zu großen, geheimnißvollen Verbindungen und Festen im Alterthume? Bei den vielbesprochnen eleusischen Festen, z. B. —

was war das Geheimniß? als daß Deme[illegible] die große, Sich gefällig einmal auch [illegible] *Helden bequemt.* Gö[illegible]

Wenn aber für religiöse Verhältnisse wenigstens das Christenthum diese Hülle abzustreifen gewußt hat — denn zu den Sünden der Mönche und Nonnen in dieser Hinsicht kann Niemand behaupten wollen, daß das Christenthum Anlaß gegeben habe — so hat doch dafür der Geschlechtstrieb in den politischen Verhältnissen neuerer Jahrhunderte nicht weniger gewirkt, als im Alterthume, und „die Weltgeschichte nach Mätressen-Epochen" erzählt, würde das kuriöseste Buch unseres Säculums sein!

Plato hat, wie er überhaupt zuerst die Idee einer rein-metaphysischen Liebe aufgestellt hat (s. Platonische Liebe), so auch neben dem physischen einen rein-geistigen Zeugungstrieb angenommen, dessen wir doch bei dieser Gelegenheit erwähnen müssen. Er läßt in seinem berühmten „Gastmahl" den Sokrates folgende Reden über die Natur der Liebe halten: „Die Liebe ist das Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten. Dieses Verlangen als die wesentliche Natur der Liebe, äußert sich durch die Zeugung im Schönen, *sowohl* im körperlichen als im geistigen Sinne. Alle Menschen empfinden nämlich, *sowohl* dem Körper als der Seele nach, einen

Zeugungstrieb, wenn sie ein gewisses Alter erreichen. Diese Zeugung kann aber durch das Häßliche nicht geschehen, sondern nur durch das Schöne. Eine Art der Zeugung geschieht durch die Vermischung des männlichen und weiblichen Geschlechts. Diese ist ein göttliches Werk, und Zeugung und Empfängniß gibt dem sterblichen Menschengeschlecht eine Art von Unsterblichkeit. Zeugung kann aber nur zwischen Wesen vorgehen, die in dieser Hinsicht mit einander zusammenstimmen. Nun stimmt aber mit dem Göttlichen nicht das Häßliche, wohl aber das Schöne zusammen. Folglich vertritt die Schönheit gleichsam die Stelle der Parze und der Eiletethyia bei der Zeugung. Wenn sich nun ein vom Zeugungstriebe belebtes Wesen mit einem schönen Gegenstande gattet, so wird es in Wonne und Entzücken aufgelöset, und es erfolgt Zeugung und Befruchtung; trifft es aber auf einen häßlichen Gegenstand, so kehrt es sich mit Widerwillen und Mißmuth weg, zieht sich in sich selbst zusammen, und, anstatt zu zeugen, behält es den Bildungsstoff unter sehr unangenehmer Empfindung zurück. Daher diejenigen, die einen sehr lebhaften Bildungstrieb empfinden, *sich mit großem Eifer* um den Besitz eines

schönen Gegenstandes bewerben, weil sie dadurch von dem schmerzhaften Drange des Zeugungstriebes befreit werden. Die Liebe ist also nicht Hang zum Schönen, sondern zu dem Zeugen und Empfangen durch das Schöne, denn Zeugen und Empfangen ist für die sterblichen Wesen ein unaufhörliches Entstehen, und gibt ihnen eine Art von Unsterblichkeit. Da die Liebe ein Verlangen nach dem immerwährenden Besitz des Guten ist, so muß sie auch Unsterblichkeit zu ihrem Gegenstande haben. Aber das allgemeine Streben nach Unsterblichkeit äußert sich auf verschiedene Art. Einige Menschen, bei welchen ein mehr körperlicher Bildungstrieb herrscht und die eben darum eine stärkere Neigung gegen das weibliche Geschlecht fühlen, hoffen Unsterblichkeit, Nachruhm und Glückseligkeit durch Kinderzeugen zu erlangen. Andere, bei welchen sich mehr geistiger, als körperlicher Bildungstrieb zeigt, fühlen mehr einen Drang, etwas zu erzeugen, was der Natur des Geistes gemäß ist, das heißt, was auf Weisheit und Tugend Beziehung hat. Zu diesen gehören nicht nur alle *Dichter*, die Schöpfer ihres Stoffes, sondern *auch von* den Künstlern alle die, welche *Selbsterfinder* sind. Der alleredelste und schönste

Zweig dieser Philosophie ist aber ohne Zweifel die Kunst, Staaten und Familien zu regieren, die Weisheit und Gerechtigkeit, wie sie deswegen auch vorzugsweise genannt wird. Wer nun aus diesem edleren Theile des Menschen den Keim zu einem solchen Produkt des Geistes schon von seiner Kindheit an in sich trägt, der hat etwas Göttliches in seiner Natur. Der Trieb zum Erzeugen erwacht in ihm, sobald er zu einiger Reife gelangt. Auch in ihm entsteht dann ein Streben nach einem schönen Gegenstande, durch welchen der in seiner Seele vorhandene Stoff entbunden werde. Sein Zustand bringt es also mit sich, daß er auch Körper, und zwar die schönen mehr als die häßlichen liebt. Findet er aber einen schönen Körper, mit einer schönen, edlen, fähigen Seele vereint, so wird seine ganze Zuneigung von diesem zweifach schönen Gegenstande gefesselt. Sein ganzes Herz öffnet sich sogleich gegen einen solchen Menschen; er sucht ihn zu unterrichten, er schildert ihm die Eigenschaften der Tugend, er lehrt ihn, was ein rechtschaffener Mann sein und wie er handeln müsse. So geschieht es dann, daß dasjenige, was *zuvor in seiner* Seele noch unentwickelt *im Keime lag*, durch diese Vereinigung mit

einem schönen Gegenstand gleichsam geboren wird, und diese neugebornen Ideen durch die beständige Erinnerung an den geliebten Gegenstand von ihnen gemeinschaftlich ausgebildet werden. Deswegen ist das Band, das zwei solche Wesen vereinigt, weit fester, als die Bande zweier Sinnlichliebenden; ihre wechselseitige Liebe weit dauerhafter."

Wir lassen Plato's Idee von einem geistigen Geschlechts- und Zeugungstriebe dahingestellt, und bleiben hier bei den Verhältnissen des physischen stehen, die allerdings näher betrachtet zu werden verdienen. Wir haben den Gang der Bildungs- und Entwicklungsgeschichte des Geschlechtstriebes im Menschen bereits in den Abhandlungen: Amor, Entwicklungsjahre, erzählt; wir haben seine Wirkungen in den Artikeln: Befruchtung, Begattung, Beischlaf u. s. w., die Folgen des gewaltsam unterdrückten Geschlechtstriebes im Aufsatze: Enthaltsamkeit, die Verirrungen des Triebes in der Abhandlung: Ausschweifung erzählt, und bei Gelegenheit der Entwicklung der Begriffe: Jungfrau, Jugend, lesbische Liebe, Mannbarkeit, Selbstbefleckung, Unmäßigkeit, Wollust u. s. w. werden wir oft auf unser

jetziges Thema zurückkommen: wir wollen daher hier nur belehrend zusammenfassen, was über den, allerdings vorkommenden, fast absoluten Mangel eines Geschlechtstriebes, über die zu frühzeitige, unnatürliche Entwicklung und Benutzung desselben, und über seine krankhaften Extreme zu sagen ist, letzteres als Ausnahme für dies unser Werk, da es sich hier weniger um eine Krankheit des Körpers, als um ein psychologisches Uebel handelt, das indeß freilich durch materiell-körperliche Ursachen oft genug geweckt und unterstützt wird.

Man denke sich die Schaam und die Schande des im Ehebette Ohnmächtigen! Wie ihn die Furie zerpeitscht, wenn er sich selber durch Mißbrauch, Vergeudung des köstlichsten Lebensgutes den Bankerutt in dem Augenblicke zuzuschreiben hat, wo auf die Benutzung des gottverliehenen Kapitals die Schöpfung einer neuen Generation angewiesen ist! Aber es gibt außer der leider! so sehr großen Klasse dieser muthwilligen Bankeruttierer eine andere mehr beklagens- als bestrafungswerthe, der von Natur der Trieb zu den Freuden der Liebe ein für allemal versagt zu sein scheint. Wenn bei erzwungener Unterdrückung

des Geschlechtstriebes (s. Enthaltsamkeit) der Körper mehr oder weniger die Folgen dieses naturwidrigen Zwanges empfinden muß, und es solchen Menschen oft geht, wie der Oberpriesterin bei Wieland:

> bei frischem Blut
> Und glühendem Gesicht schlief sie nur selten gut;
> Man glaubt, der Stand der Oberpriesterinnen
> Sei diesem Ungemach vor Andern ausgesetzt —
> Vergebens hoffen sie mit ihren andern Sinnen,
> Was Einem abgeht, zu gewinnen:
> Durch alle fünfe wird der sechste nicht ersetzt —

wenn, sagen wir, solche Erscheinungen nicht selten sind, so gibt es andere Individuen, die von der Natur so stiefmütterlich ausgestattet wurden, daß Entbehrungen dieser Art ihnen durchaus kein Opfer kosten.

Eine solche Apathie, eine so beklagenswerthe Sinnenkälte kann erstens, wie man sagt, angeboren sein. Solche Menschen werden meistens sehr fett, wie Castraten und verschnittene Thiere dieselbe Thatsache beweisen, und *ihre* Complexion ist weichlich und schwach; *ihr Körper* ist nur schwach behaart; trotz ihrer *Körperdicke* haben Frauen mit diesem Naturell

oft nur schlecht entwickelte Brüste, oder wohl Fettbrüste, die aber dem ärztlichen Sachkenner sich bald als unfähig, einst Milch zu geben, offenbaren. So hat auch oft der Ton der Stimme etwas Schwaches, u. die Ausdünstung solcher Menschen hat besonders auch das Fade der Kinder-Atmosphäre, nicht jene Kraft, die die Perspiration mannbarer Individuen besitzt. (S. Ausdünstung.) Meist schreibt man der Schwäche oder dem Alter der Eltern einen solchen eingebornen Mangel des Geschlechtstriebes zu. Gewiß ist, daß sehr alte Eltern meist nur schwächliche, entnervte Kinder zeugen, aber im Gegensatze werden auch in zu frühen Ehen, oder von Eltern, die ihre Zeugungskraft gemißbraucht haben, nur Sprößlinge geboren, von denen sich der Staat für seine Bevölkerung nicht viel versprechen darf. Auch Verbindungen zwischen einem zu alten Manne mit einem zu jungen Weibe, oder umgekehrt, haben gleiche Wirkung. (S. Ehe.) Es sind aber nicht diese Ursachen allein, welche eine künftige Generation erzeugen, die zu den Freuden und dem Geschäfte der Liebe entweder nicht aufgelegt oder nicht fähig ist, *sondern es* gibt deren leider! noch *eine große Anzahl*; dahin gehören Ausschwei-

fungen aller Art, häufige, schwächende Krankheiten der Zeugungsorgane u. dgl. m.

Zweitens kann aber auch eine solche Sinnenkälte erst später im Leben sich ausbilden, namentlich durch einen unvernünftigen Gebrauch einer kühlenden oder knappen Diät. Eine Dame, die einen ganzen Sommer fast nur von Salat lebte, fand sich nachher sehr wenig aufgelegt zu den Genüssen des Ehebettes, wie sie und ihr Gatte gestanden. Daß geistige Getränke den Geschlechtstrieb, ja die Zeugungskraft sehr unterdrücken, ist schon an mehreren Stellen unsres Werkes erwähnt. Man hat in dieser Hinsicht auch schon seit langer Zeit den Kaffee angeklagt; man hat ihn potus caponum — Kapphahntrank — genannt, indeß — er ist rüstig fortgetrunken worden. Häufiger Genuß von Kürbissen, Melonen, Gurken und ähnlicher Früchte ist in dieser Hinsicht gleichfalls und mit Recht berüchtigt, und ein zu unbesonnener Gebrauch von Taback ist wenigstens der Sexualfunction nicht grade förderlich. Einige andre Vegetabilien sind seit langer Zeit im Rufe, den Geschlechtstrieb zu schwächen, so nach Hippocrates die Pfeffermünze, nach Galen der Coriander, nach Lemnius die Rauten und

[d]er Thymian u. s. w. Die egyptischen Priester
[m]achten sich, erzählt Crinitus, sehr keusch
[d]urch den mäßigen Genuß von einer Schier-
[l]ingsart, und außer einer kühlenden Diät,
[l]ieß man im Mittelalter auch den Mönchen
[ö]fters zur Ader, um den Geschlechtstrieb ein
[w]enig zu zügeln. Opium und Campher sind
[a]uch in dieser Hinsicht mit Vorsicht zu gebrau-
[c]hen. Während der Feste, die der jungfräu-
[l]ichen Minerva geweiht wurden, schliefen die
[A]thenienserinnen auf Kissen von vitex agnus
[c]astus, um keusch zu bleiben. Auch örtliche
[A]nwendung von Bleiplatten und Quecksilber-
[e]inreibungen sind angewandt worden, um die
[S]exual-Hitze entweder der Sittlichkeit zu Gun-
[s]ten, oder schlechter Absichten wegen, zu dämpfen.
Fast nichts aber führt so sehr zur Sinnen-
[k]älte, zur Abstumpfung des Geschlechtstriebes,
[a]ls das abscheuliche Laster der Selbstbefleckung.
[(]S. diesen Artikel.) Wie Narciß liebt
[m]an am Ende nur sich selbst, und täglicher
[Z]euge der täglich sich steigernden Misere wird
[m]an mißtrauisch gegen sich selbst, und fürchtet
[s]ich, dem andern Geschlechte zu nahe zu kom-
[m]en, weil man vorher weiß, daß man die
[P]rüfung mit Schande bestehen werde! So er-
[k]ältet auch ein allzuhäufiger Beischlaf die Ner-

ven, und wir sehen einen klaren Beweis hier-
von an dem unglücklichen Phlegma der öffent-
lichen Weiber, die sich der Umarmung apathisch
hingeben, und im Stande sind, wie Tristram
Shandy's Mutter, beim hellsten Auflodern
der Liebesflamme des Gatten ganz ruhig nach
der Uhr zu sehen! Im Gegensatze führt auch
eine gänzliche Enthaltsamkeit zur vollkomme-
nen Ruhe der nöthigen Organe, und also
zum Mangel an Geschlechtstrieb. Galen
erzählt, daß man bei den Athleten, von denen
man absolute Keuschheit verlangte, nach dem
Tode kaum noch eine Spur ihrer Sexualtheile
fand, und von einem, seiner Keuschheit wegen
berühmten Heiligen, meldet die Legende dasselbe.

Der Instinkt zu den Genüssen der Sinnen-
liebe erlischt auch durch gewisse Lebensarten
und Arbeiten, die die ganze Lebenskraft in An-
spruch nehmen; dahin gehören namentlich
tiefe Studien. Newton und Kant haben
ihre jungfräuliche Keuschheit bis in's Grab
bewahrt, und aus demselben Grunde läßt auch
Moliere die Pedantin Philaminte in
den Femmes savantes sagen:

Le corps, cette guenille, est-il d'une importance,
D'un prix à mériter seulement qu'on y pense?
Et ne devons-nous pas laisser cela bien loin?



...eint auch anhaltendes Leben auf dem
...en Geschlechtstrieb sehr abzustumpfen,
Hippocrates bei den alten Scythen
...hat. Eine Menge von erschöpfenden
...eiten gehören ebenfalls hierher. (Vergl.
...uchtbarkeit.)

...gibt aber auch moralische Ursachen, die
...aurige Wirkung haben, die uns jetzt be-
...tigt. Oft ist ein Paar eben nur in seiner
...en Verbindung unfähig, seinen Geschlechts-
aufzuregen (s. Nestel), und es war oft
...Ehescheidungsprocessen die Rede davon,
...ein unnennbares, unbesiegbares Hinderniß
...bis dahin ganz glückliches Paar beim Be-
...en des Brautlagers für immer trennte.
... ist dann wieder ein Verhältniß, wo die
...ur einen dichten Schleier über sich zieht!
...ndern Fällen ist das Hinderniß allerdings
...t unnennbar, der Mann findet, was
...icht suchte, irgend eine anwidernde Miß-
...ung u. dgl., oder er sucht, was er nicht
...det — und unter beiden Umständen kann
...ir immer um die Erweckung der Sinnen-
geschehen sein! Die allerwunderlichste
...beskälte ist aber unstreitig die, die aus
...roßer Liebeshitze entsteht, denn es ist
...greiflich, zu erklären, wie so in solchen

Seht jenen Jüngling! Schön, wie die Lilie
War unter seinen blühenden Brüdern er,
Wie Sonnenschimmer rein die Hülle,
Kräftig der Geist, wie ein höh'res Wesen.

Wo ist es nun, das liebliche Rosenroth
Der frohen Wange? Lippen, wo ist er hin
Der sanfte Purpur, der euch malte?
Flamme des muthigen Blick's, wo bist du?

Ha! Todtenbleiche decket des Rosenroths
Verstörte Stätte; aschgrau, wie Todtenstaub,
Sind jene Lippen, und der Augen
Muthige Blicke sind all' erloschen!

Heydenreich.

Selbst bei den Thieren finden wir ähnliche Erscheinungen; so z. B. gibt es kein sichereres Mittel, um kleine Hunderassen zu bekommen, als wenn man die Zeugung vor der völligen Entwicklung beschleunigt, und wenn man einen Hengst, einen Stier, einen Bock, einen Hahn und alle männlichen Thiere von den vielpaarigen Klassen öfter bedienen läßt, als ihre Kräfte es erlauben oder gar früher, so erhält man kleine, schwächliche, frühzeitig alternde Junge.

Zu dieser voreiligen Entwicklung des Geschlechtstriebes sind besonders die höhern Stände disponirt, die durch physiologisch-falsche Erziehung, durch Beschäftigung der

unreif-jugendlichen Phantasie mit Romanenlectüre, theatralischen Vergnügungen, Tanz u. s. w. früh den Geist aufreizen, und ihn auf Dinge anweisen, die ihm noch bis dahin ein „unbekanntes Eiland" bleiben sollten, bis die Natur von innen heraus sie ihm offenbart. Vorzüglich ist es das unglückliche Laster der Selbstbefleckung, (s. diesen Artikel), das jetzt fast durchgängig in der gebildeten Klasse wüthet, und welches durch übereilte Entwicklung des Geschlechtstriebes, wie zugleich durch zu häufige Befriedigung des einmal aufgeregten Dranges, den Geist ertödtet und den Körper abstumpft!

Tief unter das Thier sinkt der Mensch, wenn ihn sein krankhaft gesteigerter Geschlechtstrieb zu sinnlichen Extremen führt. Mann und Weib zeigen dann fast die gleichen innern Krankheitserscheinungen, und wenn die äußern Symptome der Satyriasis beim Manne, in der Erotomanie und der Nymphomanie beim Weibe nicht ganz dieselben sind, so liegt der Grund in der verschiedenen äußern Bildung der hier krankhaft ergriffenen Organe.

Die Satyriasis ist, besonders in unserm *Klima, eine seltne* Krankheit, und weniger

häufig als die Mutterwuth oder Nymphomanie. Sehr natürlich! der Mann wird nicht so von seinen Geschlechtstheilen beherrscht, als das Weib, er ist weniger reizbar überhaupt, weniger eingeschränkt in seinen Handlungen, und befriedigt daher viel häufiger seine Triebe, er arbeitet mehr und schwerere Arbeit, und lebt ein actives Leben, während das Weib, besonders in höhern Klassen, fast nur lebt, um zu fühlen und sich Eindrücken ruhig hinzugeben. Die wesentlichen Kennzeichen der Krankheit sind: andauernde Erection, übermäßiger, nicht zu befriedigender Drang zu den Genüssen der Sinnenliebe — inexplebilis cœundi appetitus, sagt Aretaeus — und ein erotischer Wahnsinn. Leicht vorübergehende, häufige, bald freiwillig, bald auf den Anblick von Weibern entstehende Erectionen, gehen dem eigentlichen Ausbruch der Satyriasis vorher; bald wird die Einbildungskraft unaufhörlich durch schlüpfrige Bilder beunruhigt, der Schlaf gestört durch erotische Träume und häufige Pollutionen, die Begierden wachsen, werden bald auf alle mögliche Weise, ohne Wahl und Geschmack befriedigt, ein hitziges Fieber bemächtigt sich des Kranken, das Gesicht wird feurig geröthet, die glänzenden Augen treten

weit hervor, der Mund schäumt, der Kranke klagt brennenden Durst, erbricht sich auch wohl, delirirt in den scheußlichsten, lascivesten Gegenständen, und kaum hindert ihn eine Gewalt, unaufhörlich den wüthenden Drang zu stillen, die Sexualorgane werden entzündet, bald brandig, und der Tod beschließt die unendlich traurige Scene!

Wir haben das Bild einer Satyriasis in der Geschichte des Pfarrers Blanchet beschrieben, die oben mitgetheilt ist. (S. Enthaltsamkeit.) Schwerlich war der Zustand des heiligen Antonius, den er in seiner berühmten Versuchung empfand, ein andrer, als eine Satyriasis. — — Ein altfranzösischer Arzt theilt kurz folgende Geschichten mit, die wir ihm nacherzählen wollen, da sie gleichfalls ein sehr getreues Bild geben: »En 1572 nous fusmes visiter un pauvre homme atteint du plus horrible et épouvantable satyriasis, qu'on saurait voir et penser; le facit est tel: il avait les quartes: pour en guérir prend conseil d'une sorcière, laquelle lui fit une potion d'une once de semence d'orties — (etc. etc.) ce qui le rendit si furieux à l'acte vénerien, que la femme nous jura son Dieu



qu'il l'avait chevauchée dans deux nuits *quatre-vingt-sept fois*, sans y comprendre plus de dix fois, qu'il s'estois corrompu, et mesme dans le temps que nous consultâmes, le pauvre homme spermatisa trois foisà notre présence, embarassant le pied du lict, et agitant contre icelluy comme si c'eust été sa femme.« Derselbe Schriftsteller erzählt von einem Arzt, der 1570 zu einem ähnlichen Kranken gerufen wurde. »à l'entrée de la maison, il trouve la femme du dict malade, laquelle se plaignit à lui de la furieuse lubricité de son mary, qui l'avait chevauchée *quarante* fois pour une nuit, et avait toutes les parties gastées. Le mal du mary était venu d'un breuvage qui lui fit donné pour le guérir de la fièvre tierce, de laquelle il tomba en telle fièvre, qu'il fallut l'attacher comme s'il fust été possedé du diable: le vicaire du lieu fut présent pour l'exhorter à la présance mesme dudict médecin, lequel il priait le laisser mourir avec le plaisir: les femmes le plièrent *dans un* linsseuil mouillé en eau et vinaigre, *où il fût* laissé jusqu'au lendemain, *quelles alloyent* le visiter: mais sa fu-

euse chaleur fut bientôt abatue et
:einte, car elles le trouvaient rède mort,
, bouche riante, monstrant les dents, et
m membre gangréné!!

Die vorzüglichsten Ursachen dieser fürchter-
chen Krankheit sind ein zu hitziges Tempera-
ent, die Entwicklungsjahre, zu lange unna-
ırliche Enthaltsamkeit (wie bei Blanchet
nd dem heiligen Antonius), aber auch zu
:oßer Mißbrauch der Geschlechtsgenüsse, über-
äßige Selbstbefleckung, der Gebrauch der
phrodisiaca (s. diesen Artikel), ganz
orzüglich der überall gefährliche Gebrauch
:r spanischen Fliegen, zu häufiges Lesen
hlüpfrig-erotischer Schriften, endlich Alles,
as mittelbar oder unmittelbar die Sensibili-
ıt der Sexualtheile aufreizt, wohin auch, wie
ir bereits gesehen haben, andauernde Reize
:r Haut gehören, durch hartnäckige Ausschläge,
leißelungen u. s. w.

Dieselben Ursachen sind es, die auch beim
Weibe ähnliche Wirkungen hervorbringen, und
er die Krankheit bilden, die man Liebes-
uth, Mutterwuth, Mannstollheit
ennt; (Erotomanie, Nymphomanie,
ndromanie). Die Erscheinungen des im
Weibe zu einem ungezügelten Extreme krank-

haft aufgeregten Geschlechtstriebes sind furchtbar heftiger Drang zu den Geschlechtsgenüssen, Vergessen alles Gefühles von Schaam, so daß solche arme Kranke die schauderhaftesten, ekelerregendsten Nuditäten treiben, und ohne Rückhalt die allerobscönsten Reden ausstoßen, krankhafter Reiz in den Sexualorganen, partieller oder allgemeiner Wahnsinn, leuchtende hervortretende Augen u. s. w., also ein würdiges Gegenstück zu dergleichen Erscheinungen beim Manne. Die Entwicklungsjahre des weiblichen Geschlechtes prädisponiren dasselbe vorzüglich zu dieser Krankheit, und der Constitution nach sind diejenigen Weiber besonders dazu geeignet, in denen das Nervensystem vorzüglich ausgebildet und vorherrschend erscheint, dann sanguinisch-kräftige Frauen mit starkem Haarwuchs, dunkel gefärbten Haaren, dunkeln, lebendigen Augen, einer beweglichen, ausdrucksvollen Physiognomie, deren Geschlechts-Attribute sehr stark ausgedrückt sind, also ein fester, schön entwickelter Busen, gut gezeichnete Hüften, starke Unter-Extremitäten, ein hoher Wuchs u. s. w. Oft fehlen auch alle diese Charaktere, und die Nymphomanie bricht dennoch aus; dann pflegt besonders *irgend ein* Ausschlag oder Würmer nahe bei

r gar in den Sexualtheilen die Ursache zu
1. Wir wiederholen endlich, daß die schon
Gelegenheit der Satyriasis angegebe-
1 Ursachen auch bei der Mutterwuth wirk-
n sind.

Bemerkenswerth ist es, daß wir Spuren
ser Krankheit in der Geschichte an manchen
ühmten und berüchtigten Weibern finden.
r kennt nicht eine Semiramis, eine
lia, eine Messalina, eine Agrippina,
ustina, Elisabeth von Rußland und
dre? Bei allen diesen Frauen war es nicht
hr blos

une ardeur en ses veines cachée,
'est Venus tout entière à sa proie attachée!

Furchtbar ist das Geschlechtsfeuer des nym-
manen Weibes, wenn es seine größte Kraft
icht! Einer wilden Bacchantin gleich über-
lt sie jeden männlichen Gegenstand, der ihr
den Weg tritt, und bittet und fleht und
t ihn durch die verworfensten Reden und
ndlungen, ihre wüthenden Flammen zu lö-
n. Findet sich niemand, den sie an ihren
ernden Busen pressen könne, so nimmt sie
den scheußlichsten Hülfsmitteln ihre Zu-
ht, um unaufhörlich und mit immer

erneuter Wollust dem Satan in ihr neue Nahrung zu geben, bis, wenn die beklagenswerthe Kranke auf den äußersten Krankheitsgrad gekommen ist, auch hier der Tod das Drama beschließt!

Freilich erreicht die Krankheit nicht immer und überall diese Höhe; im Gegentheil zieht sie sich in unsichtbarer Progression fast durch die Hälfte des weiblichen Geschlechtes hin, denn wer kann sagen, wo der natürliche Geschlechtstrieb genau aufhört, der krankhafte Trieb genau anfängt? Welche unzertrennbare Kette von analogen Ursachen und Erscheinungen von der eben entwickelten, schmachtenden, bleichen Jungfrau an, die sich selbst nicht einmal die Ursache ihres Schmachtens zu entdecken wagt, durch die Mittelglieder der schon mehr erfahrnen Mädchen, die wie Shakespeares Julia in die warme Mondnacht hinausrufen:

> Komm', süße Nacht, und lehre mich ein Spiel,
> Wo Jugendfülle Einsatz ist, und man
> Verliert, um zu gewinnen —

bis endlich hinauf zu der furchtbaren Höhe, oder vielmehr der schaudererregenden Tiefe der Messaline, die Juvenal mit unübersetzbaren Worten treffend also beschreibt:

Intravit calidum veteri centone lupanar
— — —
Ostenditque tuum, generose Brittanice, ventrem;
— — —
Et resupina jacens multorum absorbuit ictus.
Mox lenone suas jam dimittente puellas,
Tristis abit: sed quod potuit tamen ultima cellam
Clausit, adhuc ardens rigidae tentigine vulvæ,
Et lassata viris sed non satiata recessit.

Gesicht.

Zu allen Zeiten war das zum Himmel sich rhebende Gesicht des Menschen, dessen Würde nd Majestät ein vielbesprochener Gegenstand ür Redner und Dichter. Cicero hat Plao's edle Gedanken darüber wiedergegeben, nd Ovid sagt:

Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

Gott gab uns das erhabene Antlitz, daß wir den Himmel
Und die Gestirne mit hoch erhabenem Blick' erschauten.

Büffon drückt sich in seiner geistreichen Prosa so aus: »L'attitude de l'homme est elle du commandement; sa tête regarde

le ciel et présente une face auguste, sur laquelle est imprimé le caractère de sa dignité: l'image de l'ame y est peinte par la physionomie; l'excellence de sa nature perce à travers les organes matériels et anime d'un feu divin les traits de son visage.« Andersdenkende, wie es ja deren überall gibt, behaupten dagegen, daß Kameele und Strauße, ja sogar Gänse und Hühner ihr Haupt auch zum Himmel erheben, und daß die sogenannte Fettgans ja auf zwei Beinen gehe, wie unser Einer!

Doch ist ein unbegrenzter Unterschied zwischen dem edlen Gesichte des Menschen und der Fratze der Thiere; bei allen tritt mehr oder weniger der Gesichtstheil des Kopfes weit vor den Schädeltheil hervor, und zeigt schon dadurch, daß der Nahrungstrieb stärker sei, als das Denkvermögen, und daß sie viel mehr Interesse daran nehmen zu fressen, als zu philosophiren. Selbst wenn man die brutalsten Neger mit dem Orang-Utang vergleicht, der doch physisch unserm Geschlechte noch am nächsten steht, so zeigt jener doch durch die gewölbte Stirn, das hervortretende Kinn, den schönen entwickelten Schädel, das Siegel seiner Menschlichkeit.

ere Physiologen haben durch Versuche
rechnungen die Norm herauszufinden
ht, die das Menschen-Ideal bezeichnet,
en Maaßstab der Schönheit, in so fern
der Mensch je schöner wäre, desto mehr
ener Norm näherte, und umgekehrt.
gehört der Camper'sche Gesichts-
l. Peter Camper zieht eine grade
n dem großen Loche des Hinterhaupt-
die Stelle, wo der Kopf auf dem Halse
ist) durch die Grundfläche des Schä-
durch bis zu der Wurzel der obern
ezähne, und eine zweite Linie von eben
urzel bis zu der Stirn des Menschen
zu untersuchenden Thieres: nun fand
der aus dem Zusammentreffen dieser
Linien entstehende Winkel je spitzer sei,
mpfsinniger und bestialischer das Thier,
fer, und je mehr dem rechten Winkel
nmend, desto mehr es dem Menschen
sei; desto mehr dieser selbst Adel und
enz besitze. So haben die Affen einen
winkel von fünf und vierzig bis sechszig,
er bis zu siebenzig, der Europäer bis
und siebenzig und sogar fünf und
Grad; die Götter in der Antike dagegen
inen Gesichtswinkel von neunzig Grad,

Jupiter, der Erhabenste aller Götter, sogar hundert!

Schon hieraus, wie aus mehrern andern Regeln, die Daubenton, Lavater und Andere entdeckt haben, geht hervor, daß die Schönheit des Gesichtes keinesweges Resultat einer Verabredung, oder einer Laune, eines Nationalgeschmacks sei, wie man es wohl geglaubt hat. „Fragt, sagt Voltaire, einen Frosch über seinen Begriff von Schönheit: er wird Euch sein Weibchen mit den Glotzaugen und der glänzenden Haut als non plus ultra hinstellen!" Der Neger findet die Negerin, die junge Chinesin ihren Geliebten wunderschön. Alle aber haben von ihrem Standpunkt aus ganz Recht. Es gibt eine individuelle Vollkommenheit, eine Schönheit, in allen Thier- und Menschenklassen, und jedes Thier, jeder Mensch, aus den verschiedenen Rassen werden schön sein vor ihres Gleichen, je mehr sie sich vor diesen dem Ideale ihrer Gattung nähern. Da aber der Mensch das erste und vollkommenste aller Thiere ist, so wird er nur so menschlicher und schöner sein, je mehr er das Thierische in seinem Aeußern abgestreift hat, je mehr er sich durch Form und Inneres als Musterbild der thierischen

chöpfung charactrisirt. Darauf nun be-
hen sich alle jene oben berührten Regeln,
rauf vorzüglich die Schönheit des Gesichtes.
Wie wahr jene Bemerkungen seien, das
hen wir auch noch, wenn wir sie auf die
rschiedenen Menschenrassen anwenden, bei
nen wir die physische Schönheit und den
aaßstab ihrer Intelligenz danach so ziemlich
nau bestimmen können.

1) Die weiße Menschenrasse, welche, die
pländer ausgenommen, alle europäischen
ationen, die Araber, die Perser, die Hindus
nfaßt, hat einen Gesichtswinkel von fünf
id achtzig bis neunzig Grad; in dieser Rasse
iden wir die Genies, die die Welt erleuchtet
ben; sie hat sich zum höchsten Grade der
ivilisation aufgeschwungen, sie ist die geist-
ichste, die unterrichtetste, die unternehmendste
n Allen.

2) In der Mongolischen Rasse beträgt der
esichtswinkel etwa nur achtzig Grad; die
ölker derselben nähern sich uns am meisten
rch ihre Civilisation, aber sie sind station-
ir in ihrer Ausbildung, wie dafür ja na-
entlich die Chinesen und Japaner längst be-
hmt sind.

3) Die Malayische Rasse (Malayen und

Caraiben) zeigt fast denselben Gesichtswinkel als die Mongolische; auch ihre Intelligenz ist nur wenig entwickelt.

4) Die Negerrasse war immer gegen die andern Rassen sehr untergeordnet an Geisteskräften, und ist daher auch stets und überall von diesen unterjocht worden. Es zeigt sich auch in der That sogar noch ein Rest von Thierheit in ihrer Physiognomie, wenn wir ihren hervortretenden Kiefer und die plattgedrückte Stirn berücksichtigen; alle ihre Begierden und Triebe sind mehr auf das Thierische als auf das Geistige gerichtet, und der Hottentotte namentlich unterscheidet sich nur wenig von dem Orang-Utang. Kaum hat sein Gesichtswinkel siebenzig, der des Negers fünf und siebenzig Grad!

Aber nicht allein durch den Gesichtswinkel, sondern auch durch die übrigen, diesen weniger bedingenden Verhältnisse des Gesichtes, unterscheiden sich die verschiedenen Menschenrassen von einander. Die Europäer und die Asiaten von der Kaucasischen Rasse bis zum Ganges haben eine mehr hervorstehende Nase, weniger scharf hervortretende Backenknochen, dünne Lippen und ein mehr ovales Gesicht. Die Mongolisch-Chinesische Rasse hat eine an-

sehr platt gedrückte Nase, etwas schief
e Augen, die fein geschlitzt sind, sehr
hervortretende Backenknochen, spitzes
und breite Nasenlöcher. Weniger scharfe
haben die Amerikanischen Caraiben und
hen; aber ihre platte Stirn sieht man
unter einer Wulst von Haaren; ihr Ge-
ist breit und platt, die Augen eng anein-
rstehend, und ihre ganze Physiognomie
etwas Wildes, Ungezügeltes. Bekannter
er uns ist das Negergesicht mit seiner dicken,
tten Nase, den großen, aufgeworfenen Lip-
, dem hervortretenden Kiefer, den runden
igen, dem kleinen Schädel und dem wolligten
aar.

Diese Rassen-Verschiedenheiten lassen sich
och weiter in gewisse National-Verschieden-
eiten des menschlichen Gesichtes verfolgen.
Die Juden haben in allen Ländern den ihnen
genthümlichen physiognomischen Karakter.
Die Griechen haben noch bis heute im Allge-
meinen ein schönes, edles Gesicht unter sich
halten. Man erkennt den Italiener am
mit seiner Nase, den Spanier an der hohen
Stirn, den Deutschen an seinem etwas vier-
igen vierschrötigen Kopfe, den Holländer am
runden, den Engländer am langen Gesichte,

den Franzosen an den leichten, beweglichen Zügen u. s. w.

Fragt man sich, woher diese Varietäten, so ist allerdings die Antwort nicht ganz leicht. Vielen Einfluß freilich haben Klima, Sitten, Nahrung, Landesverfassung u. s. w. In den temperirten Ländern findet man die schönsten Gesichter, die angenehmsten Physiognomieen; die brennende Zone entwickelt die Gesichtszüge zu sehr, und macht ein altes Aussehen; in der eisigen Zone findet das Gegentheil statt, und die Gesichter behalten eine kindische Weichheit der Formen. Die Einförmigkeit der Lebensart macht auch die Physiognomie, die nicht von Leidenschaften und Tendenzen und Trieben bewegt wird, eintönig, und man hat glaubwürdig versichert, daß aus dieser Hinsicht, und wegen des meist einförmigen Klima's die Einwohner von Egypten und mehrere wilde, amerikanische Völkerschaften sich alle ähnlich sähen. Welchen Einfluß auf die verschiedene Ausbildung der Physiognomieen hat dagegen die Civilisation und die von ihr erregten und bewegten Sitten und Gebräuche? Darum finden wir auch sogar in großen Städten, wo ein ewig reger Strom von Leidenschaften brauset, die Gesichter viel ausdrucksvoller, viel verschie-

denartig-bewegter und ausgebildeter, als auf dem platten Lande.

Hinsichtlich auf den wohlgefälligen Ausdruck des Gesichtes unterscheiden wir vorzüglich drei Schattirungen: das niedliche, das schöne und das edle oder majestätische Gesicht. Niedlich ist das Kindergesicht; das Mädchen, der junge Mann nach seiner Blüthenzeit können schön sein, und für den erwachsenen Mann von ausgebildetem Karakter ist das noble, das ehrwürdig-majestätische Gesicht da. Doch sind diese Schattirungen nicht so streng nach Alter und Geschlecht im Leben getrennt. Es gibt niedliche Weiber, ja niedliche Männer und wir kennen alle auch sogar majestätisch-imposante weibliche Physiognomieen. (S. Anmuth, Schönheit.) Beschreiben, wie ein niedliches, ein schönes Gesicht aussehen müsse — das halten wir für überflüssige Arbeit, und wir wünschen dafür lieber, daß jeder unserer Leser, jede unserer Leserinnen ein Ideal davon im Herzen trage, dessen Bild ihm in diesem Augenblicke recht lebhaft vor die Seele treten möge! So müssen wir uns hier auch auf die physiognomischen Fragmente beschränken, die wir bisher in dieser Abhandlung angedeutet haben, und verweisen zu genauern

more! (sie hat das Liebesfieber) ist auch schon die Hoffnung zu einer baldigen Besserung ausgesprochen; so erzählt Müller in seinen, oben angeführten Briefen.

Daß schon die Römerinnen dem „Liebesfieber“ ausgesetzt waren, dafür zeugt — wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß die menschliche Natur sich immer und überall gleich war und ist — dafür also zeugt Ovid:

Palleat omnis amans, color hic est aptus amanti.

Bleich sei Alles, was liebt, denn bleich ist die Farbe der Liebe!

Dieses bleiche Aussehen kann aber einen körperlichen oder einen geistigen Grund haben, die freilich in manchen concreten Fällen in Eins verschmelzen mögen. Denn es kann Gram sein, der die Wangen der Jungfrau bleicht, wenn ihr der Gegenstand entzogen wird, für den ihr ganzes Leben ihr determinirt erscheint, in dessen Liebe ihr ganzes geistiges Leben wie in einem Brennpunkte sich concentrirt, und der durch Unglück aus ihrem Herzen, ihrer Nähe gerissen wird, oder es ist — was sich noch häufiger ereignet — körperliche Ursache, die das bleich-welke Ansehen macht.

wenn das ganz und reif entwickelte Frauenzimmer durch zu langes, einsames Leben nicht naturgemäß angeregt wird, und ihre Vitalität eine falsche Tendenz zu nehmen gezwungen ist. Das sind die Fälle von Bleichsüchtigen, mit hysterischen Krämpfen behafteten Mädchen, deren jeder nur etwas erfahrne Leser Mehrere kennt, die man täglich durch eine gesunde Ehe urplötzlich genesen und wieder jung und blühend werden sieht, das sind die Fälle von Weiberkrankheiten, die in einer naturgemäßen Lebensart meist rasche und sichere Heilung finden. — — —

Wie eine blühende Gesichtsfarbe vorzügliches Attribut der Gesundheit und der Jugend ist, so sehen wir sie meistens im Alter verschwinden, wo dann die Weiber oft eine erkünstelte Gesichtsfarbe zu Hülfe nehmen, die aber leider! meist besser die Absicht verräth, als sie ihren Zweck erfüllt. (S. Schminke.)

Griechische Liebe.

S. Knabenliebe.

Gürtel.

Der Theil des Körpers, der über dem Anfang der Hüften liegt, und so genannt, weil

er zur Anlage des uralten Kleidungsstückes, des Gürtels, diente. Griechen und Römer, wie noch heute alle morgenländischen Nationen, mußten sich, bei ihrer Art, sich in lang herabhängende Gewänder zu hüllen, eines Stückes bedienen, das diese Gewänder um den Unterleib zusammenhielt, und so entstand der Gürtel, der bald ein Hauptstück im Luxus orientalischer Tracht wurde. Mit dem symbolischen Gürtel, den man den Grazien gab, vereinigte man den Gedanken der höchsten Liebenswürdigkeit, und selbst Venus lieh ihn sich, um vollendet reizend dazustehen. Sehr natürlich verband sich bald mit der Idee, daß es der Gürtel war, der die Kleider eng und fest um den Körper zusammenhielte, die zweite, daß er ja auf diese Art einen Schutzwall für die weibliche Keuschheit abgäbe, und wirklich wurde dieser zweite Begriff im Alterthume sehr vorherrschend. Der überkeuschen Diana gab man deshalb sogar zwei Gürtel, und junge, noch nicht mannbare, Mädchen nannte man Ungegürtete, da sie ja noch keines Walls bedurften. Bei dem hochzeitlichen Eintritt in's Ehebette löste der junge griechische Bräutigam seiner Braut, als Zeichen der höchsten ehelichen Vertraulichkeit, den

Gürtel, das heißt, er half ihr sich entkleiden, und dann wurde der jungfräuliche Gürtel einer Göttin geweiht. (S. Brautnacht.) Von jener alten Zeit also schreibt sich die Redensart: den Gürtel lösen, als gleichbedeutend mit: heirathen her, und wird durch jenen Gebrauch leicht erklärlich. Darum haben die Dichter die merkwürdige Veränderung, die mit dem Augenblicke der vollzogenen Ehe im Menschen eintritt, gern an den gelösten Gürtel geknüpft:

> Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
> Reißt der schöne Wahn entzwei!
> Die Leidenschaft flieht,
> Die Liebe muß bleiben,
> Die Blume verblüht,
> Die Frucht muß treiben.
>
> Schiller.

Oder nach einem andern großen Dichter:

> Der Zauber löst sich auf — wir essen
> (Verschlingen oft, und thun nicht wohl daran
> Die süße Frucht, und mitten in dem Wa[illegible]
> Des neuen Götterstands, dem magischen [illegible]
> gessen
> Der Menschheit, werden uns die Augen
> gethan!
> So wie die Seele sich dem Leibe
> Zu nahe macht — weg ist die Zaube[illegible]

Die Göttin sinkt herab zum — Weibe,
Der Halbgott wird — ein Mann.

Wieland.

Die neuere Zeit, die eine andre Kleidertracht wenigstens in unserm Welttheil entstehen sah, hat also das symbolische Bild aus der alten her beibehalten. Wenn aber die neuern Völker die Idee eines Schutzwalles für die weibliche Keuschheit, die sie im Gürtel versinnlicht gesehen hatten, gar annehmlich fanden, und durch eine andere Kleiderordnung der eigentliche Gürtel doch abgeschafft war, so lag der Gedanke an den Keuschheitsgürtel sehr nahe, der noch heute bei südlich-europäischen Nationen, namentlich bei Italienern und Spaniern, existirt, und der gewiß noch eigentlicher ein Schutz und Schirm der weiblichen Keuschheit sein dürfte, als der ächt griechische Gürtel es war. Der letzte Tyrann von Padua, Alexius Carrara, soll der erste Erfinder der sogenannten italienischen Schlösser gewesen sein. Dies sind eben gewisse Leibgürtel, die aber, zum Unterschiede von dem antiken Gürtel, und wie alle diese neuern Keuschheits-Zwinger, auf dem nackten Leibe getragen werden, welche auf verschiedene Art den Zugang zu den weiblichen Sexual-

u verhüten sollen, und deshalb nur eine
e Oeffnung lassen, als sie eben zu ge-
n natürlichen Verrichtungen hinreicht,
Oeffnung, die bei Vielen sogar noch mit
n Spitzen, Stacheln besetzt ist, um dem
in den Weg abzuschneiden! Der Gebrauch
lben soll wirklich noch hier und da in
lien und Spanien verbreitet sein. Ein
scher Schriftsteller hat folgenden Jung-
auengürtel ernstlich empfohlen, dessen
schreibung wir bei dieser Gelegenheit mit
afnehmen wollen, falls wir etwa damit ir-
end Jemanden einen Dienst leisten könnten.

Der Bauchkreis dieses Gürtels besteht aus
latt gewundenen, ganz schwachen Stahlfe-
ern, welche mit weichem Leder überzogen, und
uf der innern Seite mit Zeug gefüttert wer-
en. Da diese englischen Drahtfedern sich
was weniges ausdehnen, so ist davon bei
ollem Magen, Obstructionen und dergleichen
ufällen nicht die geringste Unbequemlichkeit
u befürchten. Im Rücken dieses Gürtels
nd andre Riemen von eben der Materie be-
stiget, welche sich über dem Hintertheil in ein
nglisches Oval theilen, unter demselben so-
eich wieder zusammenfallen, und in der Ge-
nd der Schaamtheile eine Fassung von einer

converen Platte erhalten, die mit der nöthigen Oeffnung versehen und deren innere Seite mit welchem Zeuge gefüttert ist; diese Platte muß so getrieben sein, daß das Ende auf den Damm kommt. Da wo diese Hohlfassung aufhört, geht ein drei Finger breites Stahlband, von gleicher Beschaffenheit des Bauchkreises, über den Leib bis in die Gegend des Nabels, wo es in den Leibkreis einschließt. Hier wird eine kleine Schnalle angebracht, die man zuziehen kann, und deren eine Seite, gleich wie der Schließhaken an Riemen, einen stählernen Ueberwurf hat, woran ein beliebiges kleines Schlößchen gelegt wird. Da dieser Leibgürtel da seine Stelle erhalten muß, wo die Frauenzimmer die Kleider binden und den Leib ohnehin zusammen pressen, so wird er zugleich den Nutzen haben, die Kleider fest zu halten. Anstatt der Stahldrahtfedern kann man auch dünnes elastisches Stahlband nehmen, das von der Gattung der schwachen und sehr biegsamen Federn der kleinen Stubenuhren ist.

Der Verfasser bildet sich auf die Erfindung und Empfehlung dieses J u n g f r a u e n g ü r t e l s etwas ein; wir aber wiederholen, was wir schon im Artikel: A m u l e t geäußert haben; daß weder Schloß noch Riegel, noch

...e noch Infibulation die Moralität eines
... ganz zu bewahren im Stande seien,
...r rufen Wehe! über die, bei welchen es
...nwendung solcher Mittel bedarf! (Vergl.
...ibulation, Keuschheit.)

H.

Haar.

Eine der Hauptzierden der menschlichen
Gestalt ist das Haar, denn es ist ein ihm eigen-
thümliches Attribut, es ist eins von jenen
Unterscheidungszeichen, die uns auch physisch
von den Thieren trennen. Darum gibt auch
der Mensch überall und zu allen Zeiten viel
auf sein Haar, und künstliche Frisuren nehmen
vielleicht die ersten Blätter in der Geschichte
der Moden ein. Im Homerischen Hym-
nus an Hermes wird schon erzählt, daß die
Mohren Mehl in's Haar streuten, und Salo-
mon's Leibwache streute sich schon, wie die
vornehmen Jüdinnen damaliger Zeit, Gold-
pulver in die Haare! So gibt es (s. Frisur)
denn auch kein, wenn noch so wildes Volk,
das nicht seine eigenthümlichen Gebräuche zur
Behandlung und respektiven Verschönerung

des Haars hätte. Eben auch, weil das Haar eine so schöne, menschliche Zierde ist, hat es überall bei den Dichtern der Liebe eine so große Rolle gespielt, daß die Annalen der erotischen Poesie angefüllt sind mit Lobreden und exaltirten Herzensergießungen über die Schönheit der Haare.

Die Haare nehmen den größten Theil des Schädels ein und heißen hier: das Haupthaar; von dieser Parthie der Haare ist hier vorzüglich die Rede, da das Vorkommen von Haaren an andern Stellen des Körpers zum Theil schon sonst in diesem Werke erwähnt ist (s. z. B. Entwicklungsjahre), zum Theil aber auch gar nicht zu unserm Zweck gehört. Die Anzahl der Haupthaare ist ungemein verschieden. Bei dem Einen stehen sie in überreicher Menge dick und eng an einander, und dies ist besonders bei kräftigen Individuen, bei dunklerem Teint und Haar der Fall; bei andern sind sie dünn und weitläuftig, und widerstreben hartnäckig den tausend Mitteln, die man von dem einfachen Rindermark an bis zu dem jetzt so beliebten Macassar-Oel leider! so vergeblich an sie verschwendet. Denn es mag hier erwähnt sein, daß von allen Kunstmitteln, die man ausposaunt und empfohlen hat, den

wuchs zu befördern, oder ganz zu bewir-
wo das Haar verloren ging, es kein
ziges gibt, welches erprobt und radical
chbar und wirksam sei! Die Erzeugung
auch nur die Wiedererzeugung der Haare
keineswegees in unsrer Gewalt; eben so
nig als es ganz in unsrer Macht steht,
aare da ganz auszurotten, wo sie nor-
malmäßig nicht hingehören. Es kommt näm-
lich nicht selten vor, daß, besonders bei Brü-
netten, sich um die Oberlippe, auch wohl die
Backen entlang, ein dünner Haarwuchs zeigt,
der deutlich die Rudimente eines männlichen
Bartes verräth; auch wohl an andern Stellen
des weiblichen Körpers am Nacken, auf den
Armen, den Schenkeln u. s. w. zeigen sich zu-
weilen Haare, wo man sie grade nicht sucht
und willkommen heißt. Verschiedene Zeiten
und Sitten haben sogar den Haarwuchs da
zu beschränken und zu vertilgen gesucht, wo
wir, die heutigen Europäer, nach den Gesetzen
der Physiologie ihn sehr gern sehen: so ver-
sichern Juvenal, Persius und andre alte
satyrische Dichter, daß die griechischen und
römischen Damen:

Ne laissaient point d'ombrage
à leurs secrets appas —

weswegen man auch an weiblichen, nackten
Antiken keine Spur von Leibhaar findet).
Für alle solche Fälle haben Aeltere und Neuere
die sogenannte Epilatoria ersonnen, Mittel,
um das Haar zu vertilgen, und besonders
sind es die Orientalen, Egyptier, Chinesen,
Perser, Araber, deren Toiletten-Annalen reich
sind an dergleichen Recepten. Man hat dazu
die schärfsten, beizendsten Sachen angewandt,
z. B. Kalk, Arsenik u. dgl. aber — wie ge-
sagt, wo einmal die eigensinnige Natur Haare
eingepflanzt hat, da pflegt sie sich in der Regel
eben so wenig durch Rusma oder Nuret
(zwei der beliebtesten orientalischen Epilatoria)
stören zu lassen, als sie sich umgekehrt durch
Macassar-Oel u. dgl. zur Beförderung des
Haarwuchses anreizen läßt, wenn sie nun ein-
mal eine kahle Stelle haben will. — Wir
hoffen, daß unsre Leserinnen uns einen kleinen
Dank wissen werden für diese Digression.

Um noch einen Augenblick bei der Kahl-
keit stehen zu bleiben, so ist es sehr auffallend,
daß die Männer das traurige Vorrecht vor
den Weibern haben, eine sogenannte Glatze,
d. h. einen kahlen Fleck auf dem Hinterkopfe,
der mit der Zeit größer wird, und meist zu-
letzt einen Kahlkopf veranlaßt, bekommen zu

können, denn nie hat ein Weib eine Glatze. Mit Unrecht schreibt man eine solche Glatze, besonders bei jungen Männern, einem frühern etwas ungezügelten Leben zu, denn dies ist durchaus nicht immer der Fall, wenn gleich eine sehr schwächende Lebensart, wie auch schwächende Krankheiten, z. B. langwierige Nervenfieber, oft das Ausfallen der Haare befördern. Andre Männer bekommen aber eine Glatze, ohne daß irgend eine Ursache auszumitteln wäre; zuweilen sind anhaltende Anstrengungen und Arbeiten des Kopfes der Grund, zuweilen ist der Kahlkopf erblich. Weit seltner als Männer verlieren Weiber die Haare, und bei ihnen sind dann meist lange Krankheiten, wiederholte Wochenbetten, oder ähnliche schwächende Potenzen vorhergegangen.

Die Haare wachsen zu einer bestimmten Länge, nicht darüber hinaus, aber diese Länge ist individuell sehr verschieden. Nicht selten reicht das weibliche Kopfhaar bis auf den Gürtel, ja bis zu den Knieen, und auch der männliche Bart kann zu einer großen Länge anwachsen. (S. Bart.) Gewöhnlich haben glatte, wenig lockigte Haare mehr Länge, als andre, und die wolligten Haare der Neger bleiben ganz kurz.

Farbe, Form und Beschaffenheit der Haare sind sehr verschieden, je nach den verschiedenen Ländern, Klimaten und Breitengraden, und sie tragen daher mit bei, die verschiedenen Menschenrassen zu bezeichnen.

Die Haare der europäischen Rasse sind im Allgemeinen lang, rund, mehr oder weniger dünn, und hauptsächlich schwarz, blond oder roth gefärbt, das letztere seltner. Dabei bemerkt man, daß im Norden das blonde Haar, im Süden das schwarze vorherrscht, und man findet im Allgemeinen eben so wenig blonde Spanier und Italiener, als man ganz schwarz behaarte Engländer oder Schweden trifft.

Die Haare der zweiten Rasse, die den hohen Norden der beiden Continente bewohnt, sind schwarz, platt, dick, kurz und hart.

Die dritte Rasse, deren Hauptsitz Mittel-Asien ist, hat lange, dünne, schwarze Haare. Die vierte Rasse, die den mittlern Theil von Afrika bewohnt, die Negerrasse, hat schwarze, feine, wolligte, kurze, krause Haare; und die fünfte Rasse endlich, die die Ureinwohner von Amerika bilden, zeichnet sich aus durch lange, dicke, starke Haare.

Was die oft untersuchte Farbe des Haars betrifft, so scheint es nach Vauquelin's

perimenten darüber gewiß, daß es ein ei-
nthümliches Oel sei, welches die Hauptur-
he der Färbung hergibt, daß aber auch Ne-
nbedingungen da sind, z. B. der größere
er geringere chemische Gehalt von Eisen oder
hwefel in den Haaren, welche auf die Schat-
ung der Farben des Haars einen großen
nfluß haben. Was die graue und weiße
rbung des Haares betrifft, die sich allmäh-
 oder mit dem Alter einstellt, so glaubt
auquelin, daß sie vom Aufhören der
cretion des färbenden Princips abhängt;
es müßte aber dann in den seltenen Fällen
h einmal wieder erzeugt werden, wenn
ue oder weiße Haare wieder eine Farbe
ommen, was allerdings zuweilen vorge-
nmen ist. Dr. Slave aus Belfort war
tzig Jahr alt, und seine Haare längst durch-
s weiß, als sie mit einemmale wieder dunkel-
run wurden, was sie auch bis zu dem Tode
 Doctors blieben, der in dessen hundertsten
ensjahre erfolgte. Eine Engländerin, Su-
na Edmond, sah zu fünf und neunzig
ren ihre weißen Haare wieder schwarz,
d zu einhundert und fünf Jahren zum zwei-
male weiß werden, worauf sie dann bald
b. Ein einhundert und sechsjähriger Greis

in Wien bekam wieder schwarze Haare. Bei einem Schotten, der zu hundert und zehn Jahren starb, waren die Haare einige Jahre vor seinem Tode wieder blond geworden. Umgekehrt werden auch dunklere Haare plötzlich und zuweilen in einer Nacht weiß, wie folgende Geschichte beweist: Im Jahr 1781 brachte ein junger vier und zwanzigjähriger französischer Officier am Cap français die Nacht mit einer Mulattin zu, und gab sich ohne Maaß dem Vergnügen der Liebe hin. Gegen Morgen bekam er heftige Krämpfe, und sein Bart und Kopfhaar, früher schön braun, wurden, sonderbarerweise, aber nur auf der rechten Körperhälfte, weiß, und blieben es später auch! (Vgl. Frisur, Perrücke.)

Hagestolz.

Das „Conversations-Lexicon" gibt unter den vielen Meinungen, die man über die Etymologie dieses Namens hat, folgende als wahrscheinlichste an: Haga hieß in der alten, deutschen Sprache ein mit einem Zaune umgebener Hof, Stolze aber so viel, als ein Sitz, eine Wohnung. Nach der Verfassung der alten Deutschen erbte jedesmal der älteste

in dem Hof seines Vaters, und die übrigen
der erhielten nur einen geringen Theil
Nachlasses. Weil aber die Familien
beisammen blieben, so erbauten sich die
der an dem Hofe des Vaters kleine Woh-
gen, und erhielten deswegen den Namen:
gestolze. Da sie aber wegen Mangel
Gütern meist im ehelosen Stande lebten,
gab man nach und nach allen ehelosen
nnern diesen Namen. —
Welche unnatürliche Einflüsse mußten auf
Menschen einwirken, um in ihm den aller-
htigsten Trieb zu unterdrücken, den Trieb
ehelichen Vereinigung mit einem Indi-
um des andern Geschlechtes, einen Drang,
überall mit dem eigentlichen Geschlechts-
e gleichen Schritt hält! Der Mensch, der
Trieb zur Geselligkeit, zum Familienleben
t, sobald er überhaupt nur fühlen lernt,
einsam und verlassen, ohne Liebe und
ge ein trauriges Leben fort! Mächtig ge-
müssen die Gründe sein, die ihn zum Cö-
t veranlassen, und sie sind es auch. Eine
tige Veranlassung gab vordem, und gibt
heute in apostolischen Ländern das reli-
Gesetz, gegen welches natürlich überall
weitere Appellation statt finden kann.

— Ein zweiter, mächtiger Grund liegt in den Verhältnissen unsrer Civilisation; wie heut zu Tage unsre Kultur vorgeschritten, unser geselliges Leben eingerichtet, und mit seiner Ausbildung die Zahl der Bedürfnisse angewachsen ist, gehört freilich eine nicht Jedem zugängliche Quelle äußerer Hülfsmittel dazu, um Weib und Kind unterhalten zu können, und leider! macht dieser Grund, dem wir, wie wir oben gezeigt haben, zum Theil die ganze Entstehung des Hagestolziates verdanken, dem doch aber unter gewissen Bedingungen leicht abzuhelfen wäre, alljährlich immer mehr Hagestolze, je mehr eben die Civilisation immer noch fortschreitet. Er war es auch, der Kant zum ehelosen Stande bewog, dem wir folgende geistreiche Antwort verdanken, welche das ganze Verhältniß dieser Klasse von Hagestolzen trefflich ausdrückt. Als man Kant nämlich im spätern Alter fragte, warum er unverheirathet geblieben sei, antwortete er:

Als ich eine Frau brauchen konnte, konnte ich noch keine ernähren; als ich sie aber ernähren konnte, konnte ich keine mehr brauchen.

Andre Männer bilden eine dritte Klasse von Hagestolzen; einige unangenehme Erfah-

gen haben sie gegen die Weiber eingenom- — sie nennen sie eine Lügenbrut — ein ergezücht — haben einmal für allemal aß allen Weibern!" geschworen, und ihr iges Motto ist:

„Jemand, der sich verheirathet, ist mit einem Tropf zu vergleichen, der die Hand in einen Sack steckt, um einen Aal herauszuziehen, der allein darin ist, unter hundert Schlangen. Es ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß er eine Schlange herausziehen wird.

Thomas Morus.

Es gibt viertens auch Männer, denen es nur an festem Willen und Bestand fehlt, um ein Weib zu nehmen. Sie scheuen die Opfer, die die Ehe allerdings verlangt, haben zu wenig Liebe und Treue, um ihr Ich an eine und nur Eine Frau zu fesseln, und ziehen es vor, ihre „Freiheit" zu bewahren, an welche man solche Männer ewig appelliren hört, um heute mit der Blonden, morgen mit der Braunen zu scherzen. Leider! ist diese Klasse nicht gering, und mit der fortschreitenden Sittenlosigkeit droht sie sich alljährlich zu vergrößern; auch ist es ganz besonders gegen solche Männer, gegen welche verschiedene Staaten Strafen

gesetze des Coelibats aufgestellt haben, wie die Römer eigentlich schon eines hatten, in so fern sie von Hagestolzen eine Taxe (aes uxorium) nahmen, und wie am ganzen Rhein lange das sogenannte Hagestolzenrecht bestand; dem zufolge ein Theil des Vermögens eines Hagestolzen, wenn er nach erreichtem fünfzigsten Jahre als solcher starb, an den Staat vererbte. — Sollen wir endlich noch der unglücklichen Männer erwähnen, die in einem gezwungenen Coelibat leben, weil eine unheilbare Krankheit ihnen ein eheliches Verhältniß unmöglich macht?

Wir haben bereits in den Abhandlungen Ehe und Enthaltsamkeit auf mehrere Folgen hingedeutet, die ein Leben mit sich führt, das nicht durch die Genüsse der ehelichen Liebe gewürzt wird.

Sich als Hagestolz, allein in's Grab zu schleifen,
Das hat noch keinem wohlgethan.

Göthe.

Andre Folgen bleiben uns hier zu entwickeln, besonders in so fern diese Folgen den Staat, die Volkswohlfahrt betreffen. Männer, die nicht durch religiöses Gesetz oder Krankheit an das Coelibat gebunden sind, werden meistens

große Anhänger einer luxuriösen Lebensart; genöthigt, um jeden Preis ihre physischen Begierden zu befriedigen, daher wenig scrupulös in der Wahl ihrer Liebe, werden sie hauptsächlich Träger und Verbreiter der ekelhaften unästhetischen Krankheit, von der Göthe einmal sehr ästhetisch sagt:

— Ganz abscheulich ist's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten, und Gift unter den Rosen der Lust,
Wenn im schönsten Moment der hin sich gebenden Freude
Deinem sinkenden Haupt lispelnde Sorge sich naht!

Wenn nun vollends Kinder aus den unerlaubten Verbindungen von Hagestolzen hervorgehen, was ist meistens das Loos dieser unglücklichen Bastarde? Wer hat große Städte durchreist, sich nach diesen Verhältnissen umgesehen, und — nicht geschaudert? Uebrigens ist es auch eine andre Erfahrung, daß unter hundert männlichen Hagestolzen nur etwa zehn fruchtbar bleiben, die Unfruchtbarkeit unverheirathet bleibender Weiber aber ist *sogar noch viel größer*. Wenn man nun die *Zahl der Kinder*, die im Durchschnitt einer

Ehe erzeugt werden, auf vier festsetzt, so kann man berechnen, daß in einem Zeitraum von fünf und zwanzig bis dreißig Jahren — dem gewöhnlichen Zeitraum der weiblichen Fruchtbarkeit — hundert Hagestolze die Gesellschaft um dreihundert und sechszig bis vierhundert Bürger gebracht haben werden! Die Entfernung der Männer vom weiblichen Geschlechte, die oft im späten Alter noch durch die Liebe zur Bequemlichkeit und zur Pflege besiegt wird, bringt endlich auch noch oft die späten Ehen zu Stande, die, abgerechnet davon, daß sie oft unfruchtbar bleiben, noch durch die Schwäche der Nachkommenschaft und durch die größere Gefahr der Entbindung bei bejahrten Frauen, die sie herbeiführen, dem Staate keinesweges gleichgültig sind. (S. Ehe.)

Wahrscheinlich ist es auch das losgebundene Leben der Hagestolzen, deren Gemüth nicht durch die heiligsten Interessen des Menschen, Gatten- und Kinderliebe, geläutert ist, und die durch diese Interessen also auch nicht wie Ehemänner an den Staat und ein bürgerliches Leben gefesselt sind, wahrscheinlich ist es diese Lebensart, die bei der Erfahrung in Anschlag zu bringen ist, daß unter den Verbrechern überall und immer unverhältnißmä-

sig mehr Hagestolze waren als Ehemänner. „Man schlage die Kriminalprotokolle auf, sagt Voltaire, und man wird finden, daß immer unter hundert Aufgehängten neun und neunzig Unverehelichte auf Einen einzigen Bürger und Hausvater kamen.“ —

Und nun nur noch ein Wort über die weiblichen Hagestolzen, die sogenannten alten Jungfern.

Mit diesem Spottnamen benennt man bekanntlich solche bedauernswerthe Frauenzimmer, die den Zweck ihres Daseins dadurch verfehlt haben, daß sie sich in jüngern Jahren nicht zu dem Ehestande entschlossen. Jedes Zwecklose, jede verfehlte Richtung erweckt gewöhnlich den Spott der Mitmenschen, und in so fern Jemand die Schuld dieser verfehlten Richtung in sich trägt, verdient er auch in der That diesen Spott. Aber wohl nur die geringere Zahl der sogenannten „alten Jungfern“ ist an ihrem Jungfernstande Schuld, und auch unter dieser Anzahl ist wieder ein großer Theil, der eher das innigste Mitgefühl und die größte Achtung, als neckenden Spott verdient, wir meinen die Mädchen, die mit *moralischer Selbstüberwindung* jede Ehe auf*gegeben haben, weil* einst der geliebte Gegen-

stand durch Politik oder Unglücksfäll
ihnen getrennt wurde, und sie das An
an ihn nicht in einem gleichgültigen Eh
verwischen wollen. Die meisten beja
unverheiratheten Frauenzimmer aber
zu ihrer Zeit nur zu gern zu Hymens F
geschworen, hätte nicht die Macht der
hältnisse sie daran gehindert, enrollirt zu
den. Ja sie würden noch heut dazu schn
denn:

> sie haben Fleisch und Blut, wie
> Schönen —
>
> Wiela

aber die »jours de fête« sind vorüber
lebhafter indeß das Bewußtsein des verf
Lebenszweckes in ihnen wird, je mehr sie
den, was sie entbehrt haben, desto leb
wird auch in ihnen der Drang, das Versä
wo möglich noch nachzuholen, und dieser D
drückt sich in allen Zügen, Mienen und
wegungen der „alten Jungfern" so sond
so grell aus, daß ihr ganzes Wesen eben
Anstrich erhält, den man sich bei dieser B
nung zu denken gewohnt ist.

Sie schmunzeln, wie alte Jungfern,
malen lassen wollen,



itzige Lichtenberg, und wer kennte
Schmunzeln, dies Schönthun, dies
n mit Reizen, deren längst entschwun-
asein nur noch schlecht zu verbergende
er beweisen! Man blicke nur auf Ho-
s alte Jungfer in seinem „Morgen!“
s Geschöpf sich bitterlich ergrimmt über
rzstärkenden Frühstücksgenuß, den
e jungen Nachbarn verschaffen, so ist es
nlich der ärgerliche Karakter der „alten
frau,“ daß sie neidisch auf die genießende
nd zurückblicken. Es ist noch dies ein
essanter Zug in der weiblichen Psychologie,
dergleichen Frauenzimmer meist damit en-
, eifrige Betschwestern zu werden, und selten
d man fehlschließen, wenn man bei solchen
en Betschwestern den verfehlten Zweck, von
m wir sprachen, als Motiv ihres Treibens
ufstellt. (Vergl. Ehe, Enthaltsamkeit,
Geschlechtstrieb.)

Hahnrei.

Still! über gewisse Dinge in der Welt muß
man leicht hinwegschlüpfen — — darum hie
nur eine scherzhafte Apologie der Hahnrei
schaft von einem ältern erotischen französisch
Dichter:

La paix du ménage.

Nous connaissons en mariage
Un moyen sur pour être heureux:
C'est que l'épouse soit volage,
Et que l'époux ferme les yeux.
S'il est, dans la ville
Quelqu' époux tranquille,
C'est toujours, j'en suis convaincu,
C'est un cocu, c'est un cocu!

Lorsqu'une femme est infidèle
Elle est douce comme un mouton;
Si par hasard elle est cruelle
Au logis c'est un vrai démon
D'une femme sage
Un diable est l'image:
Mieux vaudrait, j'en suis convaincu
Être cocu, être cocu.

Quel est le mortel sur la terre
Accablé de biens et d'honneurs,
A qui tout le monde veut plaire,
Et que l'on comble de faveurs?
Celui qu'au passage
Partout on engage?
C'est toujours, j'en suis convaincu,
C'est un cocu, c'est un cocu.

Ce mal, dont un jaloux enrage,
Est un bien du ciel descendu;
Il apporte dans le ménage
La paix, qui vaut bien la vertu.

Oui, le cocuage
C'est le choix du sage,
Et pour en être convaincus,
Soyons cocus, soyons cocus!

Hals.

Eine der schönsten Zierden eines wohlgebildeten, menschlichen Körpers! Wie es überhaupt eine auffallende, nicht leicht erklärliche Erscheinung ist, daß der Hals mit dem Geschlechtssystem in sehr naher Beziehung steht, was wir in dieser Abhandlung vorzüglich berücksichtigen wollen, so ergibt sich schon daraus die große Verschiedenheit des männlichen und des weiblichen Halses. Beim Manne ist der Hals im Allgemeinen kürzer, dicker, fleischiger, die Muskeln schärfer hervortretend, der sogenannte Adamsapfel, nämlich der Kehlkopf, mehr hervortretend, und in seinen Formen deutlicher sichtlich und fühlbar, die Stimme tiefer und kräftiger, beim Weibe dagegen ist der Hals schlanker und zarter, mehr rund, ohne zu sehr hervortretende Erhabenheiten, und die Stimme dünner und heller. Aus eben jenem Grunde gehört auch der Hals zu den Theilen, die sich *erst ganz in den* Entwicklungsjahren ausbilden,

da früher der kindliche Hals in beiden Geschlechtern sich ähnlich ist.

Schon die Alten kannten sehr gut diese Beziehung des Halses zu dem Sexual-Systeme, wie wir es erstens einmal an ihren Statuen deutlich wahrnehmen. Ihre Künstler haben überall gewiß nicht den zügellosen Messalinen den kleinen, runden, zarten Hals der Lucrezien und Virginien gegeben, und nie wird man den thätigen und mäßigen Julius Cäsar oder den strengen Cato mit dem untersetzten Fetthals eines Vitellius und Lucullus abgebildet finden. Mehr aber noch beweist die Bekanntschaft der Alten mit jenem Erfahrungssatz von der Sympathie zwischen Hals und Geschlechtsorganen eines ihrer Prüfungsmittel der Jungfrauschaft. (S. diesen Artikel.) Bei den Römern nämlich herrschte die Gewohnheit, daß, wenn sich ein Mädchen verheirathete, seine Amme oder eine andre Frau demselben in Gegenwart aller Anwesenden die Dicke des Halses mit einem Faden maß. Am folgenden Tage ging die Matrone mit den Anverwandten in das Zimmer der jungen Eheleute, und untersuchte, ob der Faden noch das Maaß des Halses hatte, und wenn er zu *kurz war*, so rief sie freudig aus: „Meine

Tochter ist Frau geworden!" Darauf bezieht sich Catulls:

Non illam nutrix, orienti luce revisens,
Hesterno collum poterit circumdare filo.

Jener wird nicht, wenn früh am Morgen sie forschet, die Amme,
Heute das Hälschen noch mit dem gestrigen Faden umspannen.

Auf dieses Zeichen spielt auch Göthe an in einem der köstlichen „Epigramme aus Venedig:"

Ah! mein Hals ist ein wenig geschwollen! so sagte die Beste
Aengstlich. — Stille, mein Kind, still! und vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt, sie deutet dir leise,
Daß sie das Körperchen bald, ach! unaufhaltsam verstellt.
Bald verdirbt sie die schlanke Gestalt, die zierlichen Brüstchen.
Alles schwillt nun; es paßt nirgends das neuste Gewand.
Sei nur ruhig, es deutet die fallende Blüthe dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht schwellend im Herbste gedeiht.

Musitanus, ein italienischer Arzt, versichert, daß er das Experiment mit dem Faden

mehr als tausendmal angestellt, und daß es ihn nie betrogen habe. Allein wir haben dennoch keinen Grund, an die Untrüglichkeit dieses Criteriums zur Ermittelung der Jungfrauschaft zu glauben, denn viele andre Umstände können in der Zeit, die zwischen dem ersten und dem wiederholten Messen des Halses liegt, diesen anschwellen, ohne daß die Moralität der Dame gelitten zu haben braucht. (Vergl. Jungfrauschaft.)

Halstuch.

Ein kleiner Theil unsrer Bekleidung, der für die Mode eben so wesentlich ist, als für die Gesundheit. Die Alten kannten diese theils lächerliche, theils (unter gewissen Bedingungen) schädliche Tracht nicht, und sie trugen den Hals frei. Freilich bedienten sich die Römer eines wollenen oder seidnen Tuches (focale), um den freien Hals gegen die Kälte zu schützen, aber man legte dieses Tuch nicht öffentlich an, wenn man nicht krank war, in welchem Fall man dieser Weichlichkeit wegen wohl entschuldigt wurde; sonst trug der stolze Römer den Hals nackt, und wickelte ihn höchstens bei schlechtem Wetter in die Toga. Noch heute gibt es ganze

ker, wie Polen, viele orientalische Nationen, ch Kalmucken, Tartaren u. s. w., die stets nen entblößten Hals haben. In Frankreich nd Spanien aber trug man schon im Mittelter nicht mehr den nackten Hals frei, sondern mgab ihn mit den Halskrausen, deren Form nd Stoffe schon damals einem wechselnden Modegeschmack unterworfen waren. Im Jahr 1660 endlich sah man in Frankreich ein Regiment von Croaten, bei welchem die Soldaten ein wollenes, die Officiere ein seidenes Tuch um den Hals trugen. Diese Tracht war neu und auffallend, und bald war die *Croate* (woraus nachher *Cravatte* wurde) Modetracht und allgemein eingeführt. Seitdem hat man das Halstuch nach tausend Arten geknüpft, gebunden, gewickelt, gefärbt, und es ist in unsrer Zeit, wie gesagt, ein wichtiger Artikel des männlichen Kleiderluxus geworden. Heut klein und eng um den Hals anliegend, um einem furchtbar großen Hemdenkragen und einem breiten, gestreiften Jabot Raum zu geben, ist es morgen ein ungeheures Stück Musselin, das warm und dick um den Hals liegt, (schädliche Blutcongestionen zum Kopfe befördert!) und den Hals *fast eben so* unförmlich dick macht, *als der Kopf ist.* Heut ein Schleifchen, morgen

ein großer Knoten, übermorgen ein einfach übereinander gelegtes, mit einer Agraffe, einer Busennadel festgehaltenes Tuch! Hat doch ein Engländer eine eigene Schrift geschrieben: „über die Kunst, das Halstuch zu falten und umzulegen!"

Frauen haben nur in den seltenen Fällen Halstücher angelegt, wenn Krankheit sie vorübergehend zwang, den Hals mehr als gewöhnlich zu schützen, oder auf längere Zeit, wenn ein Kropf oder ein andres unheilbares Halsübel ihrer Schönheit im Wege stand. Behüte uns nur der Himmel vor einer allgemeinen Mode von Halstüchern bei Frauen, die uns des Vollgenusses des Anblicks eines der schönsten Theile des weiblichen Körpers berauben würde!

Wir meinen hier freilich nicht jenen Theil der weiblichen Bekleidung, der auch wohl Halstuch, aber eigentlicher und schicklicher Busentuch genannt wird und über welches Tuch wir durchaus kein Anathem aussprechen wollen, da es, nächst einem der Zeichen weiblicher Verschämtheit und Sittsamkeit zugleich in vielen Fällen ein der Gesundheit gewiß recht zuträgliches Bekleidungsstück ist, obgleich

freilich die neuern Zeiten und Moden Stoffe zu erfinden gewußt haben, die schon Wieland

gewebte Luft

nannte, und die wohl eben so wenig der Sittsamkeit als der Gesundheit förderlich sind.

Hand.

Diesem wichtigen Theile seines Körpers verdankt der Mensch seine Geschicklichkeit in allen Künsten, ihm zum großen Theil seine Superiorität über alle Thiere, wie dies schon Anaxagoras behauptet hat. Aristoteles und Galen nennen die menschliche Hand das Instrument der Instrumente, und der erstere Philosoph behauptet gar, der Mensch beherrsche die thierische Schöpfung nur eben deshalb, weil er mit Händen versehen sei. Aber was würden uns die Hände nützen, hätten wir nicht ein Gehirn und Vernunft, die Hände zu regieren? Haben nicht Blödsinnige und Affen auch Hände? und doch haben weder Blödsinnige noch Affen der Menschheit durch ihre Geschicklichkeit wesentliche Dienste geleistet.

Aber wir wollen hier keine Dissertation

über die Vorzüge, den Nutzen der Hand schreiben, wo es uns nur vergönnt bleibt, die Beziehung dieses wesentlichen Gliedes zur menschlichen Schönheit und eben deshalb seine Wichtigkeit für die Freuden der Liebe auseinander zu setzen.

Sit longa manus —
Lang sei die Hand,

so verlangt es der Kenner Novlsan, indem er die Reize (s. diesen Artikel) der weiblichen Schönheit analysirt, und — er hat Recht. Freilich muß die Hand nicht eine ungebührliche, unverhältnißmäßige Länge haben, aber auch eine zu kurze, dicke, gedrungene Hand ist nicht schön: die Finger müssen lang gestreckt, der Rücken der Hand weich gepolstert, an den Gelenken der Finger kleine Grübchen eingedrückt, die Nägel angenehm gebogen, und schön fleischroth gefärbt sein — so ist eine schöne weibliche Hand, so muß sie sein, wenn der männliche Beschauer sich jeden Augenblick zu einem Handkuß aufgelegt fühlen soll, der etwas mehr als bloßer Respekt, als ein hergebrachtes Compliment bedeutet.

Indem sie der Hauptsitz des Tastsinnes ist, wird die Hand ein hochwichtiges Instru-

ment in der Maschinerie der Sinnenliebe. Das Tasten und Betasten nämlich macht sehr stark aufgelegt zu den Genüssen der Sinnlichkeit, und die Natur zeigt auch, daß die mit Händen versehenen Geschöpfe, wie Affen und Menschen, sehr wollüstig sind. Die Hand spielt also eine sehr große Rolle in dem Lustspiele der Sinnenliebe, und man mag wohl dem Abbé in Paris, der in der Oper vertraulich neben einer allerliebsten Schönen in der Loge saß, nicht ganz ohne Grund zugerufen haben:

Haussez les mains, Monsieur l'Abbé —

Yorik.

da man nicht sehr genau wußte, wo er eigentlich seine rechte Hand hatte. „Bin ich doch doppelt beglückt," ruft Göthe in den schon mehreremale citirten, mit südlicher Glut gedichteten, römischen Elegieen,

„Bin ich doch doppelt beglückt, indem ich des lieblichen Busens
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab!
Dann versteh' ich den Marmor erst recht, ich denk' und vergleiche
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand!

Und ein andermal gesteht er:

Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameters Maaß leise mit fingernder Hand
Ihr auf den Rücken gezählt —

Wenn auf diese Art, und auf tausend andre Weisen, die die Leser uns nicht zumuthen werden, ihnen herzuerzählen oder gar zu erfinden, die Hand ein wichtiges Organ ist für die erlaubten Freuden der Liebe, so hat auf der andern Seite die ausschweifende Phantasie des Menschen dies Organ auch schnöde zu mißbrauchen gewußt, indem sie es zur Ausübung eines Lasters benutzen lernte, über das der Sittenbeobachter mit einer Thräne des Mitleids im Auge gern einen dichten Schleier zieht!

Haut.

Wir haben, wenn wir die Leser nicht mit Wiederholungen ermüden wollen, hier nur wenig zu sagen. Auch die Haut, als Sitz des Tastsinns, als ein Organ, was durch und durch mit feinen Nerven durchwebt ist, ist ein wichtiges Reizmittel für Erweckung sinnlicher Triebe, und Jeder weiß, wie das sogenannte *Kitzeln* immer wollüstige Empfindungen erregt

Wäre es nicht endlich hier an der rechten Stelle, ein Wort über den thierischen Magnetismus zu reden? Gewiß beruht eine seiner hauptsächlichsten Wirkungen auf der Sympathie der durch das Streichen aufgeregten Hautnerven mit den Sexualorganen des Weibes, eine Sympathie, die durch viele physiologische und pathologische Erfahrungen unwiderruflich bewiesen ist. Daher sehen wir den Magnetismus so ganz vorzüglich bei jungen (oder auch ältern) hysterischen Weibern und Mädchen wirken, daher ist der Magnetismus eine so angenehme, gern gesehene Kurmethode gewesen, (— gewesen, denn er fängt ja Gottlob! immer mehr und mehr an, aus der Mode zu kommen!) darum endlich hat der Magnetismus so häufig unwiderlegbare, lebende Beweise jener Sympathie des Haut-Nervenreizels mit den Sexualorgänen geliefert! Der Mensch, der seine Haut nackt trägt, wo also alle Reize viel unmittelbarer auf dies Organ einwirken, als auf die mit Wolle, Haaren, Schuppen oder Federn bedeckte Haut der Thiere, der Mensch mit seiner nackten, empfindlichern Haut ist auch das wollüstigste aller Geschöpfe. So haben wir auch schon in diesem Werke gesehen, daß Krankheiten der Haut, die sie

immer in einem krankhaft gereizten Zustand
erhalten, sehr oft ganz ungewöhnlich zu den
Genüssen der Sinnlichkeit aufregen, wie j
auch die Erfindung und die Wirkung der Ge
ßelungen (s. diesen Artikel), der oriental
schen Bäder (s. Bad) u. s. w. auf jene
Sympathie beruhte.

Betrachten wir die Haut als excrementielle
Organ, so haben wir ja bereits in den Ab
handlungen: Ausdünstung und Geru
gesehen, wie bedeutend die Transpiration de
Haut in Hinsicht auf das Thema der Ge
schlechtsgenüsse wird. Hier daher nur d
Bemerkung, daß Menschen mit blonder Hau
gewöhnlich weniger viel, und eine wenige
concentrirte Ausdünstung transpiriren, al
Menschen mit einer dunklern Hautfarbe. Ue
berhaupt hat die Farbe der Haut, der soge
nannte Teint, bedeutenden Einfluß auf d
Physiologie und — die Psychologie des Men
schen. (Vgl. Blond, Brünette, Gesich
Haar.) Ein recht schöner Teint, d. h. b
kanntlich eine möglichst weiße Farbe ein
zarten, weichen, nicht durch Narben ode
Flecke entstellten Haut, wobei die Incarna
stellen lebhaft roth gefärbt sind, bedeutet mei
sanguinische, lebenslustige, lebendige, le

erregende Gemüther, die jeden Eindruck
n so rasch aufnehmen, als — vergessen,
weiche, zarte, empfindsame Seelchen, wäh-
nd der dunklere Teint, der mehr den Män-
rn und südlichern Völkern eigenthümlich ist,
e robustere Natur von Körper und Gemüth
rakterisirt, einen feurigern, leidenschaftlichen,
nlerischen Menschen. Jeder Teint hat seine
ebhaber, und wir müssen es dem individuellen
schmack überlassen, zu entscheiden, welcher
utfarbe der Parisapfel der Schönheit ge-
hre. Findet doch der Neger sein schwarzes
ädchen ungemein reizend, und malt den Sa-
n weiß!

Hemde.

Es wird von den Schriftstellern des achten
hrhunderts als eine merkwürdige Seltenheit
wähnt, daß die heilige Segoline ein lei-
nes Hemd getragen habe. Ja im fünfzehn-
n Jahrhundert noch trug die Gemahlin
arls VII. die ersten leinenen Hemden, und
war damals die einzige Person in Frank-
h, die einen Reichthum von — zwei Hem-
besaß. Zu Jacobs I. Zeit gingen in
gland nur Gräfinnen im Hemde zu Bette.

Hemde.

war es also ganz gewöhnlich,
zu gehen, und in dem alten
rd de Nevers kam eine Alte,
gen Brautgemächer beim Aus-
icht von ihrem Erstaunen zurück-
s und Mädchen mit einem Hemde
rige! Als Lancelot vom See
ame, die in ihn verliebt war, die
ringen wußte, thut er es im Hemde,
Treue gegen die Dame seines Herzens
verletzen. Von jenen Zeiten her
sich das altfranzösische Sprichwort:
romesses ressemblent à celles d'une
ée, qui entrerait au lit en chemise,
heißt seine Versprechungen sind schwer zu
ten, unausführbar, lächerlich, wie eine
raut, die im Hemde das Ehebett besteigen
wollte. Wir wissen Alle, daß später das
Hemde, als es allgemeine Tracht wurde, diese
schützende Kraft nicht mehr behielt! Weniger
bekannt aber ist die Geschichte eines gewissen,
sehr kaltblütig-altväterischen Fürsten, der ein
eigenes, oben und unten fest zugeknöpftes,
Hemde trug, das nur die nothwendigen Oeff-
nungen hatte, damit aller sinnlicher, außer-
ordentlicher Genuß vom heiligen Geschäfte
der Zeugung entfernt würde. Er rief zu

Zeiten dans
vent opérer
chambre à

S. Zwitt

S. Freud

Das Fe
Brautpaa
Artikel
testen
Cerem
in

Zeiten dann seiner Gemahlin zu: **Nature veut opérer, entrez, Madame, dans la chambre à conception!!** —

Hermaphrodit.

S. Zwitter.

Hetäre.

S. Freudenmädchen.

Hochzeit.

Das Fest der ehelichen Verbindung eines Brautpaares. Wir haben in einem früheren Artikel gezeigt, wie alle, selbst die uncultivirtesten Nationen, durch festliche Gebräuche und Ceremonien diesen Tag heiligten (s. Entjungferung), und wir haben dort auch die Gründe anzugeben versucht, die den menschlichen Geist überall und immer zur Weihe, zur festlichen Feier dieses Tages bestimmen mußten. Die Griechen, die Alles so zart idealisirten, für Alles eine Gottheit hatten, hatten auch für die Hochzeit ihre göttlichen Vorstände im Jupiter, in der Juno, Venus und Minerva, denen auch noch die Parzen und

Grazien zugesellt wurden: alle ihre Hochzeitsgebräuche entsprachen dem sinnigen, zarten, verfeinerten Karakter, den wir noch heute an ihnen bewundern, und der noch immer der spätesten Nachwelt als Ideal voranleuchtet. Am Tage vor der Hochzeit opferte man, um zunächst die Götter sich für das wichtige Fest geneigt zu machen; nächst den Opferthieren brachten auch die Verlobten eine Locke vom Hauptshaar, gleichsam einen Theil ihres Selbst, zum Opfer dar. Am Tage des Hochzeitfestes schmückten Braut und Bräutigam sich mit bunten Gewändern; Kränze von Blumen und Kräutern, die der Venus heilig waren, fruchtbringender Sesam und Mohn zierten ihr Haupt. Dann holte nun der Bräutigam die Braut aus dem Hause ihrer Eltern Abends beim Glanze der Fackeln in das Seinige ab, bald auf einem künstlichen Wagen, oder auch bisweilen zu Fuße. Die Schamhaftigkeit des keuschen Mädchens zu schonen, wählte man hierzu das Dunkel des Abends. — In der Mitte des Wagens saß die Braut, zu ihrer Rechten der künftige Gemahl, zur Linken einer ihrer vertrautesten Freunde, Parochus, der Brautführer, genannt. — Einem Wittwer war diese Heimführung nicht vergönnt; an seiner

Stelle mußte es einer seiner besten Freunde verrichten.

Dem Wagen voraus ging ein Zug von Fackelträgern, die von Flöten-, Zitterspielern, von Sängern und Tänzern begleitet waren. Auch die Anverwandten der Verlobten, die Bedientinnen der Braut vergrößerten dies feierliche Geleite.

Die Braut selbst trug ein irdenes Gefäß, worin man Gerste zu rösten pflegte; ein Mädchen trug ein Sieb, noch andre einen Rocken, eine Spindel und dergleichen; eine schöne Anspielung auf die Beförderung des häuslichen Wohlstandes durch die Gattin, und auf die Pflicht, die häuslichen Geschäfte zu besorgen.

Diese Heimholung und das darauf folgende festliche Mahl wurden als die Bestätigung der Hochzeit angesehen. — Die Rhodier hatten den besondern Gebrauch, die Braut mit einem Herolde abholen zu lassen, auch von den Fürsten, welche um die Penelope freiten, wird gesagt, daß sie in ihrem Gefolge Herolde hatten.

Die Thürpfosten des Hauses, in welches die Braut geführt wurde, waren bekränzt. Mit Feigen und andern Früchten wurde das Brautpaar beim Eintritt überschüttet, als Vorbedeutung des künftigen Ueberflusses. Auch der

braunte man die Achse des Wagens, damit der Braut nie einfallen möchte, in ihr väterliches Haus zurückzukehren.

Nun folgte das hochzeitliche Gastgebot, wodurch man theils den Göttern der Ehe die schuldige Ehrfurcht unter feierlicher Anrufung erweisen; theils die Heirath in Gegenwart der geladenen Verwandten als Zeugen öffentlich bekannt machen, und Vergnügen und Freude genießen wollte. Hohe Pracht und Feierlichkeit herrschten bei dem Hochzeitmahle. Braut und Bräutigam saßen bekränzt oben an, das ganze Haus war reichlich und festlich geziert, und alle Gäste legten ihren besten Schmuck an. Leier und Lied würzten die Freude des Gastmahles, und unter den vielen Hymnen, die aus den griechischen Dichtern noch bekannt sind, besingen mehrere das Glück der Liebe zweier Neuvereinten. Bei den Römern war Juno die große Ehestifterin, und so wie sie unter den Göttinnen, als Gemahlin des obersten Gottes, vorzüglich die Ehefrau spielte, so stand sie auch auf Erden den Ehen der Sterblichen vor, indem sie den Neuvermählten das sanfte oder schwere Joch auflegte, wovon sie auch den Namen der jochenden Juno (Juno juga) erhielt. Man brachte ihr am

Hochzeitstage ein zweijähriges Schaaf zum Opfer, und während man ihr opferte, zertheilte man zu gleicher Zeit das Haar der Braut in sechs Locken mit der eisernen Spitze einer Lanze, welche davon den Namen Hasta coelebaris hatte. Vielleicht wollte man dadurch auf den Raub der Sabinerinnen oder auf die Erzeugung tapferer Söhne anspielen. Hierauf legte die Braut ihren hochzeitlichen Schmuck an, und begab sich auf den Schooß ihrer Mutter oder einer nahen Anverwandtin, welche Mutterstelle bei ihr vertrat. Ihre in der Zeit der Jungfrauschaft getragene verbrämte Toga weihete sie der jungfräulichen Glücksgöttin, das goldne Gehänge und andere Spielwerke der Venus oder den schützenden Hausgöttern. Als Braut legte sie nun ein unverbrämtes Gewand an; ihr Haupt zierte eine doppelte Kopfbinde, mit welcher die sechs Locken oder Zöpfe vom Nacken auf den Scheitel gebunden wurden; auf diesen Haarschmuck wurde der Brautkranz gesetzt, wozu die Braut selbst die Blumen und die Kräuter gepflückt hatte. Zu den übrigen Stücken der Brautkleidung gehört vorzüglich der Brautgürtel und der feuerfarbene Schleier, als Symbol der jungfräulichen Unschuld. Er war von weißer Wolle, durfte noch nie gebraucht sein,

und war mit einem Herkulesknoten, einer Art Schleife, geschürzt, den der Bräutigam in der hochzeitlichen Kammer lösete. Mit dem Schleier verhüllte die Braut das Gesicht, und dieses zu entblößen, war nur allein dem Bräutigam erlaubt. Saß nun die Braut in diesem hochzeitlichen Schmucke auf dem Schooße ihrer Mutter oder Verwandtin, so überraschte sie der Bräutigam wie von ungefähr, und führte sie, wie man die Sabinerinnen geraubt hatte, aus den Armen ihrer Mutter. Nun begann die feierliche Heimführung in die Wohnung des Bräutigams. Sie geschah in der Abenddämmerung beim Glanze der Fackeln. Zwei Jünglinge, Paranymphi genannt, deren Aeltern noch am Leben waren, führten die Braut, ein dritter oder mehrere, je nachdem die Hochzeit mehr oder weniger prunkreich sein sollte, trugen Fackeln voraus. Hinter der Braut folgte ein Knabe mit ihrem Schmuckkästchen, die Mägde derselben mit ihren geschmückten Spindeln und Rocken, und Verwandten und Freunde der Braut, mit reichlichen Geschenken beladen, beschlossen mit Leier- und Flötenspielern den fröhlich-festlichen Zug. Es war der Braut nicht erlaubt, die Thürschwelle des Hauses ihres Bräutigams zu be-

treten, und die Brautführer trugen sie darüber hinweg; vorher schmückte sie aber die Pfosten der Thüre mit wollenen Bändern und salbte sie mit Wolfsfett, während sie sich von der Juno ein dauerhaftes häusliches Glück erflehte. Hierauf, oder auch schon vor dem Hause, wurde sie nach ihrem Namen gefragt. Statt ihres wirklichen Namens mußte sie mit einer von der Königin Tanaquil oder Caja herstammenden Formel antworten: Si tu Cajus, ego Caja, oder sie rief aus: Ubi tu Cajus, ego Caja. Damit nahm sie gleichsam von den Rechten einer Hausfrau Besitz. In eben der Absicht brachte man ihr nun auch die Schlüssel des Hauses, die zum Weinkeller ausgenommen, ingleichen Feuer und Wasser; jetzt trat sie auf ein ausgebreitetes Schaafsfell, um sich an die den römischen Frauenzimmern so wichtige häusliche Beschäftigung, die Verarbeitung der Wolle, zu erinnern. Vor dem Hochzeitschmaus verbrannten die Verwandten der Neuvermählten mit großer Sorgfalt die Fackeln, welche man bei der Heimholung gebraucht hatte, weil man glaubte, es könne damit großes Unglück geschehen.

Nun rief man den Hochzeitsgott Thalassius *an*, und setzte sich unter freudevollen-

in frühern Zeiten war es also ganz gewöhnlich, nackt in's Bette zu gehen, und in dem alten Romane: Gérard de Nevers kann eine Alte, die einem jungen Frauenzimmer beim Auskleiden hilft, nicht von ihrem Erstaunen zurückkommen, daß das Mädchen mit einem Hemde in's Bett steigt! Als Lancelot vom See bei einer Dame, die in ihn verliebt war, die Nacht zubringen mußte, that er es im Hemde, um die Treue gegen die Dame seines Herzens nicht zu verletzen. Von jenen Zeiten her schreibt sich das altfranzösische Sprichwort: ses promesses ressemblent à celles d'une mariée, qui entrerait au lit en chemise, das heißt seine Versprechungen sind schwer zu halten, unausführbar, lächerlich, wie eine Braut, die im Hemde das Ehebett besteigen wollte. Wir wissen Alle, daß später das Hemde, als es allgemeine Tracht wurde, diese schützende Kraft nicht mehr behielt! Weniger bekannt aber ist die Geschichte eines gewissen, sehr kaltblütig-altväterischen Fürsten, der ein eigenes, oben und unten fest zugeknöpftes Hemde trug, das nur die nothwendigen Oeffnungen hätte, damit aller sinnlicher, außerordentlicher Genuß vom heiligen Geschäfte der Zeugung entfernt würde. Er rief zu

Zeiten dann seiner Gemahlin zu: **Nature veut opérer, entrez, Madame, dans la chambre à conception!! —**

Hermaphrodit.

S. Zwitter.

Hetäre.

S. Freudenmädchen.

Hochzeit.

Das Fest der ehelichen Verbindung eines Brautpaares. Wir haben in einem früheren Artikel gezeigt, wie alle, selbst die uncultivirtesten Nationen, durch festliche Gebräuche und Ceremonien diesen Tag heiligten (s. Entjungferung), und wir haben dort auch die Gründe anzugeben versucht, die den menschlichen Geist überall und immer zur Weihe, zur festlichen Feier dieses Tages bestimmen mußten. Die Griechen, die Alles so zart idealisirten, für Alles eine Gottheit hatten, hatten auch für die Hochzeit ihre göttlichen Vorstände im Jupiter, in der Juno, Venus und Minerva, denen auch noch die Parzen und

er bei den Griechen und Römern, wie bei den ältesten Hebräern und andern Völkern, deren die Geschichte gedenkt, so daß also der Gebrauch, Ansprüche des Herzens durch Ringe zu verpfänden, eine vor Alter bereits grau gewordene Sitte war, als das Christenthum entstand. Die ersten Anhänger dieses neuen Glaubens behielten den Ring nicht allein zum Unterpfande der Verlobung bei, wozu er vordem blos diente, sondern sie flochten ihn auch in die Feierlichkeiten des Altars mit ein, um die Verlobung nochmals vor den Augen der Gemeine zu bestätigen. Die Brautringe wurden nämlich, als das öffentliche Eheverlöbniß in der Kirche vor dem Priester, und zwar kurz vorher, ehe die eheliche Trauung geschah, von dem Geistlichen eingesegnet, und den Verlobten an die Finger gesteckt. Zuerst brachte der Priester den geweiheten Ring der Braut an den Finger des Bräutigams, unter den Worten: im Namen Gottes des Vaters; hierauf zog er den Ring wieder ab, und steckte ihn an den andern Finger, mit den Worten: und des Sohnes; dann steckte er ihn endlich an den dritten Finger, unter den Worten: und des heiligen Geistes. An welcher Hand man den Ring führte, war nicht bei

allen Völkern gleich. Die Juden hatten ihn an der Rechten: Griechen und Römer trugen ihn am vierten Finger, weil man, wie Isidor bemerkt, wissen wollte, daß dieser Finger eine Ader habe, die mit dem Herzen in genauer Verbindung stehe. (Nicht genauer als alle Andre!) Den Ring aber am Mittelfinger zu tragen, wurde für unsittlich gehalten und vermieden. Martene erzählt, die christlichen Bräute hätten den Ring an der linken Hand tragen müssen, weil nur der Bischof ihn, als Zeichen einer vollkommnen Keuschheit, an der rechten trüge.

Poetisch schön erklärt Schiller in der Maria Stuart die symbolische Bedeutung des Brautringes, indem er Elisabeth sagen läßt:

Der Ring macht Ehen,
Und Ringe sind's, die eine Kette bilden.

Der Kranz war in der frühesten Vorzeit schon ein Symbol von sehr verschiedenen Begriffen, worunter die Bedeutung der Unvergänglichkeit und Hoheit die älteste Idee der Völker zu sein scheint. Daher dachten sie sich zuerst ihre Gottheiten bekränzt. Janus führte die Kronen zuerst in Italien ein.

Apollo trug eine Krone von Lorbeeren. Die Pandora wurde zuerst von den Grazien mit einer Krone geschmückt. Pallas trug eine Krone von Oelzweigen, Venus eine von Rosen, Isis und Ceres trugen sie von Kornähren. Könige, als Götter der Erde, ahmten bald das Zeichen der himmlischen Wesen nach, und so entstand das Diadem hoher Häupter, das aus einem anfänglich einfachen Kranze in eine Krone überging. Die älteste Erwähnung eines königlichen Kranzes ist die des hebräischen Geschichtschreibers Mose, da, wo er die Schicksale des frommen Joseph erzählt, den der Souverän von Aegypten durch ein Diadem als ersten Minister dieses Landes auszeichnete. Nach und nach erweiterte sich der Gebrauch der Kränze; als Zeichen der Ehre, des Glücks und der Freude wurden sie endlich bei jeder Gelegenheit üblich, die mit einem dieser drei Dinge Zusammenhang hatte. So bekränzte man bei Opfern sich, das Opferthier, Priester und Altar, der Gottheit zu Ehren. Auch die Sieger erhielten Kränze, und der Dichter Preis für *den besten* Lobgesang auf einen gefeierten Helden *in den* öffentlichen Spielen ward — ein *Kranz.* Besonders aber vervielfältigte sich

der Gebrauch der Kränze bei fröhlichen Mahlen und in den Angelegenheiten der Liebe. Nicht nur die Pokale wurden bekränzt, sondern sogar jeder Gast zwei-, dreifach. Liebende behingen Nachts vor der Thür ihrer Schönen die Pfosten mit Kränzen. Braut und Bräutigam trugen Kränze, als Symbol der Vollendung, und auch dem Gotte Hymenäus zu Ehren. Wurde die Neuverheirathete Mutter, so ward das Haus mit Kränzen, als mit Freudenzeichen, geschmückt, wobei man den drolligten Unterschied machte, daß man bei neugebornen Knaben einen Kranz von Oelzweigen, bei Mädchen aber nur einen Kranz von — Linnen flocht!

Lange sträubten sich die ältern Christen, die Sitte der Heiden nachzuahmen; sie hielten Hochzeitskränze und andre für ein Zeichen der Abgötterei, womit sie die Heiligkeit ihres Glaubens nicht entweihen durften. Tertullian predigte sogar vom Kranze auf dem Kopfe einer Frau, als einem Zeichen der schändlichsten Unzucht. Und andere Väter der Kirche versäumten nicht, ihren Gläubigen die Unschicklichkeit solcher Kränze damit ans Herz zu legen, daß es Verspottung Christi sei, sich leichtsinnig, *blos zum Spiel und Scherz*, mit duftenden *Blumen den Kopf* zu umwinden, da Christus

bei seinem ehrwürdigen Leiden eine Krone von Dornen getragen habe. Dabei blieb es, bis mit den ersten christlichen Kaisern, die sich und ihren Bräuten am Tage der Hochzeit ohne Bedenken den Kranz aufsetzten, die Bedenklichkeit verschwand. Das Volk ahmte nach, und Gewissensbisse kamen bald so sehr aus der Mode, daß der heilige Chrysostomus die Brautkrone als ein Zeichen des Siegs erklärte, welchen die Unschuld der beiden jungfräulichen Verlobten über das Laster der ehelosen Ausschweifungen davon getragen habe; und Gregor von Nazianz rieth den Hochzeitvätern, ihren Töchtern am Ehrentage selbst den Kranz aufzusetzen. Somit ward diese Sitte sogar heilige Ceremonie vor dem Altar. Wenn das verlobte Paar in die Kirche gekommen war, fanden sie auf dem Altare, vor dem sie unter ausgestreuten Blumen standen, den gesegneten Kelch, und dabei zwei Kränze, die ihrer warteten. Der Diakonus verlas die Formel der Collekte, worauf der Priester, nach verrichtetem Gebet, ihnen feierlich im Namen des Vaters rc. den Kranz aufsetzte, der vorher gleichsam durch heilige Formeln geweiht war.

Der Kranz ward also auch bei den Christen ein Theil des hochzeitlichen Schmuckes; als

Ehrenzeichen des Wohlverhaltens und Trophäe besiegter Anfechtung für jedes junge Paar, erhielt er seine alte Bedeutung wieder, was ihm von heidnischer Religionssymbolik anklebte, wurde abgestreift, und so blieb er bis heut ein Schmuck für die bräutliche Jugend, die am Ziel ihrer Wünsche steht. Kränze bei einer zweiten Ehe sind nie häufig gewesen. In der griechischen Kirche, wo doch noch der Gebrauch herrscht, auch das zum zweitenmal vor den Altar tretende Paar zu krönen, wird die Krone nicht auf das Haupt, sondern auf die Schultern geheftet.

Bei dieser Gelegenheit ein Wort über eine andre Sitte, die mit unsren heutigen Hochzeitsgebräuchen noch zusammenhängt, wir meinen die empörende Sitte des sogenannten Lendemain. Gewiß ist sie ein Vermächtniß der frühesten und rohesten Uncultur, und es ist schmachvoll, daß sie, wenn auch freilich geläutert, noch immer fortbesteht. Wir haben gesehen, daß bei den alten Hebräern, und bei vielen wilden Völkern noch heute, am Morgen nach der Brautnacht Verwandte und Freunde des jungen Paars sich mit sorgsamer Neugier und ängstlicher Genauigkeit nach den Resultaten der vergangenen Nacht erkundigten, ja

daß oft wo möglich sichtbare Trophäen des errungenen Sieges vorgezeigt werden mußten. Bei den Römern maßen die Angehörigen der Braut den Hals vor und nach der Brautnacht (s. Hals), und das Maaß sollte sie unterrichten, ob die Ehe auch wirklich consommirt zu nennen sei. Jeder Gebildete ist empört über Gebräuche dieser Art; aber — sind wir mit unserm Lendemain besser daran? Ist es nicht eine Barbarei, daß am Morgen nach der glücklichsten Nacht Verwandte und Hochzeitgäste und Muhmen und Klatschschwestern das noch verschämte, schüchtern-erröthende junge Weibchen mit Besuchen, unbescheidenen Anspielungen, neugierigen Fragen, ekelhaften Späßen, rohen Allusionen bestürmen, um herauszubekommen, wie die Glückliche geschlafen habe, da sie doch eigentlich nur hören wollen, daß sie — gar nicht geschlafen habe? Ja wohl, es ist ein Fortschritt in der Cultur, daß jetzt in den gebildeten Städten Deutschlands die jungen Ehepaare aus den höhern civilisirten Ständen anfangen, durch eine kleine Reise am Morgen nach der Hochzeit sich jener lästigen Sitte des Lendemain zu entziehen!

Hosen.

Schon die Babylonier trugen lange Hosen, bei ihnen zugleich die Stelle der Strümpfe traten. Als die Römer vor Cäsars Con- xt in das südliche Gallien kamen, nannten einen Theil von diesem Lande, wegen der fallenden Hosentracht: Gallia braccata, n bei ihnen waren Hosen vor dem vierten hrhundert durchaus nicht üblich. Nur vächliche oder kranke Männer durften sich Schenkel mit Binden umwickeln, die aber ter gebräuchlicher wurden, und den Ueber- ng zu den eigentlichen Beinkleidern machten. i den Franzosen erreichten die Hosen unter anz I. noch nicht die Knie. Während der gierung Karls IX. waren sie sehr aufge- zt, und hatten eine äußerst unanständige rm. Unter Heinrich IV. und Lud- g XIII. wurden die Hosen sehr weit getra- , und zwar über's Knie, wo sie mit Bän- n in zierlichen Schleifen zusammengebunden rden. Die Pluderhosen oder Pumphosen)en eine Zeit lang ein in der Geschichte der)den vielleicht einziges Aufsehen erregt. sculus, Osiander und Andere haben

in eifrigen Schriften dagegen getobt, und Churfürst Joachim II. von Brandenburg verbot sie sogar, und ließ sie einem Stutzer, den er damit sah, aufschneiden, worauf einige Scheffel Kleie, zur Freude der Anwesenden, herausfielen. Musculus sagt, daß die Pluderhosen bei Einigen aus Stücken Tuch von zweihundert Ellen bestanden, und es ist wohl begreiflich, wie in einer so einfachen Zeit ein so nichtsnutziger Aufwand förmlich von Staatswegen verboten werden konnte. Aber auch die langen Pantalons, die bis auf die Knöchel gingen, hatten im Jahr 1453 das Unglück, in Altenburg verboten zu werden, wo verordnet ward: „daß, wer für einen ehrbaren Mann angesehen sein wolle, sich deren fortan nicht mehr bedienen sollte."

Der Dr. Faust — nicht der fabelhafte, sondern ein wackerer, bekannter, populärer Arzt — hat eine Schrift herausgegeben, betitelt: „Wie der Geschlechtstrieb des Menschen in Ordnung zu bringen, und wie die Menschen besser und glücklicher zu machen." Sein Vorschlag, die Welt zu verbessern, besteht — nicht *in einer* Verbesserung der Volkserziehung, nicht *in einer* Reform der politischen Verfassungen, *nicht* in einer gleichmäßigen Vertheilung des

Eigenthums, nicht in einer Reduction der öffentlichen Sitten auf eine patriarchalische Einfachheit zurück — nein! in der dringenden Empfehlung: fortan keine Hosen mehr zu tragen! Auch nach diesem Schriftsteller ist oft die Streitfrage verhandelt worden, ob die Beinkleidertracht nicht wirklich die freie Entwicklung der Sexualorgane hindere, und ob die Hosen nicht den Grund abgäben, daß die Rassen sich verschlechterten und die Bevölkerung abnähme? Es dürfte also hier ganz am Orte sein, die Sache zu untersuchen.

Vor allen Dingen dürfen wir dabei nicht vergessen, daß wir weder Ostiaken noch Samojeden sind, die mit ihren Hosen schlafen. Hätten unsre Beinkleider auch einen Nachtheil, so würde diesen jede Nacht immer wieder ausgleichen. Man behauptet freilich, die Völker, welche ganz nackt gehen, wie die Afrikaner, oder jene, die sehr wenige Gewänder tragen, wie alle Orientalen, wären in puncto der Männlichkeit besser dran, als wir behoste Europäer. Doch ist dies wohl ein Irrthum, der darauf beruht, daß in jenen Ländern die Sexualtheile von Natur und erblich eine größere Ausdehnung *erhalten*. Wenn man gesagt hat, *die Bergschotten, die,* wie bekannt, eine eigen-

thümlich-freie Bekleidung der Schenkel tragen, hätten die gewöhnlichen militärischen Hosen nicht tragen können, als sie in den Kriegsdienst traten, sondern man hätte ihnen ganz eigene Beinkleider machen lassen müssen, so sehr hätten ihre Sexualtheile bei jener freien Nationaltracht zugenommen, so ist dies wohl nur scherzweise angeführt worden. Griechen und Römer, die nie solche Beinkleider trugen, als wir es heutigen Tages thun, können sich nicht rühmen, uns an Männlichkeit übertroffen zu haben. Keine ihrer Statuen zeigt an dem bewußten Orte eine bedeutende Superiorität über unsre heutigen Körper, ja vielleicht findet man eher noch das Gegentheil. Was Rabelais sagt: du monstrueux paquet des moines sans culotte seiner Zeit, ist nichts als ein schmutziges Mährchen. Denn, ausgenommen einige immer wieder vorübergehende Moden in Dimension und Form der Beinkleider, kann man behaupten, daß dieses Kleidungsstück den Theilen, die es verhüllt und umschließt, eher nützlich als schädlich ist. Sie finden dadurch ein Hinderniß herunterzusinken, Schutz vor äußern Schädlichkeiten, und sie erhalten dadurch eine Temperatur, die ihren Functionen ganz günstig ist.

lichtsdestoweniger kommen jene „vorüber-
nde Moden in Dimension und Form der
ıkleider" bei unsrem Fragepuncte doch in
:acht. Sind sie um den Unterleib so eng
ymiegend, daß sie die Gegend der Leisten
ken, so können sie allerdings die freie Ent-
;ung der Sexualorgane hindern. Hosen,
die, die ein berühmter Pariser Komiker in
: beliebten Posse von seinem Schneider ver-
t, wenn er sagt: Je vous déclare, que
) peux y entrer, je ne la prends pas
— oder wie die für den Floh bestellten in
:he's Faust:

Vergeßt nur nicht dem Schneider einzu-
schärfen,
Daß er mir auf's Genauste mißt,
Und daß, so lieb sein Kopf ihm ist,
Die Hosen keine Falten werfen —

olche enge Beinkleider haben allerdings den
elten Nachtheil, daß sie den freien Blut-
ıuf hindern, und die Geschlechtsorgane
:en und pressen. Auch Beinkleider von zu
nenden, erhitzenden Stoffen, von reizenden,
nden Zeugen taugen nichts, denn sie er-
:n eine zu große Temperatur um jene Or-
und sie erregen ihre Sensibilität unauf-
h. *Besonders* schädlich sind Hosen mit

einem zu engen Gürtel, vorzüglich wenn dieser bis auf die Brust heraufreicht, wo er bekanntlich das Athmen sehr genirt. Der Stoff, aus dem die Beinkleider gefertigt werden, muß möglichst elastisch sein, damit er alle Bewegungen erlaubt. — Tuch ist der vorzüglichste Stoff, der aber nicht auf dem nackten Leibe getragen werden muß — eben deswegen, und aus den schon angeführten Gründen darf das Beinkleid nicht zu eng, es muß aber auf der andern Seite auch nicht zu weit sein, damit es eben auch jene Theile unterstützt und gehörig suspendirt, und der Hosenträger, mit dem die Beinkleider am besten gehalten werden, muß sich nicht über der Brust kreuzen und möglichst elastisch sein.

Auch Frauen tragen bekanntlich häufig Beinkleider; hier sind sie reines diätetisches Mittel, das wir approbiren müssen, wenn nur die Dame sich nicht gar zu früh daran gewöhnt, und wo möglich in früherer Zeit nur linnene oder baumwollene Beinkleider trägt. Ein pikanter, französischer Schriftsteller, der viel den Armeen gefolgt ist, und von diesem unsrem *Thema spricht*, erzählt bei dieser Gelegenheit *folgendes* Anekdötchen: Dans la campagne *de l'an VIII* les religieuses d'un couvent

isolé en Bavière; effrayées à l'approche de notre armée, se firent à la hâte chacune une culotte particulière, mais dont le sage retenue des Français fit bientôt reconnaître l'inutilité à ces timides et respectables filles! —

Hüften.

So nennt man die beiden Seitentheile des Beckens am Körper. Bei den Weibern ist dieser Theil gewöhnlich sehr hervortretend, weil seine Unterlage, das knöcherne Becken, beim Weibe breiter ist, als beim Manne, ein Umstand, der ein verkleidetes Weib augenblicklich vor dem Kennerblicke vom Manne unterscheiden läßt. Das Mehr- oder Weniger-Hervortreten der Hüften ist es besonders, was die sogenannte Taille ausmacht (s. Wuchs); sie müssen in angenehmer Wellenlinie sich herausbiegen, nicht insektenartig-eckigt hervorspringen, wie es durch die Corset-Mode der neunziger Jahre so geschmacklos erzwungen wurde. Mephistopheles hält es für einen Hauptvorzug des ärztlichen Berufs, daß der Arzt einen freien Zugang zu den „Siebensachen hat, um die ein Andrer viele Jahre streicht."

Ihr faßt sie um die schlanke Hüfte frei,
Zu sehn, ob fest geschnürt sie sei.

J.

Infibulation.

Die Infibulation oder das Ringeln der Geschlechtstheile war ein im Alterthume sehr allgemein gebräuchliches Mittel zur Bewahrung der Keuschheit in beiden Geschlechtern. Die Operation kam aus dem Morgenlande zu den Griechen, und von da gegen das Ende der Republik auch nach Rom, wo aber nur das männliche Geschlecht infibulirt wurde. Die Männer der südlichen und östlichen leidenschaftlichen Völker, die so sehr zur Eifersucht geneigt sind, so dringend nach dem möglichsthöchsten sinnlichen Genusse verlangen, glaubten unter jeder Bedingung die Jungfrauschaft und mit ihr die Keuschheit ihrer weiblichen Jugend zu erhalten suchen, und mit dem Körper auch die Seele fesseln zu müssen, und ihre Knaben infibulirten sie, um unerlaubte oder *zu frühzeitige* Genüsse zu verhindern. Das *Infibuliren* ist noch heut zu Tage bei dem *weiblichen* Geschlechte üblich, und man bedient

sich in Ansehung der Form, aber nicht des Zwecks, der fast immer derselbe ist, drei verschiedener Methoden. Sobald ein Mädchen in Aethiopien geboren wird, vereinigt man die Ränder der Zeugungsglieder; man nähet sie zusammen, nicht mit einem unverbrennlichen Faden, wie einige Reisende vorgeben, sondern mit einem bloßen seidenen Schnürchen, und läßt dabei nur so viel Oeffnung, als das natürliche Bedürfniß erfordert. Es läßt sich leicht vorstellen, wie viel Schmerzen eine solche, an einem so empfindlichen Orte gemachte Naht, den Opfern einer so grausamen Operation verursachen müsse. Die durch die Kunst verbundenen Theile wachsen endlich zusammen, und gegen das zweite Jahr ist nichts mehr davon zu sehen, als eine Narbe. Der Vater eines solchen Kindes glaubt eine Jungfrau zu besitzen, und verkauft sie dafür dem Meistbietenden. Einige Tage vor der Hochzeit eröffnet man wieder die verschlossenen Theile durch einen so tiefen Einschnitt, daß die durch die Naht entstandene Verbindung aufgelöset wird. Diese Art von Infibulation ist auch in Pegu üblich. Linschot sah ein solches Frauenzimmer und sprach den Wundarzt, der diese Operation verrichtet hatte. Sie ist die

abscheulichste und grausamste unter allen Arten, und ist mehr erdacht worden, um sich der Jungfrauschaft der Mädchen, als der Treue der Weiber zu versichern.

Bei andern asiatischen und afrikanischen Nationen steckt man durch die Ränder der weiblichen Organe einen Ring, welcher bei den Mädchen so gefaßt ist, daß er nicht anders als durch Feilen oder mit einer Scheere wieder hinweggenommen werden kann. Man durchsticht die Fleischtheile mit einem spitzigen Instrument, steckt sodann die Enden des Rings durch die Löcher und löthet sie mit einem glühenden Eisen zusammen. Bei den Weibern befindet sich an dem metallenen Ring statt des Löthens ein Schlößchen, wozu der Mann den Schlüssel hat. Dieses Instrument vertritt bei ihm die Stelle des Serails und der Verschnittenen, welche so viel Aufwand erfordern und in Asien so theuer sind, daß nur große und reiche Herren das Vorrecht genießen können, Sklaven durch andere Sklaven bewachen zu lassen. Die niedrige Volksklasse bedient sich daher nur dieser Ringe.

Die dritte Art zu infibuliren, obgleich nicht so blutig und schmerzhaft, ist dessenungeachtet noch ein schrecklicher Ueberrest der

Barbarei. Sie besteht darin, daß man den Frauen einen von eisernem Draht gesponnenen Gürtel anlegt, der über den Hüften mittelst eines aus beweglichen Reifen zusammengesetzten Schlosses befestiget wird; auf diesen Reifen oder Zirkelscheiben ist eine bestimmte Anzahl von Karakteren eingegraben, unter welchen nur eine einzige Combination möglich ist, wenn die Feder am Schloß zugedrückt werden soll, und diese Verknüpfung ist das heilig bewahrte Geheimniß des Mannes.

Bei den heutigen Italienern sollen noch verschiedene Gattungen von diesen letztern Instrumenten im Gebrauch sein, deren man sich im alten Rom selbst zur Zeit der verdorbensten Sitten nicht bediente. Die alten Römer infibulirten weder die Weiber noch die Mädchen, sondern nur die Knaben. Man verehrte das schwächste Geschlecht, und wollte lieber das stärkste und unternehmendste bändigen. Man wußte, daß die Schaam der Weiber keine Folge des Zwangs sein konnte, und daß, wenn man ihnen die Freiheit raubte, man sie zugleich von einer mit der Sklaverei unverträglichen Tugend lossprechen müsse. Wenn unsre deutschen *Vestalinnen am Altare* das Gelübde der Keusch*heit schwören*, so mögen sie vielleicht geneigt



sein, es zu halten; sobald man sie aber in Zellen verschließt, raubt man ihnen das ganze Verdienst der Enthaltsamkeit. Man achtet sie folglich für unfähig, das zu erfüllen, was sie so feierlich gelobt haben. Man sollte sie entweder nicht einsperren, oder von ihnen kein Gelübde verlangen, das in einem Gefängnisse oder bei Sklaven unnütz wird. — Die römischen Vestalinnen genossen eben die Freiheit, wie die andern Frauenzimmer in Rom. Hätte man sie in ein Kloster verwiesen, so würden sie aufgehört haben, Jungfrauen zu sein.

Der Arzt Celsus beschreibt die Methode, nach welcher die römischen Knaben infibulirt wurden, sehr genau, ohne jedoch zu bemerken, wie man den Ring zugelöthet hat, welches dabei eines der schwierigsten Dinge ist. Andere Schriftsteller bezeugen, daß in Rom diese Art der Infibulation sehr gebräuchlich war, sowohl bei jungen Leuten, die man in öffentliche Schulen schickte, als auch bei Schauspielern und Sängern, welche, wenn sie sich den Aufsehern der Schauspiele verkauften, sich dieser Operation unterwerfen mußten; die ausgelassenen Römerinnen pflegten sie aber oft durch Geld zur Auflösung zu verführen. —

Winkelmann hat zwei Kupferstiche von

kleinen erzenen Statuen geliefert, welche in dem Cabinette des Cardinalscollegium aufbehalten werden. Sie stellen infibulirte römische Musiker vor, und sind wegen der Größe des angelegten Rings und der übermäßigen Hagerkeit ihres Körpers merkwürdig.

Der Stolz der griechischen Mönche, die sich einer fast eben so strengen übertriebenen Buße unterwerfen, als die Fakiren und Bonzen, ist um so größer, als der Ring ungeheuer ist, mit dem sie infibulirt sind. Man findet welche unter ihnen, die unsinnig genug sind, einen Ring von sechs Zollen im Umfang, und ein Viertelpfund am Gewicht, zu tragen! Grausameres konnte der Fanatismus wohl nichts erfinden!

Unter den türkischen Mönchen, Kalendern, Derwischen und Santons sind viele mit diesem Zeichen der Keuschheit geschmückt, ob sie gleich beschnitten sind. Der Pöbel beurtheilt die Heiligkeit dieser Elenden nach ihrem Rosenkranze und nach der Größe des Ringes.

Die Alten hatten noch eine andre Art von Infibulation, die mit einer Röhre geschahe, in die man das männliche Organ steckte, und welche mit einem Gurt zugebunden wurde.

Bei den Wilden der neuen Welt herrscht der Gebrauch, das Glied so sehr sie können einzuziehen, und über den vordern Theil ein Band von Rinde zu binden, so daß die Kraft des aufrichtenden Muskels ganz unterdrückt wird.

Paw meint, daß dieses Mittel von den Südamerikanern erdacht worden, um ihrer gänzlichen Entvölkerung vorzubeugen, und daß sie, um den Fehler ihrer Organisation zu verbessern, mit weniger Gefahr eben das thaten, was die Weiber, wie Vespuz sagt, mit giftigen Insekten zu bewerkstelligen suchten, wobei vielleicht eine physische Schwäche der Männer und eine unnatürliche Wollust der Weiber, und eine dieser nicht genügende Disproportion der männlichen Organe zum Grunde gelegen hätte. — Merkwürdig ist es, daß man bei keinem einzigen Volke in der ganzen neuen Welt Spuren von Weiber-Infibulation und solche vorzüglich im südlichen Amerika bei dem männlichen Geschlechte findet.

Man hat in neuern Zeiten Beispiele, daß die Infibulation auch unter uns als ein Mittel gegen die Selbstbefleckung angewendet worden. Campe erzählt, daß sie ein junger Mensch aus Verzweiflung an sich selbst vorgenommen hat, welcher seinen Ring über fünfzehn Jahre

getragen, dieselbe Operation in der
vielen jungen Leuten vollzogen, und
eben so bewährt und zugleich in jeden
eben so unschädlich befunden hat, a
selbst. Wir möchten aber doch dies
hafte, und unter gewissen Umständen
Operation keinesweges empfehlen.
kräftige Erziehung und eine gesun
nicht vor Lastern schützt, da wird
Infibulation nicht radical sein!

Italienische Schlösser.

S. Gürtel.

Jugend.

Die Jugend ist die schöne Blüthe
...bens, in der Körper und Geist sich e
... der Mensch heranreift zu seine
...g, in der er, mehr als in jed
...endzeit, im Vollgenusse der Gl
...es Daseins schwelgt. Seine Le
... in der Jugend, namentlich zwis
...zigsten und dreißigsten Jahre, in
Culmination, und strebt danach,
...reiten und ihre Macht geltend zu



Die jugendliche Constitution ist, mit wenigen Ausnahmen, sanguinisch, feurig, lebhaft: der Teint ist belebt, die Haut elastisch, ausgespannt, weich und zart, das Fleisch fest, aber doch nicht hart, sondern dem Drucke nachgebend, die Circulation rasch und lebendig, der Puls deshalb lebhaft und voll, das Blut schön geröthet und warm, bringt Leben und Nahrung und Säfte in die entferntesten Körpertheile, daher die lebenslustige Leichtigkeit und Freiheit des ganzen Körpers, alle physiologischen Funktionen, Verdauung, Schlaf u. s. w. gehen leicht und ohne Beschwerden von Statten, und keine Kränklichkeit, keine Unbehaglichkeit stört das behende Räderwerk des Organismus. Diese Fülle des Lebens äußert sich vorzüglich im Systeme der Geschlechtsorgane. Wir haben bereits im Artikel: Entwicklungsjahre den Vorgang des erwachenden Sexuallebens geschildert, und dürfen uns hier nicht wiederholen; mit dem Wachsthum jener Organe entsteht das Bedürfniß zur Erfüllung ihrer Funktionen, dieser Drang wird lebhafter und lebhafter, und die Geschichte der Menschheit hat mehr als zu oft bewiesen, zu welchen erstaunenswürdigen Extremen er die Jugend fortreißen könne! Dieses Feuer des Tempera-

rd vorzüglich durch die Entwicklung
:ationssystems angefacht. Mit der
er Mannbarkeit erweitert sich die
g vorzüglich unter allen Organen.
lichen Geschlecht entwickelt sich der
er bei Jünglingen und Mädchen er=
ergrößern sich die Lungen, Herz und
me werden kräftiger, daher neigt
jugendliche Alter so vorzüglich zu
ı und Entzündungen der Brust;
vird jede erbliche Anlage zu Schwind=
andern Brustkrankheiten in dieser
ährlich. Die Stimme zeigt gleich=
die Periode der jugendlichen Ent=
besonders beim Manne, eine merk=
nderung, und wie die Lungen, so
h der Kehlkopf und die Stimmröhre
g und Wachsthum sichtbar zu.
nd die körperlichen Karaktere, die
che Zeitalter der Jugend bezeichnen.
Schilderung der allbekannten mora=
genthümlichkeiten des jugendlichen
uchen wir hier nicht einzugehen.
n diese aber auf das Thema unsres
zug haben, ist ihrer am gehörigen
äufiger Erwähnung geschehen.

Jungfrau. Jungfrauschaft.

Wie die Blume, die heimlich erblüht in umgittertem Garten,
Nicht von der Heerde gekannt, von keinem Pfluge zerstampfet,
Sanft von den Lüften gewiegt, von Sonn' und Regen erzogen:
Viele Knaben begehrten sie schon und Viele der Mädchen —
Aber wie sie, gepflückt mit zartem Finger, verwelket,
Und nun jetzo sie Keines begehrt der Knaben und Mädchen —
Also die Jungfrau, so lange sie unberührt — —

Diese dem Catull nachgebildeten Zeilen bezeichnen poetisch das hochwichtige Thema, das wir jetzt wissenschaftlich ernst in dieser Abhandlung zu erläutern haben. Jungfrauschaft! Heiliges Wort, an das sich bei dem gebildeten Geist die reine, geläuterte Idee der ganzen Menschwerdung knüpft! Jungfrauschaft, du edelster, physischer Vorzug des Menschen vor allen andern Geschöpfen, schönster Preis seiner Liebe, wie oft ist deine Würde von gemeinen, sinnlichen Spöttern vor und nach Voltaire in den Staub gezogen worden, wie oft dientest du nur als Lockspeise,

als Gewürz für erschlaffte, entnervte Schmeck
statt daß deine Blüthe nur bestimmt ist, v
reinen Händen gepflückt zu werden! Mi
deine erhabene Idee meine Leser in ihrer ga
zen Unschuld und Reinheit umschweben, ind
wir sie mit dem Zergliederungsmesser in
Hand hier anleiten wollen, deinen anatom
schen Bau, deine physiologischen Verhältni
zu untersuchen, und möge kein profanes Au
in diesen Blättern Nahrung für seine Lüs
seine Sinnlichkeit suchen und finden!

Von dem Augenblicke der vollendeten P
bertät an (s. Entwicklungsjahre),
das Kind, das Mädchen zur Jungfrau h
angereift ist, steht sie als ideale Repräsenta
tin ihres Geschlechtes da. Jetzt erst begin
sie ihre Wechselwirkung auf das andre G
Recht zu üben, und die Liebe, die Mut
Menschen, tritt in ihre Rechte auf da
jetzt erst neugeborne Kind. Die Jun
tritt in den Kreis der männlichen Jugen
an, und wird angezogen, und in ni
Zeit findet sie den rechten Pol, geg
alle ihre Kräfte sich concentriren
Von diesem Augenblick nimmt sie als S
gerin
von unsrem ganzen Wesen:

ir sehn und hören nun mit einem andern
 Sinn,
ie Dinge sind nicht mehr, was sie zuvor
 gewesen;
Die ganze Schöpfung ist die Blende nur, worin
Die Göttin glänzt, die Wolk' auf der sie
 schwebt,
Der Schattengrund, der ihren Reiz erhebt.
 Wieland.

— — Kurz, es beginnt jener Kreislauf von schönen Gefühlen, den alle Dichter unter der Bezeichnung der ersten Jugendliebe verherrlicht haben, die auch wir vom naturphilosophischen Standpunkte aus in der Einleitung unsres Werkes karakterisirten, und die am Ende immer, wie wir es auch dort schon behaupten mußten, darauf hinausläuft, daß ein unwiderstehlicher Drang der Jungfrau ewig an ihre Menschlichkeit mahnt:

Prenez vite un mari —
Je ne sais quel désir le lui disait ainsi.
 Lafontaine.

Von dieser Lebensepoche ab bekommt auch die schönste natürliche Mitgift des Mädchens, ihre Jungfrauschaft, erst ihren eigentlichen, physischen und moralischen Werth und von

jetzt an erst interessirt es, ihre ph
moralischen Zeichen zu kennen.

Was zuerst nun die physischen
existirt Eines, das von den älteste
ein Streitpunkt für die Naturf
und von diesen als Haupt- und
Kennzeichen der menschlichen Jun
angesehen wurde, während Jene
solchen Werth darauf legten, wi
Existenz des sogenannten Hym
viele der ältesten Anatomen das I
Häutchens ganz abläugnen, dar
wundern, wenn man bedenkt,
niedern Stufe die Zergliederungsk
lens, Oribasius', Valesiu
tius' und Andrer Zeiten noch st
haben das Hymen für eine wi
Membran, eine Krankheit gehalten
lich endlich haben viele bewährte
z. B. Osiander und Cuvier
ähnliche Membran, wie das mensch
auch bei Eselinnen und andern
Säugethieren entdeckt, so daß a
und ausschließlich Menschliche
dieses kleinen Organs wegfiele.

Wie dem auch sei, bei der
Jungfrau existirt eine solche M

bis auf seltne Ausnahmen, von denen nachher, muß sie zerstört werden, wenn eine consommirte Vermischung statt finden soll. Das Hymen ist beim ersten Anblick halbmondförmig, zeigt sich aber bei genauerer Untersuchung als vollkommener Ring, der den Eingang zu den Geburtsorganen verschließt, und nur eine kleine Oeffnung für die excrementiellen Säfte läßt. Auch diese Oeffnung ist in Gottlob! seltnen, pathologischen Fällen verschlossen, und erfordert die, meist gefährliche Hülfe der Chirurgie. Sie kann aber auch so groß sein, daß sogar Begattung bei unverletzt gebliebenem Hymen geschehen ist. Zerstört wird diese kleine Membran in der Regel durch die erste Umarmung; in seltnen Fällen freilich auch durch große Sprünge, Stöße, einen Fall, Reiten und dergleichen, doch muß der Arzt bei solchen Gelegenheiten immer eher zu sceptisch als zu leichtgläubig urtheilen. Indeß kann es umgekehrt nicht als allgemeines Gesetz aufgestellt werden, daß die erste Begattung nothwendig Zerreißung des Hymens zur Folge haben müsse, da unbezweifelte Erfahrungen gelehrt haben, daß nicht allein, wie wir eben sagten, Begattung, sondern auch Schwangerschaft, ja Geburt bei jungfräulich erhaltener

Membran erfolgt sei. Ein Rechtsgelehrte
erzählt Pinaeus, heirathete ein Mädch
von sechszehn Jahren. Der Sieg wird de
Bräutigam so leicht, daß in ihm die erschü
terndsten Zweifel über die Unschuld sein
jungen Frau aufsteigen. Die erfahrne Mutt
derselben erinnert sich aber, daß ihre Tocht
sich eben in den kritischen Tagen befände, u
da sie die physiologische Wahrheit kennt, d
in dieser Zeit zuweilen die quästionirten Thei
so erschlaffen können, daß Umarmung b
jungfräulichem Zustande möglich wird, so e
sucht sie ihren Schwiegersohn, seine Liebe n
noch wenige Tage zu zügeln. Vergeblich ve
sucht er nun der ehelichen Pflicht Genüge z
leisten, er findet Anfangs einen undurchdring
lichen Widerstand, erreicht endlich das Zie
vergißt allen Argwohn, und lebt mit sein
Frau glücklich. — Ein andres Beispiel dies
Art erzählt eben derselbe Schriftsteller vo
einem Kaufmann, der ebenfalls über seine
leichten Triumph in der Brautnacht unruhi
wird, den andern Tag in Geschäften verreis
nach einer Abwesenheit von drei Wochen zurüc
kommt, seine Frau schwanger und denno
bei ihr eine Veste findet, die er Anfangs w
Leichtigkeit eingenommen, nun aber mit

größten Mühe erobern muß. Auch Haller hat einen solchen Fall beobachtet.

Alberti erzählt von eines Weißgerbers Tochter, die sich an einen Gesellen von ihrer Profession verheirathet hatte, der in der Brautnacht einen sehr leichten Triumph hatte, und daher seiner Frau vorwarf, sie sei keine reine Jungfrau gewesen. Indessen belehrten ihn die Kunstverständigen, daß, da seine Frau mit im Handwerk gearbeitet, und bald im kalten, bald im warmen Wasser bis an den Unterleib gestanden habe, der Zufluß des Blutes nach jenen Theilen so vermehrt worden wäre, daß nothwendigerweise die gedachte Erschlaffung und Erweiterung hätte entstehen müssen. Der eifersüchtige Ehemann ward beruhigt.

Tollberg bemerkt, daß sich dergleichen Fälle öfter ereigneten, als sie beobachtet würden, weil die Ehemänner theils nicht wüßten, was sie gefunden hätten und finden sollten, theils die Geheimnisse des Ehebetts nicht kund machten. Er selbst, fährt er fort, habe einen gemeinen Menschen sich rühmen gehört, öfters mit Mädchen zur Zeit ihrer Krise zu thun gehabt zu haben, die alsdann die Männer *am liebsten* zuließen, weil sie zu dieser Zeit

weder Schwangerschaft, noch Verlust der Jungfrauschaft zu befürchten hätten.

Daß ferner bei einem *widernatürlich festen Hymen*, ohngeachtet eines unvollkommen vollzogenen Beischlafs, doch Empfängniß und Schwangerschaft statt haben könne, beweisen folgende Fälle: Ein Goldschmidt in Paris fand bei seiner jungen Gattin einen so verschlossenen Eingang, daß er sich genöthigt sah, auf die Scheidung zu dringen, obgleich die junge Frau Zeichen der Schwangerschaft bei sich verspürte. Bei der Untersuchung der Aerzte und Wundärzte entdeckte es sich, daß das Hymen in eine harte Membran ausgeartet, und nur mit einigen kleinen Oeffnungen versehen war. Man schnitt diese Haut durch, und nach sechs Monaten kam die Frau mit einem gesunden Kinde nieder. *Pauli* fand ein fleischigtes Hymen bei einer Kreisenden. Eine andere junge Frau konnte wegen Widerstand des Hymens nicht gebären. Sie ließ aus Schaamhaftigkeit keinen Wundarzt zu, und starb unter den Geburtsschmerzen. Die Gegenwart des Hymens ist also *kein unbedingt geltender Beweis* einer unberührten Jungfrauschaft, dagegen zeugt die Abwesenheit jener Membran, und die

Reste ihres frühern Daseins fast immer von einer gepflückten Blüthe.

Für ein zweites, physisches Zeichen einer unbefleckten Jungfräulichkeit hat man die Enge der Theile gehalten. Diese kann aber durchaus **kein unbedingtes Zeichen** pro abgeben, obgleich ein Sachverständiger Arzt, mit gehöriger Berücksichtigung auf Alter, Leibesbeschaffenheit, Temperament, Klima u. s. w. im individuellen Falle auf diesen Zustand wohl **mit** reflektiren dürfte.

Ein drittes Zeichen ächter Jungfräulichkeit soll der Blutverlust in der ersten Umarmung sein. Viele Nationen hielten und halten, wie wir oben schon erzählten, grade diese Probe für so wesentlich, daß sie sie als Bedingung einer fortzusetzenden oder gleich wieder aufzulösenden Ehe feststellten. Auch **Abraham** *a Sancta Clara* spielt auf den Werth dieses Zeichens an, wenn er in einer seiner Trauerreden klagt*, daß, anstatt es ehedem in dem Brautbette nach der ersten Hochzeitnacht, als wenn sich ein Paar Bären gerauft, ausgesehen hätte, man nunmehro kaum die Spuren eines abgeschlachteten Huhns darin finden könnte. Zwar ist Blutverlust meist ein Zeichen eines *eben verletzten* Hymens, allein wieder **kein**

:er Beweis, daß nie vorher eine Um=
ıg gepflogen worden sei. Denn, um
u erwähnen, daß ein kleines Aederchen
t werden und bluten kann, so ist mehr
oft der Fall vorgekommen, daß schlaue
r, um ihren Liebhaber zu hintergehen,
blutgetränkte Schwämme und dergleichen
instliche Blutung machten!
.s endlich das vierte Zeichen der reinen
ild, den Schmerz beim ersten Beischlafe
t, so ist dieser zwar eine natürliche Folge
ngethanen Gewalt; da aber Schmerz
geprüft werden, und also vorgegeben,
helt werden kann, so hat dies Zeichen
) fast gar keinen Werth.
ınoch sind alle diese bis jetzt angegebe=
ennzeichen noch immer naturbewährter
cherer, als eine Menge anderer, die die
besonders ausgeheckt haben, an die man
eute bei alten Weibern und in Spinn=
hoch und theuer glaubt, die aber meist
ıer der Aberglaube oder die Lüge erson=
ıben. Einige mögen zum Beispiel hier
:

Ein gefärbter Ring um die Au=
var nach der Meinung der Alten ein
n der verlornen Keuschheit.

2) Die Härte des Knorpels an der Nase galt für ein Zeichen der bewahrten Jungfrauschaft; ließ er sich aber durch einen Druck beim Anfühlen theilen, so war sie nicht mehr in guten Umständen.

3) Eine klar und helltönende Stimme bezeichnete eine keusche, eine gröbere hingegen eine unkeusche Jungfrau.

4) Andere haben den Zustand der Jungfrauschaft nach der Dicke des Halses beurtheilen wollen, und geglaubt, daß ein Mädchen alsdann noch Jungfrau sey, wenn ein Faden, den man von dem äußersten Ende der Nase bis zu dem Ende der Pfeilnaht auf der Seite, wo sie sich mit der Winkelnaht vereinigt, mißt, um ihren Hals herumreicht. (Vgl. Hals.)

5) Die Farbe der Warzen am Busen. Diese sollte, nach der Meinung der Alten, frisch und rosenroth seyn, durch den Beischlaf aber eine andre Farbe bekommen. Aber außerdem, daß die Farbe der Warzen sich nicht selten nach den Haaren abändert, da sie z. B. bei Blondinen meist roth, und bei Brünetten braun sind, so ist trotz der Sympathie zwischen dem Uterus und den Brüsten, *ein einigemal* wiederholter Beischlaf und wie-

derholtes Betasten der Brüste nicht im Stande, die Derbheit und Rosenfarbe derselben zu ändern.

6) Die Milch in den Brüsten eines Mädchens ist zwar ein minder trügliches Kennzeichen der Entjungferung, als die vorigen. Die Erfahrung bestätigt jedoch, den Gesetzen der Natur gemäß, daß durch Kunst und äußere Mittel in die Brüste eines mannbaren noch jungfräulichen Mädchens Milch gelockt werden kann, z. B. durch das Anlegen eines saugenden Kindes.

7) Denjenigen, welche gern geheimnißvolle Wege suchen, um hinter die Wahrheit zu kommen, kann noch folgendes, sonst sehr berühmtes Mittel, die Jungfrauschaft eines Mädchens [illegible] erproben, empfohlen werden. Man mache [illegible] Bad von Pappelblättern, Johanniskraut, [illegible]lbe und Bärenklau, mit einigen Handvoll [illegible]achsknoten, worin noch der Saame ist, nebst [illegible] gleichen Maaße von Flöhkraut. Man [illegible] die zu prüfende Person eine Stunde lang [illegible]und stelle alsdann die Untersuchung an. [illegible]as Mädchen noch Jungfrau, so werden [illegible]ne Geschlechtstheile fest zusammenschließen und wie eingeschrumpft sein; ist sie aber [illegible]ungfert, so werden sie schlaff, weich und

herabhängend erscheinen, und wenn auch alle mögliche zusammenziehende Mittel gebraucht worden sind.

8) Unter den famosen Jungfrauenproben muß ich noch eins erwähnen, nämlich die Kunst, durch den Geruch zu wittern, ob ein Mädchen keusch oder unkeusch ist. In Prag soll ein Mönch gewesen sein, der auf diese Art die Keuschheit oder Unkeuschheit der Mädchen und Weiber habe aufspüren können. Von einem Blinden in Paris erzählt man, er habe durch die Feinheit seiner Nase entdeckt, daß eine seiner Töchter ihrem Liebhaber Freiheiten vergönnt habe, wozu nur der Ehestand berechtigt.

Sind nun schon alle diese sogenannten Kennzeichen der physischen Jungfrauschaft sehr trüglich, um wie viel schwerer wird es nicht sein, die moralische Jungfräulichkeit eines Mädchens zu erforschen;

J'ai conservé ma virginité, mais non mon pucellage,

sagt eine Dame bei Rousseau. Es gibt allerdings wohl eine solche Trennung zwischen geistiger und körperlicher Unschuld, wenn auch der Liebhaber bei seiner Geliebten sie nicht

statuiren möchte. Aber wird nicht ein M
chen, das durch schlechte Erziehung, eifrige
türe von Romanen und schlüpfrige, erot
Schriften, vielleicht gar durch die unerlau
Selbstgenüsse seine Phantasie bereits ganz
zügelt, doch aber noch nie einem Manne
förmlich hingegeben hat, wird sie nicht p
sisch Jungfrau genannt werden müssen? A
nicht auf der andern Seite in jenen selt
Fällen, wo durch Verletzungen der Kranz
Jungfrau entblättert wurde, die reinste,
lichste Jungfräulichkeit noch aufrecht erha
werden können? Gewiß! Was es aber
der moralischen Jungfrauschaft auf sich h
das wollen wir in der Abhandlung: Keu
heit weiter untersuchen.

Sehr natürlich leiten uns jene Betrach
gen auf die Frage, ob ein gewaltsa
Raub der Jungfrauschaft, eine ganz wi
Willen des Weibes geschehende, erzw
gene Defloration (Nothzucht) möglich
Denn auch dann wird die Unglückliche
eines Gemüth unter den Stürmen des
bezwingenden thierischen Wüthrichs wohl
wahren können!

Spötter haben behauptet, auf den G
einer von ihnen angegebenen genauen Bes

Jungfrauschaft.

hologie des weiblichen Ge=
, daß eine wirkliche Noth=
vom Augenblicke des ersten
m letzten Erlöschen der Umar=
Wille des Frauenzimmers
e — daß ein solcher Akt
nds möglich sei, wofür man
eland und Piron einige sal=
n lesen kann.
n freilich übertrieben, und der
an spricht anders, als diese Spötter.
lich allerdings eine Uebermacht,
wang von Seiten des Mannes
odurch der Widerstand des Weibes
erden kann. Es können zuvörderst
Männer eine arme Unglückliche über=
; ferner kann die Genothzüchtigte
außerordentlich jung und sehr schwach
er sie ist auch wohl so gar unschuldig,
von der schändlichen Absicht ihres Ver=
s gar nichts ahnet, oder sie kann durch
rohte Todesgefahr gezwungen werden,
uhig zu verhalten, oder sie kann sich in
n, durch künstliche Mittel oder krankhafte
inde bewirkten Zustande von Bewußtlo=
t und Betäubung befinden. Fehlt indeß
iester Bedingungen, so werden Wieland

gewalt
wirkliche
Banden vo
ht haben
ber kann
leichtern Na
Empfängniß
hier vor Täusch
sind freilich
Es gibt
haft=ernste Ge
zur Unterhaltun
hier mittheilen
in seinen merkwür
genden Fall: Ei
ner Geburt wird g
chen Stande zu wi
dazu zu haben, als
Vaters. Währen
er eine Reise,
Nacht in einen G
Wirthin in der
den eben erfolgt
ter. Der folge
bestimmt.
den Leichn

und Piron bei der Klage wegen angethaner Gewalt wohl so ziemlich Recht behalten! Eine wirkliche Schwängerung in den letzteren Zuständen von tiefem Schlaf oder Bewußtlosigkeit haben Viele für unmöglich gehalten, wohl aber kann in einem leichtern Schlaf, einem leichtern Rausch, einer geringerer Betäubung Empfängniß erfolgen. Man muß sich aber auch hier vor Täuschungen hüten, und Täuschungen sind freilich hier leicht möglich. — — —

Es gibt bei unserm Thema einige schauderhaft-ernste Geschichten, von denen wir einige zur Unterhaltung und Belehrung unsrer Leser hier mittheilen wollen. Pitaval erzählt in seinen merkwürdigen causes célèbres folgenden Fall: Ein junger Mann von vornehmer Geburt wird gezwungen, sich dem geistlichen Stande zu widmen, ohne andern Beruf dazu zu haben, als den strengen Ehrgeiz seines Vaters. Während seines Noviziates macht er eine Reise, und kehrt bei einbrechender Nacht in einen Gasthof ein, dessen Wirth und Wirthin in der tiefsten Betrübniß sind über den eben erfolgten Verlust einer einzigen Tochter. Der folgende Tag ist zu ihrer Beerdigung bestimmt. Der junge Mönch wird gebeten, den Leichnam zu bewachen.

r. Schilderung der Eltern hatte die
ganze Summe der zaubervollsten
das verblichene Mädchen verschwendet.
afte Phantasie des Ordensbruders
der nächtlichen Stille immer reger
t ihm die Erblaßte in der reizendsten
eit dar. Die Neugierde, sich selbst
zu überzeugen, besiegt die Schauer
odes; er enthüllt das Gesicht der Ver-
nen, und erblickt staunend eine noch weit
ißendere Anmuth, als sie ihm seine Phan-
gemalt hatte.

Einsamkeit, nächtliche Stille, alles vereinigt
, das Blut des jungen Mannes in ein un-
wöhnliches Feuer zu bringen. — Verdrängt
nd auf einmal die heiligen Gelübde des Or-
ens, das Zurückschreckende des kalten Todes;
ie Sinne zerrinnen ihm, und — er umarmt
mit glühender Wollust den schönen Leichnam!!
Aber Reue und Schaam folgen plötzlich der
That, und er eilt mit anbrechendem Tage da-
von. —

Man trägt die Todte zu Grabe. Auf ein-
mal wird eine Bewegung im Sarge bemerkt;
man eröffnet denselben und findet das Mäd-
chen lebend. Grabgeläute und Sterbelieder
verstummen, alle Zuschauer blicken sie feierlich

staunend
in der Ge
Doch die
kurzer Daue
das baldige
geblich quält
nicht, wie sie
ist. Neun
vom Tode br
Welt. Die
Schmach und
ein Kloster.
Das Schick
eine günstige
einziger Sohn
Vaters zum
gens gelang
losgesprochen
Der Zu
zweitenmal
in denselb
nichts we
Indeß li
dieses G
mer be
Ursach
Nu

aunend an, Freude und Schrecken wechseln
i der Seele des Vaters und der Mutter.

Doch dies Glück der Eltern ist nur von
irzer Dauer. Besondere Zufälle verkünden
as baldige Mutterwerden der Tochter. Ver-
eblich quält man sie mit Fragen — sie weiß
icht, wie sie in diese Umstände versetzt worden
i. Neun Monate nach ihrer Auferstehung
om Tode bringt sie ein gesundes Kind zur
Welt. Die beleidigten Eltern rächen diese
Schmach und verbannen die Unglückliche in
in Kloster.

Das Schicksal des Mönchs hatte indessen
ine günstige Wendung genommen; er war
nziger Sohn geworden, durch den Tod seines
Vaters zum Besitz eines ansehnlichen Vermö-
ens gelangt, und von seinen Klostergelübden
sgesprochen.

Der Zufall will, daß eine Reise ihn zum
veitenmal durch jene Stadt führt. Er kehrt
i denselben Gasthof wieder ein, und denkt an
ichts weniger, als an die Folgen jener Nacht.
ndeß liest er in den Blicken der Bewohner
eses Hauses Züge eines mit Leid und Kum-
er belasteten Herzens. Er fragt nach der
rsache, und hört mit Bestürzung aus dem
unde der Eltern den Erfolg jenes verliebten

Abentheuers. Unverzüglich eilt er in das Kloster, welches die unschuldig Büßende verbirgt; findet sie weit schöner im Leben als im vermeintlichen Tode, und wählt sie mit Entzücken und freudiger Einwilligung der Eltern zu seiner Gattin. —

Den von den Agnaten über diese Geschichte, nach dem Tode aller, die daran Theil hatten, erregten Prozeß, kann man bei dem oben angeführten Pitaval nachlesen.

Folgenden im Jahr 1722 sich ereignet habenden Fall, wo ein Frauenzimmer einen Schlaftrunk bekommen und während der Bewußtlosigkeit geschwängert worden zu sein vorgab, habe ich aus Alberti entlehnt, und theile dessen Geschichtserzählung ganz im Originalvortrage, wie solche der medicinischen Facultät zu Halle eingeschickt worden, mit.

„Denenselben kann hierdurch nicht verhalten, was maaßen eines Königlich Preußischen Bedienten einzige Tochter allhier, die von ihren noch lebenden beiden frommen und ehrlichen Eltern zu einem gottesfürchtigen und tugendhaften Wandel von Jugend auf angeführt worden, sich selbst auch jederzeit ehrbar verhalten hat, wider alles Vermuthen am siebenten Oktbr. einer jungen Tochter genesen.

Ob nun wohl die bekümmerten Eltern, noch vor der Niederkunft, indem die Mutter aus den Zufällen und veränderten Gestalt des Leibes etwas Widriges befürchtet hat, dieselbe auf das Härteste zur Rede stellten; so hat sie doch keinen mänalichen Beischlaf gestehen, noch von demselben etwas wissen wollen, also, daß die Eltern sich damit begnügen lassen, und den weitern Erfolg mit Geduld erwarten müssen, zumahlen sie sonst des kränklichen Zustands ihrer Tochter schon gewohnt gewesen, auch keine außerordentliche tumescentiam ventris, weil die Frucht dem Rücken sehr nahe gelegen, verspüret haben, der fluxus mensium auch noch nicht gänzlich ausgeblieben gewesen. Bei ihrer nunmehrigen Niederkunft aber und da die Sache am Tag gelegen, hat sie ferner, auch im Beisein eines Geistlichen, mit großen Betheurungen contestirt, daß sie ihre Schwängerung nicht gewußt habe, auch bis dato nicht wisse, wie sie dazu gekommen, sondern es Gott am besten bekannt wäre, der auch ihre Unschuld an den Tag bringen würde. Als sie nun aus derer Umstehenden Discursen vernommen, daß Weibspersonen auch im natürlich harten Schlafe, oder auf vorher eingenommenen Schlaftrunk, deflorirt werden

könnten; so hat sie folgendes in Gegenwart des Geistlichen und derer Gerichspersonen angegeben, ist auch in ihrer nachhero erfolgten gerichtlichen Aussage bis die Stunde dabei verblieben: nämlich, sie wäre nach Weihnachten 1721 zu einer gewissen Weibsperson, in Nähereiverrichtungen, geholet worden, und als sie des Nachmittags um zwei Uhr zu ihr gekommen, habe sie sich auf ein kleines Stühlchen ohne Lehne zu ihr setzen müssen, da denn unter den gepflogenen Discursen eine mit zugegen gewesene Mannsperson, die sie dem Habit nach vor einen Officier gehalten, ihr ein Becherglas Bier zugetrunken, solches aber nur an den Mund gesetzet, worauf sie nicht Bescheid gethan, die Frau aber habe das Glas auch ergriffen, und gesagt, daß sie sie doch nicht verachten würde, habe aber gleichergestalt das Glas nur mit dem Munde berührt, da denn das Mädchen getrunken, nicht lange hernach aber sich nicht mehr zu besinnen gewußt, wo sie sei und wie ihr geschähe. Ungefähr nach einer Stunde wäre sie wieder erwachet, und hätte noch auf dem Stühlchen gesessen, die Frau aber neben ihr gestanden und sie gefragt, wie ihr denn gewesen, und was ihr zugestoßen wäre, davon sie keine Ursache angeben können,

als daß sie, weil sie sonst öfters sich unpäßlich befunden, einer Ohnmacht zugeschrieben, und im mittelst circa genitalia und an dem ganzen Leibe einige Schmerzen und Mattigkeit gefühlet, die vorige Mannsperson aber nicht mehr in der Stube gesehen habe. Worauf sie nach Hause gegangen und gemerket, daß sie über zwei Stunden außen gewesen, von dem Zufalle aber hat sie ihren Eltern nichts gemeldet, indem sie selbigen eines Theils vor etwas natürliches gehalten und andern Theils ihre damals krank gelegene Mutter nicht erschrecken wollen. Und ist das Mädchen zur selben Zeit fünfzehn und ein Vierteljahr alt, dabei aber schon völlig erwachsen gewesen."

K.

Kahlkopf.

S. Haar.

Keuschheit.

So nennt man jenen moralischen Zustand, *in welchem die Macht* der Vernunft über den *sinnlichen* Drang siegt, und der Mensch in

einer Sittenreinheit lebt, die ihn von jeder Ausschweifung, wäre es auch nur eine Ausschweifung der Einbildungskraft, abhält. So wenigstens ist vollkommne Keuschheit. Die Folgen eines allzukeuschen Lebenswandels, eines Lebens, in welchem der gesunde Mensch sich allen sinnlichen Liebesgenuß durchaus versagt, haben wir bereits in der Abhandlung: Enthaltsamkeit ausführlich geschildert, und wir wollen daher hier nur Einiges nachholen über die Art und Weise, wie verschiedene Zeiten und Völker die weibliche Keuschheit und Jungfrauschaft zu bewahren und erproben gesucht haben. (Vgl. Gürtel, Infibulation, Verschnittene.)

Ein wunderliches Mittel, die weibliche Treue zu erproben, welches Moses ersann, waren die „Wasser der Eifersucht.“ Die Stelle in den Büchern Mosis lautet so: „Und der Herr redete mit Mose und sprach: Sage den Kindern Israel und sprich zu ihnen: Wenn irgend eines Mannes Weib sich verliefe und sich an ihm versündigte; und jemand sie fleischlich umarmt, und würde doch dem Manne verborgen vor seinen Augen, und würde entdeckt, daß sie unrein worden ist, und kann sie nicht überzeugen, denn er sie nicht darinnen

... darauf gießen, noch Weihrauch darauf ... Denn es ist ein Eiferopfer, und Rügeopfer, das Missethat rügt; da soll sie der Priester herzuführen und vor den Herrn stellen, und des heiligen Wassers nehmen in ein irden Gefäß, und Staub vom Boden der Wohnung ins Wasser thun. Und soll das Weib vor den Herrn stellen, und ihr Haupt entblößen, und das Rügeopfer, das ein Eiferopfer ist, auf ihre Hand legen. Und der Priester soll in seiner Hand bitter verflucht Wasser haben, und soll das Weib beschwören und zu ihr sagen: Hat kein Mann dich umarmt, und bist du dich nicht von deinem Mann verlaufen ...

Volk, daß der Herr deine Hüfte schwinden und deinen Bauch schwellen mache, so gehe denn das verfluchte Wasser in deinen Leib, daß dein Bauch schwelle und deine Hüfte schwinde. Und das Weib soll sagen: Amen, Amen. Also soll der Priester diese Flüche auf einen Zettel schreiben, und mit dem bittern verfluchten Wasser abwaschen, und soll dem Weibe von dem bittern Wasser zu trinken geben rc."

Man sieht, daß diese Methode nichts als ein Schreckschuß war, ein moralisches Zwangsmittel, das der vorsichtige Gesetzgeber für sein abergläubisches Volk sehr passend ausgesonnen hatte; denn war das „bitter verfluchte Wasser" nicht mit schädlichen Substanzen gemischt, so werden wohl Keusche und Unkeusche es mit gleicher Wirkung gebraucht haben, so wie Keusche und Unkeusche einen und denselben Effekt verspürt haben werden, wenn etwa mit dem „Staub der Wohnung" scharfe, erhitzende Sachen zu dem Weihwasser gemischt wurden. Vielleicht machten es aber die verschlagenen Priester wie der pfiffige Ritter Pinetti, der eine Flüssigkeit unter seine Zuschauer umherbot, die in der Hand eines oder einer Verliebten sogleich schäumend aufkochte. Das

Ein anderes Mittel, dessen sich eh
die reichen Araber bei ihren Töchtern bedi
um deren Keuschheit zu sichern, waren
oder andre kostbare Fesseln, die sie u
Knöchel der Füße anlegten. Beide
wurden mit einer goldenen Kette zusa
halten, und der Schlüssel derselben
Verwahrsam der Eltern. In wi
Ketten die Keuschheit bewahrten
leicht ein. Allein grade in jenen
so viel unnatürliche Laster im Sch
Wenn auch der natürliche Weg ve
doch daraus immer sehr wenig a
Jungfräulichkeit einer so Gefessel
ist.

...em innern Theile von Afrika haben
...änner einen furchtbaren Bund und
...eimes Gericht wider die Weiber errichtet,
...r spanischen Inquisition gar nichts nach-
. Der Repräsentant und Richter des
...ens ist ein Popanz, welchen sie Mumbo-
...mbo oder Horey nennen. Diese Schreck-
...alt ist ein verkappter Mann, der mit einem
...agen Mantel von Baumrinde bekleidet, und
...it einer Krone oder einem Busch von Stroh
...geziert ist, wodurch er bis zu einer Höhe von
acht bis neun Fuß anwächst. Er spricht eine
nur dem Orden bekannte geheime Sprache,
und macht bei seinem Ankommen ein so fürch-
terliches Geräusch, als er zur Erreichung seines
Zwecks am dienlichsten erachtet. Die Figur
wird sehr sorgfältig von den Männern ver-
wahrt, und kommt nie zum Vorschein als des
Nachts, wenn die Männer Streitigkeit mit
ihren Frauen beizulegen haben, oder wenn
sie dieselben durch Schrecken zur Keuschheit
und zum Gehorsam bringen wollen. Sie
überreden diese, daß der Mumbo-Jumbo
alles wisse; sie überlassen alles seiner Ent-
scheidung, und er spricht allemal zu ihrem
Vortheil. Er verurtheilt sie oft zu einer
Tracht Schläge, oder auch wohl gar zum

...nde, und seine G...
...ger, welche ih...
...r von Trabante...
... Man. ...
zu überreden gew...
von ihnen belei...
Keuschheit verle...
brechen eben s...
Sobald sie di...
...berrichters g...
sein Geschrei...
möglich, so...
immer könn...
Trabanten...
und vor s...

In B...
Mädchen...
die nich...
erniedr...
Den n...
Stöck...
die ...

eine Sentenz wird durch diejenigen
che ihm überall folgen und eine
rabanten vorstellen, sogleich voll-
hat insbesondere die Frauen
en gewußt, daß er auf das äußerste
beleidiget werde, wenn sie ihre
verletzten, und daß er dieses Ver-
ben so gewiß bestrafe, als entdecke.
sie die Ankunft des verlarvten Wei-
es gewahr werden, welche er durch
chrei verkündet, so entfliehen sie, wo
so schnell und so weit, als sie nur
önnen. Allein sie werden durch seine
en oder die Männer selbst eingeholt,
sein fürchterliches Gericht gezogen. —
olen sucht man die Keuschheit junger
durch eine Erfindung zu bewahren,
weniger sonderbar, obgleich nicht so
end ist, als die vorhin erwähnte.
sten Jungfrauen nämlich werden kleine
an ihren Kleidern befestigt, damit
en jeden Schritt belauschen können.
ewiß, weibliche List hat zu allen Zeiten
ser der Eifersucht, Infibulation, ita-
Schlösser, Glöckchen, Fußketten und
ichte zu täuschen, zu umgehen gewußt;
das Gemüth nicht rein ist, werde

Ihr umsonst Eure Erfindungskraft mit dem Ersinnen von Maschinen und Methoden anstrengen, um ein Unglück zu verhüten, für das nur allein die Moral ein Präservativ besitzt.

Keuschheitsgürtel.

S. Gürtel.

Kinn.

Auch das Kinn ist ein wesentlicher Theil der Schönheit des menschlichen Gesichtes, in wie fern kein Thier ein Kinn hat, und dies daher wieder mit ein auszeichnender Karakter der Humanität ist. Es ist verschiedentlich gebildet, je nach Alter, Nationalität und Leibesbeschaffenheit. So ist es bald runder, viereckigter, länger und kürzer, mehr oder weniger hervorspringend u. s. w. Engländer und die meisten nordischen Völker z. B. haben ein sehr starkes, dickes Kinn, während Spanier, Italiener und andere südliche Völker es mehr spitz gebildet haben, was ihrer Physiognomie etwas Schlaues, Feines gibt. Ein sehr stark ausgebildetes Kinn dagegen zeugt meist nicht von sehr großem Geiste, und die

nen daher auch einen Tölpel
he oder mâchoire. Die Länge
hat besondern Einfluß auf die
des Gesichtswinkels. (S. Ge-
zuweilen häuft sich das Fett so stark
Kinnlade an, daß es das Ansehen
als wären zwei und mehrere Kinne
er man ein solches Kinn auch ein Dop-
n nennt; besonders sieht man dies bei
en von gutem Embonpoint; so erzählt
ileau von einem Prälaten:

on menton sur son sein descend à double
étage.

Kleidung.

Wie wichtig die Bekleidung für die Ge-
heit des Menschen sei, welchen mächtigen
fluß sie auf seine ganze Constitution habe,
brauchen wir wohl nicht ärztlich zu ver-
rn, denn es gibt keinen Vernünftigen,
einen Augenblick daran zweifelte, obgleich
h vielleicht in demselben, als er dieses
, von irgend einer bizarren Mode, trotz
r seiner Ueberzeugung, in seiner Kleidung
Nachtheil für seine Gesundheit beherr-
läßt. Wie viel Brustkrankheiten verur

fachte nicht und verursacht noch täglich der nichtsnutzige Gebrauch der Schnürleiber! Oft veranlaßt der sehr natürliche Wunsch, mit Reizen geschmückt zu erscheinen, die für die weibliche Schönheit so wesentlich sind, und eine elegante Taille zu zeigen, die jungen Frauenzimmer zum Gebrauch der Schnürbrust, und sie zerren und pressen die junge, noch wenig entwickelte Brust, um den kleinen Busen desto mehr hervortreten zu lassen; auf der andern Seite aber tragen wieder Viele ein Corset, die gerade mehr als reichlich ausgestattet sind, um dann wieder Reize zu verringern, die weniger durch ihre Qualität, als durch ihre schönen Verhältnisse gefallen, und so sieht man die tyrannische Göttin Mode ihren Sieg über Weiber der verschiedensten Formen feiern. (V. Schnürleib.) Der Druck, den Strumpfbänder und enge Fußbekleidung bewirken, hat oft durch seine schädlichen Folgen an Geschwülsten, Geschwüren u. s. w. das Vergnügen, einen schönen Fuß zu produciren, theuer bezahlen lassen. (Vergleiche Fußbekleidung, Strumpfband.) Wie zu enge oder zu warme Beinkleider und Halstücher schaden, haben wir bereits in den diesen Kleidungsstücken gewidmeten Artikeln erzählt. (Vgl. au

(Perrücke, Putz, Weiß-
, Wäsche.)

Knabenliebe.

[illegible] mildeste Bezeichnung eines nicht
durchaus naturwidrigen Lasters,
wir im Deutschen noch einen kräfti-
[illegible]druck haben, der das Schändliche
noch mehr bezeichnet, und das man
auch noch mit ausländischen Wörtern,
[illegible]f den Ursprung und die Natur des La-
deuten, Sodomie oder Paederastie
nennt. Zu welcher Verderbtheit mußte
nicht der Geschmack des Mannes herabsinken,
als er statt des Organes, welches der Natur-
instinkt ihm anwies, jenes zur Befriedigung
des wilden Dranges seines verirrten Ge-
schlechtstriebes wählte, das die Natur zur
ekelhaftesten und unreinsten aller ihrer Ver-
richtungen bestimmt hat! Und doch finden
wir schon im tiefsten Alterthume den Ursprung
dieses Verbrechens, das Natur, Moral und
bürgerliche Gesellschaft gleich sehr verabscheuen,
denn ganze Städte bei den Hebräern sehen wir
schon infizirt von der Lust an dieser Schand-
that, und der Feuer- und Schwefelregen, der

Sodom und Gomorra zerstörte, wäre vielleicht nicht vom Himmel gefallen, hätte der Ewige nicht die Einwohner für die teuflischste aller Erfindungen züchtigen wollen. Aber die Einäscherung der tiefverderbten Städte der Pantopolis war leider! kein Beispiel, das die übrigen Abkömmlinge Noah's gebessert hätte, und nur später, als die bösen Folgen dieses Verbrechens auf die Verringerung der Population ꝛc. immer sichtbarer wurden, sahen sich die Hebräer genöthigt, durch Strafen und Gesetz dem Laster einen Damm entgegenzusetzen.

Zu derselben Zeit aber errichtete man ihm in Griechenland beinahe Altäre, so allgemein und ohne Rückhalt war bei den feurigen Griechen die Paederastie im Schwunge. Sanctionirte sie doch gleichsam sogar ihre Religion, eine Religion, die als Obersten der Götter einen Zeus anbetete, von dessen Verhältniß zu Ganymed wir nicht nöthig haben, weitläuftig zu erzählen, um zu beweisen, wie sehr es gerade in dies Kapitel gehört! Es ist daher nicht zu verwundern, wenn auch die Großen und Berühmtesten unter den Griechen nach einer solchen Autorität sich nicht scheuten, jenem schmutzigen Verbrechen anzuhängen, und Socrates wird in den gemeinen Annalen

…eits neben so Vielen der größ…
…ach ihm genannt werden, die sich
…ten, unbegreiflich genug, neben
…nswerthen Geistes-Eigenthümlich-
…ich durch den abnormen Geschmack
… Unnatur vor ihren Mitmenschen
…hnet haben. Viele der berühmten
…chaftsverhältnisse aus dem Alterthum
…ch in Hinsicht auf diese Verirrung des
…echtstriebes anrüchig, und der Dichter
… B. den Achill, der um den Tod sei-
…atroklus trauert, geradezu ausrufen:

…morum tuorum sanctae consuetudinis Quid pulchrius!

…ie Sodomie, die schon in ganz Griechen-
…, bei den Arabern, Egyptern und Persern
…Schwunge war, kam nur erst nach Rom
…Zeit der Sittenverderbniß in der Republik.
…ter aber veränderte sich die Lage der Dinge,
…das ganz entzügelte Rom ward ein Haupt-
…r des verworfenen Verbrechens. Die Ge-
…hte bewahrt die schaudervollsten Beispiele
…den Regierungen August's, Tiber's,
…ro's, Hadrian's, die selbst den Thron
…ihren Schandthaten befleckten, und deren
…ärend-niedrige Sündhaftigkeit, auch im

Punkte der Knabenliebe, wir hier nicht noch einmal schildern wollen, da wir schon im Artikel: Ausschweifung den menschlichen Geist in seiner tiefsten Erniedrigung gesehen haben, wo auch der Ursprung und die Verbreitung der Paederastie bereits erwähnt wurde. Ließ doch Hadrian, den Verlust seines Geliebten, des schönen Antinous, betrauernd, sogar eine Stadt zu dessen Gedächtniß erbauen und ihm Tempel und Orakel errichten, und seine Statue von den römischen Künstlern in unzähligen Abbildern vervielfältigen, von denen uns Mehrere noch heute zeigen, welche Schönheit den üppigen Kaiser an seinem bithynischen Jüngling so sehr entzückte!

Es war kein Wunder, daß bei solcher Sittenverderbniß auf dem Thron die Großen und Reichen darin bald nachfolgten, und die gemeinste Liederlichkeit dann später allgemein ward, daß sogar von zwei Hirten Virgil sagen konnte:

Formosum pastor Corydon ardebat Alexin:
Der Hirt Corydon entbrannte für den schönen Alexis.

Es scheint, daß Griechenland, Syrien, Egypten, das nördliche Afrika überhaupt, und

Fremden als bequemen Genuß dar!

Auf jeden Fall scheint das moderne Europa der Welttheil, wo das Verbrechen der Knabenliebe die wenigsten Fortschritte gemacht hat. Freilich war, wie überhaupt der Mangel an weiblichem Umgang (wie von der andern Seite der Ueberdruß im Genusse desselben) eine Hauptveranlassung zu dem Laster der Knabenliebe ist, diese Unzucht noch im Mittelalter unter den, zum Hagestolziat verdammten Geistlichen sehr gewöhnlich, und mehrere Päbste, wie Leo X. und Sixtus IV., sind mit einem so schwarzen Verdachte in der Geschichte gebrandmarkt: abe

die geläuterten, aufgeklärten neuern Zeiten haben durch die schwersten, selbst Todesstrafen (noch 1750 wurden in Paris zwei Paederasten verbrannt —) diese Schandthat verfolgt, die jetzt nur noch in den größern sittenverderbten Hauptstädten ganz im Finstern umherzuschleichen wagt, nirgends aber — zur Schande der Menschheit sey es ausgesprochen! — nirgends in eben jenen größern europäischen Städten g a n z ausgerottet ist! Dort sieht man noch die verruchten Gesellen umherspioniren, wo sich ein junges, schönes Opfer ihrem Sinnenbrande darbiete, man sieht andere, ganz verworfene junge Männer, die für ein armseliges Sündengeld sich nicht scheuen, sich einem Akte hinzugeben, dessen üble Folgen auf die Gesundheit — (an Fisteln, Verhärtungen, Geschwüre der angegriffenen Theile) sie meistens wohl nicht einmal kennen, und die oft durch gewisse Eigenthümlichkeiten in der Kleidung sich den Liebhaber sogleich als Gesellen vom Métier entdecken, und verrathen, daß man bei ihnen nicht umsonst einen Versuch wagen werde, ein Verhältniß anzuknüpfen, das Gesetz und Moral mit dem Stempel der nichtswürdigsten Verworfenheit bezeichnen.

Knie.

...vortretende Theil, der den Schenkel ...nterfuße verbindet, und dessen Vor... ...sonders durch den Knochen, der die ...e genannt ist, veranlaßt wird, wel... ...hen das Kniegelenk theils beschützt, ...ingt. Bei einem schönen Knie muß ...ochen mit Fett gehörig gepolstert sein, ...as Knie jene weiche, elastische Run... ...halte, die die Kenner so sehr zu schätzen

Kopf.

...berste Theil des menschlichen Rumpfes, ...n naturhistorisch in den Schädel und ...icht eintheilt. Die allgemeine Form ...schlichen Kopfes ist die einer unregel... ... Sphäre, die nach vorne, unten und ...ten abgeplattet ist. Genau kann man ...rm nicht angeben, da der Kopf so sehr ...dividuellen und Rassen-Verschieden... ...ariirt. Ueberdies verändert sich die ...ne Configuration des Kopfes auch von ...esten Kindheit an bis in's späteste ...inein. Das Gesicht des Kindes ist

noch wenig, sein Schädel stark entwickelt, und erst in den Pubertätsjahren stellt sich das richtige Verhältniß zwischen diesen beiden Partheien ein. Nach Cuvier verhält sich das Gewicht des Gehirns im Kindskopfe zum übrigen Körper wie eins zu zweiundzwanzig, beim Erwachsenen wie eins zu fünfundzwanzig, beim Mann wie eins zu dreißig, beim Greise wie eins zu fünfunddreißig. Schon hieraus sieht man, was auch tausend andre Erfahrungen bestätigt haben, daß die physisch-großen Köpfe nicht immer deshalb auch die größten Geister sein müssen, und daß die Dickköpfigsten just nicht immer die Genies zu sein brauchen. Der Kopf des Weibes ist im Allgemeinen, wie ihr ganzer Körper, kleiner, als der des Mannes, sonst aber haben Menschen von kleinerer Statur meist einen relativ größern Kopf, als Leute von höherem Wuchs. Bei der Kaukasischen Race ist der Kopf fast rund, die Stirn mittelmäßig hoch, die Backenknochen klein, nicht hervortretend, das Gesicht oval, die Nase nicht sehr markirt, das Kinn voll und rund, der Mund klein. Die Mongolische Menschen*race* hat einen fast viereckigten Kopf, stark *hervortretende* Backenknochen, platte Nase,

ge Nasenlöcher, wenig merkbares Kinn, gelrunde Backen. Bei der Negerrasse finden ir einen engen, an den Seiten zusammenge- ückten Kopf, sehr gewölbte Stirn, scharf rvorspringende Kiefer und Augen, Stumpf- ıse, und wulstig aufgeworfne Lippen. Die alayische Rasse hat eine gewölbte Stirn, ine hervortretende Backenknochen, aber den ntertheil des Gesichtes ein wenig hervor- ringend, große, dicke Nase und großen Mund. ie Amerikanische Menschenrasse endlich hat eite Backen, tiefliegende Augen, kurze Stirn ıd Stumpfnasen. (Vgl. Auge, Bart, londine, Brünette, Frisur, Gesicht, aar, Lippen, Mund, Nase, Stirn, ange, Zähne u. s. w.)

Kupido.

S. Amor.

Kuß.

Wir sprechen nicht von dem Kusse,
den mir mein Vater reichet,

ch der Kußtheorie, die ein bekanntes deut- ies Lied gibt — wir sprechen nicht von dem

Versöhnungskusse, nicht von dem Schmollenskusse, den sich fidele Brüder beim Glase Wein halbbetrunken bieten, nicht von dem Osterkusse der Russen, nicht von dem Doctorkuß, den der Decan bei der Promotion dem jungen Doctoranden aufdrückt, nicht von den tausend andern Küssen, die das Ceremoniell verschiedener Zeiten und Völker erfunden hat — wir reden von jenen Küssen, die den Geliebten fester an die Geliebte ketten, und die in dem Apparate der Sinnenliebe ein so mächtiger Hebel sind.

Eben aus dieser Ursache erhält der Kuß bei sinnlichen Menschen und Nationen gar leicht eine lascive Bedeutung, und deswegen haben zum Beispiel die Franzosen das Wort baiser jetzt ganz aus der feinern, gesitteten Sprache verstoßen, und wir wollten es Niemanden rathen, daß er in einem Pariser Salon von baiser une Dame spräche, womit er die schmutzigste Zote ausgesprochen haben würde. Deshalb ist auch in Paris alles Küssen auf den Mund in Beisein von Leuten verpönt, und der Vater selbst würde dies sich nicht mit seiner Tochter in einer Gesellschaft *erlauben*, viel weniger noch mit seiner Gattin. *Und nun* gar auf dem Theater! Wenn wir

Deutschen es alle Abende ganz ruhig mi
sehen, daß der erste Liebhaber die erste
haberin auf den Brettern vor zweita
Zuschauern in optima forma umarmt
auf den Mund küßt; so würde ein s
Akt auf einem Pariser Theater unerhört
und Bänke und Stühle und Orangen
Gläser und Stöcke würden alsbald im
terlichen Unisso das in den Augen von
zosen unerhörte Scandal rügen!

Eben auch weil der Kuß so sehr en
den Genüssen sinnlicher Liebe zusammen
haben schon ältere Moralisten und Recht
verschiedene Streitfragen in Bezug a
Küssen aufgeworfen, von denen wir
als Curiosa mittheilen wollen.

1) Darf ein unverlobtes oder e
verlobtes ehrliches Mädchen noch de
fernkranz tragen, wenn ihr von einer
person ein Kuß geraubt oder auch
gegeben worden ist?

2) Wenn eine Mannsperson zu e
chen sagt: „Willst Du mich zum
gib mir einen Kuß;“ und wen
Mädchen ihn, ohne ein Wort dabei
küßt, kann dieser Kuß als ein bi
verlöbniß angesehen werden?

3) Verliert eine Jungfrau durch Zulassung eines männlichen Kusses ein Vermächtniß, das die Bedingung mit sich führt: Si pudice vixerit (wenn sie keusch gelebt hat.)?

4) Wenn ein verheirathetes Frauenzimmer eine andere Mannsperson freiwillig küßt, kann gerichtlich daraus der Verdacht des Ehebruchs gefolgert werden?

5) Kann ein Ehemann, der seine Frau in geheimen Küssen mit einem andern antrifft, sich des Rechts bedienen, welches das römische Recht gegen den Ehebrecher erlaubt?

Alle diese moralischen und juristischen Bedenklichkeiten beruhen nämlich auf dem Erfahrungssatz, daß der Kuß gewöhnlich nur der Anfang zu größern Freiheiten ist, und daß er weiter führt, als er meist soll.

Auch dieser Genuß führt, gemißbraucht durch Verschwendung an feile, verbuhlte kranke Geschöpfe, nicht selten zu höchst unangenehmen Folgen, denn eine Infektion durch Küsse gehört gar nicht zu den ungewöhnlichen. Und so rächt sich auch hier die Natur an dem Menschen, wenn er einen erlaubten, menschlich-edeln Genuß in roher Sinnlichkeit zu bloßem Nervenkitzel herabwürdigt!

L.

Lesbische Liebe.

Würde der Mensch viel dabei gewinnen,
s er die Fähigkeit verlöre, zuweilen unter
liebe Rindvieh hinab zu sinken? Daß sich
sen Schmutzwinkeln großer Städte hier
da ein Ungeziefer erzeugt, das in solchen
lialitäten sein Vergnügen findet, macht
menschlichen Natur bei weitem nicht so
l Schande, als ihr das Urtheil des innern
ichters Ehre macht, der unbestechlich in der
rust von Millionen wohnt, und jenes Un-
ziefer mit ewiger Infamie belegt." So ur-
eilt Lichtenberg über eine Ausschweifung,
: jenem nichtswürdig-eklen Laster, das die
berschrift zu dieser Abhandlung bezeichnet,
etwas gleicht. Die Lesbische Liebe ist ein
irdiges Seitenstück zu dem Laster der Kna-
nliebe (s. diesen Artikel), ja wenn in
: tiefsten, schmutzigsten Verworfenheit und
. Pfuhl der Sündlichkeit noch Grade und
tufen möglich sind, so gebührt wohl unstrei-
; dem sogenannten Lesbischen Laster der
atz noch unten der Paederastie! Denn
nn schon ein viehisch-entarteter Mann das

scheußlichste Bild der Schöpfung ist, welches Wort bezeichnet das viehisch-entartete Weib? Was soll man sagen, wenn man das Weib, das Ideal der menschlichen Sittlichkeit und Tugend, aufgelöst in thierisch-roher Begier sich zum — Weibe neigen, und in weiblicher Umarmung das Geschlechtsfeuer ihrer Nerven löschen sieht?! Gewiß, hier findet die tiefste Erniedrigung des Menschen ihre Grenze!

Wir haben schon oben in der Abhandlung, die einen traurigen, geschichtlichen Ueberblick über die Geschlechtsverirrungen des menschlichen Geistes bot, im Artikel: Ausschweifung, das Historische und Etymologische der Lesbischen Liebe erzählt, und man wird uns hier Wiederholungen und allzugroße Details in einer Sache, von der sich der Geist unwillig-empört abwendet, gern erlassen. Ob es wahr ist, daß dies Laster wirklich auf der Insel Lesbos erfunden worden, darüber sind die Stimmen getheilt: daß aber die berühmteste Einwohnerin von Lesbos, die Dichterin Sappho, ihm sehr ergeben gewesen sei, darüber herrschen weniger Zweifel. Das alte Rom, das in seinen Messalinen und Julien die ewigen Ideale weiblicher Verworfenheit

aufzuweisen hat, sah auch das lesbische Laster in seinen Mauern sehr verbreitet, und die Römer nannten Weiber, die ein schändliches Vergnügen daran fanden, mit Hülfe eines künstlichen Priaps oder einer Clitoris, die unendliche Wollust sehr vergrößert hatte, oder auf anderem Wege sich einander ohne männlichen Zutritt Selbstgenüsse zu verschaffen, Tribaden oder Fricatrices. Neuere Zeiten und unser gemäßigtes europäisches Klima haben Gottlob! dieses ekelhafte Laster fast ganz verschwinden gesehen.

Liebe.

S. Amor, Aphrodite.

Liebestränke.

Mit diesem oder mit dem Namen: Philtra benannte man bei den Alten solche Mittel und Zubereitungen, durch welche man in Jemanden Liebe erregen zu können glaubte, Mittel, die meist mit jenen verwandt waren, welche man beibrachte, um den eigentlichen sinnlichen Geschlechtstrieb aufzureizen, und von denen wir schon im Artikel: Aphrodisiaca gesprochen haben.

Schon im frühesten Alterthum finden wir den Glauben, daß gewisse Medicamente, Zauberformeln, Gebete, Talismane und dergleichen Liebe erregen, andere sie zerstören und verlöschen könnten. Virgil gibt einmal gar ein Recept an, dies letztere zu bewirken, und selbst Zeus konnte einst trotz seiner göttlichen Macht nicht den Gürtel der Juno lösen. Niemand durfte also an der Macht solcher Künste zweifeln —

Quis neget magicas nervos torpere per artes?

Wer wohl leugnet, daß Zauberkünste die Nerven erstarren?

(Vergl. Nestel.) Im luxuriösen Rom besonders waren die Philtra sehr gewöhnlich, und die Thessalischen Weiber, die sich in Anfertigung derselben besonders berühmt gemacht hatten, verkauften solche sogar öffentlich:

Hic Thessala vendit
Philtra quibus valeant mentem vexare mariti.

Hier verkauft die Thessalierin
Liebestränke, damit die Hitze des Gatten zu reizen.

Selbst die neuern Zeiten haben den Aberglauben, daß es gewisse geheime Wege gäb

gung eines Menschen zu fesseln oder
s, nicht ganz abgelegt, und besonders
ystischen Fabelglauben, den das Chri-
s noch beibehalten hat, finden wir
ltra auch noch mit verwebt. So läßt
kespeare den König der Elfen, Obe-
im „Sommernachtstraum“ sagen:

er Saft, geträufelt auf entschlafne Wimpern,
Macht Mann und Weib in jede Kreatur
Die sie zunächst erblicken, toll vergafft —

nd ein eben solcher Saft ist es, der in der
exenküche in Göthe's Faust bereitet wird,
en armen Doctor zu berücken.

Du mußt nothwendig transpiriren,
Damit die Kraft durch Inn- und Aeuß'res
dringt,
Und bald empfindest du mit innigem Ergötzen,
Wie sich Cupido regt und hin und wieder
springt.

Aber noch mehr! Im abergläubischen Ita-
len glaubt sogar noch heute das Volk ganz
rnsthaft an die Kraft solcher Liebestränke,
die der neueste, geistvolle Reisebeschreiber,
Wilhelm Müller, erzählt:

„Der Sammelplatz der römischen Hexen,
enen es unter den jungen und alten Weibern



eine große Menge gibt, ist das antike Forum, das jetzige Campo Vaccino. Dort halten sie ihre nächtlichen Zusammenkünfte, die größte und festlichste in der Johannisnacht, zu der sie alle in schwarzer Katzengestalt mit feurigen Augen erscheinen. Diese Verwandlung bewirken sie durch eine geheimnißvolle Salbe, deren Hauptbestandtheil, Pimpinellwurzel sein soll, und mit der sie sich den ganzen Leib einreiben. Wer denkt hierbei nicht an die Thessalischen Zauberinnen? Die Hexen brauen Tränke, welche Liebe oder Haß erregen, beschwören Abwesende durch Zauberformeln und machen Wetter. — Die Philtra sind in Neapel zu Hause. Ich habe in einem kurzen Aufenthalte mehrere hinschwindende Jünglinge gesehen, von denen die allgemeine Stadtsage behauptete, sie hätten Liebestränke genossen. Man ist daher sehr behutsam mit dem Verschenken von Haaren, weil man glaubt, daß sich der Liebeszauber leicht an sie knüpfen lasse. In Rom soll man sicherer sein. Doch vermeidet man im Carneval, die von den Masken zugetheilten Konfetti in den Mund zu nehmen, und warnt wohl unwissende Fremde davor. Daher hört man zuweilen von weiblichen

den Scherz: »Mangiate, mangiate i
i. Non siete tanto bello, per aver
d'una fattura.« (Essen Sie nur
onfect; Sie sind nicht schön genug, um
r einer Hexerei fürchten zu dürfen!)
an auch die meisten der Mittel, Liebe
ecken, nur in so fern vielleicht eine Wirk=
it besitzen, als sie durch die verschiedensten
oden, Besprechungen, Talismane und
leichen stark auf die Einbildungskraft rea=
n, und wenn wieder andre sogenannte
ltra gar auf eine noch schädlichere Art
sam sind, indem sie narcotische Kräfte
en, dadurch das Opfer einschläfern, und
n allerdings dem schändlichen Verführer
Macht gönnen, die er ohne sie nicht haben
de, so gibt es doch allerdings gewisse Na=
räfte, die die physische Liebe anregen
en; nur wiederholen wir, daß hier dann
einer moralischen Liebe, von Zuneigung
die Rede sein kann, und daß es ewig
Unsinn bleiben wird, eine gewisse Person
h Zauberkünste grade an eine gewisse Per=
fesseln zu wollen, da in jenem Falle, den
statuiren, nur die Liebe zu dem andern
hlechte überhaupt aufgeregt wird. Wir
dies schon an den Thieren. Katzen



werden durch die Nepeta cataria L., durch Baldrian- oder durch Schlangenwurzel u. s. w. sehr aufgereizt. Vögel, denen man Foenugraecum, Buchweizen u. A. zu fressen gibt, werden liebeshitzig, und sogar die gewiß nicht allzufeurigen Karpfen werden aufgeregt, wenn man ihre Hintertheile mit Moschus reibt.

Eins der, bei Thieren allerwirksamsten Philtra sind die Exhalationen, die die sexuellen Organe verbreiten, und man weiß an der Beobachtung vieler unsrer Hausthiere, wie wichtig diese Ausdünstungen für das Begattungsgeschäft sind. (Vgl. Ausdünstung, Geruch.) Die Alten glaubten, daß das, was auf Thiere einen so mächtigen Eindruck mache, auch bei Menschen von großer Wirksamkeit sein müsse, und so bekam besonders das sogenannte Hippomanes, der Schleim, den die weiblichen Organe der Stute secerniren, in dieser Beziehung eine große Wichtigkeit bei ihnen. Mehrere ähnliche Secretionen bei Thieren scheinen gleichfalls nur da zu sein, um das Begattungsgeschäft rege zu erhalten, so z. B. das Bibergeil, der Moschus und Andere mehr. Die Alten haben auch alle diese Substanzen in die Recepte zu ihren Liebestränken gemischt, ja noch viel ekel-

astere Dinge, von denen wir nur verrathen wollen, daß sie ähnliche, menschliche Secretionen sind! Wir nennen diese eben so wenig als wir aus einem andern Grunde, in so fern nämlich es ganz überflüssig wäre, leere Namen aufzuzählen, um deren Bedeutung zum Theil die heutigen Botaniker noch streiten, als wir aus diesem Grunde die beliebtesten Ingredienzien zu den Liebestränken der Alten hier mit aufzählen. Was würde es auch unserm Leser nützen, hier zu hören von: Diacyminum, Peganum, Dudaim, Destenbuje, Ophrys, Maranta, Durmio u. A.? (Vgl. Aphrodisiaca, Ausschweifung.)

Liederlichkeit.

S. Ausschweifung.

Lippen.

Die Thore des Athems,

wie sie Shakespeare so schön nennt! Wie die Lippen einen großen Theil zu dem Charakter, der Form, also auch, je nachdem sie mehr oder weniger normal gebildet sind, zu der Schönheit des menschlichen Gesichtes beitragen,

cken, die seynd von ...«
ungelersam, unreyn, unkeusch.«
was derben Kraftschlüsse hier
können, theilen wir lieber die
iognomischen Deductionen mit,
er aus den Lippen herzuleiten
inen tiefern Menschenkenner ver-
en aber nur der Werth zuertheilt
, welcher der Physiognomik über-
hrt, das heißt ein sehr bedingter.
hlichkeit, sagt Lavater, drängt
des Mundes ab, und beide Enden
Traurigkeit zieht die Mitte hinauf,
die Enden hinab. Die Oberlippe,

gemeinen Menschen
wollüstigen, nie a
boshaften Karakteren
loser Mund, der blo
sicheres Zeichen von
liebe, Genauigkeit,
an beiden Enden s
Affectation, Prahler
schigte Lippen haben
keit, Trägheit u
Sanft überhängend
gemeinen Zeichen

... ... Unterlippe Be
lleben. Je kleinere beschnittene
netter, desto fester, je größer und
, desto kraft= und saftreicher ihre
ie die Lippen, so der Karakter,
schnell bewegliche Lippen, weicher
beweglicher Karakter. Ausgezeich=
nete, große, wohl proportionirte
denen die sich sanft und auf bei=
gleich schlängelnde Mittellinie
zuheben ist, sind nie an schlechten
enschen zu finden, wohl aber an
en, nie an falschen, kriechenden,
arakteren. Verbissener, lippen=
der blos einer Linie gleicht, ist
en von Kälte, Fleiß, Ordnungs=
gkeit, Reinlichkeit, und wenn er
... sich aufwärts ...

ählige Güte mit hervorstehenden Unterlip-
n. Beschnittene, scharf gezeichnete Lippen
deuten Aengstlichkeit und Geiz. In der
Mitte sich höhlende Unterlippe — launigter
Karakter. Man bemerke nur den Augenblick,
wo einem launenvollen Menschen ein bon
mot auf der Lippe schwebt; die Lippe wird
sich ein wenig herablassen und höhlen. Ein
verschlossener Mund, eben nicht zugespitzt af-
fectirter, zeigt immer Muth und Karakterfe-
stigkeit an, und in Fällen, wo die Gegenwart
des Geistes unumgänglich ist, sieht man auch
sonst offene Mäuler sich schließen.

So viel über die Physiognomik der Lippen;
im Artikel **Mund** werden wir noch einmal
auf dies Thema zurückkommen müssen.

Register.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

Register.

K.

L.

Eros

oder

örterbu

über

die Physiologie

und

die Natur- und Cultur-Geschi
des Menschen

in Hinsicht

uf seine Sexualität.

Zweiter Band.

M — Z.

Neue Auflage.

Stuttgart, 1849.
:-lag von J. Scheible.

unzählige Güte mit hervorstehenden Unterlippen. Beschnittene, scharf gezeichnete Lippen bedeuten Aengstlichkeit und Geiz. In der Mitte sich höhlende Unterlippe — launigter Karakter. Man bemerke nur den Augenblick, wo einem launenvollen Menschen ein bon mot auf der Lippe schwebt; die Lippe wird sich ein wenig herablassen und höhlen. Ein verschlossener Mund, eben nicht zugespitzt affectirter, zeigt immer Muth und Karakterfestigkeit an, und in Fällen, wo die Gegenwart des Geistes unumgänglich ist, sieht man auch sonst offene Mäuler sich schließen.

So viel über die Physiognomik der Lippen; im Artikel Mund werden wir noch einmal auf dies Thema zurückkommen müssen.

Register.

A.

B.

C.

F.

G.

K.

L.

Eros

oder

Wörterbuch

über

die Physiologie

und

über die Natur= und Cultur=Geschichte des Menschen

in Hinsicht

auf seine Sexualität.

Zweiter Band.

M — Z.

Neue Auflage.

Stuttgart, 1849.

Verlag von J. Scheible.

Dem Reinen ist Alles rein!

Vorrede.

Wir überliefern hier dem Publikum den zweiten Theil eines Werkes, über dessen Zweck wir uns bereits im ersten Bande (in der Vorrede) hinlänglich ausgesprochen und — für Manchen — gerechtfertigt zu haben glauben. Der „reine„ ernste, reife und gebildete Leser, wie wir uns dort unsern Leser wünschten, lese und prüfe!

Auch dieser Band gibt aus der Physiologie des Menschen — immer in Bezug auf seine geschlechtliche Seite — belehrende Aufschlüsse in den Abhandlungen: Mann, Mannbar, Monatskrise, Nacht, Physiognomie, Reife, Sinnenkälte, Teint, Unfruchtbarkeit, Unmäßigkeit, Unvermögen, Wuchs, Zeugung

u. m. A. — Aus der Naturgeschichte besonders den, wie wir hoffen, reich ausgestatteten Artikel: Weib, und aus dem Gebiete der Kulturgeschichte des Menschengeschlechtes liefert dieser Theil noch weit wichtigere Aufschlüsse als der erste über die Art und Weise, wie der Mensch von jeher über seine Sexualität gedacht hat, und wie wieder die Kultur auf sie, diese auf die Ausbildung der Kultur gewirkt habe, in den Artikeln: Mode, Mönch, Nestel, Nonne, Platonische Liebe, Reifrock, Schminke, Tanz, Vestalin, Vielweiberei, Wohlgeruch, Wollust, u. s. w.

Unser Werk bespricht Gegenstände, die nicht zum Bereich der gewöhnlichen Conversation gehören, obgleich Jeder darüber Belehrung verlangt, Belehrung darüber zu fordern das Recht hat. Darum ist es gut, wenn Sachkenner diese ohne weitere Nebenabsicht, als *eben* diesen Unterricht ertheilen zu wollen, *ihm geben*: *möge* dann der Unerfahrene in *stiller Klause ernst* und nachdenkend, wie es

die Würde des Gegenstandes
diese so wichtigen Interessen fe
klären. — Vielleicht dankt er n
nicht leichte, Mühe, die wir bei
dieses, aus so mannigfaltigen
zusammengesetzten Werkes über

Ein Schriftsteller, der große
hat, definirt neuerlich die Li
Neugier und Sinnlichkeit zus
Trieb." Das klingt hart,
Und doch muß sich der Mensch
hen, daß, so viel Verzerrtes u
nes in diesem Ausspruch liege,
eben so viel Wahres enthalte!
erfahrenen so natürliche Neugi
auch besonders, die bei Gegen
logisch-erotischer Art schon so
stiftet hat, indem sie meist nach
te n und schädlichen Mitteln zu
 ung greifen ließ. Eltern und
 ppelliren an Euer Urtheil, ob
 ffn e, *mit reinem* Sinne hinzu
lärung nützlich und ersprießl

Das vorliegende Werk bietet sie. Möge es freundliche Aufnahme und geneigte Leser finden! Möge es das Gute stiften, das wir damit bezweckten, möge es vor Allem nie und nirgend zu einem Mißbrauche Veranlassung geben, zu welchem ja auch die reinste Absicht und der lauterste Zweck durch Leichtsinn und üblen Willen verkehrt werden können!

Leipzig, 1823.

Die Redaktion.

M.

Mädchen.

in der frühesten Kindheit, und noch
je jene Evolutionen und Revolutionen
lichen Körper vorgehen, die wir im
Entwicklungsjahre auseinan-
t haben, und von welchen an sich ei-
der wahre Lebenszustand des Mäd-
as wir hier zu betrachten haben, da-
in in der frühesten Kindheit also sieht
hrene Blick gewisse moralische und
Verschiedenheiten in der Constitution
eschlechter. Gewöhnlich ist das kleine
i viel zarter, weichlicher, feiner gebildet
kleine Knabe, ihre Haare sind länger,
skeln biegsamer, ihr Teint ist weißer:
ruhigere, sittigere Beschäftigung und
or, und während schon das zarteste
n nichts mehr liebt, als seine zinner-
daten, sein Pferdchen, seine Trommel,
einen Säbel, ist die Puppe, das kleine
eschirr des Mädchens liebster Schatz.

Auch sind Mädchen von der frühesten Kindheit an zärtlicher, gemüthlicher, artiger, sanfter, anschmiegender als ihre Brüder, und Alles in ihnen deutet schon den Willen der Natur an:

Das Weib soll sich nicht selber angehören,
An fremdes Schicksal ist sie festgebunden.
Schiller.

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung,
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die ihr im Hause gehört.
Göthe.

Wie das kleine Mädchen sich mehr und mehr ausbildet, und mehr und mehr heranwächst, tritt denn auch der Charakter ihres Geschlechtes immer entwickelter in ihr hervor. Schaam und Zucht und Sitte begleiten alle ihre Handlungen, und wehe der Erziehung, die diesen gottgeliebten Charakter der weiblichen Natur nicht hegte und pflegte, die ihn aus Unachtsamkeit, oder wohl gar aus schändlichern Principien zu untergraben strebte! Hier und gerade in der früheren, der Entwickelungsperiode noch vorhergehenden Epoche

wo die sorgsame Hand der Erziehung
nd und pflegend die zarte Pflanze des
hen Characters behüten muß, wenn sie
st wohl und naturgemäß entfalten soll.
vierzehnten bis sechszehnten Jahre (in
t Klima) melden sich dann die Vor-
jener hochwichtigen Revolution im
hen Körper, die das Kind zum Weibe
en. Das junge Mädchen fühlt öfter
nes Gefühl von Schwere in den Füßen
chenkeln, eigenthümliche Gedanken und
le beginnen ihre gewohnten Beschäfti-
n, ihren Schlaf zu stören, in den Brüsten,
hierher als unthätige Organe schlum-
, erwacht ein lebendiger Bildungstrieb:
rculation der Säfte nimmt eine veter-
te Richtung nach dem hochwichtigen
n, durch welches das Weib die Mutter
enschengeschlechtes ist, alle Reize, die
Weib schmücken, erwachen, die Knospe
auf, und das Mädchen steht mannbar
(Vergl. Mannbar.)
cht immer geschieht dies Erwachen eines
Lebens, dieser Impuls, den das ganze
nsystem bekommt, so ruhig, wie er hier
dert ist. Leider! kennt die Nosologie
anze Reihe von Krankheiten, die gerade

gskrankheiten bezeichnet. ...
nderbaren, erstaunenswerthen,
Verirrungen in den Verrich=
ers wie des Geistes, die unter
gskrankheiten nicht beobachtet
Man hat die merkwürdigsten
hen, Krämpfe, die häufig an=
enn mehrere junge Frauenzim=
Alter der Entwicklungsepoche
hen krampfbefallene Schwestern
Clare sah in einer englischen
brik die heftigsten Zuckungen,
inz=Krämpfen endigten, unter
eiterinnen. In Nonnenklöstern
ngen Nonnen miauen, bellen,
; andere verfallen in eine my=
cholie, haben Erscheinungen,
sten Träume, machen Gedichte,

...
Um so traurig
und fast bei alle
Wahrheit nicht i
Einrichtung, un
des Mannes h
allen Zeiten n
Nationen, hat
dessen Natur ei
er sich dagegen
berechtigt gegl
teristisch in der
geschlechtes, v
aus betrachtet,
jener Sitten,
fern das Ver
gen Weibern
die Zeit des

r menschlich-gesellschaftliche
ser den sinnlichen Geschmack
triumphiren können. Zu
ich, und fast unter allen
Mann dem Mädchen gegen
Zwang auferlegt, von dem
überall zu entbinden sich
hat. Nichts ist so charac-
r-Geschichte des Menschen-
hysiologischen Standpunkte
e geschichtliche Erforschung
den verschiedensten Völ-
der Männer zu den jun-
mmt haben. Wir haben
s des Weibes in die bür-

wurde, so haben unsre Leser jenes vollständige Kapitel aus der Cultur-Geschichte des Menschengeschlechtes, das sie hoffentlich nicht ohne Interesse lesen werden.

Sehr strenge bewachten die Juden die Reinheit ihrer Mädchen, und der Hitze des Temperamentes in diesem Volke, und unter jenem glühenden Himmelsstrich setzte der weise und strenge Gesetzgeber Moses durch seine Verordnungen einen festen und bewährten Damm entgegen. Die Töchter der Hebräer waren in dem Innern der Wohnungen verschlossen, schliefen bei ihren Müttern, oder die Vornehmern und Reichern waren besondern Aufseherinnen anvertraut. Sie durften nicht anders, als mit einem Schleier um das Haupt, einem feinen, seidnen Netz über das Gesicht, und einem, den ganzen Leib verhüllenden Mantel, und dazu noch von ihren Wächterinnen begleitet, ausgehn. Fand trotz allen diesen Zwangs- und Vorsichts-Maaßregeln die Verführung dennoch bei ihr Eingang, und das Mädchen wurde entehrt, so mußte sie entweder die That gestehn, einen Mann heirathen, der sich über den Verlust ihres verlornen Gutes hinwegsetzte, und überdies doch noch den unversöhnlichen Zorn aller ihrer

. auf sich laden, oder sie mußte,
atdeckt zu werden, nie heirathen,
ißte sich endlich der lebensgefährli-
r aussetzen, nach der Hochzeitsnacht
Manne zurückgeschickt, und darauf
sition gezogen zu werden, worauf
har gesteinigt ward!

en Hindus schätzen noch jetzt be-
die vornehmen Classen die unbefleckte
ihrer Mädchen so hoch, daß sie sie
inge vor der Mannbarkeit heirathen,
ganz sicher zu gehen. So sieht man
in Greis von siebenzig Jahren, der
Kind von vier Jahren antrauen läßt,
halb heirathen auch die Wittwen nie

ige Nationen sind so eifersüchtig auf
sschließlichen Genuß eines reinen und
Mädchens, als die Araber. Die ara-
Mädchen dürfen daher sich vor keinem
ehen lassen, und sind in dem Innern
Wohnung eingeschlossen. Selbst der
m doch überall Thor und Thür offen
hat nicht das Glück, ein arabisches
n zu sehen, wenn er vor ihr Kranken-
ufen wird. Er darf die Verschleierte
niniren, und höchstens ihren Pulsschlag

untersuchen. Auch wenn die arabischen Mädchen ausgehen, sind sie beinahe ganz bedeckt. Schreckliche Beispiele existiren über die Begierde der Araber, die Reinheit ihrer Mädchen unbefleckt aufrecht zu erhalten. Ein herumstreifender Araber zog mit seiner Tochter, die sich hatte entehren lassen, mit Verhehlung seiner Sache in die Wüste, und brachte sie dort um. Ein anderer tödtete seine Tochter aus gleicher Ursache, und setzte seinen Verwandten, die er zu einem Gastmahle geladen hatte, den Kopf derselben auf einer Schüssel vor. In Bagdad überraschte ein reicher Kaufmann einen jungen Menschen bei seiner Anverwandtin, und zerhieb nicht nur diese auf der Stelle in Stücken, sondern brachte es auch durch Geld und Zeugen dahin, daß der Jüngling, der der Sohn eines ansehnlichen Bürgers war, noch in derselben Nacht auf Befehl der Obrigkeit gehangen wurde!

Bei den Egyptiern müssen zwar die Mädchen auch sehr eingezogen leben, und dürfen sich nicht vor Mannspersonen sehen lassen, indeß halten sie sonderbarerweise das Gesicht für den Theil, der die keusche Schamhaftigkeit am meisten verborgen halten müsse. Ein Engländ-

überraschte ein Mädchen, das sich im Eu-
t badete: rasch hielt sie nur die Hände vor
Gesicht, ohne sich darum zu bekümmern,
er fremde Mann sonst ein

Kleinod des Mädchenthums
Shakespeare.

nehmen möchte. Auch geben, von dem-
m Grundsatze ausgehend, die Bauern in
pten ihren Töchtern selten vor dem sieben-
Jahre ein Hemde, sondern nur ein langes,
s Tuch, das sie um den Kopf wickeln kön-
, und das sie alsbald über das Gesicht
en lassen, wenn sie einen Mann sehen.
In dem heroischen Zeitalter der Griechen
en die Jungfrauen in einer strengen Ent-
samkeit. Nur selten war es ihnen ver-
nt, sich öffentlich sehen zu lassen, oder mit
nnspersonen sich zu unterreden. Wurde
ihnen ja bisweilen erlaubt, so verhüllten
ihr Antlitz mit einem Schleier, welcher auch
Gegenwart der Mannspersonen nicht eher
elegt wurde, als nach dem dritten Tag der
chzeitfeier. Sie wurden in dem Thalamus
ihren Müttern erzogen und bewohnten
h wohl, wenn sie erwachsen waren, einen
nen Thalamus für sich, wie Nausikaa

Schriftsteller behauptet haben. Aber
t die Freiheit der Jungfrauen scheint
ig nicht so eingeschränkt gewesen zu
aus mehreren Stellen des Homer
then ist. Aelus ganze Familie,
d Männer, schmausten zu Bu zusam-
o scheint auch das Waschen, Anklei-
Salben der Fremden, das eigenthüml.
äft der Sclavinnen, bisweilen von
dchen verrichtet worden zu sein.
jüngste Tochter, die schöne Poly-
ete den Jüngling Telemach, salbte
f mit Oel, und umhüllte ihn mit
tel und Leibrock. Dies war eine
dere Ehre, die Gästen widerfahren
d die auch von Nausikaa, Circe
en a dem Ulysses erwiesen wurde.
ber, als die wachsende Cultur die
ehr verfeinert hatte, zwang die Eifer-
Männer, ihre Weiber und Töchter in
n Theile ihrer Wohnung, dem Gy-
, eingeschlossen zu halten, und die
Mädchen sollen noch bis auf dem

die Gesu
Sehr
Spartar
tanischen
auf beid
geringst
Reize
legten
nun an
Anzug.
lingen
Leibesi
Stärke
diesen
rinnen
aber n
zerinn
Indier
welch
dern
Herk
auffor
mit

bildete Lykurg seine
r gab nämlich den spar-
cke, die unter dem Gürtel
en waren, und die bei der
. zu Verräthern ihrer
r an ihrem Hochzeittage
d ab, und trugen von
einen mehr verhüllenden
leich Knaben und Jüng-
Gymnasien in allen den
sundheit, Schönheit und
geübt. Manche von
rten, daß die Kämpfe-
beten; hier zeigten sie
n Attituden der Tän-
der der Bajaderen in

Nacktheit entflammte die Einbildungskraft der Zuschauer nicht. Wie war es auch möglich, daß cynische Ausschweifungen diese Kämpfe schändeten? Sie geschahen vor den Augen der Könige von Sparta, mitten unter seinen Ephoren und ehrwürdigen Greisen. In solchem Falle läßt sich mit Wahrheit sagen, daß ein nacktes Frauenzimmer von der Keuschheit der Blicke der Weisen, die sie umgeben, bedeckt sei.

Ein Fremder fragte einst eine dieser Heldinnen, was sie ihrem Manne zubrächte? „Ich bringe ihm, antwortete sie, meine Schamhaftigkeit und den Ruhm meines Vaterlandes."

Mit dem Verfall der Lykurgischen Gesetze verschwand der hochgespannte politische Enthusiasmus. In den weit ausgebreiteten Feldzügen der Sparter eroberten sie ungeheure Schätze und Reichthümer; Luxus und Schwelgerei griffen unaufhaltsam um sich, und die weibliche Unschuld der Spartanerinnen entfloh auf ewig.

Weit edler noch und anziehender, als der heroische Muth der Spartanerinnen, war die bescheidene Tugend der Chanischen Jungfrauen. Diese kamen an allen Festen mit den Jünglingen zusammen, und wenn jene spielten und tanzten, so waren diese theilneh-

 der laute Bewunderer.
wurden gewöhnlich die
ädchen und Jünglinge ge-
ne Schöne, die von mehrern
h für einen ihrer Liebhaber
e die übrigen ohne weitere
zurück. Die Chanischen Mäd-
en rühmten von sich, daß in
me von siebenhundert Jahren
rin und keine Verführte unter
worden sey. Gewiß lag ein
ieser beispiellosen Sittsamkeit
in den geselligen Festen, an
hen und Jünglinge einander
, und in der Güte der Eltern,
e Ursache liebende Kinder nicht
beide Geschlechter nicht so wie
riechen in einer strengen Ent-

sche Mädchen genoß von den
her eine weit freiere Lebensart
che. Es war zwar von allen
rhandlungen, vom Forum ent-
lebte in den Häusern des Rö-
Umgange mit dem männlichen
Es ist ein ehrwürdiges Bild
t, Römerinnen in denselben

nur, wann die Tafel abgetragen wurde und die Männer zu trinken anfingen, eine Sitte, die bekanntlich noch heut bei den Engländern herrscht. Weiber- und Mädchenverführungen waren bei ihnen höchst selten. Verletzte Keuschheit fand keine Verzeihung, und eine entehrte Jungfrau, sie mochte so schön, so vornehm und reich sein, als sie immer wollte, fand nie einen Mann, der ihr als Gatte die Hand gereicht hätte.

Aber die Keuschheit der celtischen Frauen und Jungfrauen, und die Enthaltsamkeit der celtischen Jünglinge waren keine erworbene sittliche Vollkommenheiten, es waren Geschenke der Natur. Klima, Organisation, Lebensweise machten sie zu dem, was sie waren. In ihren unzugänglichen Wäldern war ihre Tugend eben so sicher als ihre Freiheit; die Frauen und Jungfrauen waren weder der Aufsicht elender Verschnittenen, noch wachsamer Duegnas, sondern ihrer eigenen Sittenreinheit anvertraut. Die Natur bildete sie langsamer aus, und weckte den Trieb sinnlicher Liebe später und in geringerem Grade, als bei andern Völkern. Die celtischen Jünglinge wurden, nicht wie die Söhne der Sklaven und Morgenländer, im dreizehnten und vierzehnten,

i erst im achtzehnten und zwanzigsten
und die celtischen Jungfrauen nicht wie
hier der letzteren Nationen im zehnten,
zwölften, dreizehnten, sondern frühestens
ßzehnten, achtzehnten Jahre, reif.
annt ist es, wie unter uns und unsern
tern das Mädchen erzogen und gehalten
wir halten unsre Leser nicht mit Schil-
allbekannter Verhältnisse auf. Nur
dürfen wir hier hinzusetzen, daß doch
e neueuropäische Cultur auf ihrem Cul-
onspunkt, wie sie sich in den beiden
tädten Europa's, in Paris und London,
t, wieder eine größere Trennung des
ens von dem männlichen Geschlechte
hig gehalten hat. In Paris wie in
i leben die jungen Mädchen ziemlich
t von der Gesellschaft, und es ereignet
oft, daß eine junge Pariserin aus dem
ionnat de jeunes Demoiselles« in
legensten Vorstadt, in welchem sie klö-
erzogen wurde, urplötzlich von dem
, den die Politik der Eltern zu ihrem
bestimmte, vor den Altar und in das
l des geselligen Lebens geführt wird.
lis! rufen die Psychologen, und ob nit
eine solche Art der Erziehung, die

einen so raschen und jähen Wechsel von Empfindungen, Anschauungen, Neigungen bedingt, nicht viel eher das erweckt, was man entfernen wollte — darüber ließe sich wohl streiten!

Der Gedanke, daß die reine unentweihte Jungfräulichkeit des Mädchens etwas Heiliges, Gottgefälliges sei, hat schon im frühesten Alterthume die Menschen darauf geführt, Orden, Vereinigungen, Gesellschaften von Jungfrauen zu stiften, die ihr ganzes Leben dem unmittelbaren Dienste der Gottheit widmen sollten. So verliert sich der Ursprung der bekanntesten dieser Orden, im Alterthume der Vestalinnen, in die frühesten Zeiten, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß sie schon bei den Albanern existirt haben. Numa hatte sich durch ein Orakel bereden lassen, daß die streng bewahrte Keuschheit römischer Jungfrauen das festeste Palladium für Rom's Freiheit sein werde, ein Orakel, das, wie so viele dieser Prophezeihungen, gewiß einen vortrefflichen und tiefen Sinn barg. Denn wenn die unbekannte Priesterstimme damit sagen wollte, daß Rom und die Römer so lange frei, kräftig und unbesiegt als die Herrscher der Welt bestehen würden, so lange ihre Jungfrauen — was soviel sagen will, als ihre Jugend über-

che Sittenreinheit und
che Kraft ungeschwächt
– so hat wenigstens die
n Roms dieser Weissagung
wie eben diese Geschichte
zichnete Deutung zu geben
n Orakel folgend, stellte
en der Vestalinnen wieder
ß man nicht etwa glauben,
en der Vesta hätten wirklich
gezogenheit von der Welt und
nden gelebt, in der der Sprach-
ier Nationen das Wort Ve-
zu denken pflegt: im Gegentheil
weiten nicht das Muster irdisch-
nthaltsamkeit, das wohl die Meisten
n gottgeweihten, christlichen Jung-
die Nonnen, darstellten. (Vergl.
tin.)

Von zu der Zeit," sagt ein gewandter
ndringlich redender Schriftsteller, der
niz aus unsrer Seele spricht, schon zu
n, als Christus seine Religion stiftete,
die Köpfe ihrer eifrigsten Verbreiter
her alexandrinisch-platonischen
sophie verwirrt, nach welcher das
rein beständiges Bestreben sein müsse,

zu sterben, oder den unsterblichen Geist von dem zerbrechlichen Leibe zu befreien, wonach dann erst, wie jene Philosophie behauptete, ein reines, und zwar ein unmittelbares Anschauen der Gottheit Statt haben könne. Aus diesen überspannten Begriffen entstanden dunkle Gefühle, unerreichbare Ideale von Tugend, welche die egyptischen Wüsteneien mit jenen so hoch gepriesenen Weltüberwindern bevölkerten, den Mönchs- und Nonnenorden ihr Dasein gaben, Europa mit der Raserei der Kreuzzüge ansteckten, die französischen Dragonermissionen und die spanischen Auto da Fe's hervorbrachten, Märtyrer in allen religiösen und politischen Sekten erzeugten, Lukretien und Kombabe wider sich selbst bewaffneten. (Vergl. Enthaltsamkeit.) So entstanden in jenen heißen Zonen, wo der Mensch sich keine größere Glückseligkeit denkt, als Kühlung und Ruhe, die träge lichtscheue Mystik der ascetischen, gottgeheiligten Mönche, Jungfrauen und Anachoreten, die in ihrer Einsamkeit den Stachel des Fleisches nur desto lebhafter fühlten, je mehr die feurige Imagination über ihre schwache Vernunft siegte; die den Teufel in Gestalt schöner Mädchen zu sehen glaubten, sich wie Franz von As-

weiber von Schnee machten, oder sich wie
nes freiwillig kombabisirten, um das
adikaliter zu heilen, oder die sich, wie
arina von Siena, von histerischen
n aufs äußerste geplagt, in ihrer brün-
Liebe mit dem Heilande vermählten;
ie die Anachoreten des zweiten und
Jahrhunderts, es für die heiligste Tu-
ung ansahen, nach den Städten zu
in öffentlichen Häusern Buhlerinnen
chen und sich mit nackten Weibern zu
ohne den mindesten Reiz der Sinnlich-
ken zu lassen. Und als bald hierauf
Bischöfe mit unbeschränkter Gewalt
e Menschen herrschten, als sie Fürsten
inige an ihrem Seile führten, als die
des Vatikans den letzten Funken von
ift verdrängten, und Heere von Mön-
inen Ränken zu Gebote standen, als
uropa unter dem Joche der Pfafferei
en lag, und Ströme von Einkünften
ichthümern in die apostolische Kammer
als man das Klosterleben als eine
Taufe, als einen Stand der Reinigung
waschung von allen Flecken der Seele
da weihete man dem Mönchs- und
stande Kinder in der Wiege, und hielt

es für das höchste Verdienst, in fetten Gotteshäusern, auf Unkosten alter abergläubischer Matronen oder reicher Verbrecher, heilige Bäuche zu mästen, und der Welt fruchtbare Mütter zu entziehen."

Es gab indeß schon, auch ehe das eigentliche Klosterleben anfing, Mädchen, die sich öffentlich zu einer lebenslänglichen Jungfrauschaft bekannten, und sich dieser widmeten. Einige legten zu diesem Behufe ein braunes, härenes Kleid an, und lebten bei ihren Eltern, andere lebten in Congregationen, bis eigentliche Nonnen-Orden gestiftet wurden. (Vgl. Nonne.)

Sollen wir noch von den Erfordernissen zur Schönheit eines Mädchens sprechen? Das Ideal läßt sich kaum beschreiben — nur der ästhetische Sinn fühlt, ahnet es — viel weniger erreichen, und was hergebrachte Tradition oder, wie man will, eingebornes Gefühl für schön hält, darauf werden wir weiter unten zurückkommen. (Vgl. Reiz.) Wir dürfen also auch hier wieder an den verschiedenen Geschmack appelliren, der bald Blondinen, bald Brünetten, bald die Großen, bald die Kleinen, bald die Schlanken, bald die Gedrungenen für schön hält, und mit Göthe's Soldaten denkt:

n n.

keine Noth!
n, schwarzes Brod.
nder Städtchen,
nd schwarze Mädchen!

Mann.

ann! Wer ist es mehr?
inn, der springe
s Sonn' einher
h und singe.

iem Ebenbild
Stempel zeigen,
raus der Himmel quillt,
unter steigen.

, daß ich's darf und kann!
chen mir vorüber,
t mir, du bist ein Mann!
ie, so lieber.

vird das Mädchen dann,
eder wird ihr enge,
n weiß, ich bin ein Mann,
nd ihr's Mieder enge.

ie erst um Gnade schrei'n,
ch sie im Bade?
t Mann, das fällt ihr ein,
ie sie sonst um Gnade?

Ich bin ein Mann, mit diesem Wort,
Begegn' ich ihr alleine,
Jag' ich des Kaisers Tochter fort,
So lumpicht ich erscheine.

— — —
— —

Tyrannen haßt mein Talisman
Und schmettert sie zu Boden,
Und kann er's nicht, fährt er die Bahn
Freiwillig zu den Todten.

Den Perser hat mein Talisman
Am Granikus bezwungen,
Rom's Wollüstlinge Mann für Mann
Auf deutschen Sand gerungen.

— — —
— —

Schiller.

Das, das ist die Sprache des Mannes, der sich seiner vollsten Mannskraft bewußt ist, der sich in diesem Gefühl zum Herrscher der Erde berufen fühlt. — Der so starke und kräftige Mann ist zu allem Tüchtigen fähig, und wo es eines Armes bedarf, da ist Er, da steht Er seinen Mann! Und, wie denn bei ungeschwächter Mannskraft des Körpers auch der Geist ungeschwächt und unverweichlicht ist, so werdet Ihr den wahren Mann,

vollführen berufen sind.
erfreuende Bild gibt solch'
ir beim citiren unsrer Lieb-
warum wollen wir uns dieses
den meisterhaft gelungenen
wärtigen, mit denen es Bür-
jat? O schaut, ruft Bürger
en, kräftigen Manne aus:

ant, wie er voll Majestät,
ott, daher auf Erden geht!
ht und steht in Herrlichkeit,
leht um nichts, denn er gebeut!

in Auge funkelt dunkelhell
ein krystallner Schattenquell,
n Antlitz strahlt wie Morgenroth,
Nas' und Stirn herrscht Machtgebot.

Das Machtgebot, das drauf regiert,
ird hui! durch seinen Arm vollführt;
nn der schnellt aus, wie Federstahl,
in Schwertthieb ist ein Wetterstrahl.

3

und S
Hals,
zeichn
mehr
Kün
We
dem
hier
ande
Ges
des
ihm,
im
dies
den
habe

... characterisiren das
on den wichtigen Unterschieden in
er Organe der Geschlechtsthätigkeit
icht zu reden, den wir an einem
e bereits geschildert haben. (Vergl.
h t.) Der Mann hat, eben wegen
vorherrschenden Lebensprincipes in
inen dunklern Teint, wie überhaupt
iche, wo es ein Farbenspiel gibt,
hafter in den männlichen, als in
en Geschöpfen ist. Die Weibchen
en überall mehr eine hellere, blasse,
chnende Farbe.

nterschied nun erst im psychischen
Mannes und des Weibes. D...

Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.

Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände.
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.

Schiller.

Aber nicht bloß die Tendenz, des Lebens Mühen und Bedürfnisse auf sich zu nehmen, zu „erlisten und zu erraffen," und für das Wohl seiner Nachkommenschaft zu sorgen, ist geistige Eigenthümlichkeit des Mannes — auch Alles, was die Menschheit weiter gebracht hat, die Erfindung und Vervollkommnung aller Künste und Wissenschaften, die gesellige Einrichtung der Staaten — Alles ist vom Geiste

gangen, und im Ver-
nur höchst selten, hat
es Weibes so viel männ-
rt, um ihrem Namen eine
Kunst oder Wissenschaft zu

ssen, daß wir hier es eigent-
physischen Kraft des Mannes,
e wieder nur mit jener Kraft
die für die Bevölkerung der
und die man auch vor Allen
ft genannt hat, wie das ganze
n oft nur in Bezug auf diesen
cht wird.

es, daß, je mehr der Mann (der
haupt) im Naturzustande lebt,
ct, veredelt, verweichlicht durch
ultur, je mehr er ein thätiges,
kräfte in lebendigen Anspruch
ben führt, daß er dann am er-
ner Mannskraft genießt.

für den im geselligen Zustande
schen gibt es gewisse Arten, seine
ft zu bewahren. Die Mittel,
h die Athleten der Alten und
Mittelalters so kräftig und
en, waren besonders eine reich-

Narmens M
creon ka
Liebe. Fr
gewöhnlich

Cet â

Où le c
Et dan
Qu'un
Un pr
Un tr

Pour

humains sont morts pour
plaisirs,
surpris de se voir sans désirs
il ne nous reste
age vain de sentimens confus,
douloureux, un avenir funeste,
venir d'un bonheur qui n'est
plus.
de malheur, on sent de la
pensée
tous les ressorts
s abandonne, et notre ame éc-
lipsée
nous de son être, et meurt avant
le corps!

Voltaire.

Alter, wo der Mensch für Freuden
abgestorben,
rascht das Herz, daß es so ohne
Wunsch ist,
em uns nur noch Erinnerung
entschwundenen Gefühle wieder-
zaubert,
Jetzt, und eine schwere Zukunft,
ngedenken an ein früh'res Glück.

Zum größten Elend fühlen wir die Federn
Des Hirns allmählig trocknen, und der Geist
Verläßt uns, unsre Seele
Verliert in ihrem Sein, und stirbt noch vor
dem Körper.

(Vergl. Alter, Ausschweifung, Bart, Befruchtung, Castrat, Cicisbeat, Ehe, Enthaltsamkeit, Hagestolz, Nestel, Unmäßigkeit, Unvermögen, Wollust u. s. w)

Mannbar.

Mit diesem Beiwort bezeichnet man junge Personen, die eben aus der unbefangenen Kindheit in die stürmische Epoche der Jugend treten, und deren physische Entwickelung so weit gediehen ist, daß sie zur Fortpflanzung unseres Geschlechtes fähig werden. Bekanntlich werden überall auf der Erde die Mädchen früher als die Knaben mannbar, bei jenen tritt die Reife schon um das eilfte und zwölfte, bei diesen gewöhnlich erst um das vierzehnte oder fünfzehnte Jahr hervor.

Diese Epoche des Lebens, in welcher die bisher noch schlummernde Thätigkeit der Geschlechtsorgane zu erwachen beginnt, und der

ischen Männlichem und Weiblichem
t sondert und ausbildet, erzeugt
enthümliche und vielfache Verän-
i Fühlen, Denken und Handeln,
inze übrige Lebenszeit keinen so tief
den Entwickelungsmoment mehr dar-
Der mannbare Mensch ist zu gleicher
gelassen wie ein Kind, und verschämt
Jungfrau, er besitzt die Dreistigkeit
agen, und die liebenswürdige Zärt-
einer glühenden Novize. Er ist bald
rzhafter Possenmacher, bald ein muth-
Harlebusch, bald ein ernster und un-
er Bramarbas. Er hat die Kinder-
ibgelegt, und ist doch noch kein Mann
:n. Eine wehmüthig süße und unbe-
Sehnsucht ergreift das junge Herz,
:klärliches Bedürfniß nach Genuß, eine
me Gährung der Gedanken sind die
fer des Sturmes, den bald die Alles
echende Macht der Leidenschaft erregen
inwillkührliche Freude wechselt mit Be-
ohne Ursache, und die tausend Plane,
en Kopf durchkreuzen, die wunderlichen
er Phantasie, die vielen Seufzer um
die Thränen ohne Zweck — kurz Alles
uf den geheimen Aufruhr, den die aus

dem Keime hervorbrechende Sinnlichkeit verursacht, und der eine Quelle der süßesten und zugleich der verderblichsten Gefühle dieses Lebens wird. (Vergl. Amor, Entwickelungsjahre, Jungfrau.)

Geschieht diese Entwickelung nur unvollkommen, wie es bisweilen bei einem schlaffen Körper und reizlosen Temperament der Fall ist, so entsteht leicht ein dumpfer apathischer Zustand, der sich im Psychischen, wie im Physischen ausdrückt, und bei dem weiblichen Geschlecht gewöhnlich als Bleichsucht hervortritt. Unter solchen Umständen muß die gesunkene oder unterdrückte Lebensthätigkeit durch viele Bewegung in freier Luft und körperliche Arbeit, durch solche Vergnügen, die Geist und Körper zugleich aufregen, wie z. B. durch Fechten, Jagen, Tanzen, Reisen u. s. w.; endlich auch durch reizende und stärkende Nahrungsmittel erweckt und befördert werden. Um dies zu erreichen, hat man auch wohl die Reizung der Geschlechtsorgane durch den natürlichen Beischlaf vorgeschlagen. Allein es ist gewiß, daß dieses Mittel allemal auch die Ursache eines Kraftverlustes ist, der in einem so zarten Alter nur höchst verderblich sein, und oft für die ganze Lebenszeit sehr unglück-

liche Folgen nach sich ziehen kann. Der junge Mensch, der eben in die Epoche der Mannbarkeit tritt, ist seiner Natur nach schüchtern gegen das schöne Geschlecht, er wagt kaum den Genuß zu wünschen; und jene Weiber, die n Sinneslust und Gefälligkeit getrieben, die sten Früchte einer feurigen und unerfahrnen igend genießen wollen und darin sich gefaln, den jungen Mann zu bilden, oder in Welt einzuführen, erndten meistens Haß und Verachtung von ihm, dem sie ersten Unterricht in den Mysterien der robite ertheilten!

luch die erste Liebe des mannbaren jungen dchens ist eigentlich nicht eine sinnliche, wenn auch das Ende derselben in's Ehe fällt, so ist der Anfang doch immer pla. Doch bemerkt man bei dem Mädchen el innigere Zuneigung gegen den Mann, e ihre erste Blume zum Opfer bringt, ser gegen das Weib hegt, welches zuerst gezogen. Dies liegt in der Natur und ern Hülfsbedürftigkeit des schwächeren en Characters.

Den alten Germanen war es den Jüngnicht erlaubt, sich vor ihrem zwanzigsten n eine Geschlechtsverbindung einzulas-

[illegible]

[illegible]rkeit.

[illegible] in [illegible] Vermischung ein lebensvolle[illegible] zu erzeugen. Wir haben bereits in mehreren Abhandlungen dieses Werkes gesehen, daß in unserm Klima die Mannbarkeit beim Jüngling um das vierzehnte bis siebzehnte, beim Mädchen um das dreizehnte bis sechzehnte Lebensjahr [illegible] Ueber die übrigen Merkmale und Beziehungen der Mannbar-

gl. Begattung, Fruchtbarkeit,
vicklungsjahre, Reife u. s. w.

Matrone.

eß bei den Römern jede rechtmäßige Frau
römischen Bürgers. Nachher verband
nit dem Worte den Begriff einer bejahr-
ehrenwerthen Frau überhaupt, welche
hung es bis heut beibehalten hat. In
Beziehung sollte das Wort eigentlich in
t Werke keinen Platz finden, weil die
alität im bejahrten, weiblichen Körper
hen ist oder — — sein sollte, allein —
r schützt vor Thorheit nicht," und wir
n in dieser Hinsicht in den Artikeln:
b und Wittwe auf dasjenige Alter des
:s zurückkommen, in welchem man sich
Matrone" zu denken pflegt.

Megalanthropogenesie.

schrecken Sie nicht, theurer Leser, vor
t Worte, dem längsten, das Ihnen im
ufe dieses Werkes begegnen dürfte: es
s griechischen Wurzeln zusammengesetzt,
'deutet in dem Sinne, wie man es

wöhnlich nimmt, die Kunst, große Männer zu erzeugen, versteht sich geistig große. „Wie? rufen Sie erstaunt, gibt es eine solche Kunst?" Und schon sehen sie in Ihren zukünftigen Knäblein lauter Newtone und Kante und Raphaele und Gluck's und Göthe's, in ihren Mägdelein Sappho's und Staels und Morgan's — — folgen Sie uns aber erst geduldig in der Untersuchung, ob es wirklich eine solche Kunst gäbe?

Wäre es, vor Allem, denn aber auch wirklich gut, wenn es solche Mittel gäbe, durch deren Anwendung es den Eltern gelänge, Weise und Künstler-Genies zu erzeugen? Wer Teufel würde am Ende einen Schuster oder Schneider oder einen Soldaten, einen ehrlichen Bauer erzeugen wollen? Schon Seneca klagte, daß es zu seiner Zeit — auch ohne Megalanthropogenesie — an Gelehrten und Rednern und Dichtern und Grammatikern in Rom wimmelte, die Alle vor Hunger starben:

Literarum quoque intemperantia laboramus

was ein altes, französisches Sprichwort ähnlich ausdrückt:

faut des savans, pas trop n'en faut:
Man braucht Gelehrte, aber nicht zu viel;

) heute existirt ja schon — wieder ein-
) ohne Megalanthropogenesie — nur
ı den ersten Etagen und den Dach-
ken von Berlin und Wien und Leipzig
slands gar nicht zu gedenken!) ein
Heer von zur Messe fahrenden Verse-
, Schauspieldichtern, Magistern der
ünste, Philosophen und — Genies,
unmöglich ist, sich auf die Stufe der
ommung des Menschengeschlechtes hin-
, welche unfehlbar erreicht werden
wenn nun die Qualität aller dieser
wieder auf ihre Kinder und Kindes-
berginge.

un aber die intellectuelle und die mo-
Kraft des Menschen auf seine Nach-
erblich! Diese Frage wird wohl zu-
ntersucht werden müssen. Die Ver-
dieser Erblichkeit haben allerdings
d nicht unwichtige Gründe für sich.
sehen wir nicht mit dem Gesicht der
uch ihren Character, ihr Tempera-
hre constitutionellen Krankheiten auf
ichkommenschaft übergehen? Durch
eschlechter, wenn sie sich nicht mit
nischen, und immer wieder sich unter
inden, geht eine Familienähnlichkeit,

die sich in allen Statuen und Bildnissen solcher Familien wiederfindet. So die Medicaer, die Bourbonen u. s. w.

Auch andere organische Eigenthümlichkeiten vererben sich. In einigen Familien sterben alle Glieder sehr alt, in andern alle sehr jung. Rothe Haare, lange Nasen, gebogene Beine u. dergl. sind Erbtheil ganzer Geschlechter. Wenn nun also das Physische sich so treu in der Nachkommenschaft wieder nachgeprägt findet, und von gewissen geistigen Eigenthümlichkeiten diese Erblichkeit nicht zu leugnen ist, wie sollte nicht, wenn ein physisch schöner und dabei mit Geist und Talent begabter Mann ein *dito* Weib umarmt, aus dieser Ehe ein Kind hervorgehen, das die Vorzüge der beiderseitigen Eltern in sich vereinigte?

Die Erfahrung hat gelehrt, daß gewisse rein-psychische Eigenschaften erblich sind. So haben nicht wenige Familien den traurigen Vorzug, daß die Geisteszerrüttung unter ihnen erblich und heimisch ist; ferner vererben sich gewisse Gewohnheiten von Vater auf Kinder, wie denn gar nicht zu leugnen ist, daß das Kind des gesitteten Europäers mit andern Dispositionen geboren wird, als das Kind des Arabers in der Wüste. Nach solchen und

vielen Familien erblich
it die Racine, Plater,
, Cassini, Bernouilli,
s, Pitt, Walpole, Ri=
iele andere Künstler und Ge=
t ihrer Eltern und Voreltern
daß sie sich als deren würdigste
gewähren konnten?
es gibt andre Gründe, die an dem
ten Resultate einer Kunst der Me=
pogenesie zweifeln lassen, denn es
zeigen, daß oft die edelsten Geschlechter
en Menschen, trotz aller Sorgfalt mit
sogenannte Mesalliancen zu verhüten
ausarten, und daß besonders Männer
ahrhaftem Genie diesen göttlichen Funken
nie auf ihre Nachkommen übertragen.
Diese göttliche Flamme concentrirt sich ganz
nd ausschließlich im Leben des Gehirns, und
natürlich ist es, daß, jemehr hier das Leben
intensiv ist, es in den andern Functionen des
Organismus desto schwächer sich ausspricht.
Eine alltäglich Erfahrung lehrt, daß Männer

von Geist, Gelehrte, Künstler u. s. w. meist von schwächlicher Leibesconstitution sind:

Et que les grands esprits, d'ailleurs très-estimables,
Ont fort peu de talens pour former leurs semblables.

Und daß die, übrigens höchst schätzbaren großen Geister, nur wenig Talent besitzen, ihres Gleichen zu bilden.

Newton starb jungfräulich, Kant wenigstens unverheirathet, ja haben nicht schon die Mythen der Alten auf diesen Punkt angespielt, wenn sie Minerva und die Musen keusch und jungfräulich da stehen lassen? Piron freilich schiebt die Schuld auf Apoll:

Apollon n'est qu'un efféminé; depuis des siècles qu'il est
avec neuf filles, ne sont elles pas encore pucelles?

Apollon ist ein Entnervter, seit Jahrhunderten lebt er mit neun Mädchen, und sie sind und bleiben Jungfrauen.

Aber wenn auch der Spötter Recht hätte, so gäbe grade Apoll wieder einen neuern Beweis für unsre Behauptung. Selbst jene Männer, die wir oben als scheinbaren Gegenbeweis angeführt haben, erreichten dafür doch

/t, wie ihre Nachkommen
und mehr in die Masse
i versanken. Und wer
: Socrates, Cicero,
ar, Karls des Großen,
aire, Rousseau, Sha=
.deron, Gluck, Raphael
: anderen berühmten Männer?
Megalanthropogenesie existirt,
uns doch die heutigen berühmten
so vieler erloschener Geschlechter!
theil, wenn man die Geschichte des
geschlechts befragt, so findet man,
i den frühesten Zeiten an die Hohen
Herrscher, die edelsten Familien aus der
a Dunkelheit hervorgegangen, und im=
auch wieder nach mehr oder weniger Zeit
le zurückgesunken sind. „Man muß sich
cht wundern, sagt Montaigne, daß ein
üchenjunge von einem Herzog und Pair und
n General von einem Schuster abstammen
önne" — und was würde Montaigne
erst sagen, hätte er die französische Revolution
und ihre Folgen erlebt?!

Auch vom moralischen und philosophischen,
ja vom religiösen Standpunkte aus wird es
klar, daß eine Megalanthropogenesie überall

icht existiren könne. Wie? Jene hohe, all-
veise, allgerechte Weltregierung, die die ganze
Menschheit mit gleicher Liebe umfaßt, dieser
Gott, den wir alle erkennen und verehren,
sollte gewisse Familien mit dem großen Vor-
zuge beglückt haben, das Talent und die höhern
geistigen Facultäten unter sich zu bewahren,
während er dann die ganze übrige Menschheit
diesen Beglückten gleichsam als geborne Skla-
ven untergeordnet hätte? Nein!

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei.
Schiller.

Und Jedem ist die Bahn geöffnet! Es gibt
keine geistige Aristokratie im Plane der allgü-
tigen Weltregierung, und nur Menschenwitz
konnte sich einbilden, das Geheimniß zu be-
sitzen, die Natur in ihrem unerforschlichen
Willen zu leiten. Das Rad des Geschicks
rollt, und wie es heut ein Geschlecht hoch oben
bringt, so stürzt es dasselbe morgen wieder
hinab, daß ihm ein Andres folge. Das
Edelste des Menschen, seine geistigen Vorzüge,
sie lassen sich nicht durch künstliche Zwangs-
mittel auf die entstehende Frucht übertragen,
und der Glaube an eine Megalanthropogenesie
zerfällt in Nichts vor dem Blicke des Forschers!

.·e n ſ ch.

! — „Und du kündigſt uns
tikel“ eines Wörterbuches an,
ꝛb Dinge belehren will,“ ſo
ꝛas zu! Allerdings würden wir
.“ gar kurz abfertigen müſſen,
ꝛer über ſeine phyſiſchen und mo=
enſchaften, über den Menſchen
es Thier, alſo über ſeinen Bau,
ꝛngen und Krankheiten ſeines
: den Menſchen als Erfinder und
ner aller Künſte und Wiſſenſchaf=
König der Schöpfung reden —
uns nicht einfallen, ſelbſt unter
!enſch,“ den wir über dieſe Ab=
:n, eine, wenn auch noch ſo ge=
opologie liefern zu wollen, wenn
s und des Zweckes dieſes Wör=
:denk ſind, das ja den Menſchen
auf ſeine Geſchlechtsverhältniſſe
. Und auch in dieſer Hinſicht
Artikel dieſes Buchs zuſam=
ı hier auch unter der Rubrik
uſammengefaßt werden, da ja
ı auf den Menſchen beziehen:

wir verweisen aber ganz vorzugsweise auf die Abhandlungen: Amor, Ausschweifung, Begattung, Ehe, Enthaltsamkeit, Entwicklungsjahre, Geschlecht, Mann, Weib, und geben hier nur eine kurze Schilderung des sexuellen Verhältnisses des Menschen in Beziehung auf die übrige thierische Schöpfung.

Wahrlich! er kann sich nicht beklagen, daß ihn die Natur stiefmütterlich behandelt habe, als es auf Vertheilung der sexuellen Freuden ankam. Er allein genießt unter allen Thieren den Vorzug, zu allen Zeiten des Jahres sich diesen Freuden widmen zu können, und diese ununterbrochene Kette ist keine der geringsten Fesseln, die jene sociale Vereinigung der Geschlechter zusammenhält, auf welcher die Vervollkommung und das Glück der Menschheit beruht. Die Nothwendigkeit, sich gemeinschaftlich gegen einen allgemeinen Feind zu vertheidigen, führt die Thiere in Heerden aneinander, bildet die Republiken der Bienen und Bieber, das süße Bedürfniß der Liebe nähert die menschlichen Geschlechter, und vereinigt sie in Familien, und so sehen wir die Liebe — nicht wie kalte Rechenmeister und speculirende Philosophen behauptet haben, das Eigenthum

Basis der menschlichen Gesellschaft! aber, fragt es sich, ist der Mensch seiten und so ganz ausschließlich Thieren zu den Freuden der Liebe auch aufgelegt, warum ist er das ste unter seinen Mitgeschöpfen. Hier s keiner Grübeleien, um die richtige r aufzufinden. Einmal determinirt me aufrechte Stellung alle seine Säfte nach dem Unterleibe, dem Sitze der Ge- htsliebe, als es bei den andern Sauge- n; außer den Affen, der Fall ist, und in hat sind auch die Affen eben wegen des- i Grundes äußerst wollüstige Thiere, wie r weiß, der nur einmal längere Zeit Affen achtet hat. Dieses leichtere Zuströmen Blutes nach dem Unterleib erleichtert und fördert auch allgemein die Secretion des ugenden Princips beim Mann, das in der hat unaufhörlich abgesondert wird, und eben deshalb unaufhörlich zur Excretion anreizt: bei der Frau aber entsteht aus derselben Ursache ein ähnlicher starker Andrang des Blutes nach dem Unterleibe, das sich bekanntlich beim mannbaren Weibe sogar deshalb regelmäßig entladen muß. Ein zweiter Grund liegt in der reichlichern Nahrung, die der Mensch vor

den Thieren voraus hat; ein Satz, den wir hier schon mehreremale ausgeführt haben.

Und umgekehrt hat die Erfahrung gelehrt, daß gute Ernährung des Körpers diesen fähig und aufgelegt mache zu den Freuden der Venus. Ferner hat der Mensch eine zarte nackte, d. h. nicht durch Wolle, Federn oder starken Haarwuchs gedeckte Haut wie die Thiere, und es ist wieder Erfahrungssatz, daß starke Reize, die die Haut treffen, sehr schnell auf das System der Geschlechtsnerven erregend wirken: nun wird aber begreiflich die zarte, nervenreiche Haut des Menschen leichter durch Reize aller Art, wie wollene Kleidungsstücke, Bewegungen, die auf die Haut wirken, Hautkrankheiten u. s. w. angeregt, als der undurchdringliche Schuppenpanzer des Rhinoceros, die stark befiederte Haut der Vögel oder der wollreiche Pelz des Schaafes.

Endlich kommen hier die Ursachen mit in die Wagschaale, die in der geistigen Natur des Menschen begründet liegen, und wenn es nach dem Gesagten noch eines Uebergewichtes bedürfte, um den Erfahrungssatz auch wissenschaftlich zu begründen, daß und warum der Mensch das wollüstigste Geschöpf sei, so finden wir dies Uebergewicht in der geistigen Eigen-

thümlichkeit des Menschen. Kennt Ein Thier — so weit es uns zu behaupten vergönnt ist — die Anregungen und Freuden der Phantasie? Und doch sind alle physischen Anregungen zu dem Triebe der Wollust Nichts gegen die viel mächtigern, die die Einbildungskraft bietet! Wir brauchen diese Wahrheit wohl nicht auszumalen, um sie begreiflicher zu machen. Jeder blicke in seinen Busen, ob er sich nicht, wenn auch nur eines Augenblickes, rinnert, wo diese Wahrheit auch auf ihn Anvendung fand. Sie ist so gewiß aus der nenschlichen Natur geschöpft, daß recht entnervte Wollüstlinge, die den Kelch der sinnliben Liebe oft und bis auf den Grund geleert ben, meist damit endigen, nun durch hunrt erlaubte und unerlaubte Mittel ihre Phanzu Genüssen aufzuregen, von denen sie wissen, daß diese noch auf die ausgenten Nerven wirken, wenn sie für physi-Reize schon längst todt sind. Bieten alle Künste — die Architectonik allein genommen — Mittel an, den Menschen iner Geschlechtsseite anzuregen, und ist Thier von dieser Seite erregbar? Die e Musik war in Sparta bei harter verboten, weil die Gesetzgeber wohl

wußten, daß diese weichlichen Melodieen die Nerven ihrer feurigen Jugend anreizten, sie aber auf alle Art der Entartung ihres Stammes entgegen arbeiten wollten: was Malerei und Bildhauerkunst vermögen, haben die Titiane und die Bildhauer in den Zeiten des entarteten Roms bewiesen, und an allen den vielen Statuen aus jener Zeit sieht man mehr als hypothetisch, zu welchem Zweck und auf welche Wirkung hin sie bestellt worden sein mögen! Leider! hat auch die Poesie, die einzige Kunst des innern Sinnes, Mittel, die sie in dieser Hinsicht von der Regel, die wir eben von allen Künsten aufgestellt haben, nicht ausschließen, und alle Literaturen von der altgriechischen bis auf die modernste aller europäischen Nationen, haben ihre erotischen Dichter gehabt! An die Poesieen dieser Art reihen sich nun vollends noch die prosaischen Schriften, deren Zahl gar Legion ist, denn jedes Jahrzehend fast gebiert solche — von denen man uns übrigens nicht zumuthen wird, auch nur Eine zu citiren!

Andre Gründe wieder liegen im geselligen Leben des Menschen. Das Weib fühlt in unsern neuern Zeiten mehr als je das Bedürfniß, sich einem Mann anzuschließen, die

st nicht blos göttliches Gesetz mehr, sie
ich ein Mittel zum irdischen Unterhalt
as Weib geworden, und wo nur irgend
eirathbares Frauenzimmer aufduckt, da
Mutter und Basen und Muhmen nichts
legentlicheres zu thun, als dafür zu sor-
daß nur ja das liebe Kind „auch an den
gebracht" werde. Alle Toilettenkünste,
ist, die Kultur und Practik an die Hand
werden aufgeboten, und wohin das Auge
ngen Mannes sich wendet, sieht er solche
e, solche wahre oder erheuchelte Reize
tet — was Wunder? wenn seine Phan-
n unaufhörlicher Aufregung bleibt, und
hörlich seine Nerven befeuert!
en wir der feinern Künste der Gesellig-
der Kultur noch erwähnen, um unsre
ng, wie der Mensch gar viele An-
größern Sinnlichkeit vor den Thie-
habe, zu bestätigen? Theater und
wie viel verführte Unschuld habt
. Die durch Romane schon
gend geht in's Schauspiel; hier
ächtlichen Zusammenkünfte Ju-
rem Romeo, hört die schwär-
chen Klagen des liebenden Mäd-
hakes pear'scher Kraft ausge-

sprochen, hier sieht sie Thekla um ihren Geliebten weinen, die das Leben hingibt, dem sein Werth, die Liebe, genommen ist, hier hört sie des jungen Pagen Cherubim gluthererfüllte Seufzer der Liebe in Mozart's an's Herz dringenden Tönen — hier endlich hört und sieht sie in hundert weniger edlen Scenen und Verwickelungen und Reden und Gesängen, wie Liebe und wieder Liebe und immmer Liebe das ewige Thema des Menschen ist! Und der Geist sollte nicht aufgeregt werden, doch auch einmal das wunderliche Gefühl zu erproben? Und er sollte nicht noch weit lebhafter entflammt werden, wenn ihm jene Gefühle schon alltäglich sind?

Aber ohne Ende sind die Versuchungen, die dem armen Menschen täglich vom bösen Feinde in den Weg gelegt werden, daß er stolpere. Da ist noch der Tanz, der seine Sinne so mächtig anregt (s. Tanz), da ist der Zauber der Wohlgerüche (s. Geruch), da ist die Unart der hitzigen Getränke — — o! sinnlicher Mensch, dein Pfad ist voller Abgründe, drum — lasse nicht von der Vernunft, die deine Führerin sein und bleiben muß!

der.

anntlich ein Kleidungs-
die Landmädchen um die
änglich um den Busen zu-
und woraus später, besonders
gegenden, ein wichtiger Be-
blichen Putzes geworden ist.
e Bäuerinnen in Schwaben,
nd, in der Schweiz mit den
n prangen, an denen lebendige,
und goldne Schnüre nicht ge-
in der That kann — bei einem
eizenden Frauenzimmer — ein
eder Zauberwirkung thun. Des-
wir das Wort bei den erotischen
so floriren, deshalb haben aber auch
n der höhern Stände unweise ge-
daß sie dies Kleidungsstück so ganz
haben, um so unweiser, da sie, seinen
glichen Zweck beibehaltend, es gegen
nliches, aber viel schädlicheres Instru-
vertauschten. (S. Schnürleib.)
Sitte des Mieders hat zugleich etwas
g-Keusches; es ist gleichsam ein Netz,
en Busen des Weibes gefangen hält,
venn auch ein verschmitzter Dichter sagt:

Den Busen zehnfach eingeschnürt
Gescheh' ihm doch, was ihm gebührt —
v. Thümmel.

so bleibt drum unsre Behauptung doch wahr, und vielleicht ist es grade nicht weniger diese Ansicht, die Jeder, wenn auch dunkel, hegt, als der Reiz, den ein hübsches Mieder dem Wuchse eines Mädchens wohl geben kann, was eben dies Kleidungsstück so zu Ehren gebracht hat. Eben dies Züchtig=Keusche, das mit dem Begriff eines wohlverwahrten Mieders verbunden wird, läßt auch von einem weniger strengen Mädchen sagen, daß es sein Mieder gelüftet habe, und in diesem Sinne sagt Thümmel einmal: „in Frankreich,

Wo statt des Nordwinds nur Gefieder
Schalkhafter Weste dich umwehn,
Uns alle Herzen, alle Mieder
Und alle Fenster offen stehn."

Milytta.

Die assyrische Venus, die wir hier erwähnen, weil bei den Assyriern der Gebrauch herrschte, daß jedes Frauenzimmer einmal in ihrem Leben in dem Tempel dieser Göttin sich einfinden und ihr zu Ehren die Erstlinge

m mußte. Herodot be-
i beobachteten Ceremonien
. Alle Frauenzimmer, die
t in dem Tempel erschienen,
nem Blumenkranze auf dem
das Bildniß der Göttin hin.
ben sie sich in die Schlangengänge
, und warteten, bis Einer sich
e. Liebhaber fanden sich hier in
und hatten das Recht, diejenige,
en am besten gefiel, zu wählen. Ein
verbunden, derjenigen, auf die seine
e fielen, einige Münzen unter den
a zu überreichen: „ich rufe für Euch
öttin Milytta an." Diese Summe,
ring sie auch sein mochte, durfte eben so
dig ausgeschlagen, als dem Fremden, wer
auch war, die Umarmung verweigert werden.
ie mußte demselben aus dem Tempel sogleich
einen abgelegenen Ort folgen, und sich
on der Forderung des heiligen Orakels ent-
binden lassen. Sobald auf diese Art dem
Gesetze ein Genüge geleistet war, kam das
Frauenzimmer in den Tempel zurück, und
brachte der Göttin das Opfer. Nur jetzt
war es ihm erlaubt, wieder in seine Wohnung
zu gehen. Diejenigen, denen Geburt, Reich-

thümer und Ehre einen Vorzug gaben, suchten oft diesem Gesetze dadurch auszuweichen, daß sie sich in einer Sänfte bis an den Eingang des Tempels tragen ließen. Hier mußte ihr ganzes Gefolge zurückkehren; sie erschienen vor der Statue der Göttin, und kehrten sogleich, als wenn sie das Opfer gebracht hätten, nach ihrer Wohnung zurück. Mädchen, denen die Natur lockende Reize versagt hatte, waren dem traurigen Schicksale unterworfen, Jahre hindurch zu warten, bis sich Einer fand, der ihnen den Gürtel lösete, und das Gesetz in Erfüllung brachte.

Auch bei andern alten Völkern finden sich ähnliche sonderbare Gebräuche, die auf verkehrten Begriffen von der Jungfrauschaft beruhen. In Cypern opferten die Mädchen der Venus ihre Jungfrauschaft, zur Beobachtung einer desto unverbrüchlichern ehelichen Treue, wie Justinus meint.

Die Armenierinnen weiheten nach Strabo ihre Jungfrauschaft der Göttin Tanais und ein Gleiches fand, nach einer gesetzlichen Sitte, bei den Phöniziern statt.

Ja noch heutiges Tages ist bei einigen asiatischen Völkern das Feilsitzen der Jungfrauen in einem Tempel, ehe sie heirathen, gebräuchlich.

oromandel beten die In-
nen Götzen an, der mit
Zeugungsgliede versehen
opfern ihre Jungfrauschaft,
aber segnen sich durch dessen
ad Thiere werden zur Zeugung
Race ihm vorgeführt.
heilige Raserei herrscht auf Goa.
am Tage der Hochzeit Eltern und
die Braut vor einen Pagoden,
ein männliches Glied von Eisen
bein gefesselt ist, und mit welchem
ne leicht denkbare scheußliche Opera-
lieben wird, die sich die unglückliche
in religiösem Irrthum gefallen lassen

Minne.

Minne oder Minna, das ur-deutsche Wort
r Liebe, das aber im Mittelalter mehr als
unser heutiges Wort: Liebe eine emphatische
Bedeutung hatte. Man weiß, daß eine ganze
Epoche der Poesie des Mittelalters von der
Poesie der Minnesinger oder Trouba-
dours gebildet wird, über die wir vortreff-
liche Nachweisungen, namentlich von Bou-

terweck, besitzen. Unsre neusten deutschen Romantiker — deren Wuth jetzt Gottlob! wieder vorüber ist und ausgetobt hat — brachten uns bekanntlich mit dem Neo-Altdeutschthum auch das Wort: Minne wieder, wie denn Einer gradezu ausrief:

Wir sind die Glöckner der romant'schen Minne:
Wir sind die Knecht' der Himmelsköniginne!

und nun wimmelten alle Morgen-, Mittag- und Abendblätter und Almanache wieder von faden süßlichen Minneliedern, deren ganzes Bestreben war, den naiv-herzlichen und doch glühend-warmen Ton der Original-Minnelieder zu treffen. Man höre, wie ein schönes Lied in der berühmten Manessischen Sammlung die Minne erklärt:

Er an Sie.

Er

Kenntest du die kleine Minne,
Schönes Mädel, fromm und gut:
Trunken wären deine Sinne,
Deine Seele hochgemuth.
Würde dir ihr Zauber kund,
Ach! dein kleiner rother Mund
Lernte seufzen zu der Stund.

Sie.

ir, was ist Minne?
n Weib oder Mann?
rt es unsre Sinne?
e ist es sonst gethan?
r alles offenbar,
sei und wie es fahr,
h mich davor bewahr.

Er.

e, Kind, ist so gewaltig,
aß ihr dienen alle Land';
e Macht ist mannigfaltig,
Ihre Sitte viel gewandt:
ie ist böse, sie ist gut,
Beides, wohl und weh sie thut,
Gibt Geduld, tilgt Wankelmuth.

Sie.

Kann sie auch das Leid versenken?
Wenden Noth und Traurigkeit?
Hohen Muth dem Herzen schenken?
Geben Zucht und Würdigkeit?
Lieber Jüngling sag mir dies,
Dann so sprech ich für gewiß,
Ist ihr Lohn ein Paradies.

Er.

Kind, der Minne Macht ist größer,
Und ihr Lohn ein Himmelreich;

Sie erbaut uns Ehrenschlösser,
Macht uns selig, Engeln gleich.
Augenwonnen, Herzensspiel,
Gibt sie, wem sie lohnen will,
Und der hohen Freuden viel.

Sie.

Aber wie werd' ich empfangen,
Ihren Lohn zu meinem Dank?
Muß ich ihn durch Leid erlangen —
O da wär' mein Leib zu krank!
Kummer tragen kann ich nicht;
Drum so sag' mir in's Gesicht,
Jüngling, was ist meine Pflicht?

Er.

Inniglich mußt Du mich meinen,
So von Herzen wie ich Dich;
Seel' und Leib mit mir vereinen,
Mich und Dich zu Einem Ich,
Sei Du mein, und ich bin Dein.....

Sie.

Jüngling, o! das kann nicht sein!
Sei Du dein, und ich bin mein!

Aus jener Poesie her schreibt sich auch das vielgebrauchte Wort: Minnesold, der Lohn, die Freuden der Liebe, welches wir noch später bei unsern lyrischen Dichtern (oft z. B. bei

..en. Körnigt und derb
..ager in eben jener Man-
..alung folgendermaßen was

..d,
..holt,
..ein Mann
..n Weib
..ren Leib
..los
..er Armen sich umsahn.
..groß
..ann allen beiden kund!
..auch nicht
..eschicht.
..l heiße rothe Mund
..in wahrer Liebesfund,
..nn gesund.

M o d e.

..ine unumschränkte Herrscherin,
.., und wären sie auch noch so
..als einen Widerspruch erleiden:
..rstrebt ihren Gesetzen, ihre Lau-
..ig, gleich Orakelsprüchen, und
..fällt, verändert sie Sitten und
..d unterwirft die streng richtende
.. Gesetzen der Thorheit. Sie

richtet über Recht und Unrecht, ertheilt Schönheit den Häßlichen, Weisheit den Thoren, und Gelehrsamkeit dem Charlatan; ungestraft widerspricht sie der Gerechtigkeit, und verhöhnet die Ermahnungen der Klugheit wie der Moral; darum nennt auch Montaigne die Mode mit Recht

la grande emperière du monde
die große Beherrscherin der Welt.

Frankreich war schon seit Jahrhunderten der Lieblingssitz der Mode, Paris ihr Thron, von dem aus die eigensinnige Göttin die Welt beherrscht und ihre Gesetze in bunten Bilderchen und Journälchen durch das cultivirte Europa fliegen läßt, das sich von Madrid bis Archangel, von Schottland bis Neapel willig diesen Gesetzen fügt! Die Vernunft sagt zu dem Menschen: Thue was du thun sollst, die Mode befiehlt ihm: Thue, was die andern thun und — man sehe nur, wie oft der Mensch der Mode der Vernunft zum Hohn und Trotz gehorcht. Wahrlich, wenn es nicht die Mode gewesen wäre, die die Schnürbrüste, die Allongeperücken, die Hakenschuhe in Gang gebracht hätte, wir hätten wohl sehen mögen, was der gesunde Menschenverstand zu diesen

leidergeschmacks oder viel=
chmacks gesagt haben würde!
nicht neuerlichst jene halb=
ng unsrer Frauen eingeführt
de wohl die raisonnirende Ver=
gt haben?

men wir auf den Hauptpunkt,
s sich hier handeln muß, auf die
die fern die Mode auf die
eit des Menschen Einfluß
nn der Einfluß, den die Mode auf
n, die Civilisation, den Handel u. s. w.
it und noch täglich übt, diesen Einfluß
achten, müssen wir andern Werken
en.

In die Menschen sich nur kleideten, um
or den Einflüssen der Jahreszeiten zu
zen, so würde die ihrem Klima angemes=
e Kleidung niemals einem Wechsel unter=
orfen sein, wie dies auch bei den Völkern
es Orients immer der Fall gewesen ist, wo
man sich seit undenklichen Zeiten auf dieselbe
Art kleidet. Allein die Eitelkeit, der Wunsch
zu gefallen und sich auszuzeichnen, haben bei
uns zu jeder Epoche, ja in der neuern Zeit
beinahe in jedem Jahre wichtige Veränderun=
gen in der Kleidungsart hervorgebracht; und

wie oft übte die Mode ihre tyrannische Macht über ihre allzuwilligen Unterthanen, ohne sich um den Wechsel der Jahreszeiten, oder um die Gesundheit und Bequemlichkeit der Menschen zu kümmern! Auf tausend verschiedene Arten kann die Mode einen nachtheiligen Einfluß auf den Körper haben; die Kleidung, die ihn zu sehr bedeckt, kann eben so schädlich sein, als die, welche ihn zu sehr enthüllt, aber wie selten findet man jetzt einen Unterschied in der Sommer- und Winterkleidung der Männer, die überall, ausgenommen vielleicht in Frankreich, sich das ganze Jahr hindurch in Tuch kleiden! — Außerdem müßten auch noch die verschiedenen Geschlechter in dieser Art nach verschiedenen Rücksichten handeln, denn für Weiber z. B. ist die allzuleichte Kleidung bei weitem schädlicher als für Männer, die sich stärker bewegen.

Ferner sind die allzusehr beengenden Kleidungsstücke schädlich; unsere Strumpfbänder, Halsbinden, selbst enge Beinkleider und enge Aermel, pressen die Glieder unnatürlich zusammen, und erhalten sie in einer höchst schädlichen Erstarrung. In früher Jugend schon hindert die Enge unseres Anzuges die gehörige Entwicklung des Körpers; der Enge der Schuhe

ie Unförmlichkeit fast aller
; so wie die Strumpfbänder
die Wade entstellen, und die
den das Gesicht anschwellen
die freie Bewegung der Glieder
e Kleidung oft sehr gehindert.
Jahren trug man Kleider, worin
anz aus einem Stück erschienen,
hwierigkeit, die dies beim Gehen,
d Tanzen verursachte, war Schuld,
diese höchst nöthigen Leibesübungen
g vernachlässigte. So hindert auch
angel an gehöriger Weite der Kleider
ie Circulation des Blutes, indem es die
efäße zusammendrückt, und dadurch Con-
nen verursacht. Man behauptet sogar,
die Einpressung, die durch den Gurt der
nkleider auf den Unterleib verursacht wird,
e vielen Hämmorrhoiden hervorgebracht hat,
ie man jetzt bemerkt, wie das Einschnüren
des Halses die vielen Schlagflüsse; und wenn
dies auch nicht völlig unbedingt anzunehmen
ist, so ist es doch gewiß, daß dergleichen Ein-
schnürungen viel zur Entwickelung von solchen
Krankheiten beitragen, zumal wenn die An-
lage dazu schon vorhanden ist; und dies wäre
allerdings schon genug, um die engen Klei-

dungsstücke zu verbannen. Glücklicherweise vereinigt sich jetzt die Mode fast allgemein mit den Regeln der Medizin, indem die zu engen Kleider beinahe überall den weiteren Platz gemacht haben. —

Auf die Frauen übt die Mode einen noch weit nachtheiligern Einfluß als auf die Männer; nicht allein, daß sie denselben schädlichen Einwirkungen ausgesetzt sind als letztere, so sind sie auch noch weit größern Unannehmlichkeiten durch die besondere Art ihrer Kleidungsstücke unterworfen. Der Schnürleib z. B. ist eine Quelle unzähliger Uebel. Freilich macht er den Wuchs schlanker, und zeichnet die Formen auf eine reizende Art, und dies ist genug, um ihn auf immer in Gunst zu erhalten, aber der ungemeine Druck, den er auf die Brust verursacht, hindert das Athmen, wie den Umlauf des Blutes, und bringt Beklemmungen, Congestionen und mehrere Krankheiten hervor. In der Kindheit vorzüglich sollten die Schnürleiber gänzlich verpönt sein, und doch bedient man sich ihrer für dieses Alter gerade am häufigsten, in der Absicht, die Taille zu formiren: man könnte nichts zweckmäßigeres thun, um das Gegentheil zu bewirken. — Bei dem erwachsenen

nctionen leichter und besser
n. So könnte man denn mit
Einschränkungen die Mode der
beibehalten, aber diese müßten
g beobachtet werden. — Die
Füße zu haben, macht, daß die
en einen wirklich verkrüppelten
men; die engen Schuhe, die sie
cken die Zehen unnatürlich aufein-
d verhindern die freie Entwicklung
le, die auf diese Art nur die Hälfte
türlichen Umfanges erlangen. Die
Sohlen, die besonders die eleganten
nnen zu lieben scheinen, und die leider
uns schon eingerissen sind, gibt zwar
ß einen anscheinend noch geringeren
, *allein* es erschwert auch das Gehen,
t *sie von* der, der Gesundheit höchst-
n, *Lei*besbewegung zurück. — Was
Mode *zum verabscheuungswürdigsten*,

ja zum tragischsten Gegenstand macht, das ist, wenn ihr Eigensinn die Frauen und Mädchen zwingt, sich nur halb zu bedecken! Sie verlassen das wärmere Hauskleid, um in den dünnen Putzkleidern dem Ball, der Oper und den Assembleen beizuwohnen, wo man nur mit fast entblößter Brust erscheinen kann; es ist leicht zu begreifen, daß durch diesen plötzlichen Wechsel die größten Erkältungen und häufige Beschwerden entstehen müssen. Ohne hier die Verletzung der Sitte bei dergleichen Kleidungen zu erwähnen, will ich nur noch bemerken, daß sie den frühzeitigen Tod unzähliger junger Frauen zur Folge hatten, besonders wenn sie nach ihren Wochenbetten zu früh in der Gesellschaft erscheinen. Die hartnäckigen Schnupfen, die entsetzliche Menge von Schwindsuchten und entzündlichen Krankheiten, denen sie unterworfen sind, entstehen meistentheils nur vom Zurücktreten der Transpiration, oder von unmäßiger Erhitzung, denen sie sich bei ihrem Hang zur Mode ohne Maaß und Vernunft aussetzen. Man besuche nur die Grabmäler von Paris, wo diese tyrannische Göttin ihre mörderischen Einflüsse vorzüglich ausübt, so wird man die große Menge blühender Jungfrauen und Mütter, die ihr zum Opfer fielen,

re 1802

efèbre,

3 ans

ode meurtrière.

ue vivent les roses.

nige Entblößung des
hgelassen; die Brust
eckt, die Arme sind es
wünschen, daß unsere
genen Vortheil besser
hen Moden auf immer
einsehen mögen, daß
anne durch die Reize
und ihres Geistes weit
s durch die Lockungen
l flüchtige Begierden
: selbst der im Stillen
eisten zu bewundern

Mönch.

Der Mensch ist zur Geselligkeit geboren; Jeder fühlt dies Bedürfniß, und befindet sich wohl im Kreise von Menschen, die ihm ähnlich sind. Solche Ursachen also, die ihn sich freiwillig aus jenem Kreise verbannen heißen, müssen wohl sehr mächtig auf ihn einwirken, mächtiger und überwiegender sein, als das schöne und süße Bedürfniß des geselligen Lebens. Nur einen jener Gründe, die von den ältesten Zeiten her gewisse Menschen zum einsiedlerischen Leben führten, möchten wir, als der menschlichen Natur einwohnend, bezeichnen: alle andre liegen außerhalb derselben, und entsprangen erst aus den geselligen Einrichtungen, aus dem politischen Leben der Völker und Staaten. Jener Eine Grund ist das dem Menschen einwohnende Trägheits-Princip: nicht arbeiten und doch leben hat der Mensch von jeher, und besonders unter südlichem Himmelsstrich, unter dem Einfluß eines erschlaffenden Klima's, einer thätigen, den Lebensunterhalt sichernden Lebensart vorgezogen. Die übrigen Gründe aber, die die Menschen zu einer Absonderung von ihren Mitbrüdern

ltesten Zeiten her und bei den
Völkerschaften es Menschen-
en habe, die ein abgesondertes
Leben den Freuden des Umgangs
hen vorzogen.

eiben hier nur bei den religiösen Ein-
stehen, als welche allein eine wirkliche
nkaste bilden, die mit ihrem Leben,
t eigentlich gegen den physischen Zweck
aseins verstößt, Gegenstand der wissen-
hen Forschung werden, da Menschen,
andern und politischen Gründen sich
und ihrem Treiben entziehen, überall
eln standen, und nicht die Folgen auf
nschheit hatten, welche der Naturfor-

Mönchswesen findet. Jeder Mensch,
er roheste, hat eine eingeborne Ahnung
Gottheit, eines höchsten Princips, das
Welt, die er um sich sieht, regiert, und
viele diese Ahnung nicht zum vollen
ußtsein, zur klaren Idee in sich bringen,
ritt sie in Andern um so lebhafter hervor,
es läßt sich hier eine eigenthümliche Rich-
ng des Geistes, die bei manchem Menschen
rzugsweise die Seele auf das Metaphysische
nd Höhere leitet, nicht abstreiten. Diese ei-
genthümliche Tendenz hat auch von jeher die
Propheten, und Anachoreten, und Mönche
und Heilige erzeugt. Menschen, die eine so
stark ausgesprochene Geistesdetermination zur
Betrachtung des Göttlichen haben, mußten
bald fühlen, daß das Getümmel der Welt ihren
Meditationen und ihrem tiefsten Nachdenken
hinderlich und verderblich sei: das schöne Klima,
unter welchem die ersten Einsiedler entstanden,
und der fruchtbare Boden, sicherten den nö-
thigsten Lebensunterhalt, und so sagten sie
der Gesellschaft Valet, und zogen an einsame,
unbewohnte Oerter, auf denen der Frieden
ihrer Seele nicht ferner getrübt wurde. Erst
lange nachher entstanden Vereinigungen solcher
Anachoreten, wo man die gemeinschaftlich

Betrachtun
machte, di
nius der
wird. (
darauf
der auf
aneina
vier A
die e
Prie
aus
wu
sch
u
M

lichen sich zum Zwecke
ls deren Stifter Anto=
das Jahr 305) genannt
che Constitution gab bald
einigungen Pachomius,
sel Tabenna mehrere Häuser
te, in deren Jedem er drei bis
kleinen Zellen wohnen ließ,
inem Prior vereinigte. Diese
ten zusammen das Monasterium
von einem Abt (Abbas) regiert
dem nun eine gesetzmäßig vorge=
ebensart gegeben ward. — Laßt
den Schleier ziehen über die finstere
nd den schwülen Nebel, den diese
den das Mönchsthum, durch Pfaffen=
ei und unterstützt durch Pöbelaberglau=
Jahrhunderte lang so künstlich zu ver=
ten gewußt haben, daß noch heute, und
hundert Jahre, nachdem ein Luther ge=
und gewirkt hat, der unsre Religion mit
ligem Feuereifer von diesen schädlichen Aus=
üchsen zu säubern gewußt hat, ihre traurigen
Spuren nicht verwischt sind — laßt uns rasch
hinwegblicken über die Schaaren der Bene=
dictiner, Camaldulenser, Silvestriner, Car=
thäuser, Cölestiner, Cisterzienser, Bernhardiner,

er Armuth den [illegible]
s Gehorsams den Mo-

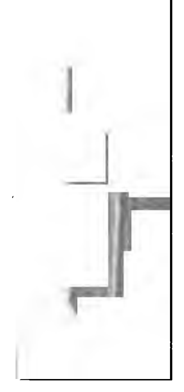
und das Gelübde der
tsamkeit, welches das
ye u. s. w. bedingte, ist
len der Natur unver-
Gesundheit des Indivi-
ist. Die Natur will
nschengeschlechtes, und
nschen: „Seid fruchtbar
um gab er dem Manne
, dem Weibe jene der
libat aber, wie wir es
n Orte (s. Hagestolz)
undheitswohl entgegen,
widersetzt sich unmittel-
Gesetze. Wenn man,

[illegible]
nicht losreißen [illegible]
maßen zu begegnen, wenn [illegible]
Alter festsetzten, unter dem N[illegible]
geistlichen Orden aufgenommen
So wurde das vierundzwan[illegible]
Männer, und das zwanzigst[illegible]
stimmt.

Allerdings kann wohl ei[illegible]
undzwanzig Jahren bestim[illegible]
lische und das Physische
Verhältniß zu einander [illegible]
angeblichen Berufe nicht
habe. Aber wie oft [illegible]
nicht auf Täuschun[illegible]
gewissen Leichtigkeit
wird es nicht bestä[illegible]
aller Art? Und [illegible]

das zwanzigste für Weiber be-
t

kann wohl ein Mann von vier-
jahren bestimmen, ob das Mora-
das Physische in ihm in solchem
zu einander stehe, daß er sich dem
Berufe nicht zu widersetzen nöthig
er wie oft beruht hier das Urtheil
Täuschung? wie oft nicht auf einer
htigkeit des Karakters? wie oft
bestochen durch Vorspiegelungen
b - was kann man von einem



...Kräfte, die eine ungeheure
f das menschliche Gefühl haben, in
en Klosterluft seiner einsamen Zelle
sich anschickt? Was man erwarten
ie Chronique scandaleuse der
t uns darüber belehrt, sie hat un-
lich durch die Thatsache, daß oft
len Orten die Klöster der Tummel-
rößten Ausschweifungen und solcher
Laster gewesen sind, die nur eine so
h eingezwängte Phantasie, wenn sie
Damm bricht und verwildert um-
, ersinnen konnte — durch diese
Thatsachen hat sie es gelehrt, was
solchen Menschen zu erwarten hat!
e, Hagestolz, Nonne.)

Monatskrise.

nziges Organ im weiblichen Körper
so vielen und wunderbaren Verän-

Kinder vergeh...
sich das Mäd...
nähert (s. die...
pelartige Sub...
Adern desselbe...
steht eine Tu...
diese und die...
der eintretende...
Mädchen man...
heimniß des L...
sich (im gesu...
so regelmäß...
tausend und abe...
kenner haben u...
entdeckt. Dies...
keiner andern...
es ist kein Tag...
nicht Frauen m...
des Tags, in r...
einträte. Weil...
den weiblichen...

zwei und mehrere
.en könne. So wie
Entwicklungsjahren
) wird die feste, knor-
Uterus weicher, alle
vollblütiger, es ent-
ein Säfteandrang in
:ten Theile, und mit
'rise ist nun das junge
s ist ein großes Ge-
rum diese Entleerung
ande) immer wieder
isch einstellt, und die
Hypothesen der Sach-
e noch nichts Gewisses
hängt durchaus mit
atur zusammen, und
umlaufs, in welchem
würden, keine Stunde
se Veränderung nicht
gewöhnlich im gesun-
m den achtundzwan-
ren pflegt, und der
:er Zeit seinen Lauf
haben viele an einen
en der Periode der

Frauen und dem Mondumlauf geglaubt, der jedoch ganz gewiß nicht statt findet.

Wenn die Unterbauchschlagader periodisch anschwillt, und der Uterus dennoch nicht zugleich seine blutige Absonderung beginnt, so verändert sich die ganze Qualität des Bluts, und es entsteht eine eigenthümliche Krankheit, in welcher die Mischung des Bluts durchaus wässerig und verdorben ist, die Schlagadern den Blutadern ähnlich und schlaff werden, alle Absonderungen aber sich fehlerhaft zeigen. Schon hieraus ergibt sich, wie Unrecht es sei, in der Monatskrise nichts zu sehen, als einen periodischen Blutfluß.

Genaue Betrachtung des Abgesonderten selbst setzt vollends außer Zweifel, daß zwischen dieser Absonderung und wahrem Blutfluß ein großer Unterschied sei.

Niemals gleicht es vom Anfang und gegen das Ende der Absonderung dem Blute; da zeigt es sich allemal als mehr oder weniger gelb gefärbt. Gegen die Mitte der Absonderung, wenn sie am stärksten ist, ist ihre Farbe allerdings roth, wie Blut, allein die Gerinnbarkeit des Blutes hat sie nicht, und der specifische Geruch unterscheidet sich sehr von dem des Bluts.

vermischt sich sehr leicht
…struation, und alsdann
…g oft unmöglich.

…periodischen Anschwellens
…fagader wird der Zustand
…e verändert, die von diesem
…rungskanäle bekommen, be-
…er Uterus. Seine Substanz
indem sein Hals anschwillt,
Muttermünde, der innere und
…e anfangs geringe, dann im-
…ende Parthie dessen, was der
…t, fließt aus ihnen aus. Das
…nfangs Schleim; dieser nimmt
…he Farbe an und wird dünner,
…mmer dunkler, immer dicker,
…eilen, verbreitet einen eignen,
…h, der alle gährungsfähige
Gährung zu setzen pflegt;
…ichter, dünner, zuletzt wird er
…er anfangs war; die Turges-
und der Uterus kehrt in seinen
…and zurück.

…Glauben, daß der Wein trübe
…e, den eine Frau, die stark
…n Fasse behandelt, als lächer-
…angesehen, und er ist es nicht.

Die Erfahrung bestätigt ihn, wenn der Monatsfluß sehr stark und ausdünstend ist; sie widerlegt ihn, wenn er mäßig ist, besonders zu Anfang und Ende der Reinigung.

Je öfter sie wiederkehrt, je reichlicher sie geflossen ist, desto weniger leiden die andern Theile, die von der Unterbauchschlagader Gefäße bekommen, desto mehr beschränkt sich das periodische Anschwellen auf den Uterus allein. Doch gilt dies leider nicht von allen Frauen, und manche hat, so lange sie lebt, mit Beschwerden zu kämpfen, die andern unbekannt bleiben.

Diese Absonderung beginnt gewöhnlich nicht lange nach eingetretener Mannbarkeit, und kehrt anfangs in langen, unregelmäßigen Perioden, aber etwa nach der dritten Wiederkehr in regelmäßigen achtundzwanzigtägigen Zeiträumen wieder, so lange das Weib gesund, nicht schwanger ist und kein Kind säugt. Endlich nach dem vier- bis neunundvierzigsten Jahre (in Nordeuropa) wird sie abermals unregelmäßig und bleibt allmählig aus.

In heißen Gegenden erscheint sie früher, verschwindet aber auch früher, z. B. in Italien, Spanien. Auf der Nordküste von Afrika sind Mütter von elf und Großmütter von vierund-

...ges Seltenes; am Senegal
Geschlechtstrieb noch früher,
...ch zeitiger ein, und das gänzt
...ter. Fette Weiber verlieren
früher, als magere. Bei man-
...le Periode der Rückkehr viel
...denn wohl keine Frau gibt, bei
...im Laufe ihres Lebens diese Krise
Unregelmäßigkeiten zeigt. Krank-
...t sie, unterdrückt sie zuweilen,
...ch ihre regelmäßige Wiederkehr.
Schwangerschaft hebt sie allemal
auf; nicht immer die folgenden.
...leibt die Frau oft bis zur Hälfte,
sehr wenig, menstruirt; seltener
...nach der Hälfte eine schwache Men-
zutreten. Doch gehören alle der-
...le unter die Ausnahmen, da in
...ch der Empfängniß die Menstrua-
ausbleibt. Es gibt, jedoch ziem-
...rauen, bei denen die Empfängniß
...Art von Menstruation bezeichnet
bekommen nämlich nach der Em-
...ißer der Ordnung, Menstruation,
...en Tag dauert, und von dieser
...e weg, bis zum Ende der Schwan-

Die meisten Frauen sind nicht menstruirt, während sie ihre Kinder säugen, doch gibts hierin häufige Ausnahmen. — Seltsam, doch nicht ohne Grund, ist die Bemerkung, daß menstruirte Mütter ihre eignen Kinder, ohne Gefahr für diese, fortnähren können, während die Milch der Ammen, die fremde Kinder säugen, zur Zeit der Menstruation den Säuglingen schadet.

Zuweilen turgescirt statt der Unterbauchschlagader eine andere, und man hat Nasenbluten, Lungenblutungen, so sogar Blutungen aus den Fingerspitzen u. s. w. statt der Reinigung erfolgen sehen.

Die Thätigkeit der Nerven des Uterus wird während der Reinigung merklich verändert, und das ganze System der vom Gehirn unabhängigen Nerven wird in erhöhte Thätigkeit versetzt. Daraus erklärt sich die größere Leidenschaftlichkeit und Launenhaftigkeit der Frauen im Vergleich mit den Männern, die nicht, wie sie, alle vier Wochen in einen Zustand krankhafter Empfindlichkeit gerathen.

Wie viel das Gewicht der Absonderung jedesmal betragen müsse, ist nicht zu bestimmen. Bei einer und derselben Frau beträgt es zuweilen kaum eine Unze, zuweilen über

guter Gesundheit. Ma-
Aren reichlicher, als fette.
r der Abfluß drei, bei an-
or Tage. Ist er allzureich-
wahren Bluts verbunden,
f Tage dauernd, in kurzen
kehrend, so schwächt er die Ge-
Stärke der Frau, und bewirkt
eine Schleimabsonderung im
Unterlaß fortdauert.

sich so sehr vergessen, die Reini-
nen Vorzug des menschlichen Wei-
lten, aber neuere Untersuchungen
wiesen, daß auch mehrere weibliche
hiere, worunter sogar manche von wi-
ustbieren, ganz ähnlichen monatlichen
wie das menschliche Weib, unterwor-
d.

r viehische Lust wird ein Weib stören,
die Natur eine für ihren ganzen Orga-
s so wohlthätige Krise in ihr durchar-
und es ist kein bloßes Vorurtheil, daß
he unzeitige, ekelhafte Begierde bestraft!
hierüber liegt außer dem Bereiche unsres
s. Sapienti sat!

rklich finden wir schon bei den ältesten
n, daß Instinkt oder auf Erhaltung

der Gesundheit zweckende Gesetze Berührung des Weibes während dieser Periode und einer andern, nämlich unmittelbar nach dem Wochenbette, verboten, in welchen Perioden man das Weib unrein nannte. Moses setzte sogar auf den vorsätzlichen Beischlaf zur Zeit der Monatskrise die Strafe der Ausrottung, und eine Wöchnerin war nach dem mosaischen Gesetz, wenn sie ein Knäbchen geboren hatte, sieben Tage unrein, und mußte sich dreiunddreißig Tage inne halten, bei einem Mädchen aber war sie vierzehn Tage unrein, und mußte sechsundsechzig Tage zu Haus bleiben. Bei den Griechen waren die Wöchnerinnen vierzig Tage unrein. Während dieser Zeit durften sie keinen Tempel besuchen, und jeder mied ihre Wohnungen, oder reinigte sich, wenn er sie betreten hatte. Auf dem Nicaeischen Kirchenconcilio im Jahr dreihundert und fünfundzwanzig wurde den Frauen gar verboten, zur Zeit der Reinigung in die Kirche zu kommen, was aber wohl den heiligen Eifer zu weit getrieben heißt. Der Abscheu gegen die Weiber zu der Zeit der Krise und der Entbindung, der jetzt noch bei den sibirischen Völkern, den Amerikanern und Negern herrscht, ist eben so wenig zu entschuldigen, und die daraus

n Mißhandlungen des
s, zu einer Zeit, in wel-
nd Beistandes am meisten
n niedrigen, geistlosen und
er dieser Völker. Je unbe-
alle jene Zufälle des weibli-
sind, desto mehr sind sie ge-
für Wirkungen des Zorns der
s ansteckende Befleckungen zu
wodurch man nicht nur zu allen
chen Handlungen untüchtig ge-
sondern auch den Zorn der stra-
r auf sich laden konnte. Es ist
ne Folge der Reinlichkeit, denn
unreinlichsten Völkern herrscht
aube am stärksten; daher ist es
wahrscheinlich, daß das monat-
reinlicher Weiber in einem heißen
) zuweilen schädliche Wirkungen
t, und den ersten Grund zu je-
gelegt haben könne, obgleich
em so gefährlich nicht sind, wie
gläubige Plinius aus Nach-
barbarischen Völkern schildert.
Bilden z. B. bemerken, daß die
eibern zu einer solchen Zeit nach-
nn man sich leicht denken, was

ihr kindischer Verstand daraus für Folgerungen abzuleiten fähig ist.

Wenn bei den Kalmucken ein Weib niederkommt, fliehen alle Männer aus der Hütte, und die Mutter bleibt drei Wochen unrein. Selbst ihr Mann darf sie während dieser Zeit nicht einmal anrühren. Sie darf weder Speise kochen, noch mit andern aus einer Schale essen, bis sie sich mit warmem Wasser am ganzen Leibe gereiniget hat. Auch während der monatlichen Krise halten die Kalmucken ihre Weiber für unrein; bei Mädchen wird hierauf nicht geachtet.

Die Buräken, Samojeden, Ostiaken und andere sibirische Nationen halten die Weiber überhaupt für unreine, von den Göttern verworfene, Geschöpfe; am heftigsten aber werden sie während der monatlichen Reinigung und in den beiden ersten Monaten nach der Entbindung verabscheut. Sie dürfen keine Speisen anrühren, den Männern nicht einmal etwas reichen, bis sie sich über Rennthierhaaren geräuchert haben, oder dreimal über ein Feuer gesprungen sind.

Die Siamesen lassen ihre Weiber einen ganzen Monat nach der Niederkunft vor einem *beständigen* Feuer liegen, und drehen sie bald

einer andern Seite
nur der Hitze, sondern
des Rauchs ausgesetzt,
eine kleine Oeffnung im
auszieht. Auf eine ähn-
hren die Peguaner, welche
ihrer Niederkunft vier Tage
Rost von Bambusrohr rösten!
übrigen Völkern mongolischen
nd an Abscheu und Härte gegen
zur Zeit jener Zufälle die Ameri-
Wilden am grausamsten. Wenn
adische Frau sich dem Ende ihrer
rschaft nähert, so baut man ihr eine
te außer dem Dorfe, worin sie vierzig
iben muß. Gleiche Gebräuche herr-
den Negern, den Bewohnern der In-
ens und der Südsee; sie halten die
r zur Zeit der Reinigung für so an-
nd, daß sie sich bei Lebensstrafe aus der
ellschaft ihrer Männer entfernen und in
ondern Hütten wohnen müssen. Die Issi-
nois lassen ihre Weiber bei der Heirathscere-
monie schwören, daß sie ihre Männer von dem
Eintritt jener Periode augenblicklich benach-
richtigen wollen, um sich sogleich in das Bur-
namon zu begeben. Frauenzimmer, die dieses

Versprechen nicht pünktlich erfüllen, werden nachdrücklich und sogar mit dem Tode bestraft. Die Völker am Oronoko sind in dem Wahn, daß die Weiber zur Zeit der Reinigung alles ersterben machen, worüber sie hingehen, und daß Männern die Beine aufschwellen, wenn sie in die Fußstapfen solcher Weiber treten. Um daher den Bräuten alles Gift aus dem Körper zu treiben, schließt man sie vierzig Tage vor der Verheirathung ein, und läßt sie das strengste Fasten beobachten. Man reicht ihnen täglich nicht mehr als drei kleine Datteln, drei Unzen Kassabi-Mehl und einen Krug Wasser. Daß sie an ihrem Hochzeittage eher ausgegrabenen Leichen, als muntern Bräuten ähnlich sein müssen, läßt sich leicht denken. Die amerikanischen Wildinnen, die afrikanischen Negerinnen u. a. säugen ihre Kinder gewöhnlich drei Jahre, und während dieser Zeit nähern sich die Männer ihnen niemals, weil sie solche für unrein halten.

Die Weiber der Hindus bringen die Zeit ihrer Unreinigkeit auf den Dächern der Häuser zu, wohin man ihnen das Essen bringt. Nach der Niederkunft wird das ganze Haus und alles metallene Geräthe gereinigt und die irdenen Gefäße werden zerschlagen.

n verdient allerdings eine Er=
nem Werke, welches die Sexua=
chen in allen ihren Richtungen
agen wissenschaftlich untersucht,
istoteles haben viele der größten
mentlich Galen, und in spätern
. Hoffmann, Stahl, Morga=
l einen wichtigen Einfluß des Mondes
kritische Veränderung, die monatlich
ibe vorgeht, behauptet und vertheidigt.
a man auch bei sorgfältiger und genauer
bachtung finden wird, daß dieser Einfluß
esweges, wenigstens in jenem Grade nicht,
jene ältern Naturforscher behaupteten,
t findet, indem man namentlich in größern
ibten, wo man viele Weiber der verschie=
sten Alter und Temperamente beisammen

findet, täglich bemerken kann, wie sich jene Krise täglich und bei dem verschiedensten Verhältniß des Mondes zu unserm Planeten, einstellt und wieder vergeht — so haben doch Tradition und Alt-Weiber-Geschwätz jene Behauptung immer noch lebendig erhalten.

Eine höhere, geheime Beziehung aber mag allerdings zwischen dem Nervensystem des Menschen und dem Monde Statt finden, wenigstens — um von der eigenthümlichen Krankheit der sogenannten Nachtwandler hier nicht zu reden — wenigstens hat jene Seelen-excitation des Verliebtseins von jeher eine ganz eigne Vorliebe für den lieben Mond gehabt, und namentlich die sentimental-larmoyante deutsche Poesie der achtziger Jahre wimmelt ja bekanntlich von Leiereien „an den Mond." Selbst Göthe ließ sich hinreißen, und wir verdanken dieser Tendenz eines seiner gefühlvollsten Lieder. Auch der weichherzige, lyrische Bürger dichtete sein: „auch ein Lied an den lieben Mond," denn, sagt er,

Es wäre ja nicht halb mir zu verzeihn,
Das muß ich selbst treuherzig eingestehn,
Da alle Dichter dir ein Schärflein weihn,
Wollt' ich allein dich stumm vorüber gehn.

lben, philosophirenden An-
dem erotischen Bürger in
chte denn auch wirklich gleich
lieder durch, um derentwillen
ond hierher citiren mußten:

ich sonst, wann um die Zeit
der Rosen
macht mein Gang um's Dörfchen
irrt,
ch so viel Liebes könnte kosen,
nd her mit dir gekoset wird?

hätt' ich sonst, wann überlange Nächte
ümmern mich, du weißt wohl was,
nicht läßt,
ich es so vertrauen könnt' und möchte,
für ein Weh mein krankes Herz zerpreßt?

Monogamie.

S. Weib.

Mund.

Man begreift unter dieser Benennung jene
ganze Höhle am Kopfe, in welcher die Lippen,
die Zähne, der Gaumen und die Zunge die
wichtigsten Theile ausmachen, und die sowohl

zum Sprechen, als zum Athmen und Schlucken mit beiträgt. In der nächsten Beziehung steht wohl der Mund mit dem Geschmacksorgan, dessen Repräsentant vorzugsweise die Zunge ist. Doch bemerkt man, daß auch die Lippen eine Art von Geschmack besitzen, ja sogar noch einen feinern und geistigern als die Zunge. Die unwillkührliche Bewegung derselben bei dem Anblick eines appetitlichen Gegenstandes, das Spitzen des Mundes beim Küssen, der stärkere Zufluß von Speichel beim Anblick einer einladenden Speise (gewöhnlich das Wässern des Mundes genannt), alle diese Umstände scheinen zu beweisen, daß die Function des Mundes vorzugsweise im Schmecken bestehe. Im engern Sinne bedeutet der Mund nur den Raum, welcher sich zwischen beiden Lippen befindet, und nach Willkühr geöffnet oder geschlossen werden kann. Nach dieser Bedeutung gibt es einen kleinen und großen, einen offenen oder geschlossenen, und einen schiefen Mund. Je kleiner der Mund, desto schöner wird er von Kennern gehalten. Doch will man bemerkt haben, daß Frauenzimmer mit großem Munde und stärkern Lippen weit feuriger sind, als andere, überhaupt aber dürfen die Lippen weder zu voll noch

wenn ein Mund
oft der Fall, daß
blick der innigsten
chter ein wenig oder
, daher malte Cor=
: von der Wolke des
d, mit halbgeöffne=

Empfindungen, welche
genannten sympathi=
vischen der Mundhöhle
ien hinweisen. Dahin
lecken mit der Zunge,
en während der Brunst=
das Schnäbeln mancher
: Züngeln der Schlangen
en, die mit dem Küssen
ßte Analogie haben.
nde gehende Athem nimmt
bisweilen einen besondern
ver von dem Eintritt der
bedingt ist. Um diese
t in der Physionomie und
ränderung vorgeht, pflegen
wöhnlich eine blässere Farbe
che oder Schlaffheit anzu=

Merkwürdig sind bei den wilden Völkern die Verunstaltungen des Mundes durch widernatürliche Färbung der Lippen und Zähne, durch das Durchbohren der Unterlippe, in welcher ein Stück Holz, eine Muschel und dergleichen zum Zierrath getragen wird. (Vergl. Kuß, Lippen, Physionomie, Zähne).

N.

Nacht.

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einsamkeit der Nacht,
Nein, sie ist, o holde Schönen,
Zur Geselligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönste Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben,
Und die schönste Hälfte zwar.

Könnt ihr euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er ist gut, sich zu zerstreuen,
Zu was anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämm'rung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe sich ergießt:

he, lose Knabe,
und feurig eilt,
deinen Gabe,
Spielen weilt.

Nachtigall Verliebten
n Liedchen singt,
angnen und Betrübten
Ach! und Wehe klingt.

e leichtem Herzenregen
hr der Glocke nicht,
zwölf bedächt'gen Schlägen
und Sicherheit verspricht!

arum an dem langen Tage
ke dir es, liebe Brust,
der Tag hat seine Plage
nd die Nacht hat ihre Lust.

Göthe.

Die Nacht ist freilich wohl in der alten
the die Schutzgöttin, die Gebärerin alles
Schrecklichen und Furchtbaren, aber sie war
für auch von jeher die Favoritschwester der
ebe, und schon Jupiter verlängerte die
acht, in welcher er in Alkmene's Arm
welgte, um ihre dreifache Dauer, zum Be-
eise, daß er doch wohl auch schon mit Phi-
nen in den schönen obigen Göthe'schen
tanzen gedacht haben mag: „Ja! die Nacht

hat ihre Lust!" Die schwärmerische Julia in Shakespeare's Romeo ruft auch die Nacht für ihre Liebe an:

> Komm süße Nacht und lehre mich ein Spiel,
> Wo man verliert, um zu gewinnen.

Auch haben die Dichter, so lange es welche gegeben hat, sich in Lobgesängen auf die Nacht, und die Freuden, die sie Liebenden bereitet, erschöpft, und die Sitte der Ständchen, die besonders in südlichen Ländern so verbreitet ist, hat keine andere Basis, als die Anspielungen auf jene nächtlichen Freuden. Wenn seit den urältesten Zeiten das Menschengeschlecht einen und denselben Geschmack bewährt hat, so hängt dieser Geschmack gewiß nicht von Zufälligkeiten ab, sondern ist in seiner tiefinnern Organisation begründet. Und so ist es auch hier! Denn nicht nur beim Menschen, sondern auch sogar in vielen Thierklassen findet sich eine eigenthümliche Beziehung zwischen der Geschlechtslust und der Nacht.

> Auf seiner Gattin Busen wiegt
> Sein müdes Haupt der Gatte;
> Wohl an die liebste Henne schmiegt
> Der Hahn sich auf der Latte;
> Der Sperling unterm Dache sitzt,
> Bei seiner trauten Sie anitzt.
>
> Bürger.

bei einer andern
ke erzählt, daß das
gen, das besonders
ı sein pflegt, nichts
c einer Befriedigung

d zu allen Zeiten hat
den Abhandlungen:
nd Hochzeit mitge=
her gesetzlichen Vereini=
n die Nacht gewählt,
den Begriff: Nacht
es Menschengeschlechtes.
schreibt sich eine hierher
gar in einigen Gegenden
nd die wir nicht überge=
tte der Probenächte,
um die Ehestandsfähigkeit
ch vor der unzertrennlichen
die Hochzeit zu prüfen.
nämlich konnte der Bräuti=
hzeit eine Nacht bei seiner
und nach dieser Probenacht
heit, das geprüfte Mädchen
ten, oder nicht. Die heiligen
Kirchenversammlung zu Tre=
ar. im Jahr achthundert und

fünfundneunzig diese sächsische Sitte, als einen verwerflichen heidnischen Gebrauch, auf, allein nichts desto weniger dauerte sie noch länger fort. In Schottland hielt man nicht blos Probenächte, sondern sogar Probejahre. In dem obern Eskdale wurde noch vor etwa hundert Jahren eine Messe oder ein Markt gehalten, auf welchem junge Leute von beiderlei Geschlecht aus den umliegenden Gegenden zusammen kamen, und sich gegenseitig einen Genossen oder eine Genossin aussuchten, welches man den Handschlag nannte, weil die Liebenden ihre Vereinigung mit einem Handschlag anfingen. Ein jedes Paar von Geliebten, das sich auf der Messe zusammengefunden hatte, wohnte ein ganzes Jahr als Mann und Frau beisammen, und wenn sie im folgenden Jahre wieder auf der Messe erschienen, so konnte der Jüngling, wie das Mädchen, die jährige Verbindung aufheben oder fortsetzen. Wenn beide Theile sich nach einem jährigen Zusammenleben noch gefielen, so wurde der Handschlag auf Zeitlebens erneuert. Im entgegengesetzten Falle trennten sie sich ohne alle Strafe wieder, außer daß der Bräutigam das Kind, wenn ein solches im Probejahr erzeugt worden war, ernähren mußte.

...nsegnung zu verrichte...
... Mangel an Priestern d...
Probejahren in Schottlan...
so würde man freilich die ehe...
...ng, wie dieses sehr häufig durch
...er geschah, vor der Trauung an-
...der man würde nicht die Freiheit
...en, die einmal angefangene Ehe
...en wieder zu vernichten. Ueber-
...t Pennant selbst, daß auch die
...Personen in Schottland und in
...Probejahre gehalten hätten, und
... solchen Probeehen erzeugten
... für unächt gehalten worden,
...e Rechte mit solchen gehabt
...n aus spätern fortgesetzten Ehen

...Gegenden ...

...llen war, wenn das Mädchen wieder zurück-
gegeben wurde.

Aus Schottland und Irland wurden die Probenächte in mehrern nordamerikanischen Provinzen, besonders in Connecticut und Virginien eingeführt, wo sie noch fortdauern. Doch hat an der Massachusettsbai der junge Freier nach der gehaltenen Brautnacht nur alsdann die Freiheit, seine Geliebte wieder fortzuschicken, wenn er sie nicht zur Mutter gemacht hat. In diesem Falle aber muß er das Mädchen bei Strafe des Banns heirathen.

Die Probenächte hatten offenbar die Absicht, daß junge Personen ihre gegenseitigen Gaben erproben, und vielleicht auch erfahren möchten, ob nicht die eine oder die andere gewisse Gebrechen des Körpers habe, die, wenn sie auch nicht zur Leistung der ehelichen Pflicht untüchtig, wenigstens die Fortsetzung des genauesten Zusammenlebens unangenehm oder ekelhaft machen könnten. Wahrscheinlich verlängerte man die Probenächte bis zu Probejahren, damit man außer den körperlichen Fähigkeiten auch noch die gegenseitige Denkungsart, deren Uebereinstimmung oder Widerspruch, erfahren möchte.

Auffallend wird es manchem Leser sein,

daß auch v
würde die
fortdauer
so naiv
mittheil
erzählt.
Sob
ihrer
einem
die si
sie m
der
schei
pla
nu
be

andmädchen im Schwarz-
. Probenächte noch heute
hier so originell, und doch
acteristisch, daß wir sie gern
sie ein kundiger Schriftsteller

eine Bäuerin im Schwarzwalde
barkeit nähert, so wird sie von
arm junger Liebhaber umgeben,
ern, ihr ihren Hof zu machen, bis
daß Einem Glücklichen unter ihnen
gegeben wird, worauf sie sich be-
ckziehn, ihrem Freunde den Kampf-
ssend. Dieser Auserkohrne hat
laubniß, seine Schöne Nachts zu
deß verlangt es die Sitte, daß er
onnement durch die Thür, son-
das Dachfenster komme. „Wie in
, sagt der bezeichnete Schriftsteller,
Ritter Leib und Leben wagen, uner-
lsen hinanklettern und ungeheure
nabspringen mußte, um sich die
Erwählten zu verdienen, eben so
ge Bauer nur dann auf den glück-
gang seines Liebesverständnisses
enn er bei jedem seiner nächtlichen
e Wahrscheinlichkeit für sich hat,

sich den Hals zu brechen, oder wenn s
Göttin, während er zwischen Himmel
Erde schwebt, ihm aus ihrem Dachfenster
unter die bittersten Neckereien zuruft. N
bei seinen grauen Haaren erzählt er mit o
Begeisterung diese Abentheuer seinen ersta
ten Enkeln, die kaum ihre Mannheit erwa
können, um auf eine eben so heldenmüt
Art zu lieben."

„Diese mühsame Unternehmung versch
Anfangs dem Liebhaber keine andern Vorth
als daß er etliche Stunden mit seinem Mäd
plaudern darf, das sich um diese Zeit g
angekleidet im Bette befindet, und gegen
Verrätherelen Amors wohl verwahrt
Sobald sie eingeschlafen ist, muß er sich
lich entfernen, und erst nach und nach w
ihre Unterhaltungen lebhafter. Ja i
Folge gibt die Dirne ihrem Buhler unter
lei naiven Scherzen und Neckereien Ge
heit, sich von ihren verborgenen Schö
eine anschauliche Kenntniß zu erwerbe
sich überhaupt von ihm in einer leichte
dung überraschen, und gestattet ihm
alles, womit ein Frauenzimmer die G
keit eines Mannes nur irgend beglück
Doch auch hier wird immer ein gewiß

fen etwas beobachtet, und der Begünstigt nie zum erstenmal das volle Ziel erre Diese letztern Zusammenkünfte heißen benächte, die erstern Kommnächte

„Sehr oft verweigern die Mädchen Liebhaber die Gewährung seiner letzten sche so lange, bis er Gewalt braucht. geschieht allezeit, wenn sie wegen seiner stärke einige Zweifel hegen. Es kommt ein solcher Kampf dem Liebhaber oft theuer zu stehen, weil es nicht wenig kostet, ein Bauernmädchen bis zu einem sen Grade zu bezwingen, das jene woll Reizbarkeit nicht besitzt, die das nach f Ton erzogene Frauenzimmer so leicht waffnet."

„Die Probenächte werden alle gehalten, die Kommnächte nur an Sonn- und Festtagen und ihren Vorabe Die ersteren dauern so lange, bis sich Theile von ihrer wechselseitigen phys Tauglichkeit zur Ehe genugsam überzeug ben, oder bis das Mädchen schwanger Hernach thut der Bauer erst die förm Anwerbung um sie, und das Verlöbni die Hochzeit folgen schnell darauf. E erl ißt der Bauer ein Mädchen in se

stande, er würde sich auch unfehlbar den Haß und die Verachtung des ganzen Dorfs zuziehen. Aber das geschieht sehr häufig, daß beide einander nach der ersten oder zweiten Probenacht wieder aufgeben. Das Mädchen läuft dabei keine Gefahr, in üblen Ruf zu kommen: denn es findet sich bald ein anderer, der mit ihr den Roman von neuem beginnt. Nur dann ist ihr Name zweideutigen Anmerkungen ausgesetzt, wenn sie mehrmals die Probezeit vergebens gehalten hat. Das Dorfpublikum hält sich in diesem Fall schlechterdings für berechtigt, verborgene Unvollkommenheiten bei ihr zu argwöhnen. Die Landleute finden diese Gewohnheit so unschuldig, daß es nicht selten geschieht, wenn der Geistliche des Orts einen Bauer nach dem Wohlsein seiner Töchter fragt, dieser ihm zum Beweise, daß sie gut heran wachsen, mit aller Offenherzigkeit und mit einem väterlichen Wohlgefallen erzählt, wie sie schon anfingen die Kommnächte zu halten.“

„Fischer hält die Probenächte für eine Ursitte der Menschheit, und für einen bei allen Nationen herrschenden Gebrauch, weil sie in der Physiologie des Menschen gegründet, und eine für die Bevölkerung sehr heilsame An

seien. Aber daß sie eine Ursitte der
t sind, kann eben so wenig, als daß sie bei
ı Völkern gebräuchlich gewesen, erwiesen
ıen; das Gegentheil erhellt vielmehr aus
Sitten der Völker, die Proben der Jung-
schaft fordern. Die andern beiden Gründe,
Ehestandstauglichkeit der beiden Gatten
rproben, und dadurch eine stärkere Bevöl-
ng zu bewirken, fällt bei rohen Naturvöl-
weg, weil Unvermögen und Unfruchtbar-
unter denselben unerhörte Fälle sind.
ganze Sitte zeugt von einem herabgewür-
n Zustande des weiblichen Geschlechts,
von einem Mangel aller edleren Gefühle."
meisten Beispiele davon findet man in
Mittelalter, wo diese Proben bald derge-
ausarteten, daß sie eine bequeme Gelegen-
wurden, die Unschuld eines Mädchens
ißbrauchen, weshalb auch, wie wir sahen,
Kirchenversammlung zu Trebours sich da-
n erhob.

st es aber vom ärztlichen Standpunkt aus
t, daß die Nacht vorzugsweise für die
iferstunde da ist? Diese Frage bedarf keine
ort, wenn wir sehen, daß die Natur
es so eingerichtet habe, und — die Na-
ut überall Recht. Doch gibt es hier

einige Einschränkungen, die meist die ge
Einrichtungen des Menschen nothwen
macht haben. Gaubius sagt:

Idem (sc. coitus) interdiu peior est,
noctu,
ita tamen, si neque illum cibus, nequ
cum vigilia statim labor sequitur.

„Die Begattung geschieht weniger
mäßig bei Tage, als in der Nacht, do
auf diesen nicht gleich beim Erwachen
auf jenen nicht gleich eine Mahlzeit f
Ein Mann, dem des Tages Last un
den Schlaf zum nothwendigsten Be
zur erfreulichsten und wichtigsten Nerv
kung gemacht hat, die ihm neue Krä
den folgenden Tag bringen soll, ein
Mann muß schon dem nothwendigsten
der Natur weichen, und andre Zeiten fi
Gattin suchen. Wenn z. B. der Morge
den glücklichen Schläfer erweckt, und di
Geliebte mit den Rosen des Schlafs a
Wangen, hüllenlos und unbefangen
zender Lage neben ihm schlummert; w
er widerstehn, daß er sie nicht küss
Küssen wecke? Auch am Morgenhimmel
der Stern der Liebe! Und wie süß i

ein kurzer Nachschlummer im Arm der freun-
lichen Gattin!

Doch sei der Mann mäßig und vorsich-
in diesen Morgenfreuden! Viele glauben, ei-
bekannte Regung der Mannheit beim Erwach-
nach gesundem Schlaf sei der Wink der Natu-
daß sie jetzt zum Genuß am lautesten ru-
Aber die Arbeit des beginnenden Tags w-
ungeschwächte Kraft, und das Hirn des n-
dem Kopf arbeitenden Mannes leidet ni-
eine doppelte, so verschiedene Anstrengun-
Nicht Regel, nur seltne Ausnahme kann sei-
was ohnehin als Regel den Reiz verlie-
Uebrigens hat jene bekannte Regung d-
Mannheit am Morgen (die jenen guten Ma-
im Peregrine Pickle auf die Frage, „
er zuweilen verliebt sei?" antworten lie-
ja, des Morgens") einen ganz andern ph-
logischen Grund, nämlich den Andrang d-
... nach den Untertheilen bei gestreckt-
... und in der Bettwärme, während na-
Schlafe die Blase und der Darm an-
... sind, welche vereinigte Ursachen jen-
... des Blutes bewirken. —
... operz, der gewiß auch wußte, w-
... ist und was lieben heißt, widerspri-
... atur, wenn er sagt:

Non iuvat in coeco venerem corrumpere motu
— — — oculi sunt in amore duces.

Was hilft's, im Finstern die Liebe zu radebrechen? — Die Augen müssen uns führen.

Properz will also auch sehen. Unser alt-ehrliches Sprichwort meint es Anders:

Im Dunkeln ist gut Munkeln,

und so wie dieses Volks-Sprichwort meinen es viele, die den Augen gar nichts gönnen wollen, damit das innere Auge desto reichere Labung gebe. Sie sagen, hier komme alles auf die Phantasie an, die sehr geneigt und sehr thätig sei, das reizend, entzückend darzustellen, was die Augen nicht sehn. Der Gefühlssinn schwelge vielmehr, wenn der Gesichtssinn ihn nicht berichtige. Es sei nichts mehr wider das Interesse der Frauen, als wenn sie die männliche Neugier allzufällig befriedigen, die, einmal gesättiget und gewöhnt, sich gar nicht mehr nach dem sehne, was, ungesehen und verhüllt, so reizend geschienen habe. Empfindung gewinne an Lebhaftigkeit, je dunkler sie sei, und das Angenehme verliere sehr durch Deutlichkeit. Das Gesicht entdecke den kleinsten körperlichen Fehler, den die tastende Hand nie gefunden haben würde. Eine

wahre Koquette sei die Frau in Taverniers Reisen, die in zehnjähriger Ehe ihrem Manne nie ihr Gesicht gezeigt, nie ihre Stimme hören lassen, letzteres um für klug, geistreich und mit süßem Wohllaut beglückt, ersteres um für ewig jung und reizend zu gelten. Nur bei dichtverschlossenen Fensterläden habe sie sich entschleiert, und außer ihrem Harem, wohin ihr Mann nie kommen durfte, habe sie nie ein Wort geredet. Das ist denn freilich wieder übertrieben! Vielleicht hat der Kenner Ovid Recht, der sich zwischen Properz und diesem Extrem mit seiner Meinung in die Mitte stellt. Nie gesättigt, sagt er, doch gereizt, erblicke das Auge flüchtig das Sehenswerthe, und was nicht sicher ist, Augenweide zu gewähren, das bleibe verhüllt und täusche doppelt durch geheuchelte Züchtigkeit. Selbst wo die vollkommensten Formen sich sieghaft zeigen dürfen, da seien doch die farbigen Vorhänge geschlossen, um im Helldunkel zu entzücken, damit der Dichter sagen könne:

> quales vidi, tetigique lacertos! —
> Quam castigato planus sub pectore venter
> Quam iuvenile femur!



Nackt.

Der Zustand, in welchem Adam und Eva waren, als sie, von Gott geschaffen, in die Welt gesetzt wurden, und in welchem wir Alle bekanntlich geboren werden, und so lange bleiben, bis uns die menschenfreundliche Wickelfrau mit dem ersten Lappen umkleidet. Klima und Kultur haben in unsern Zonen die Nacktheit so verbannt, daß wir uns selbst wohl heut zu Tage nur noch im Bade ganz nackt sehen, wo sich aber Niemand gern überraschen läßt; unzeitige Neugier in dieser Hinsicht bestrafte schon weiland Diana am Actaeon! Der einzige Punkt in Europa, glauben wir, wo heut zu Tage ein ganz nacktes Weib sich öffentlich zeigen darf, ist nach Lichtenberg's Versicherung Coventry in England, wo, einer alten Sitte gemäß, alle Jahre, an einem gewissen Tage, ein nacktes Mädchen durch die Hauptstraße reiten, und nachher in demselben leichten Habit mit dem Major der Stadt speisen soll! Die Chronik versichert, daß die Stadt noch nie in Verlegenheit gekommen sein soll, dieser alten Sitte Genüge zu leisten — *Uebrigens* haben besonders unsre Dam

der neusten Zeit in ihren Moden sich gar sehr bestrebt, der alten Eva-Tracht sich wenigstens möglichst wieder zu nähern, und oft lassen sie an der obern Hälfte des Körpers fast nichts mehr zu errathen übrig, überzeugt, in der Gesellschaft keinen Ludwig den Dreizehnten zu finden, der beim Anblick eines nackten Busens in Ohnmacht fiel. Man denke! ein französischer König! Wer wird sich da noch über die keusche Hypothese des ehrbaren, heiligen Augustin wundern, welcher behauptete, am Weltgerichte müßten und würden die nackten Weiber in Männer verwandelt werden, damit wir doch in jener Welt nicht versucht würden!

Wenn man bedenkt, wie wichtig es vom ärztlichen Standpunkte aus gesehen ist, bei einer zu schließenden ehelichen Verbindung das genaue Verhältniß der Theile des Körpers zu kennen, wie es nur eine Untersuchung desselben im Naturzustande gewähren kann, so wird man sich eigentlich entsetzen, wenn man sieht, wie leichtsinnig die cultivirten Völker hierin verfahren, wenn sie zwei Individuen zusammen geben, über deren respektive Körperbeschaffenheit beide ganz unwissend sind. In der That liegt auch hier der Grund, warum so gar viele Ehen bald nach der Trauung wieder aufgelöst

werden, wenn sich Körpermängel offenbaren, die Keiner geahnet hatte. Bei den Indianern soll — wenigstens im sechszehnten Jahrhundert noch — hierin eine, wenn auch nicht eben gar ästhetische, doch recht menschlich-natürliche Sitte geherrscht haben, die wir ohne alle Nutzanwendung und als reine Thatsache hier mittheilen wollen. Münster erzählt nämlich in seiner „Cosmographei" von den Indianern: „Wann Einer Armuth halb eine Tochter nicht kann ausssteuern, und sie jetzund mannbar worden ist, nimmt er Trummen und Pfeifen, und zeucht mit seinen Töchtern auff den Markt, und so jedermann herzulaufft, als zu einem öffentlichen Spektakul oder Schauspiel, hebt die Tochter dahinten ihre Kleider auff bis an die Schultern, danach hebt sie sich auch davornen auff bis über die Brust, und so etwan Einer ist, dem sie gefallt, der nimbt sie zu der Ehe, und thut keinen blinden Kauff." —

Die Indische Mode, setzt Osiander, der diese Sitte mittheilt, schelmisch hinzu, geht also von unten herauf, die Europäische von oben herunter!

Nägel.

Zur Schönheit der Hand tragen die Nägel wesentlich bei. Kenner verlangen sie schön röthlich gefärbt, lang und gut elliptisch gebogen. Von den Nägeln als Waffe der Frauen — schweigt unsre artige Feder!

Nase.

Auch die schönste Nas' ist wirklich
In dem Meer des Angesichtes
Eine Klipp', an deren Tücken
Oft des Schönheitsschiffes Segel
Haben Schiffbruch zu befürchten.

Calderon.

Die Nase ist in der That einer der wichtigsten Theile des Gesichtes, einer der wichtigsten Bestandtheile zu der Bildung einer Physiognomie, denn Nichts, selbst das Auge nicht gibt dem Gesichte einen so eigenthümlichen charakteristischen Ausdruck als die Nase. Alle Völker haben das gefühlt, wenn auch, wie wir bald sehen werden, die Begriffe über die Schönheit der Nase, wie die Begriffe über Schönheit im Allgemeinen verschieden gewesen

sind, denn das beweisen die unzähligen Sprichwörter, die alle Völker auf die Nase gemacht haben, und die uralte Strafe des Nasenabschneidens, die schon bei den Egyptiern Sitte war, als womit man dem Menschen ein hohes, eindringliches Unrecht zuzufügen gedachte. Die Römer sagten:

non cuique datum est habere nasum
Nicht Jedem ist es gegeben, eine Nase zu haben,

woraus schon hervorgeht, welchen hohen Werth sie auf eine schöne Nase legten; auch nannten sie ihren Cicero: virum ancipiti naso, „den Mann mit zweifelhafter Nase" weil diese Nase keine recht bestimmte Form hatte. Die Römer sagten schon: aliquem suspendere naso, nare trahere, wie wir: Jemanden bei der Nase herumführen, ferner: vir emunctae naris, ein Mann mit feiner Nase, wie wir uns ausdrücken. Auch sagen wir Deutschen sich bei der eigenen Nase ziehn, eine Nase drehn, Naseweis, Habichtsnase, u. s. w. Noch mehr Witz- und Sprichwörter haben die Franzosen. Avoir bon nez drückt das gleiche deutsche Wort: eine feine Nase haben, scharfsinnig sein, aus.

Par-dessus les plus raffinés
Gomor d'avoir bon nez se vante.
Il n'est cuisine qu'il n'évente
N'est-ce pas avoir fort bon nez?
Mehr als die Scharfsinnigsten
Rühmt sich Gomor einer feinen Nase.
Er schnüffelt jede Küche aus,
Nicht wahr, er hat 'ne feine Nase?

Tirer les vers du nez, heißt Jemanden listig ein Geheimniß ablocken.

Von einem Menschen, der sich furchtsam von einer gefährlichen Sache entfernt, sagen die Franzosen: il saigne du nez, er blutet aus der Nase, weil solcher Vorwand oft gebraucht wird, um sich zu entfernen. Die Thüre vor der Nase zuwerfen, sagen wir und die Franzosen, die Nase hier als pars pro toto sogar für den ganzen Menschen nehmend u. s. w.

Diese Wichtigkeit der Nase für die ganze Gesichtsbildung hat natürlich den Scharfsinn der Physiognomiker sehr in Anspruch genommen, und ihre feine Nase hat sich erschöpft in Untersuchungen und geträumten Resultaten über die physiognomische Bedeutung der Nase. „Von der Naszen, sagt der schon einmal genannte alte Physiognomiker Johannes von Indagine, ist ein gemeyn geübtes sprichwort, daß die menschen, so ein gebogen krum-

men naſzen haben, gemeinklich ſpöttig ſeind, und ſelten jemant ungeſpeyt laſſen. Desgleichen bei der Farb der naſzen iſt auch ein urkundt zu faſſen. Wann etliches naſz bülpfiſch und rot iſt, oder mit ettlichen roten aderlein oder punkten durchzogen, das iſt ein herrlicher ſeuffer, ein dürſtiger, voller Menſch; einer hitzigen Leberen, und uff unkeuſchheit geartet." — Lavater war ganz enthuſiasmirt von der Würde der Naſe. „So eine ſchöne Naſe iſt mehr werth als ein Königreich!" ruft er einmal faſt begeiſtert aus, und er kommt oft auf die Naſe zurück. „Ich finde tauſend ſchöne Augen gegen eine einzige ſchöne Naſe, und wo ich ſie fand, immer vortreffliche, immer ganz außerordentliche Charaktere" — (hoho! Herr Lavater, fallen Sie nicht auf die Naſe!) „Ich glaube bemerkt zu haben, daß die Stumpfnaſen leichten ſinnlichen Eindruck, Sorgloſigkeit, und durch entſchiedne Grade mit andern Nebenbeſtimmungen auch Stumpfheit und Dummheit bezeichnen. — Unſterblich ſind die Werke aller Künſtler, deren Naſenrücken von der Wurzel an bis zum Knopf parallel und von merklicher Breite iſt. — Die aufwärts vorſpringende, leichte, *zart beſchnittene* Naſe, iſt offenbar des Fein-

fühlenden, weit Riechenden, sanft an sich haltenden, Treuen, im Leiden gestärkten (?). — Oben bei der Wurzel gebogene Nasen sind vortrefflich zum Gebieten, Herrschen, Durchsetzen, Zerstören. — Gradlinigte Nasen möchte ich den Schlußstein zwischen den beiden andern nennen; sie wirken und leiden mit Kraft und Seele. — Kleine Nasenlöcher sind beinah ein sicheres Zeichen ununternehmender Furchtsamkeit. Sichtbar athmende Nasenflügel ein sicheres Zeichen feiner Empfindung, die leicht in Sinnlichkeit und Wollust ausarten kann. — Ich habe noch nie eine Nase mit einem breiten Rücken gesehen, er möchte nun gebogen oder grade sein, als an ganz außerordentlichen Menschen. Man kann auch zehntausend lebende Gesichter oder tausend Portraite merkwürdiger Menschen durchgehn, ehe man eine solche findet. Mehr oder weniger (?) solche Nasen hatten: Raynal, Faust Socinus, Swift, Cäsar, Borghia, Anton, Pagi, Lukenberg (ein Mann von Simsonscher Stärke), Paul Sarpi, Petr. Medicis, Caracci, Cassini, Lucas von Leyden, Titian." —

Die Zeit hat die uralten Vorurtheile, die Bedeutung der Nasen herausfinden woll=

ten, nicht ganz tilgen können, obgleich die Erfahrung sie tausendmal widerlegt hat. Die Länge der Nase beweist eben so wenig den Grad der Mannbarkeit, als sie für den Muth des Besitzers zeugt. Der Marschall von Sachsen hatte eine kurze Stumpfnase.

Wenn man neugierig ist zu wissen, wie hoch in Geldeswerth etwa eine Nase zu taxiren sein dürfte, so muß man den Prozeß eines Schusters lesen, der 1771 gedruckt worden ist, wo dieser Schuster, ein Deutscher, seinen Arzt vor Gericht belangte, weil er in Folge von dessen falschen Kur seine Nase verloren zu haben behauptete. Das Gericht verurtheilte den Doctor zu tausend Thaler Entschädigung. Man berechne, was die Nase einer vornehmen, jungen, schönen Dame werth sein mag, wenn in wohlfeiler Zeit, im Jahr 1771, eine garstige Schusternase tausend Thaler gerichtlich taxirt wurde. Uebrigens wird der gute Schuster wohl seine Nase in Folge jenes Uebels verloren haben, welches die Menschen in Europa höchst wahrscheinlich „vom fernsten Strand“ (nämlich aus Amerika) geholt haben:

Vergebens schied mit weisem Plane
Zeus und Neptun vom Oceane,
Das Menschen angewiesne Land;

Verwegen stoßen sie vom Stapel
Und holen von dem fernsten Strand
Peteschen, Mal de Naples
Und andren Contreband!

v. Thümmel.

— welches Uebel bekanntlich vorzugsweise eine
Zahlverwandtschaft mit der Nase hat, als
ollte die Nemesis durchdringend den Men-
hen für seine Sünden strafen, indem sie mit
r Zerstörung der Nase seine ganze Physiog-
omie zerstört und ekelhaft macht. Daß dieß
tere der Fall sei, wußten sehr wohl die eng-
schen Frauen und Mädchen, die sich, bei der
andung der siegreichen Dänen — wenn an-
rs man der alten Chronik trauen darf —
e Nasen abschnitten, um rein und keusch
nd unberührt zu bleiben. Auch Eusebia,
ebtissin in Marseille, schnitt sich, beim Her-
nahen der Sarazenen, aus demselben Grunde
e Nase ab: ihre vierzig Nonnen machten
ese Operation nach, und die siegenden Wüth-
he tödteten Alle in der Rache über eine ge-
uschte Erwartung!

Wie die Nase einer der wichtigsten Bestand-
eile der Physiognomie ist, so ist auch ihre
ildung natürlich erblich, und daher finden
r bei ganzen Menschenrassen, wie bei ganzen

Völkerschaften und in einzelnen Familien die Nasenbildung verschieden, und diese Nasenbildung fast immer verpflanzt von Eltern auf Nachkommenschaft. Rührend ist bei Claudius die Apostrophe einer unschuldigen Mutter an ihr Kind wegen seiner Nase, als ihr Mann eben wegen der Nase einige Zweifel an ihre Treue erhoben zu haben scheint:

Schlaf, süßer Knabe, süß und mild
Du, deines Vaters Ebenbild!
Das bist Du; zwar Dein Vater spricht,
Du habest seine Nase nicht.

Nur eben itzo war er hier,
Und sah Dir in's Gesicht,
Und sprach: viel hat er zwar von mir,
Doch meine Nase nicht.

Mich dünkt es selbst, sie ist zu klein,
Doch muß es seine Nase sein;
Denn wenn's nicht seine Nase wär',
Wo hätt'st Du denn die Nase her?

Claudius.

Was die fünf Menschenrassen betrifft, so finden wir bei der europäischen oder kaukasischen, eine mehr kleine als große, aber hervortretende, gebogene Nase, mit nicht zu weit offnen Nasenlöchern; in der mongolischen

Rasse, wozu die Chinesen gehören, eine kurze, zusammengedrückte, bei den Negern dagegen eine breite, platte, fast mit den Wangen zusammenfließende, in der malayischen Rasse, eine breite, dicke, und bei den Amerikanern wieder eine mehr platte Nase.

Was nun unter allen diesen Nasen die schöne Nase sei? Wer wollte das bestimmen! Der Chinese liebt seine Stumpfnase, der Neger findet nichts an seiner schwarzen Schönen so schön als den köstlichen, schwarzen Teint, und die herrliche platt-breite Nase! Aber auch der cultivirte Schönheitssinn im europäischen Individuum folgt hier keiner Regel. Der liebt die lange, gradlinigte griechische, Jener umgekehrt die schön gebogene römische Nase — einem Dritten geht das schnippische Stumpfnäschen über Alles.

Wir sind nicht so naseweis, hierüber ein Gesetz vorschreiben zu wollen, und glauben lange genug über die Nase gepredigt zu haben.

Natürliches Kind.

S. Bastard.

Neglig é.

Welch' ein Irrthum, lieben Damen, wenn Ihr glaubt, daß Euch ein wohl ausstaffirter Putz, daß Euch alle raffinirten Künste der Toilette reizender machen?! Fragt nur Eure Geliebten, Eure Männer, ob nicht die anziehende Einfachheit, die ungeschminkte Treue und Wahrheit Eurer natürlichen Reize, die ein sauberes und leichtes Negligé viel bequemer und erfreulicher zur Schau stellt, als der ganze Apparat Pariser und Wiener und Berliner Modewaaren — ob nicht diese naturgemäßere Einfachheit überall weit leichter den rechten Punkt treffe, als Euer Putz, Eu[re] Federn und Blumen?

> Des Morgens, welch' ein Malerbild!
> Wallt sie hervor in leichtem Kleide,
> Noch ungeschnürt und halb verhüllt
> Nur in ein Mäntelchen von Seide.
> Entringelt auf der Schulter sinkt
> Die Hälfte goldner Locken nieder —
>
> Bürg[er]

— So, lieben Freundinnen, gefallt Ih[r], liegt ein unaussprechlicher Zauber f[ür die] Phantasie des Mannes in einem saub[eren Ne]gligé. Hier vereinigt sich der Begri[ff]

des Weibes, das sich ihm und vorzugs-
nur ihm, dem Geliebten, in dieser Tracht
mit der Erinnerung genossener Freuden,
ch leicht an die Idee des Besitzes knüpft,
denn endlich die Phantasie leichteres Spiel
als wenn erst Pallisaden von Kleidern,
uls, Blumen und Edelsteinen sie beschäf-
n und zerstreuen. Darum denken auch
wiß viele Männer mit Rousseau:

Je ne crains rien tant au monde, qu'une jolie personne en deshabillé. Je la redouterai cent fois moins parés.

Ich fürchte nichts in der Welt so sehr, als eine niedliche Person im Negligé; zehnmal weniger würde ich sie im Putze fürchten.

(Vergl. Putz.)

— l.

Nestel.

Im Mittelalter unterschied man die Mäd-
n, die ihren Körper und ihre Gunstbezeu-
ngen Jedem hingaben, von den ehrbaren
auen dadurch, daß man ihnen eine Schleife,
Nestel von Band auf die Schultern knüpfte,
Daher hat sich eine französische Redensart:
ir l'aiguillette von solchen Mädchen



erhalten, die eine liederliche Lebensart einschla-
gen. (Vgl. den folgenden Art.)

Nestelknüpfen.

Nichts ist wahrlich eigensinniger, als unsre Organe. Oft ist der Mensch grade dann am wenigsten Herr derselben, wenn er es am meisten sein will oder muß. Er will über eine Sache sprechen, die er genau kennt, ganz durchdacht hat, seine Zuhörer sitzen aufmerksam vor ihm: er beginnt — er stottert — die Worte fehlen ihm — und mit ihnen bleiben alle Ideen, alle wohleinstudirten Erklärungen aus! Ihr seid ein großer Künstler auf irgend einem Instrumente: Tausend Hände harren gespannt, um loszubrechen in schallendem Beifall — ach! Eure Finger sind, so wie Ih
beginnen wollt, wie gelähmt, und erst na
und nach verlöscht Ihr den unangenehm
Eindruck, den die getäuschte Erwartung
Eurem Auftreten machte! E r i st seufzt
A l i n e n. Wenn seine Phantasie gesch
ihm das Bild seiner Geliebten vorzau
so umflattern ihn tausend Träume und
der wollüstigsten Freude, — er kenn
Glück als in ihren Besitz — endlich



er, und Sie gibt nach — er sinkt entzückt in ihre Arme, aber — — der Augenblick des Sieges ist der Moment der unerwartetsten, beschämendsten Schwäche — das Feierkleid wird zum Trauergewande — — — und das getäuschte Glück wird peinigende Qual für den Unglücklichen!

Dieses so natürliche und ach! so gewöhnliche Mißgeschick ist eine Folge der allgemeinen Gesetze unsres Organismus. Nicht nur unser Verstand, auch unsre Zunge, Hände, Füße, Lippen machen tausend närr'sche und dumme Streiche täglich wider unsern Willen. Diese Irrthümer in den Functionen unsers Körpers zeigen sich überall, und, um bei dem jetzigen Thema stehn zu bleiben, so lehren es tausend Beispiele, daß ein zu verliebter Mann, eben wegen der allzufeurigen Lebhaftigkeit seiner Leidenschaft, die Fähigkeit verliert, deren Ziel zu erreichen, bis er erst fast alle seine Kräfte in dem vergeblichen Kampfe, der ihm nur ein unvollkommenes zu frühzeitiges Glück bringt, erschöpft, und seine Glut mehr abgekühlt hat.

Der Verdruß über ein so grausames Mißgeschick mußte früh die Menschen auf die Kenntniß der Ursache desselben wißbegierig machen, und da sie diese nicht in sich fanden, wo d

eigne Kraft und Jugend, und die Schönheit ihrer jungen Geliebten die Quelle jener Schmach unmöglich dulden konnte, so suchten sie sie außer sich, und kamen auf einen höhern und übernatürlichen Einfluß, der hier wirksam werde. Ja, ein höheres Wesen mußte neidisch sein auf ihr Glück, und darum sende es eine Fessel, einen Zauber, der ihnen im Vollgenusse dieses Glückes hinderlich werde, und den sie nicht eher genießen könnten, als bis jener Zauber gelöst sei.

Dieser Glaube an einen Zauber der Art war im Alterthum ungemein verbreitet, und der Zauber wurde für so mächtig gehalten, daß selbst Götter und Könige ihm in der Schäferstunde unterworfen wären.

Quis neget et magicas nervos torpere per artes?
Wer wohl leugnet, daß Zauberkünste die Nerven erstarren?

Jupiter selbst, der Oberste und Mächtigste im ganzen Olymp, konnte eines Tages den Gürtel seiner Juno nicht lösen. Amasis, König von Egypten, fand sich sehr bestürzt, als er sein désappointement bei der Königin Laodice gewahr ward, weil man ihm die Nestel geknüpft hatte. (Denn so nennt

an seit dem Mittelalter jenen hypothetischen
auberspuk.) Die berühmte Brunehild
ußte, wie der Geschichtschreiber Aimoin
zählt, so geschickt ihrem Sohne Theodorich,
önig von Burgund, die Nestel zu knüpfen,
ß er Hermenberga, sein eignes Weib,
cht genießen konnte u. s. w. Selbst die
irchenväter glaubten an einen solchen Zauber,
es gibt Gegenden, wo im Volke dieser Aber-
aube immer noch lebt. Noch im Jahr 1809
zählte ein französischer Naturforscher Fre-
ont folgenden Vorfall, der ihm in einer
egend des südlichen Frankreich vorkam.

„Ich saß am Gesträuch und untersuchte
ehrere Pflanzen, als ich durch die Erschei-
ung eines allerliebsten, etwa zwanzigjährigen
ädchens unterbrochen ward, die ungemein
trübt schien. Sie ging an mir vorüber,
d wandte sich einige Schritte von mir an
en Greis, dessen schmächtige Figur, dessen
nger Bart, dessen sonderbare Tracht mir
ld einen »devin de village« (Dorfwahr-
er) verriethen. Nach einer ehrerbietigen
rneigung erzählte sie ihm fromm und offen,
s sie so betrübt mache, und versprach ihm
schwarzes Schaaf und zehn Franken, wenn
ihm gelänge, ihren Mann zu entzaubern.

der Alte schnitt einige wunderliche Gesichter, und nahm den Handel an, indem er sich einen Thaler auf die Hand bezahlen ließ. Darauf suchte er einige Pflanzen, wandte sich gen Osten, murmelte einige kauderwelsche Worte, und überreichte dann der jungen Frau die Kräuter, indem er ihr verordnete, davon einen Salat zu machen, und ihn ihrem Manne zu geben. Diese Geschichte reizte meine Neugier: ich wußte, daß die gepflückten Pflanzen wohl von einiger Wirkung sein könnten, und erkundigte mich daher im Dorfe nach dem Erfolg. Der Mann hatte seinen Salat verspeist, und die junge Frau hat weder ihr Schaaf, noch auch die zehn Franken bereut."

Auch unter den Muhamedanern ist noch heut zu Tage dieser Glaube nicht ganz erlo[schen]. Wenn in der Gegend von Aleppo ei[n] jungen Ehemann aus Schaamhaftigkeit od[er] andern Gründen in den ersten Tagen sei[ner] Ehe untüchtig ist, so sagt man von ihm, er marbud, d. h. gebunden sei. Man gl[aubt] nämlich, eine andere Frauensperson, di[e] vergebens Hoffnung gemacht habe, den [...] zu heirathen, könne ihn durch heimliche [...] unfähig machen. Die junge Frau ist [...] beneidet, weil sie befürchtet, daß sie [...]

ganze Lebenszeit unglücklich sein und keine Kinder bekommen werde. Wenn die Mutter von der Unschuld der Tochter versichert ist, so treibt sie den Mann bisweilen mit Ungestüm zu seiner Schuldigkeit an, damit die junge Frau das Zeichen ihrer Ehre aufweisen könne, und dies macht den furchtsamen Mann noch mißtrauischer gegen sich selbst. Zuletzt nimmt man seine Zuflucht zu Aerzten, Mönchen oder alten Weibern. Der englische Arzt zu Aleppo, bei welchem sich die da wohnenden Christen oft Raths erholten, hatte bei solcher Gelegenheit nur immer gesucht den armen Männern Zeit zu verschaffen, um sich von ihrer Bestürzung erholen zu können. Doch er hatte ihnen allezeit einige Arzneien geben müssen, weil man nicht glaubte, daß ihnen sonst geholfen werden könne. Ein Maronit, oder Römisch-Katholischer von dem Berge Libanon, wendete sich in seiner Verlegenheit an einen Mönch, der mit gewissen Ceremonien die Messe oder sonst etwas über ihn las. Die alten Weiber machen mancherlei andere lächerliche Versuche, wozu Zeit erfordert wird. —

Wir brauchen wohl nicht hinzuzusetzen, daß die geläuterte Kenntniß der Natur einen solchen Zauberspuk nicht anerkennt. Jener

Anfangs geschilderte Eigensinn unsrer Organe ist und bleibt ein Räthsel, aber wir haben gesehen, daß keineswegs die Sexualorgane allein dies Räthsel darbieten. Uebrigens gehört auch das eigentliche Unvermögen (s. diesen Art.) nicht hierher, das ganz andre Ursachen hat. Hier handelte es sich nur um die wunderbare Erscheinung, daß man zuweilen im Schooße des Glückes schwelgend, unfähig sei, den Kelch auf den ersten Zug ganz zu leeren, und wie Tantalus vor dem Apfelbaume steht, ohne die süße Frucht pflücken zu können. Montaigne hat, diesem Uebel abzuhelfen, vortreffliche Rathschläge gegeben: er räth, um beim obigen Bilde stehn zu bleiben, mit andern Worten, den Kelch langsam, nicht übereilt und stürmisch zu leeren, die die Medicin nicht anders als höchlichst billigen kann. (Vgl. Aphrodisiaca, Geschlechtstrieb, Sinnenkälte, Unvermögen.)

Nonne.

Wie die Rebe, gewachsen auf nackter Fläche des Feldes,
Einsam sich immer erhebt, nie liebliche Trauben erzielet,

Unterliegend der Last, den zar
senkt;
Wenn sie so mit dem hohen
berühret,
Suchen sie keine Pflüger,
der Pflüger:
Aber hat man sie mit dem
vermählet,
Suchen sie viele Pflüger,
der Pflüger —
So veraltet, unachtbar, die n
frau.

Es gab schon, wie wir oben
gesehen haben, lange vor Erri
nenklöster, und ehe das eigentl
anfing, Jungfrauen, die sic
Gründen, die wir in der Abhan
entwickelt haben, dem heiligen
und sich zu dem Stande einer
frauschaft verdammten. Ja
, daß auch andre Religionen
gut wie männliche religi
auch weibliche kannten. Um
verschiedene und entfernte Zei
ligionen zu nennen, kennt
er die Vestalinnen (s.
die peruvianischen S
Diese letzteren wo

Bericht des Inka Garcilaso de la Vega nicht in dem prachtvollen Tempel der Sonne in der Stadt Kusko, sondern waren in viele einsame, in den Provinzen des Reichs für sie erbaute Häuser verschlossen. Ihre uneingeschränkte Zahl stieg auf mehr denn fünfzehnhundert. Eines der vorzüglichsten Geschäfte dieser Mädchen war, für ihren Gatten, die Sonne, zu arbeiten. Da aber dieser keine von den schönen Kleidungen und den glänzenden Diademen tragen konnte, so pflegten sie seinen natürlichen Erben, den regierenden Inka, mit den zierlichen Werken ihrer Hände zu beschenken. Merkwürdig ist es, daß die heiligen Jungfrauen eben der unmenschlichen Strafe unterworfen waren, womit die Vestalinnen in Rom belegt wurden. Das peruvianische Gesetz war sogar gegen den Verbrecher noch strenger als das römische, indem es ihn nicht nur zum Tode verurtheilte, sondern sich auch auf alle seine unglücklichen Verwandten erstreckte. Alle seine Besitzungen wurden geschleift, damit auf der Erde keine Spur von dem Verwegenen zurückblieb, der eine heilige Braut der Sonne geschändet hatte.

Allein ob die Mädchen in Peru ein keuscheres Temperament hatten, als die römischen

Vestalinnen, oder ob die peruvianischen Heldenn nicht einen so kühnen und verwegenen Karakter als die römischen besaßen — genug, jener Geschichtschreiber versichert uns, daß Kusko nie das schreckliche Schauspiel wie Rom, — Jungfrauen, die wegen eines einzigen schwachen Fehltritts lebendig begraben wurden, gesehen habe. Indeß da diese heiligen Jungfrauen Bräute der Sonne waren, und der regierende Inka von ihnen als dieser Repräsentant der Gottheit verehrt wurde, so hatten sie ein Mittel mehr, als die römischen Vestalinnen, die üble Nachrede zum Schweigen zu bringen. Sie konnten ohne Gefahr Mutter werden, wenn sie nur schwuren, daß die Sonne in eigener Person in ihr Bette herabgestiegen sei, und gebaren sie einen Sohn, so strahlte ihre Keuschheit nur in einem desto größeren Glanze.

Pachomius, den wir schon oben (vgl. Mönch) als den Stifter der Klöster überhaupt kennen gelernt haben, errichtete auch das erste Nonnenkloster, und die päbstliche Kirche wußte auch dies Mittel, ihre Macht auf Erden immer weiter zu verbreiten, und das Volk im Aberglauben gefangen zu halten, trefflich zu benutzen, und die Nonnenklöster füllten sich

nicht weniger, als die Mönchsklöster. Es war daher ein kühnes Unternehmen von Jovianus, einem Mönch in Rom, daß es hier, von wo aus sich doch das Schirmdach auch über die Nonnenklöster verbreitete, im Jahr 388 den Vorzug dieses jungfräulichen Standes bestritt, und öffentlich behauptete, die Jungfrauen hätten nicht mehr Verdienst, als die Eheweiber, wenn diese sonst in ihren Werken von jenen nicht verschieden wären. Viele Nonnen und Mönche verließen darauf wirklich das Gelübde der Ehelosigkeit. Aber die schrecklichsten Bannflüche ergingen über diese Ungläubigen, und die heiligen Kirchenväter ergriffen wider ihn die Feder. Hieronymus bewies in einem Buche, das er um das Jahr 392 schrieb, daß die dreißigfältige Frucht in der evangelischen Gleichnißrede die Ehe, die sechzigfältige den Wittwenstand, die hundertfältige aber die Krone der Jungfrauschaft bedeute. Darauf verbreitete er sich sehr weitläuftig über die Stelle des Paulus 1 Korinth. 7., um darzuthun, daß es überhaupt etwas Böses sein müsse, ein Weib zu berühren, weil der Apostel versicherte, es sei gut, dasselbe nicht zu berühren; daß die Ehe am Gebet hindere, in welchem sich doch die

iſten ohne Unterlaß üben ſollten, daß ſie
ein geringeres Uebel ſei, als die Verſu-
ng des Satans, daß Gott die beſtändige
gfrauſchaft nur deswegen nicht vorgeſchrie-
habe, damit das menſchliche Geſchlecht
t untergehen möchte; daß aber Chriſtus
Jungfrauen deswegen mehr liebe, weil ſie
villig dasjenige leiſteten, was ihnen nicht
hlen worden ſei. Die Stelle, welche Jo-
nus für ſich anführte: das Weib wird
ig durch Kinderzeugen, beantwor-
der heilige Hieronymus, indem er
e, daß dieſe Seligkeit unter der Bedingung
finde, wenn ſie Söhne gebärt, welche
ggeſellen bleiben, ſo daß ſie in ihren Kin-
das erwirbt, was ſie ſelbſt verloren hat.
Hohelied, welches nach Jovian dem
ſtand ſehr günſtig iſt, enthält vielmehr
Hieronymus Sinnbilder der Jung-
ſchaft, z. B. wenn es heißt: Die Stimme
Turteltaube (des allerzüchtigſten
els) hat ſich in unſerm Lande hö-
laſſen; oder du haſt mir das Herz ver-
det, meine Schweſter, Braut! — Der
ge Auguſtinus rief in ſeinem frommen
r aus: „Wollten doch alle Menſchen ſich
Beiſchlafs enthalten, ſo würde die Stadt

winder angefüllt, und das
beschleunigt werden, wozu
1. Korinther 7. aufmun-

e ein Geist von heiligem
ten Schriftsteller der Kirche,
fhörlich mit dem Verdienst
gottgeweihten Jungfrauen
Unter diesen zeichnet sich be-
)ius aus, der ein Buch
: das Gastmahl der
schrieb, worin er eilf Jung-
äßt, die sich wetteifernd be-
e, Wundervolle und Glor-
auschaft zu beweisen, und
er Jungfrauen den ersten
habe, ob er gleich die kleinste
mmlischen Heere ausmache.
nasius nennt die Jung-
tbare unsichtbare Perle, die
efunden werde. Basilius
ber die unverletzliche Voll-
Jungfrauschaft, behauptet,
s Wesen durch diese Tugend
werden könne. Indem er
ndinnen die mannigfaltigen
ste ausgesetzt sind, bekannt

mach
geben
einer
vor den
Beschreib
Ein and
schaft
in seiner
Ehelosigke
sich mit
läßt. Aber
dieser Verir

Daß eine
den ernstesten
sichten der Na
indem sie auch
Entziehen so viel
Mädchen, die Erd
ihrer Bevölkerung
reizbarere, viel lei
hin erregbarere G
noch weit tiefern
machen müsse, als
hältnissen lebenden
a priori begreifen
fahrung die sprech
liefert. Denn, w

macht, erzählt er ihnen eine wunderbare Begebenheit von einem geistlichen Kastraten und einer kanonischen Jungfrau, und warnt sie vor den Kastraten durch eine sehr undelikate Beschreibung ihres gefährlichen Unvermögens. Ein anderer heiliger Lobredner der Jungfrauschaft war der berühmte Gregorius, der in seiner poetischen Begeisterung die Ehe und Ehelosigkeit streitend auftreten, und die letztere sich mit einem glorreichen Triumph krönen läßt. Aber wer würde enden im Aufzählen dieser Verirrungen!

Daß eine so unnatürliche Lebensweise, die den ernstesten und heiligsten Trieben und Absichten der Natur schnurstracks entgegenläuft, indem sie auch bei diesem Geschlechte durch Entziehen so vieler, der Mutterschaft fähiger Mädchen, die Erde um einen großen Theil ihrer Bevölkerung bringt, auf das noch viel reizbarere, viel leichter nach allen Richtungen hin erregbarere Geschlecht des Weibes einen noch weit tiefern und wichtigern Eindruck machen müsse, als auf den unter gleichen Verhältnissen lebenden Mann, ließe sich schon a priori begreifen, und wirklich hat die Erfahrung die sprechendsten Beweise dafür geliefert. Denn, wo nicht dieselben, oder doch

ähnliche sinnliche Verbrechen, wie wir sie, als in den Mönchsklöstern vorgekommen, oben angedeutet haben, wenigstens den Durst der Nerven löschten, wo also in Nonnenklöstern, mit merkwürdiger Aufopferung das Gelübde der Keuschheit und Enthaltsamkeit wirklich strenge gehalten wurde, da hat man gar häufig die wunderbarsten Nervenkrankheiten, die merkwürdigsten Verstimmungen der ganzen Gefühlssphäre bei den armen Mädchen entstehen sehen. Wir entlehnen folgende, ganz hierher gehörige Stelle, aus Zimmermann's berühmten Werke über die Einsamkeit:

„Weibliche Imagination ist immer reizbarer, als Männerimagination, und daher ist jene bei einem äußerst einsamen Leben und beständiger Einkehr in sich selbst für jede Thorheit empfänglich. Daher wird in Waisenhäusern, Hospitälern und Klöstern die Nervenkrankheit so leicht und schnell von Einem Mädchen auf Alle übertragen. Ich habe in einem guten medicinischen Buche gelesen, es sei in einem sehr zahlreich besetzten Nonnenkloster in Frankreich einer Nonne eingefallen, nach Katzenart zu miauen. Eine kurze Weile nachher miauten andre Nonnen auch, und endlich miauten *alle Nonnen* auf eine bestimmte Zeit, verschie-

dene Stunden nach einander gemeinschaft
Die ganze Christenheit umher hörte mit
ger und Erstaunen dies tägliche Katzencon
das nicht nachließ, bis alle diese Nonnen
redet wurden, man habe von Polizei w
vor den Eingang des Klosters eine Kompa
Soldaten gestellt, welche jeder Nonne so la
die Ruthe auf ihren nackten Hintertheil g
würden, bis sie verspreche, nicht mehr
miauen. — — Von allen Weiberepidem
die ich in Deutschland gesehen habe, oder d
Geschichte mir bekannt ist, zeichnet sich
die berühmte Klosterepidemie des fünfzeh
Jahrhunderts am meisten aus, die Car
erzählt, und die eigentlich beweist, wa
hier beweisen will. In einem deutschen N
nenkloster fiel es einer Nonne ein, alle
Mitschwestern zu beißen. Es verging
kurze Zeit, und alle Nonnen dieses Klos
bissen sich untereinander. Bald verbre
sich das Gerücht von dieser Nonnenwuth,
nun ging sie auch von Kloster zu Kloster d
einen großen Theil von Deutschland, zu
Sachsen und Brandenburg. Nachher
sie in die Nonnenklöster von Holland,
und bissen sich alle Nonnen bis Rom."
So weit Zimmermann. Aehnl

O.

Odaliske.

S. Serail.

Ohr.

Ein Theil des Kopfes, der zwar im Geringsten nicht gleichgültig für die Schönheit desselben ist, über den wir aber in der That für unsern Zweck so gut als Nichts zu sagen haben: denn daß man in Madagascar Stücke von Ohren zu Markte bringt, um die abgehauenen Ohren der Sclaven zu ergänzen — wen interessirt das? Wenn unsre Leser daher die Ohren gespitzt haben, um von uns eine recht ausführliche Abhandlung über das Ohr zu hören, so haben sie sich für diesmal geirrt. Kenner verlangen diesen Theil klein und nicht weit vom Kopfe abstehend: man weiß, daß das Gegentheil ein Thier characterisirt, mit welchem sich Niemand gern verglichen wissen will.

Orgien.

So hießen ursprünglich die wilden Fest- *und Jubel*-Gelage, die dem Bacchus zu

Ehren in Griechenland von seinen
Priestern und Priesterinnen, den be
Bacchanten und Bacchantinnen, gefe
den. Diese Bacchantinnen, die Anf
ursprünglich einen rein religiösen
tragen, arteten mit der steigenden S
derbniß so aus, daß noch heute d
Orgie dazu dient, ein wollüstiges
Gelage zu bezeichnen. Die Bacc
bereiteten sich durch einen eigends
machten Wein, Amystis genannt,
der Bacchanalien vor. Wenn sie ei
phoren (große Flaschen) von diese
ausgeleeret hatten, dann liefen sie
äußersten Grenzen des attischen Ge
u dem Gipfel des Parnasses, und s
ganze Land in Schrecken. Auf dies
sammelten sie sich zu großen Ha
die Mänaden aus Lakonien
...etes. Die Begeisterung des W
...e Tanz, das wilde Geschrei, d
...ktheit, entflammten ihre Sin
...rade, der an die unverschän
...ssenen Erscheinungen einer f
...manie gränzte. (S. Gesch
...)

...n Griechenland kamen die Ba

der Männer Rath
cherstimme drängt:
e sind gekränkt,
schluß und zu That.
Thrones hehren Sitz
eib besteigt,
lk vor ihr sich neigt,
Schwäche beugt —
was die Erde kennt,
egiment!

rücke.

r falschen Haare verliert
terthume, denn von jeher
nschen das Haar als eine
den, und von jeher waren
acht, den Verlust derselben,
setzen. Von Egypten kam,
dern Erfindungen, auch die
echenland, von hier nach Rom,
mern gewann diese Erfindung
n Beifall, so daß selbst die
falsche Haare trugen. Als
an den Ufern der Donau war,
Deutschen schmeicheln, und ließ
e à l'Allemande scheeren, wie
Plantilla, sein Weib, aber
ern Absicht, gethan hatte. Ueber-

haupt Deren
blonden Ha
Rom

Nunc ti ... vi
Jetzt wi ... rd

oder wie Rac
ter des Brit

Par de faux

Durch falsches
bes

Ja die Sucht,
so weit, daß die röm
andere Farbe mehr
man die gefährlichsten
perimente machte, um
zu färben.

Auch die Männer t
und Flavius Appi
nem Reiter, dem ein
nahm, worauf er, z
Menge, kahl auf dem
Die Tracht pflan
hinein fort, wo ma

haupt waren um jene Zeit die
blonden Haare der Deutschen
Rom

Nunc tibi captivos mittet G
Jetzt wird das gefangene Gerr
Haare senden,

oder wie Racine von der absc
ter des Britannicus sagt:

Par de faux cheveux blond
ombragé.
Durch falsches blondes Haar
beschattet.

Ja die Sucht, blonde Haare
so weit, daß die römischen D
andere Farbe mehr tragen wo
n die gefährlichsten und wei
imente machte, um die dunke
färben.

Auch die Männer trugen
Flavius Appianus
Reiter, dem ein Windst
n, worauf er, zum große
Kahl auf dem Pferde s
Die Tracht pflanzte sich n
in fort, wo man schon im

hundert das Wort: *perrique* kannte und brauchte, welches zu Ende des Jahrs 1500 in perruque verwandelt ward. Um das Jahr 1560 trugen schon alle Hofdamen nichts anders, als blonde Perrücken, und auch nach England verbreitete sich die Mode, und Elisabeth sah man im fünfundsiebzigsten Jahre mit einer blonden Perrücke. Die Mode der langen Haare, aus denen man auch natürliche Perrücken flocht, war so allgemein geworden, daß endlich, wie gegen alle herrschenden Moden, die kahlgeschorne Geistlichkeit ihre Stimme dagegen erhob, und Gottfried, Bischof von Amiens, verlangte in der Messe, daß Robert, Herzog von Flandern, und fünfzehn anwesende vornehme Herren, sich augenblicklich ihre langen Haare abschneiden lassen sollten.

Unter Ludwig XII. trugen die Männer schon nicht mehr Perrücken als auf dem Theater und auf Maskeraden, während sie in Deutschland und Italien um diese Zeit mehr als je getragen wurden. Johann von Sachsen bekleidete sich 1518, Ulrich von Hutten 1519 damit:

pour réparer du tems l'irréparable outrage

und jetzt waren Mailand und Florenz die berühmtesten Perrückenfabriken.

Ludwig XIII. trug anfänglich sehr lange Haare; da diese aber sehr früh grau wurden, oder wie Andere sagen, ausfielen, so schaffte er sich eine Perrücke an, und am andern Tage trug sie der ganze Hof. Aber erst unter der folgenden Regierung, unter Ludwig XIV., erlangte die Perrücke die brillanteste Höhe ihrer Macht, und wie ein geistreicher Franzose sagt: le regne de ce grand roi fut aussi celui des grandes perruques: (die Regierung dieses großen Königs war auch die der großen Perrücken). Nun erhoben die Binette und die Düvilliers die „Kunst der Perrücke“ zu einem System, und bald trugen Hof und Magistrat, Beamte und Edelleute und Aerzte und Advokaten und reiche Bürger nichts anders als Perrücken. Der Finanzminister Colbert, erschreckt über die Summen, die für den Ankauf von Haaren, besonders nach Deutschland und England ausgeführt wurden, versuchte, ihren Gebrauch zu verbieten, aber er konnte dem Strome nicht widerstehen und endete selber damit, eine Perrücke à la Fontange« zu tragen, wie man ... für das Meisterstück der Kunst ... war die Perrückenwuth allgemein ... Holland, England coeffirten sich

erruͤn.

nd die berühmten Meister
ribou und Andere wurden
höchsten auswärtigen Höfe

. selbst trug Anfangs eine
aber etwa sechsunddreißig
icht mehr öffentlich tanzte,
dunkle an, auf die er bald
Puder zu streuen erlaubte,
fing aufzukommen.
e von Italien aus sich ver-
nun ein wenig die Perrücken
haft, und der Regent selber,
reund des Luxus und der
bald die traurige und ein-
alten Hofes. Er war der
, schwere Perrücke ablegte,
e, wohlpomadirte Haartour
Künstlern ein neues Feld
Erfindungen und Verbesse-
gab es schon achthundert
ckenmacher in Paris!
Revolution, die wohl ganz
annt und gestürzt hat, ver-
auch das Reich der Perrücke,
nur noch auf dem Kopfe
dern Mannes von »ancien

Großp
Die L
alle
der Font
Carac
Muster- u
rücke hina
führlicher A
bei den H
nen; dafür
Schilde eine
zu erzählen,
glück abgebilde
Vorübergehen
ja coeffiren zu

Voyez Absalo
Il eut évité ce
ruq

Hier sehr Ihr
Sch
Ganz anders kam
dem

(Vgl. Frisur,

P

S. Ausschwe
II.

régime« in Frankreich, oder eines ehrlich(
Großpapa's in Deutschland und England leb
Die Leser werden uns nicht zumuthen, ihn(
alle Entwicklungsepochen der Perrücke v(
der Fontange an durch die Brutus-, Titu
Caracalla-Perrücke hindurch bis zu
Muster- und Meisterbau der Allongen-P(
rücke hinauf zu beschreiben, denn ein so au
führlicher Artikel würde für unsern Zweck se
bei den Haaren herbeigezogen sch(
nen; dafür erlauben Sie uns, Ihnen vo
Schilde eines heutigen Pariser perruquie
zu erzählen, der Absalons bekanntes U
glück abgebildet, und zur Warnung für a
Vorübergehenden die einladenden Verse, s
ja coeffiren zu lassen, darunter gesetzt hat:

Voyez Absalon, pendû par la nuque!
Il eut évité ce malheur, s'il eut porté p
ruque.
Hier seht Ihr Absalon, gehängt be
Schopf —
Ganz anders kam's, trug 'ne Perrück' er (
dem Kopf!

(Vgl. Frisur, Haar.)

Phallus.

S. Ausschweifung.

Phantasie.

Die Poesie im menschlichen Geiste! Was sind alle Freuden und Genüsse der Wirklichkeit gegen die Genüsse, die uns Phantasie vorzuzaubern vermag! Sie entrückt uns ganz von der gemeinen Erde; sie hat ihre eignen Welten und schwelgt in einem Eldorado, einem Utopien, einem Schlaraffenland, wo sie sich die wunderbarsten Herrlichkeiten erbaut, und uns mit erzauberten Freuden ergötzt, die nur zu oft das Erwachen aus solchem träumenden Zustande um so furchtbarer zerstört. Es gibt keine Art von Sinnengenuß, die nicht fähig wäre, durch die Einbildungskraft unendlich potenzirt zu werden. Sie zaubert dem Auge lachende Gärten, Schlösser von Diamanten und Perlen, Tänze, ein schöneres Menschengeschlecht, dem Geruche auserlesene, würzige Düfte, dem Ohre die Harmonie der Sphären, die Schmeckzunge träumt sich ein Schlaraffenland, wo Alles Milch und Honig ist, wo Austern und Fasanen wie Kieselsteine umherliegen, und schäumender Champagner aus allen Brunnen stürzt, während es Chateau Lafitte regnet! Und so hat auch der Sinnengenuß, der uns in diesem Werke vor-

zugsweise beschäftigt, gar sehr seine Freuden der Phantasie, welche einen unleugbaren, mächtigen Einfluß auf die Sexualität hat, den wir hier nun zu betrachten haben.

Wie wirksam der Zauber der Phantasie bei Wollüstlingen werde, die schon für die natürlichen Genüsse abgestorben sind, haben wir bereits erzählt, und werden noch im Artikel Selbstbefleckung darauf zurückkommen. Er träumt sich Schönheiten von fast überirdischem Reiz, mit denen er dann, eben wieder in der Phantasie, sein nervenkitzelndes Spiel treibt, und wie hier die Gränze fehlt, die beim natürlichen Genusse gesteckt ist, so begünstigen solche Ausschweifungen ungemein die unersättliche Begierde des Wollüstlings, aber sie untergraben auch um so rascher und sicherer Leben und Gesundheit des Undankbaren, dem der reichlich angefüllte Kelch, den ihm die Natur darbietet, noch nicht genug dünkt und der seine strafbar aufgeregte Phantasie zur Dienerin seiner Ausschweifungen herabwürdigt.

Ein anderer Einfluß der Phantasie auf die Sexualität betrifft die oft und viel besprochene geistige Einwirkung der schwangern Mutter auf ihr Kind. So alt die Welt ist

hat man an diesen Einfluß der mütterlichen Einbildungskraft geglaubt, wie schon das Beispiel von Jakob und Laban beweist. Die Spartaner umgaben ihre Frauen mit schönen Sclaven, damit sie schöne Kinder gebären sollten. Dionis ließ die schönsten Gemälde in das Schlafzimmer seiner Gattin bringen. Heliodor erzählt von einer Mohrin, die eine weiße Marmorstatue bewundert, und ein ganz weißes Kind geboren habe. Historischer begründet steht das Beispiel Jakobs I. Stuart. Dessen Mutter war die berühmte unglückliche Maria Stuart, die aus Sinnlichkeit einen schönen Mann zu ihrem Gemahl erhoben hatte, an dem sie erst nach der Sättigung den Mangel an Verstand und Gefühl entdeckte. Ein Italiener, Rizio, ersetzte die Lücke in ihrem Herzen. Die Rache des brutalen Gemahls suchte ihn im Zimmer der Königin auf, die eben mit Jakob schwanger ging, und die Degen der schottischen Lords durchbohrten den Liebling dicht neben seiner Beschützerin. Nie konnte Jakob, so lange er lebte, einen blosen Degen sehen, ohne sich aufs heftigste zu entsetzen. — Eine schwangre Frau entsetzte sich über den Anblick eines Bettlers mit verstümmeltem Arm,

und brachte ein Kind zur Welt, d
gleiche Verstümmlung hatte. — Ei
licher Physiologe, dem wir hier folg
eine Bauernfamilie, aus welcher
die Rechte studirte, der aber frü
Dresden starb. Die Mutter war,
schwanger, früh auf's Kleefeld
Futter zu holen, und hatte einen
fenden Hasen mit der Sichel an
Extremitäten verstümmelt. Der A
blutenden Thieres hatte sie auf's
erschüttert, und sogleich hatte sie ang
Zufall ihrem Mann, ihren Freu
dem sehr würdigen Geistlichen erzä
wurde von diesem Sohne, nachherige
gelehrten, entbunden, der an allen
tremitäten, eben so wie der Hase, ve
war.

Diesen unzweifelhaft gewissen
mögen einige von andrer Art folgen
... Holländerin, die in ihrer S
...ft eintausend vierhundert Hering
...te, und deren Kind sich in die
...t sättigen konnte. Oder das eine
... dem Amtmann auf die Frage,
... Jungen fertig habe, antwort
... Amtmann! der dann die an

machen wollte, seine Frau damit unterhielt, und zum allgemeinen Erstaunen Vater von einem halben Kinde wurde. Oder das eines Mädchens, die ein durchaus haariges Kind gebar, weil sie sich am langhaarigen Bilde eines Heiligen, das über ihrem Bette hing, versehen hatte.

Jede Kinderfrau kann diese Beispiele um ein Ansehnliches vermehren, denn die Kinderstuben sind grade von dergleichen Beispielen voll. Es fehlt zwar nicht an gegentheiligen Beispielen, wo Menschen mit allerlei Muttermälern geboren sind, ohne daß die Mutter sich erinnern könnte, sich über etwas entsetzt zu haben, oder wo Mütter in der Schwangerschaft heftig über etwas erschrocken sind, ohne daß die Kinder deswegen Muttermäler bekommen haben; indessen dieß hebt die Frage nicht auf, ob es möglich sei, daß die Einbildungskraft der Mutter auf die Frucht wirke? Die bejahende Antwort auf diese Frage wird durch die allgemeine Volksmeinung unterstützt, und es gibt Thatsachen, die für sie zeugen, welche jeden Zweifel lösen würden, wenn sich die Gelehrten nicht bewogen gefunden hätten, aus anatomischen Gründen die Sache zu bestreiten. So glaubte man die gelehrte Mei-

nung der Volksmeinung entgegen
müssen, aber wie, wenn dießmal die
auf der Seite des Volks gewesen wä

Die anatomischen Gründe bezi
vorzüglich auf die isolirte Lage der
Mutterleibe. Von ihren Häuten
von ihrem Wasser umflossen, liegt
alle unmittelbare Verbindung mit de
Kein einziger Nerv der Mutter verlä
in das Ei, oder bringt eine Verbind
schen Mutter und Frucht zu Stan
nicht einmal ein Blutgefäß geht von
ter zur Frucht über, ob sich gleich di
der Mutter und Frucht im Mutterk
gegnen; keine unmittelbare Gemeins
det zwischen beiderlei Gefäßen statt,
Fötus hat sein Blut, seinen Herzschl
für sich, so wie die Mutter selbst.

Wo soll nun, sagt man, der Weg
welchem die Einbildungskraft der M
das Kind wirkt? Wie fängt eine V
derselben es an, dem Bildungstrieb
ne verkehrte Richtung zu geben? V
en wirken durch Nerven; hier geht
r Mutter in die Frucht; sie wirke
er Nerven in die Blutgefäße; kei
nicirt unmittelbar aus der Fruc

soll es also die Vorstellung der Mutter anfangen, auf die Frucht zu wirken? Es gibt keinen Weg der Gemeinschaft mit ihr. Folglich ist die Sache unmöglich und obendrein ungereimt. Denn wie mag wohl die Einbildungskraft eine chirurgische Operation verrichten, in den Fällen, wo Kinder ohne Hand, Arm oder Fuß zur Welt kommen, weil die Mutter sich an einem also Verstümmelten versah! Und wenn die fehlenden Organe schon gebildet waren, wo sind sie hingekommen? Sind sie neben der Frucht liegen geblieben? Sind sie resorbirt worden? Man sieht von ihnen keine Spur, keine Narbe in der Haut, wo die Amputation geschehen sein soll.

Wie, wenn aber die Gelehrten doch den Weg übersehen hätten, auf welchem Nerven und Gefässe der Mutter sehr füglich in die Frucht einwirken können? Wie, wenn ihnen die Spur dieses Wegs grade bei der Frucht ganz nahe gelegen hätte, so nahe, daß sie selbst Tadel verdienten, sich damit gebrüstet und von Pöbelvorurtheilen gesprochen zu haben, als sie ihm vorbeigingen, ohne ihn zu sehen?

Wirken denn die Nerven blos als Fäden, durch unmittelbare Berührung der Substanz? Oder erstreckt sich ihr Einfluß weiter und

eripherisch? Humboldt war der
e große Entdeckung einer sensiblen
t der Nerven bewies. Auch daß
Atmosphäre erweitern und verengen
gte er gleich bei der ersten Entdeckung.
ger die Nerven sind, desto größer wird
mosphäre.

o die Blutgefäße wirken eben so, wie
lerven; auch sie haben eine wirksame
sphäre. Der größte, unumstößlichste
eis dieser Wahrheit ist der Mutterkuchen
st. Keine Einspritzung hat je einen Tropfen
ssigkeit aus dem Muttertheil derselben in
Kindestheil getrieben; gleichwohl gibts
ie andre Ernährungsquelle des Fötus, als
Wie kann aber das Mutterblut den Fötus
ähren, in welchen es nicht als Blut über-
t? Es kann unmöglich anders als atmo-
ärisch in die Fötalgefäße wirken.

So wäre denn gar wohl ein Weg, auf
chem Nerven und Gefäße der Mutter in
Frucht wirken, auf welchem die Vorstel-
gen der Mutter die Frucht afficiren könnten.
n erwäge, daß die ganze Schwangerschaft
Geschäft des Bildungslebens der Mutter
daß alle Aeußerungen des Bildungslebens
elben sich wesentlich, während die Schwan-

gerschaft dauert, vorhanden, daß lebendige Wirkung etwas anders ist, als mechanische und chemische, leblose, daß vieles im Körper vorgehe, dessen Grund das anatomische Messer nicht nachzuweisen vermag, daß der Fötus Gestalt gewinnt, weil von der Mutter die Kraft ausgeht, welche ihn gestaltet, und man wird die Wirkung des ganzen Gemüths- und Körperzustands der Mutter auf die Frucht unter ihrem Herzen nicht länger unbegreiflich, noch ungereimt finden.

Philtra.

S. Liebestränke.

Physiognomie.

Die äußere Gestalt, Bewegung und Form eines Gegenstandes, in so fern dadurch die Eigenschaften seiner innern Natur mehr oder weniger deutlich ausgedrückt werden. Im engern Sinne wird die Physiognomie gewöhnlich auf das Gesicht bezogen. Schon die oberflächliche Betrachtung zeigt, wie der Mann im Allgemeinen kräftiger, stärker und härter, das *Weib hingegen* viel weicher und zarter gebaut

N. Wenn man auch auf al
Unterschiede, welche zwischen b
tern in den Knochen, Muskeln
den statt finden, keine Rücksich
so müßte der eigenthümliche,
liche als geistige Charakter be
doch sogleich in die Augen s
man nur eine allgemeine V
schen den Gesichtszügen anst
des Mannes sind in der Reg
prägt, sie treten eckiger und s
vor, und ihre Veränderung
als bei dem Weibe, wo das G
meinen weniger Ausdruck besi
eine sanftere Rundung und
weichere Form hat. Sehr a
So große Unterschied in der Fe
der so durchgreifend ist, daß
Blick allein an der Haut des
männlichen oder weiblichen Gh
wird. Der Mangel des Ba
einere Nase, der üppigere
pfes, und die gewöhnlich l
den noch mehr zu jenem st
m Ausdruck des weiblic
Fen Bemerkt man, daß
zimmer, welche stets

nem Schleier bedeckt halten, und daher nicht ängstlich über die Veränderungen der Physiognomie zu wachen, oder der Mode wegen Grimassen zu machen brauchen, gewöhnlich viel ruhigere Züge und ein geringeres Mienenspiel haben, als die europäischen Frauen, die ihre Mienen von Jugend nach einer gewissen Methode in Ordnung zu halten, nach Belieben zu verändern und oft zum bösen Spiel eine gute Miene zu machen erlernen müssen. Während die Damen eines Serails bei aller übrigen Schönheit nach ihren Gesichtern wie todte Büsten erscheinen, und durch die Sclaverei noch beschränkter, träger und stumpfsinniger werden, gibt es nichts Beweglicheres und Lebhafteres als die Physiognomie einer frei nach ihrem Gefallen lebenden Dame aus unsrer großen Welt.

Vermöge der Sympathie, in welcher das Gesicht, und namentlich die Augen, die Nase und der Mund mit den Geschlechtsorganen stehen, kann man bisweilen aus der Physiognomie des einen auf die Beschaffenheit des andern schließen, in so fern viele Eigenthümlichkeiten oder Veränderungen in den Geschlechtsorganen sich mehr oder weniger deutlich durch gewisse Zeichen in dem Gesicht re-

n. Man denke zum Beispiel nur an
enthümlichen Zustand der Bleichsucht,
oft „das ew'ge Weh' und Ach!" an=
von dem Göthe und Faust spricht!
ner wenn man den Versicherungen ei=
Anatomen Glauben beimessen darf, so
ich bei dem Manne aus der Form der
und bei dem Weibe aus der Oeffnung
undes ein Schluß auf die Beschaffen=
er respektiven Geschlechtstheile machen,
ergleichung, welche die jetzige Natur=
phie zum Theil wieder hervorgesucht,
it noch mehr Bilderschmuck behängt,
m Theil wieder aufgestellt hat.
ist auch von jeher eine schmale und
e Stirn mit stark vorspringendem Kinn
unde für das Zeichen eines wollüstigen
ers angesehen worden, und wenn auch
nicht durchgängig sich bewähren sollte,
doch ziemlich fest, daß der Mensch so=
n physischer als psychischer Hinsicht der
it immer näher kommt, je mehr der
Theil des Gesichtes vor dem oberen
agt, und je spitziger der von Peter
er entdeckte Gesichtswinkel ausfällt.
esicht.) Selbst bei den Thieren läßt
ch der vornehmere oder geringere Ra=

rakter zum Theil aus dem Bau des Schädels erkennen, und es ist bemerkenswerth, daß gerade das Schwein, in welchem die Bestialität auf der niedrigsten Stufe steht, einen auffallend spitzen Gesichtswinkel hat, wie solches bei diesem Thier schon an der keilförmigen und plattgedrückten Gestalt des Schädels zu bemerken ist.

Auch hat man auf die größere oder geringere Lebhaftigkeit des Geschlechtstriebes aus der Farbe der Augen, der Haut, und der Haare einen Schluß ziehen wollen. So sollen blonde Personen, die eine sehr zarte, weiße Haut und blaue Augen haben, in der Regel etwas kalter Natur seyn, während das Gegentheil bei brauner und schwarzer Farbe dieser Theile vermuthet wird. (Vgl. Blondine, Brünette.) Ein starker Bartwuchs deutet bei Männern gewöhnlich auf eine kräftige Männlichkeit, und die bartlosen Männer sind mehr oder weniger impotent. Aus diesem Umstande läßt sich vielleicht die Zuneigung herleiten, welche manche Frauenzimmer, besonders im Orient, für die Bärte besitzen.

Die Physiognomie der beiden Geschlechter ist außerdem nach dem Alter verschieden, in welchem die Individuen sich gerade befinden.

Physiognomie.

Das neugeborne Kind, möchte man sa[gen,] hat beinahe gar keine Physiognomie; [keine] Begier oder Leidenschaft spiegelt sich in s[einen] ruhigen Zügen, und nur die Gefühl[e des] Hungers und Schmerzes bringen zun[ächst] eine vorübergehende Veränderung in den [Ge]sichtszügen hervor. Erst im Knaben [und] Mädchen entwickeln sich karakteristische [Ge]sichtszüge, die späterhin immer deutliche[r her]vortreten, und besonders um die Zei[t der] Mannbarkeit, wenn alle Gefühle und Le[iden]schaften am heftigsten brausen, zu ihrer [Vol]lendung kommen.

So wie es aber eine Zeit gibt, in w[elcher] die Physiognomie in einer zunehmenden [Aus]bildung oder Entwicklung begriffen ist, so gibt es eine Zeit, in welcher die Physi[ogno]mie von der höchsten Stufe ihrer Ausbil[dung] sich wieder entfernt und gewissermaßen [eine re]gressive Veränderung erleidet. Das [erste ge]schieht in der aufblühenden, an Ve[rvoll]kommnung immer zunehmenden Lebensh[älfte; das] zweite hingegen in der verblühe[nden, wel]che, dem Grabe zuschreitend, mit i[mmer zu]nehmendem Verfall des Körpers zu kär[glich wir]d. In der zweiten Lebenshälfte [be]war die Physiognomie noch immer ihre H

züge, allein sie werden undeutlicher,
manche sind kaum noch in ihren Spuren
erkennen. Da überdies im höhern Alter
Geschlechtstrieb schwächer wird, da bei
Manne die Erzeugung des Sperma, be
Weibe die monatliche Krise aufhört, s
liert auch die Physiognomie jenen Au
welcher ihr früher durch das Geschlech
aufgedrückt wurde. (Vgl. Gesicht.

Platonische Liebe.

Dieses Wort haben alle unsre
Leserinnen so oft gehört, und es sp
Geschichte der Philosophie eine f
Rolle, wie es denn so interessant i
wie weit philosophische Spekulati
grund zu dem mächtigen Triebe
an Wesen zieht, zu deduciren
daß wir durchaus Plato's
darüber hier mittheilen müssen
Uebersetzung, die die „Thalia"
Plato beginnt nämlich mit
ginellen Schöpfungsgeschichte
„An dem Tage, da Venu
hielten die Götter ein Freu
ihnen befand sich auch Por

fluß), der Sohn der Metis (der Klugheit). Nach der Mahlzeit erschien Penia (die Dürftigkeit) an den Thüren, in der Hoffnung, unter dem allgemeinen Wohlleben auch etwas für sich zu erhaschen. Porus, berauscht im Nektar, ging in den Garten des Jupiter, legte sich unter ein schattiges Gebüsch und fiel in einen tiefen Schlaf. Lange hatte schon Penia den Wunsch bei sich genährt, einen Sohn vom Porus zu haben, um durch diesen gegen das Elend geschützt zu werden. Jetzt benutzte sie die Gelegenheit; furchtsam und zitternd zwar legte sie sich an die Seite des Gottes; aber bald weckte ihr zärtliches Kosen den Schlafenden, und Penia ward schwanger vom Porus. Den scharfen Blicken der Götter entging dies Abentheuer nicht; [illegible] sind alle in gespannter Erwartung, wie [illegible]s Kind von zwei so verschiedenen Eltern [illegible]haffen sein könnte. Endlich gebar Pe[illegible] einen Sohn, Amor genannt, der, am [illegible]urtsfeste der Venus gezeugt, nachher [illegible] zu ihrem Dienste bestimmt, und ein [illegible]und des Schönen ward, weil seine Gebie[illegible]n [illegible]schön ist.“

[illegible]aum wächst der junge Amor heran, [illegible] schon die von seinen Eltern ererbten



Eigenschaften in ihm erblickt. [illegible]
der Penia ist er immer arm, wed[illegible]
bildet noch schön, sondern rauh ur[illegible]
ist scheu und furchtsam; singt vor de[illegible]
schläft auf dem Boden, auf den[illegible]
unter freiem Himmel, stets vom [illegible]
gleitet. Als Sohn des Porus [illegible]
der Metis ist er leidenschaftlich[illegible]
Güte und Schöne, tapfer, kühn, unte[illegible]
ein gewaltiger Jäger, ränkesüchtig, [illegible]
rig, erfinderisch im Besiegen einer [illegible]
keit; Philosoph in allem, was er [illegible]
ein gefährlicher Schwarzkünstler, [illegible]
und Sophist. Seiner Natur zu[illegible]
hört er weder zu den Unsterblichen [illegible]
lichen. Er stirbt oft an eben dem[illegible]
dem er den höchsten Gipfel seine[illegible]
reicht. Aber als der Sohn des [illegible]
er immer von Neuem wieder a[illegible]
erwirbt, zerrinnt im Augenblicke [illegible]
her ist er niemals ganz arm, [illegible]
mals reich. Amor ist ein Fre[illegible]
nen, er muß folglich auch [illegible]
Weisheit sein. Als Freun[illegible]
aber muß er zwischen dem [illegible]
Unwissenden in der Mitte [illegible]
läßt sich aus seinem Urspru[illegible]

er nämlich einen weisen und reichen Vater, aber eine dürftige und geistesarme Mutter hatte."

In dieser gedankenreichen, die Natur der Liebe in allen ihren Modifikationen auffassenden Mythe erzeugt Schönheit die Liebe, und die Liebe ist wechselweise stolz und demüthig, fröhlich und traurig, zutraulich und eifersüchtig.

In einer andern eben so schönen Dichtung läßt Plato den Aristophanes den Ursprung der Liebe erzählen. „Ehemals war unsere Natur ganz anders, als jetzt. Damals gab es nicht blos Männer und Weiber, wie jetzt, sondern noch ein drittes Geschlecht, das Zwittergeschlecht; das zwar nicht mehr selbst vorhanden ist, von dem aber doch der Name noch als ein Spottname existirt. Diese Menschenrace hatte eine völlig runde Form, Nacken und Rücken ringsherum, vier Hände und eben so viel Füße; zwei Gesichter, einander ganz ähnlich, auf dem runden Nacken, die an Einem Kopf in grade entgegenstehender Richtung standen; vier Ohren, doppelte Geschlechtstheile, und so weiter alles, wie man sich leicht denken kann. Uebrigens gingen sie aufrecht wie wir, und konnten sich frei nach allen Seiten bewegen. Um recht schnell an einen

Ort zu kommen, machten sie es wie die Springer, die sich auf ihre Hände werfen und mit ihren Füßen ein Rad über den Kopf schlagen: und es ging um so schneller bei ihnen, da sie acht Glieder dazu brauchen konnten. Wir können uns das Daseyn dieses dreifachen Geschlechts daher erklären, weil das männliche Geschlecht aus der Sonne, das weibliche aus der Erde, das Zwittergeschlecht aus dem Monde, der auch ein Zwitter von jenen beiden ist, seinen Ursprung hatte. Kreisförmig, wie ihre Stammältern, war auch ihre Gestalt und ihr Gang. Das Gefühl ihrer Stärke und Kraft machte sie endlich so verwegen, daß sie die Götter selbst angriffen. Nun berathschlagte sich Zevs mit den andern Göttern, was bei diesem Handel zu thun wäre. Lange waren sie ganz unschlüssig: diese Menschen zu tödten und ihr Geschlecht wie die Giganten mit dem Blitz zu vernichten, — das ging doch nicht so; denn wo wären dann die Opfer und der ganze Gottesdienst geblieben. Und doch eine solche Ungezogenheit zu dulden, das war ihnen auch wieder nicht anständig. Sie besannen sich lange hin und her. Endlich fing Jupiter an: Ich glaube, mir geht ein Licht auf! Ja, so können wirs machen. Ich

will ihrem Muthwillen schon die Flügel beschneiden, ohne daß es nöthig seyn soll, sie ganz zu vertilgen. Ich werde sie von oben herunter in zwei Hälften zerschneiden. Dadurch machen wir sie nicht nur zahmer, sondern erhalten auch überdies den Vortheil, daß uns ihrer zwei gerade noch einmal so viel opfern werden. So können sie dann auch immer auf zwei Beinen aufrecht herum gehen. Werden sie aber alsdann noch nicht Ruhe halten, so spalte ich sie noch einmal, dann mögen sie sehen, wie sie auf einem Beine herum hüpfen."

„Sogleich fing er nun an, die Menschen nach einander, jeden in zwei Hälften, zu spalten, wie die Köche Arlesbeeren zum Einmachen zerschneiden, oder Eier mit Haaren zertheilen. So oft einer nun auf diese Art halbirt war, mußte ihm Apollo das Gesicht und den halbirten Nacken vorne nach dem Schnitt zu drehen, damit sie fleißig an das Zerschneiden erinnert und dadurch bescheidener werden möchten. War dieses geschehen, so zog Apollo die Haut in der Gegend, die nun der Bauch heißt, von allen Seiten zusammen, ungefähr so, wie man einen Beutel oben zusammen schnürt, so daß nur eine einzige Oeffnung blieb, die er in der Mitte des Bauches



zuknüpfte, und die jetzt der Nabel heißt. Al[...]
dann nahm er eine Falzzange, womit d[...]
Schuster das Leder über den Laisten gla[...]
ziehen, wölbte damit die Brust, und glätte[...]
die entstandenen Runzeln aus. Ein Paa[...]
ließ er aber doch um Bauch und Nabel stehen
damit auch hier ein kleines Andenken von de[...]
ehemaligen Züchtigung übrig bliebe. Nach[...]
dem nun diese Bisection unsers Wesens glück[...]
lich vollendet war, fingen die getrennten Häl[...]
ten an, sich nach einander zu sehnen, umschlo[...]
sen sich mit ihren Armen so fest, und hielte[...]
sich so innig an einander, als wollten sie wi[...]
der in ein Wesen zusammenfließen. Kei[...]
wollte ohne die Andere etwas verrichten, [...]
so starben sie endlich mit einander aus la[...]
Hunger und Nichtsthun. Starb aber[...]
die eine, so suchte die verlassene wieder [...]
andere etwa männliche oder weibliche Hä[...]
schloß sich an sie an, und starb so mit ih[...]
schlungen."

„Jupiter erbarmte sich endlich der [...]
Sterblichen und sann auf ein anderes [...]
ihnen zu helfen. Bisher hatten die M[...]
nicht sich durch wechselseitige Begattu[...]
dern wie die Cicaden, durch Befrucht[...]
Erde fortgepflanzt, und ihre Geschle[...]

standen nach hinten zu. Nun versetzte Zeus diese an die Vorderseite, und traf die Einrichtung zur wechselseitigen Begattung, damit durch die Umarmungen des Mannes und des Weibes das Geschlecht fortgepflanzt, und wenn Mann und Mann sich umarmen, wenigstens die Geschlechtslust gestillt würde, damit diese heftige Leidenschaft ihnen endlich Ruhe ließe, auf nützliche Geschäfte zu denken, und für ihren Unterhalt zu sorgen. Seitdem ist die Liebe ein Naturtrieb der Menschen, ein Drang, die ursprüngliche Beschaffenheit wieder herzustellen, zwei Wesen in eins zu verbinden, und die Verstümmelung der menschlichen Natur wieder aufzuheben. Jeder von uns ist also nur ein Fragment, aus Einem in Zwei getheilt, wie die Schollen (ein Fisch), und jeder [illegible]cht nun seine von ihm getrennte Hälfte."

„Nun sind aber einige Hälften der eigent[illegible]chen Zwitter, die zweierlei Geschlecht hatten. [illegible]er männliche Theil von diesen liebt die [illegible]eiber, und diese Klasse hat uns die meisten [illegible]hler geliefert, so wie der weibliche Theil [illegible] ihnen, der die Männer liebt, die meisten [illegible]hlerinnen. Die Hälften der ehemaligen [illegible]elweiber sind gleichgültig gegen die Män[illegible], und lieben nur ihr eigenes Geschlecht:



daher die Tribaden (s. lesbische Lieb
Die Hälfte der vormaligen Doppelmän
aber fühlen eine Neigung zum Männ
schlecht. So lange ihre Jugend dauert, l
sie, als Theile von einem Manne, nur
ner, und finden Vergnügen in ihrem Um
und in ihrer Umarmung, und dies si
edelsten Knaben und Jünglinge, weil
Natur die männlichsten sind. Mit
Natur die Unzüchtigkeit besch
hat man sie der Unzüchtigkeit besch
denn nicht Unzucht, sondern inneres
ihrer männlichen Kraft und männlich
ist der Grund ihrer Neigung zu ih
schlecht. Dies zeigt sich offenbar
daß nur solche Jünglinge im reife
die politische Laufbahn betreten. Zu
gereift, lieben sie selbst wieder Jüng
rathen zwar und zeugen Kinder,
aus Neigung, sondern gezwungen
Gesetz; zufriedener, wenn sie un
im Umgange mit ihres Gleichen le
Die Liebe zu Jünglingen und di
von diesen hat also offenbar k
Grund, als weil jeder nach Ve
seiner Hälfte strebt. Hat der
Andere seine eigentliche Hälfte
aussprechlich ist dann das Wo

Zärtlichkeit, ihrer Vertraulichkeit, ihrer Liebe — und was kann man mehr sagen? — auch nicht einen Augenblick sind sie zu trennen. Wenn sie nun auch lebenslang in unzertrennlicher Vereinigung gestanden haben, so wissen sie doch am Ende nicht zu sagen, was sie eigentlich von einander wünschen und verlangen. Befriedigung einer unreinen Lust kann es nicht seyn, was sie mit solcher Innigkeit vereinigt und ihren Umgang zu einer Quelle so unerschöpflicher Freuden macht; sondern etwas Anders ist es, wornach beider Seele sich sehnt, was sie aber nicht sagen, nur ahnen, nur im dunklen Vorgefühl rathen können."

Es darf uns nicht wundern, von einem Griechen das abscheuliche Laster der Knabenliebe so beschönigt zu sehn, da dies Laster [illegible] allgemein bei den Griechen im Schwunge [illegible]ar, daß wohl ein griechischer Denker viel [illegible]ter auf das Warum? bei diesem Gegen[illegible]de geführt wurde, als auf die Untersuchung [illegible] Frage, ob überhaupt die Knabenliebe zu [illegible]idigen sei.

[illegible]ir würden aber Plato's Lehre von der [illegible]e nur sehr unvollständig und entstellt [illegible]len, wenn wir nicht seiner Ansicht [illegible] dem Urschönen hier mit erwähnten,

eine Idee, die eigentlich die Angel dieser ganzen Lehre bildet.

Plato läßt einen Schüler in die höhern Grade der Mysterien der Liebe einweihen, und ihn lehren, wie er sich zur vollkommensten Liebe empor schwingen, und durch sie allein sich zum Genuß der höchsten Schönheit vorbereiten solle. — „Gewöhne dich, sagt er hier nun unter Andern, frühzeitig an die Betrachtung schöner Menschengestalten, studiere sie, erforsche ihre Verhältnisse, und entwickele deinen Schönheitssinn. Du wirst die Schönheit des Körpers weit höher schätzen, wirst Schönheit in Handlungen, und, durch einen neuen Fortschritt, Schönheit in den Wissenschaften entdecken. Es verräth einen selavisch denkenden, beschränkten Kopf, die Schönheit nur in einem einzelnen Menschen, in einer einzelnen Handlung finden zu wollen. Du wirst das große Meer des Schönen durchschiffen, und im Beschauen so mannigfaltiger schöner Gegenstände neue Ideen erzeugen, und von Stufe zu Stufe zu einer Philosophie emporsteigen, welche das Schöne selbst zum Gegenstande hat. Hier stehest du nun am Ziele, wohin alle vorhergegangene Bemühungen allein abzweckten. Dir offenbart sich nun mit einem



male der Anblick der ewigen Urschönheit. Ewig ist diese Schönheit, keinem Entstehen und keinem Vergehen, keinem Zuwachse und keiner Abnahme unterworfen. Sie ist nicht hier schön, dort häßlich; jetzt schön, dann abscheulich; dem Einen hold, dem Andern herbe; in diesem Verhältniß liebenswerth, in jenem widerwärtig. Sie ist nicht Schönheit des Leibes, nicht der Rede, nicht der Phantasie, nicht der Wissenschaften. Sie ist kein Attribut irgend eines Subjekts, weder des Himmels, noch der Erde, noch irgend sonst eines lebendigen Wesens. Sie ist wesentlich, selbstständig, durch sich selbst, von sich selbst, nur sich selbst gleich und ewig. Alles, was schön ist, ist nur schön durch sie, durch Theilnehmung an ihrer Schönheit, doch so, daß, wenn das abgestammte Schöne vergeht, das ursprüngliche weder verliert noch leidet. Dies Anschauen der ewigen Schönheit ist das Ziel, wonach die Liebe stufenweise fortschreiten soll, von der Liebe eines schönen Körpers zu zweien, von zweien zu mehreren, von mehreren zu allen, von den schönen Körpern zu schönen Seelen, von schönen Seelen zu schönen Handlungen, von schönen Handlungen zu schönen Wissenschaften, bis du endlich bei derjenigen

Erkenntniß aufhörst, welche nichts als das absolute Schöne zum Gegenstand hat, und du nun, eingeweiht in den letzten Grad der Geheimnisse dieser Weisheit, die Urschönheit selbst erkennest. Hier, wo der Mensch zum Anblick der ursprünglichen Schönheit selbst gelangt ist, wird sein Leben erst ein wahres Leben. Alle Erdenschönheit, die dich schon in unaufhörliche Anschauung hinzaubert, wird dir nun nicht mehr genügen; du genießest des unaussprechlichen, beneidenswerthen Glückes, die Urschönheit selbst, ächt, rein, unvermischt, nicht verbunden mit körperlicher Masse, Farben oder anderm vergänglichen Tand, sondern in ihrem göttlichen Glanze, in der ganzen Reinheit ihrer Form zu erblicken, sie zu betrachten, daran zu hangen, daran dich unaufhörlich zu weiden, zu großen Thaten entflammt zu werden, Tugend aus Tugend zu erzeugen, dann Liebling der Götter zu seyn — ja, wenn es irgend eines Sterblichen Loos ist! — durch Thatenruhm der Unsterblichkeit Erbe zu seyn.* —

Wer sieht nicht, daß hier bei Plato die Urschönheit nichts anders war, als das höchste Wesen, und alles von ihm in die ganze Natur übergegangene Schöne! Wahrlich ein hoher,

eelenerhebender Gedanke, den ein Grieche
chon vor zwei tausend Jahren fassen konnte,
welcher nur von denen für Schwärmerei ge-
halten werden kann, die nicht begreifen können,
zu welcher hohen Stufe von Geistesbildung
das feinere Gefühl und die äußerste Empfind-
barkeit die griechische Nation empor hob; denen
daher ihre Tugenden und Laster in einem
gleich falschen Glanze erscheinen.

Unter wie mancherlei Namen und Einklei-
dungen auch dies schöne Gebild der feinsten
Ideen und Empfindungen der Liebe vorge-
tragen ward, so ist doch überall der Hauptsatz
kennbar: „Liebe vereinige die Wesen, wie Haß
sie scheide; in Liebe und Vereinigung gleich-
artiger Dinge bestehe aller Genuß der Götter
und Menschen; Sehnsucht und Verlangen
seyen die ersten Begleiterinnen der Liebe, die
starken und doch zarten Triebe, die allen Ge-
nuß herbei führen und vorbereiten, ja die-
selbst den Genuß vorahnend gewähren, und
wodurch die Liebe alles in Ordnung erhalte,
und zu dem Einen leite, der die Quelle alles
Lichts ist, wie aller Liebe."

Wahrlich! man sieht, daß Plato von den
edelsten Grundsätzen ausging, und der grie-
chische Weise trägt keine Schuld, wenn sinn-

lichere Nachjahrhunderte die Bezeichnung platonische Liebe fast nur noch als Spott für ein Unding gebraucht haben, an das sie nämlich nicht mehr glaubten.

Polygamie.

S. Vielweiberei.

Pollution.

Mit diesem Worte, welches wir in unserer Muttersprache durch kein passenderes zu ersetzen wissen, bezeichnet man insgemein eine unwillkührliche, ja sogar zuweilen bewußtlose Ergießung des männlichen Saamens, welche ohne Beischlaf und in der Regel des Nachts während des Traumzustandes erfolgt. Die Pollution, in diesem Sinne genommen, ist daher von der durch eine absichtliche Reizung der Geschlechtstheile, so wie von einer beständigen durch Krankheit erregten Saamenergießung sehr verschieden.

Die Pollutionen finden am häufigsten des Morgens statt, wenn der Schlaf sich seinem Ende nähert und üppige Traumbilder das *nahe* Erwachen verkünden. Das Bewußtseyn

fängt dann gewöhnlich an, aus seinem tiefen Schlummer sich empor zu arbeiten, unter den fünf Sinnen ist das Gehör schon halb erwacht, und in den Muskeln kann man schon einzelne zuckende Bewegungen bemerken. Von dem Zustande des Bewußtseyns hängt es nun ab, ob sich der Mensch der Saamenergießung bewußt wird, oder nicht. Ist das Bewußtseyn noch im tiefen Schlaf begraben, so erfolgt auch die Saamenergießung völlig bewußtlos, und beim Erwachen schließt man nur zuweilen aus der unangenehmen Mattigkeit auf das, was vorgegangen. Wenn aber während der Pollution das Bewußtseyn schon im Aufdämmern begriffen ist, so bekommt der Schlummernde eine mehr oder weniger deutliche Vorstellung von dem Zustande seines augenblicklichen Sexuallebens, und dann ist auch diese Excretion gewöhnlich von einem eigenen wollüstigen Gefühl begleitet. Zuweilen aber fehlt das Wollustgefühl, ja es wird sogar in manchen Fällen durch die Pollution eine schmerzhafte Empfindung verursacht.

Die Pollutionen stellen sich ein, sobald der Mensch mannbar wird, und hören erst auf, wenn im höhern Alter das Geschlechtsleben gänzlich erlischt. Sie kommen am häufigsten

Pollution.

vor, die ein keusches und ent-
gen führen müssen, und dabei
hende Phantasie besitzen. Sie
seltener, je öfter der Geschlechts-
den Beischlaf seine Befriedigung
ndessen kann auch ein allzu häufiger
, wodurch die Begierde mehr ange-
s gestillt wird, wie auch die Selbstbe-
g bei einem reizbaren Temperament die
tionen eher vermehren als vermindern.
lan hat die Pollutionen häufig für noth-
ndige Ausleerungen erklärt, wodurch der
rper sich seiner überflüssigen Säfte zu ent-
digen suche; man hat sie sogar in dieser
Beziehung mit der monatlichen Krise der Wei-
ber verglichen. Diese Ansicht läßt sich schwer-
lich behaupten, wenn man die Ursachen und
Wirkungen der Pollutionen näher untersucht.
In einem frischen, vollsaftigen und regsamen
jungen Manne, der bei solcher Leibesbeschaf-
fenheit zugleich sehr keusch und enthaltsam
lebt, mag allerdings, da die Absonderung
des Saamens beständig statt findet, diese
Feuchtigkeit allmählig in so großer Menge
sich ansammeln, daß eine Pollution unter
diesen Umständen als eine natürliche und
nothwendige Entleerung erscheint. Eine solche

erfolgt dann
längeren Zei
nicht lä
mit Gewiß
wenigen
nothwendig
zu betrachten
Zweifel unte
Pollutionen
sind, und gew
sungen hervorg
hätte vermeiden
des Magens,
Roman, der
mäldes, ein
Abend u. s
eine Pollu
Durch
ter wied
an Po
komm
unm
Au

erfolgt dann gewöhnlich nur selten un
längeren Zwischenzeiten; wenn wir dieses
nicht läugnen wollen, so können wir
mit Gewißheit annehmen, daß nur bei
wenigen Menschen diese Saamenergießung
nothwendig zur Erhaltung ihrer Gesun
zu betrachten ist; es scheint vielmehr ke
Zweifel unterworfen, daß bei den Meiste
Pollutionen nur sehr zufälligen Urspr
sind, und gewöhnlich durch äußere Vera
sungen hervorgebracht werden, die man l
hätte vermeiden können. Eine Ueberfül
des Magens, ein Bacchanal, ein schlüpf
Roman, der Anblick eines unzüchtigen
mäldes, eines reizenden Frauenzimmers
Abend u. s. w. reichen oft hin, in der N
eine Pollution zu erregen.

Durch solche Veranlassungen, wenn si
r wiederkehren, kann der Körper allmä
Pollutionen gewöhnt werden; und
men dann so häufig vor, daß ma
möglich für regelmäßige und nothwe
erungen, am wenigsten aber für Ge
Gesundheit halten kann. In Hi
oralischen Verhältnisses mag dann
zwischen einem Menschen, der durc
Beischlaf sich seiner Kraft entledigt,

einem andern, welcher sie durch häufige Pol-
lutionen verliert, eben kein bedeutender Unter-
schied statt finden.

Wenn man die Pollutionen mit der mo-
natlichen Krise vergleicht, so läßt sich dagegen
erinnern, daß die ersteren weder in regelmäßi-
gen Perioden eintreten, noch den Körper auf
eine so wohlthätige Weise erleichtern, als der
periodische Blutfluß der Weiber. Wenn dieser
stattgefunden hat, so fühlt sich das Weib ge-
wöhnlich leichter und wohler, während hingegen
nach einer Pollution meistens eine Verstim-
mung des Geistes mit einer gewissen Schwere
und Mattigkeit des Körpers folgt. Dieser
Umstand streitet noch mehr gegen die Annahme,
nach welcher man in diesen Ergießungen stets
nur eine heilsame Bemühung der Natur zu
erblicken glaubt.

Weit besser lassen sich die Pollutionen mit ge-
wissen plötzlichen und unwillkührlichen Schleim-
ergießungen vergleichen, die auch bei Frauen
vorkommen, und unter ähnlichen Umständen
wie die eben genannten, vorkommen. A
häufigsten zeigen sie sich bei alten Jungfer
bei Wittwen und Nonnen, also bei Weibe
denen ihre Verhältnisse eine strenge Enth
samkeit vorschreiben. Es scheint überha

als wenn der ehelose Stand für das weibliche Geschlecht noch weit weniger, als für das männliche geeignet wäre, indem bei Frauen viel leichter durch eine erzwungene Enthaltsamkeit allerlei Störungen der Gesundheit, Krämpfe, Wahnsinn veranlaßt werden können. (Vgl. Enthaltsamkeit, Geschlechtstrieb.) Gewöhnlich leiden jene Frauenzimmer, bei welchen häufig solche Schleimergießungen vorkommen, zu gleicher Zeit an allerlei krampfhaften Zufällen; sie sind im höchsten Grade reizbar und empfindlich, bei dem geringsten Anlaß brechen sie in Thränen aus, und haben meistens ein blasses, kränkliches Ansehn.

Friedrich Hoffmann erzählt von einer Nonne, welche zu Zeiten den heftigsten Krampfanfällen ausgesetzt war, und durch kein dagegen angewandtes Mittel beruhigt werden konnte. Der Paroxysmus endigte sich gewöhnlich mit einer reichlichen Schleimpollution, worauf sogleich alle Krankheitszufälle verschwanden. Serurier sah ein Mädchen, welches zuweilen von ähnlichen Krämpfen am ganzen Körper befallen wurde, die Augen rollten wild umher, das Athmen geschah mit der größten Angst und Beschwerde, der Unter-

leib war aufgetrieben, und gewöhnlich in einer tumultuarischen Bewegung. Diese Erscheinungen ließen nicht eher nach, bis eine reichliche Schleimentleerung erfolgte. Diese junge Person schien durchaus unverdorben und sehr unschuldig zu sein. Sie drückte sich über ihre „Nervenzufälle" gewöhnlich sehr naiv aus: »Ces attaques sont précédées vers les parties d'un gonflement, d'une tension, avec besoin de rendre quelque chose, mais toujours avec des efforts inutiles, excepté lorsque cela m'arrive la nuit: alors je me réveille; — — et j'éprouve un *soulagement indicible.*«

Die häufigen Pollutionen sind öfters auch bloße Folgen der Selbstbefleckung. Durch dieses Laster werden allmählig die betreffenden Organe so sehr geschwächt, daß sie gewissermaßen unfähig sind, diese Zeugungsflüssigkeit zurückzuhalten, und dann dieselbe bei der geringsten Veranlassung excerniren. Erwäg man noch, daß die Gedanken solcher Mensche welche der Onamie ergeben sind, sich größte theils auf Gegenstände richten, wodurch Zufluß der Säfte nach den Geschlechtsthei vermehrt und die Saamenergießung begün *wird, so begreift* man leicht, wie es In

duen geben könne, die nur wenige
Pollutionen hinbringen. So h
bedeutender Verlust einer Flüssig
cher einige Aerzte und Philosop
gentliche Lebensprincip suchen,
von den verderblichsten Folgen
sundheit und das Leben. Vorzü
dabei unter den einzelnen Orgar
hirn und der Magen. Die Fri
bendigkeit des Körpers verliert sic
alle Seelenkräfte erschlaffen, der
und am häufigsten entsteht dann
les hypochondrisches Uebel, welch
in wirkliche Melancholie und Leb
ausartet. Das Gesicht ist mehr
abgespannt, bleich und eingefalle
ist unstät und trübe, die Augen wei
ei den Meisten leidet die Verd
n den Bewegungen zeigt sich ein
rägheit oder Mattigkeit. (S.
ckung.)

Unter solchen Umständen ist e
ch gefährlicher Irrthum, w
onen die häufigen Ergießu
einen Beweis vom Ueberfluß d
ten und bei dieser Vorstellu
beruhigen, sondern überdies



sam gehaltene Ausleerung auf verschiedene Weise zu befördern suchen. Cölius Aurelianus schildert einige Kranke, die lediglich an den Folgen der häufigen Pollutionen starben. Diese Unglücklichen waren zuletzt weder bei Tage, noch des Nachts von diesen entkräftenden Ausflüssen frei; sie zitterten an allen Gliedern, ihr Athem wurde kurz und übelriechend, der Schlaf und die Verdauung waren bis aufs Aeußerste gestört, die ganze Haut nahm eine schmutzig gelbe Farbe an, der Körper glich einem Skelett, und alle Sinne waren in eine jämmerliche Stumpfheit versunken.

Die Pollutionen gehören vorzüglich mit zu den Anfechtungen des Fleisches, gegen welche so viele Asceten und Einsiedler mit verschiedenem Erfolge kämpften. Diese Anfechtungen waren oft so übermächtig, daß sie nicht einmal durch die strengsten Ertödtungen, durch Fasten, Geißeln u. s. w. sich vertreiben ließen, sondern einige Enthusiasten sogar zu dem verzweifelten Entschlusse brachten, das Uebel in der Wurzel zu zerstören, und sich selber zu entmannen. In keiner Zeit scheint aber die große Masse des Menschengeschlechts so sehr an jenem Uebel erkrankt

in den letzten drei Jahrhunderten,
äßt sich behaupten, daß die unmä=
nverschwendung mit zu den Haupt=
)ört, durch welche in der physischen
:it unserer Generationen ein so
ıll herbeigeführt wurde, und durch
Körper derselben im Vergleich zu
n Geschlechtern so beträchtlich ver=
ıd. (Vgl. Schlaf.)

Pubertät.

wicklungsjahre.

Putz.

Begriff der Schönheit so höchst
'o ist es auch natürlich der Begriff
der überall nur erfunden ist, um

f der hochstaffirten Kunst
Bürger.

lche Schönheit noch mehr hervor=
)er gar sie möglichst hervorzubrin=
! unter den Römern Putz war,
:ute nicht mehr, bei ganz verän=
ertracht, und was noch vor dreißig

Jahren zum höchsten Putz gehörte, Gold- und Seiden- durchstickte Kleider, feine Stahldegen, Schuhschnallen, weithinschattende Reifröcke, Ellenhohe Frisuren, Schönpflästerchen — darauf weist der Pöbel von heute mit den Fingern! Bei den Hebriden gibt es keinen andern Putz, als sich einen Strick um den Leib zu ziehen, damit die Taille nur recht schlank erscheine — unsere Damen (und Herrchen!) schlagen auch wohl zu diesem Endzweck, nur mit einigen Veränderungen, einen Strick um den Leib, aber für Putz würden sie den schwerlich gelten lassen. Die Südseeinsulaner beschmieren sich den ganzen Körper mit Oelen und Fetten, und tatowiren sich mit spitzen Instrumenten und allerhand bunten Farben die drolligsten Figuren in die Haut — unsre Damen würden sich höchlichst vor solchem Putz bedanken, und sie überlassen ihn ironisch den Matrosen und Marketenderinnen, die sich wohl auch bei uns zu Lande Arm, Brust und so weiter auf diese Weise tatowiren. Die Amerikaner schmücken sich den nackten Leib mit hundert bunten Federn — unsre Schönen dulden höchstens einige einfarbige Federn auf dem Hut. Dafür haben die Europäerinnen ein anderes System des Putzes, das manchem

ten Manne schon den Kopf verrückt hat,
auf dessen Details an Shawls, Ge-
neide, Seide, Bändern, Blumen — wir
l nicht weiter einzugehen nöthig haben.
er wollen wir des sehr reichen, complicirten
tzes der griechischen Damen erwähnen, wie
Lucian's Weiberfeind der Nachwelt
ldert. „Sie suchten, sagt Lucian, ihre
ßlichkeit durch künstlichen Putz zu verstecken.
llte man sie, wenn sie sich aus ihrem Bette
oben haben, überraschen, so würde man
ihnen mehr als vor dem häßlichsten Thiere
ückschrecken. Sie sind aber gleich mit
aaren von Mädchen und alten Weibern
ringt, die ihre unglücklichen Gesichter mit
n Arten von Schminke überschmieren.
greifen nicht sobald, als sie ihr Haupt
reinem Wasser gewaschen und erfrischt
en, ein nützliches und ernsthaftes Werk an;
dern beschäftigen sich erst mit der Zuberei-
g und Zusammensetzung der Schminke und
n geschickten Auftragung auf ihre häßlichen
ichter. Mit ihrem Anzuge geht es so
rlich wie an manchen großen Festen zu:
Theil von Aufwärterinnen muß silberne
ken, ein andrer Gießkannen und Spiegel
it halten. Ein ganzes Heer von Büchschen

und Kästchen sind mit unseligen Gegenmitteln wider die Häßlichkeit angefüllt: in einigen liegen verborgene Kräfte, die die Zähne verschönern, in andern ist Schwärze für das Färben der Augenbraunen aufbewahrt. Die meiste Sorgfalt aber wird auf den Bau der Haare verwandt. Einige vertilgen die natürliche Farbe ihrer Haare gänzlich, und färben sie, wie Schaafswolle, mit einem glänzenden Roth: andre zwingen zwar keine andre Farbe hinein; allein diese verschwenden das Vermögen ihrer Ehemänner in köstlichen Salben, so daß man glauben sollte, alle Wohlgerüche Arabiens flössen von ihrem Haupte herab. Sie geben ihren Haaren nicht nur durch brennende Eisen eine künstliche Krause, sondern ziehen sie mit Gewalt bis an die Augenbraunen, so daß für die Stirne nur ein ganz kleiner Zwischenraum übrig bleibt: hinten wallen die Locken stolz den Nacken hinab. Dann werden bunte Schuhe, die das Fleisch der Füße zusammenpressen, und durchscheinende leichte Kleider angelegt, die ihnen das Ansehen nackter Personen geben. In ihren Ohren hängen die kostbarsten Steine, die viele Talente werth sind. Finger und Arme beladen sie mit goldnen Zierrathen, wie die Drachen gearbeitet

sind. Um ihren ganzen Kopf windet sich ein Kranz, in welchem indische Edelgesteine, wie Sterne, glänzen: ein eben so kostbarer Schmuck hängt vom Halse auf die Brust herab: das unselige Gold steigt von dem Scheitel bis zu den Spitzen der Füße, weil alles, was entblößt ist, mit Golde eingefaßt wird. Wenn sie nun den ganzen Leib mit falschen erborgten Schönheiten bedeckt haben, setzen sie auf ihre unverschämte Wange noch eine rothe Schminke, damit die ekelhafte Weiße ihrer Haut doch etwas belebt werde. — In diesem Putze besuchen sie Feste oder verdächtige Mysterien von Göttern, deren Namen die Männer nicht einmal kennen: oder verderben ihre Gesundheit durch wollüstige Bäder, oder durch Ueberfüllung mit den ungesundesten Leckerbissen, die eine unersättliche Sinnlichkeit erfunden hat." —

Pollux und Clemens von Alexandrien haben uns folgendes Verzeichniß der vornehmsten, bei der griechischen Toilette erforderlichen Werkzeuge hinterlassen: das Scheermesser, die Scheere, das Wachs, der Salpeter, die Haartouren, Franzen, Schnuren, Mitren, Kleider, der Bimsenstein, womit sie die Haut glatt machten, und dessen sie sich besonders

an der dicken Haut der Fußsohlen bedienten, die rothe Ochsenzungenwurzel, das Bleiweiß, die Pommade, die Krone, die Decke, die Schminke, das Halsband, die Farben, das galante Nachtkleid, die Nieseswurz, der Dreifuß (wohlriechendes Rauchwerk anzuzünden), das Barathrum (wahrscheinlich das heutige Bidet), die kleinen Binden, der Gürtel, die Schnalle, die langen Kleider, die Mantille, Ohrengehänge, Edelsteine, der Schmetterling, das Röschen, die Spangen, die goldnen Ketten, das Siegel, die Schärpen, die Nadeln, Ringe, Fläschchen u. s. w.

Ist denn aber Putz wirklich reizend? Erreicht das Weib damit seinen Zweck? Denn der letzte Zweck alles Putzes ist ja doch am Ende überall, dem andern Geschlechte zu gefallen! Gewiß möchten wir jene Frage verneinen!

Ne m' parlez pas
De ces appas
Que l'artifice dénature
Et que Plutus seul caressa —
Mais ces charmes sans imposture,
Et dont quinze ans font la parure:
Parlez moi d'ça!

Désaugiers.

O! sprich mir nicht
Von jenem Reiz,
Den Künstelei erzwingt,
Den nur der Reichthum schätzt —
Doch von der Einfalt holdem Reiz
Dem fünfzehn Jahr der einz'ge Putz:
Von diesem sprich!

n andres ist ein reinlicher, sauberer Anzug,
andres prunkender Putz. Dieser entstellt
e körperlichen Verhältnisse, was auch die
odehändlerinnen dagegen einwenden mögen,
d entfernt besonders das Weib von jener
fachen Natürlichkeit, in der allein alle ihre
ize sich am schönsten spiegeln, wie jenes
uplet treffend bemerkt. Wir haben nichts
gegen, wenn sich ein einfaches dunkles Bänd-
n um den Hals schlingt, und so die Weiße
Teints noch erhöht; mag ein einfaches
ndchen das schöngeringelte Haar aufhalten,
; es nicht verwildert um die Schultern
ttre: was will aber der Putz sagen, wenn
das schöne Haar unter einem seidnen Käst-
n, das bunt mit Blumen und Federn her-
sstaffirt ist, und das sie einen Hut nennen,
steckt? Was will er sagen, wenn er den
önen Hals mit Fraisen und Kragentüchern
eckt, was, wenn er den weißen, schwellenden

Arm durch unförmliche Bausche von Spitzen und Tüll und Bändern unsichtbar macht? — Drum, je einfacher und naturgemäßer der Putz, meine schönen Damen, desto gewisser sind Sie Ihres Erfolgs. Sehen Sie nicht oft zu Ihrem größten Verdruß, wie der Mann, auf den grade Sie ein Auge geworfen haben, vom Glanz Ihres Putzes sich überdrüssig weg: kehrt, und dem einfachen, armen Mädchen im schlichten Hauskleidchen seine Gunst zuwendet. Trauen Sie einem erfahrnen Kenner, und hören Sie, wie Bürger die Toilette seines Liebchens beschreibt:

Natur und Einfalt helfen ihr
An ihrem kleinen Morgentischchen.
Des Busens und des Hauptes Zier
Sind Ros' und Myrth' in einem Büschchen.
Zu ihren Wangen wurde nie
Ein Pinsel in Karmin getauchet,
Und doch, wie Rosen blühen sie,
Vom Frühlingsodem angehauchet.

Wann sie an ihrem Tischchen sitzt,
So werd' ich scherzend hingewinket:
„Komm', schmücke selbst Dein Mädchen
Wie deiner Laun' am besten dünket!"
Und mich beflügelt ihr Gebot,
Sie unvermuthet zu umfangen,
Dann schminkt mit hohem Morgenroth
Mein Kuß die jugendlichen Wangen. —

(Vgl. Cul de Paris, Frisur, Fu
kleidung, Haar, Kleidung, M
Mieder, Negligé, Reifrock, Sh
u. s. w.).

Reife.

Was heißt es denn aber eigentlich,
Mancher, wenn ich so oft höre: das Mä
der Jüngling ist reif?

Alle Organismen, Pflanzen wie T
sind drei Epochen in ihrem Dasein unterw
der Periode des Wachsthums, der der
und der des Vergehens. Vom Auge
an, wo das Leben mit mystischer Kraft i
neugeschaffenen Keim tritt, von der M
des Entstehens an also, datirt die Epoch
Wachsthums; diese dauert — wir bl
nun beim Menschen stehen — bis z
Krise, welche die Entwickelungszeit b
im hört dann allmählig auf, um der P
Geschlechtsreife, die man au
bei den Geschlechtern) Mannbarkeit n
Platz zu machen. Sehr verschieden
Klima, Nation, Individuum, Gesundhe
des Körpers u. s. w. ist die Zei
Eintritts der Reife; sehr wichtig aber ist

Lebensepoche, weil erst mit ihrem Eintritt der Mensch in die bürgerliche-Gesellschaft tritt, fähig, sich fortzupflanzen, und also auch selbstständig. Ein berühmter Physiologe gibt folgende Erklärungen über Ursachen, Wirkung, verschiedene Modificationen u. s. w. der Geschlechtsreife.

Wenn wir dem Zeugnisse des Tacitus glauben dürfen, so hat es nie ein Volk gegeben, bei welchem sich die Geschlechtsreife später entwickelte, als bei den alten Deutschen. Erst im dreißigsten Jahre suchten die deutschen kernfesten Jünglinge die Frauen, die ihrerseits auch schon das vier und zwanzigste Jahr erreicht haben mußten, ehe sie für reif galten. Ihre Körper waren groß, stark, so daß die Römer sich vor ihrem bloßen Anblick entsetzten, und Cäsar selbst alle Mühe hatte, seine Legionen zum Widerstand gegen diese Heere von Riesen zu bewegen.

Was war es denn, das dies kräftige Geschlecht so viel weniger und später nach Geschlechtsgenuß lüstern machte, als uns? War es das Klima? Zwar ist es durch die Ausrottung der ungeheueren Wälder Deutschlands milder geworden, als es zu Tacitus Zeiten war, doch nicht so viel, daß darum die Ent-

eper so viel schneller und zu-
erfolgen sollte, als damals.
Nahrungsmittel? Der Deutsche
eisch und Bier, Wein kannte er
Vegetabilien genoß er viel sparsa-
cht. Fleischgenuß macht den Men-
l, Genuß der Vegetabilien schwächt
unstreitig liegt in der unsinnigen
, die ein Jahrtausend hindurch mit
fasten die Menschen geplagt hat, in
iel häufigen Genusse der Vegetabilien,
m größeren Zusammendrängen der Men-
n auf denselben Raum, und in der Ver-
chung des alten Völkerstamms mit dem
onischen und keltischen die Ursache, warum
es Riesengeschlecht ausgestorben ist, und
ir wie Pygmäen neben unseren Altvorderen
dastehen würden. Unstreitig liegt die Haupt-
ursache der größeren Stärke der Söhne des
Norden in unseren Tagen in dem viel häufi-
geren Fleischgenuß, und wir haben große Ur-
sache, den Popen Dank zu wissen, daß sie die
Kraft jener Nationen durch fast halbjähriges
Fasten körperlich, wie durch den elendesten
Aberglauben geistig schwächen. Allein der
Fleischgenuß hindert die Geschlechtsentwicklung
eben so wenig, als Vegetabilien sie befördern.

Was war es denn also, das die Körperentwicklung der alten Deutschen so aufhielt?

Die Mühe war es, die sie anwenden mußten, sich zu erhalten und ihre Existenz zu gewinnen. Arbeit härtete den Jüngling, die Jungfrau ab; sie waren Jäger und hatten ihre Kräfte nöthig, zu allen Mühseligkeiten, durch die sie die oft kärglichen Mittel ihres Unterhalts gewinnen mußten. Frost, Hunger und Arbeit erzog aus ihnen ein eisernes Geschlecht, dessen Phantasie schlief, und welches wohl zum thierischen Genuß endlich aufgefordert wurde, aber gänzlich unbekannt blieb mit allem, was diesem Genuß das Rohe, Widrige nimmt, den Sinnen schmeichelt, und aus einer Handlung der Bestialität die interessanteste Leidenschaft des Menschen macht. Dieser Genuß war die Belohnung des Kriegers, nicht des Jünglings, der in den Wäldern schweifte, sondern des abgehärteten Mannes, der die Uebungen der Jagd bereits mit dem Kriege vertauscht, und sich Sclaven, Eigenthum und Ansehn erstegt hatte.

Man sollte glauben, daß bei dieser Beschränkung des Geschlechtsgenusses die menschliche Species in Deutschland nicht sehr zahlreich gewesen sei, allein grade die Seltenheit dessel-

achte seine Wirkung gewiß, und die
jen glichen den Göttern Homers, die
geblich ein Weib umarmen. Wir er-
i billig über die Schwärme von Men-
die aus den Nomadenländern an der
bis an den Rhein und die Donau,
en bis gegen den Dnieper hin, über
nischen Provinzen sich ergossen. Hier
is Vorrathshaus der Nationen, aus
n das Schicksal die schwach gewordenen
ropäer mit neuem Lebensfeuer auf-

che Ursachen, gleiche Wirkungen! Ich
ht der erste, dem die große Aehnlichkeit
rdamerikaner unserer Tage, und der
Deutschen auffällt; auch in Absicht auf
te Entwicklung der Geschlechtsreife und
eichgültigkeit der Männer gegen ihre
, gegen allen Geschlechtsgenuß. Auch
adas Wäldern lebt ein Riesengeschlecht;
nn es nicht so zahlreich ist, als das im
ischen Walde einst wohnte, so müssen
vägen, daß die Natur in Amerika mit
ehr feindseligen Kräften wider den
en kämpft, als in Deutschland, wo es
Klapperschlangen gab, und daß die
merikaner zu ihrem Verderben viel

früher mit unsern zerstörenden Pocken, unserm vergiftenden Branntwein bekannt wurden, als sie den Grad von Volksausbildung erlangt hatten, auf welchem die alten Deutschen standen.

Es gilt im Ganzen als Regel: je wärmer und milder das Klima, desto früher, je rauher und kälter, desto später entwickelt sich die Geschlechtsreife; je früher sie sich aber entwickelt, desto schwächer, je später, desto kräftiger ist das erzeugte Geschlecht. Darum sind auf der ganzen Erde die Gebirgsmenschen den Bewohnern der Ebenen überlegen, außer wo Kartoffeln und Fabriken Uebervölkerung der Gebirge bewirkt, und Mangel, Hunger und Krankheit in die heiligen Asyle der Menschheit geführt haben. Darum sind die Länder des Norden besser und von kräftigeren Völkern bewohnt, als die zwischen den Wendekreisen; darum ist der Europäer auf Erden der überlegene Mensch und der Herr der übrigen Erde, obgleich Europa später bevölkert worden, später sich politisch ausgebildet, viel später sich zu großen Nationalunternehmungen vereinigt hat, als die übrigen Länder der alten Welt.

Im nördlichen Europa, unserem Vaterlande, pflegt die Mannbarkeit bei Mädchen etwas

früher, als bei Knaben, im Ganzen bei
Geschlechtern ziemlich gleichzeitig einzu
wenigstens sind wohl vierzehnjährige Kn
bei denen die Zeichen der Mannbarke
entwickeln, eben so häufig, als sechszehnj
Mädchen, bei welchen sie noch fehlen.
Regel ist, daß Knaben zwischen 14 un
Jahren, Mädchen zwischen 13 und 16 J
mannbar werden. Damit sind sie jedoc
nicht zeugungsfähig, vielmehr bedarf di
sische Kraft ihres eigenen Körpers de
entwickelten Sperma sehr nothwendig zu
Befestigung, Vollendung und Ausbi
Andrer Verbrauch desselben schwächt u
bleiblich den jugendlichen Körper, un
ihn nie zu dem Grade von Vollkomm
und Kraft gedeihen, den er außerdem e
haben würde.

Die Aerzte haben ungewöhnliche Fäl
beschrieben, in welchen auch bei un
i bis fünf Jahren Kinder alle äuße
n der Zeugungsfähigkeit besaßen.
ll einmal ein zehnjähriges Mädchen
ochen gekommen sein, und ein zehnj
be seine Amme geschwängert haben
Schon in Frankreich zeigt sich die Gesch
zeitiger, als in den Ländern der

Siehst du die Pomeranze?
Noch hängt sie an dem Baume,
Schon ist der März verflossen,
Und neue Blüthen kommen.
Ich trete zu dem Baume
Und sage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du süße Pomeranze,
Ich schüttle, fühl', ich schüttle,
O fall' in meinen Schooß!

(Vgl. Entwicklungsjahre, Mannbarkeit.)

Reifrock.

Anfangs bestand diese lächerliche Mode nur in kleinen, steifen, breiten Reifen, die ans Ende des Schnürleibs befestigt wurden, um die Hüfte besser hervortreten zu lassen. Bald danach brauchte man aber schon zu diesem Endzweck Fischbein und gewächste Leinewand. Karl II. untersagte die Reifen von Eisen und Fischbein, aber zwei Jahre nachher erlaubte man sie den Frauen wieder, obgleich sie sich noch keinen Augenblick an das Verbot gekehrt hatten. Im Jahr 1720 wurden die Reifröcke aufs Neue verboten.

Die Röcke von gestreifter Leinewand machten ein großes Geräusch, und wurden daher

»Criardes« genannt. Die »Cadits« gingen nicht so weit herab, als die gewöhnlichen Reifröcke. Später nannte man die Reifröcke »maitres des requêtes«, weil ein Maitre des requêtes *Panier* (Reifrock) hieß. Damals (1720) machte man folgendes Epigramm auf die Reifröcke:

Qu'il est charmant ce corbillon!
 Qu'y met-on, ma mignonne,
Pour soutenir ton cotillon
 Eté, printemps, automne?
En tout temps on peut le nommer
 La corne d'abondance
  Ce joli panier
  De bois rosier
  Ce joli panier
   Sans anse.

Wie niedlich ist das Körbchen doch!
 Was thust du, Liebchen, denn hinein,
Um's Röckchen hochzuhalten Dir
 Im Sommer, Herbst und Frühling?
Zu jeder Zeit könnt' man es meinen.
 Das Horn des Ueberflusses,
 Das niedliche Körbchen
 Von Rosenholz,
 Dies niedliche Körbchen (panier, Wortspiel auf Korb und Reifrock.)
  Ohne Henkel.

Besser sind folgende neuere Verse:

Quelle grâce en effet, quels charmes singuliers
Nos dames présentaient avec leurs grands paniers.
Pour qui, sans une marche obliquement adroite!
La porte à deux battans se trouvait trop étroite!
Une belle avec eux de ses grands falbalas
Couvrait dans un salon les plus larges sofas;
Mais la dame trouvant les chaises trop petites
En chargeoit les genoux de ses deux acolytes.
Sur une base énorme obélisque nouveau
Dans sa gaine le corps s'allongeait en fuseau
Et serré fortement afin d'être plus libre
Présentait sur sa pointe un cône en équilibre.

(Wahrlich! welche Grazie, welche eigenthümlichen Reize boten unsre Damen mit ihren großen Reifröcken dar, für die, ohne einen geschickten schiefen Gang, die großen Flügelthüren noch zu enge waren! Eine damit bekleidete Schöne bedeckte im Saal die breitesten Sopha's: die Stühle zu klein für ihre Last findend, mußten sie sie noch halb auf den Knieen ruhen lassen. Auf einer ungeheuren Grundfläche verlängerte sich — ein neuer Obelisk, in seiner Scheide der Körper zur

el, und tüchtig eingeschnürt, um freier
; machte er einen umgekehrten Kegel aus!)
adame de Genlis, die überhaupt eine
e Freundin des Alten ist, lobt dagegen
herrlichen Eindruck der Reifröcke. „Die
heuren Reifröcke der Damen, sagt sie in
a Dictionaire des étiquettes, bildeten
mit Blumen, Gesteinen, Gold und Silber
) verziertes Spalier, dessen prächtiger Ein-
ck sich nicht beschreiben läßt!"
Die Mode der Reifröcke hat auch ganz erst
t der französischen Revolution aufgehört.
üher schon hatte für das Theater Voltaire
ie absurde Mode abgeschafft, der sich der
ränen nicht enthalten konnte, als er das
emal die Clairon die Electra ohne
ifröcke spielen sah!
Addison sagt ein äußerst pikantes witziges
ort über die Reifröcke: »When J surwey
s new fashioned rotunde, J cannot but
nk of the old philosopher, who, after
ving entered into an Egyptian temple
l looked about for the Idol of the
ce, at length discovered a little black
nkey inshrined in the midst of it:
on which he could no forbear crying
: *what a magnificent* placeis here fo

such a ridiculous inhabitant.» (Wenn ich diese neumodische Rotunde betrachte, so muß ich unwillkührlich an den alten Philosophen denken, der, nachdem er in einen egyptischen Tempel eingegangen war und lange sich nach dem Götzen umgesehen hatte, endlich in der Mitte einen kleinen schwarzen Affen fand, worauf er nicht umhin konnte, auszurufen: o! welch prächtiger Raum ist hier für solch einen lächerlichen Einwohner.)

Reinlichkeit.

Munditiis annorum damna reparant. *Ovid.*
Reinlichkeit ersetzt den Schaden der Zeit.

Wozu ein solcher Artikel? wird vielleicht hier Mancher fragen; wer wüßte nicht, daß man reinlich sein muß, und daß, außer dem Ekel, den die Unreinlichkeit bei Andern erregt, auch noch andere, der Gesundheit, ja dem Leben gefährliche Folgen daraus hervorgehen können? Hierauf werden wir antworten: daß gewisse Reinlichkeitsmethoden oft eher schädlich als nützlich sind; besonders gehören darunter so manche gepriesene Mittel zur Toilette der Damen. Wie viele unter ihnen glauben

ch cosmetische Mittel die verblühten Reize
der beleben zu können.

Es gibt nämlich allerdings auch für die
inlichkeit Gränzen, das Uebermaß kann
: Schönheit selbst gefährlich werden.

Splendida sit nolo, sordida nolo cutis.

Martial.

Nicht will ich glänzend die Haut, ich will sie
indeß auch nicht schmutzig.

Die Frauen müssen natürlich mehr Acht-
mkeit auf ihren Körper verwenden als die
Männer: schon die Natur weiset sie darauf
in; theils durch die monatlichen Unbequem-
chkeiten, theils indem sie dieselben zu Wär-
rinnen der Kinder bestimmte, bei denen die
rößte Reinlichkeit nothwendige Bedingung
t, und endlich auch, weil oft sie allein die
ast der wirthschaftlichen Arbeiten zu tragen
aben. Eine unreinliche Frau ist daher aber
uch das widerwärtigste Geschöpf von der
Welt, sie ist dazu gemacht, jeden Mann von
ch abzuschrecken; Ovid nennt die Unrein-
ichkeit das beste Mittel wider die
iebe, das im Stande sei, uns von der größ-
en Schönheit zu entfernen. Hingegen war
s gewiß ein schöner Instinct, der den ersten

schen transportiren. In einer beständigen Atmosphäre von Wohlgerüchen athmend, die sie immer mehr entnervt, führen sie ein Leben des Müssiggangs, versunken in ewiger Bewunderung ihrer selbst, wie Narziß in der Fabel vor den Spiegeln der Bäche. —

Ist dieser abscheuliche Mißbrauch nun nicht der Feind aller Stärke, aller vollkommenen Gesundheit? und hat die Natur uns geschaffen, um unser Leben an der Toilette zu verbringen? um uns im ewigen Wechsel der Jahreszeiten, und umgeben von allen Zufälligkeiten, die unser Leben bedrohen, immer mehr und mehr zu verweichlichen? — Auch sind diese Weichlinge niemals ohne Beschwerden, ohne Krankheiten, die ihre übertriebene Vorsicht noch verschlimmert. Am ersten wäre diese Sorgfalt noch den Frauen zu verzeihen weil die Natur ihnen eine sitzende Lebensa anwies, und sie überhaupt mehr Achtsamk auf ihren Körper verwenden heißt, als Männer; diese verlieren durch die Verweic chung nicht allein die Körperkraft, — der Geist leidet darunter. Zu kühnen Th gehört ein starker, abgehärteter Körper. neka behauptet, daß Mecenas Styl so entnervt und gedrechselt gewesen sei

seine ganze Person, und daß sehr oft die weibische Zierlichkeit des Autors sich seinen Schriften mittheile. Die Kraft verschmäht den ausgesuchten Putz: und selbst die Frauen, um derentwillen so viele glatte Herrchen sich herausputzen, wissen dergleichen wohl zu schätzen: wenn sie durch männlichen Anstand allein gefallen könnten, würden sie nicht zu allen diesen Zierrathen ihre Zuflucht nehmen; noch niemals zog eine verständige Frau einen blonden, zierlichen geputzten Weichling einem starken, kräftigen und gesunden Manne vor. Man schließe daraus, was man wolle, aber der Instinkt hat hier wieder einmal Recht.

Viel schädlicher hingegen ist noch das Extrem von Unreinlichkeit, besonders bei Weibern. Wir haben schon gesehen (s. Monatskrise), [illegible] bereits die ältesten Völker Abscheu vor [illegible] Weibern hatten, wenn sie sich in Epochen [illegible]den, die die Reinlichkeit des Körpers ver[illegible], und in der That entstehen gar viele [illegible]heiten, als z. B. die Ausschläge, die [illegible]fen Flechten, die sich oft auf der schmutzi[illegible]aut der mit alten Kleidern und Lumpen [illegible]nden Juden zeigen, einzig und allein [illegible] Unreinlichkeit; eben so die Hautkran[illegible], welche so viele Völker, die sich von ge-

er faulen Fischen am Ufer des
en, entstellen. Selten wechseln
hen die Wäsche, selten waschen
sie sich, ja es ist sogar schon oft
sen, daß die Gesetzgeber des Orients,
der Gottheit feierliche Reinigungen
, so sehr versinken diese Nationen
Schmutz und Unreinigkeit. Ueber=
n die Orientalen nicht solche Wäsche
die sie leicht hätten wechseln können;
hmsten griechischen und römischen
rugen nichts als ihr weites Gewand
er Wolle, denn sie kannten damals
Baumwolle noch Seide, oder Garn.
men daher ihre Zuflucht zum häufigen
ch der Bäder, und zu Reibungen und
gen der Haut, die den Mangel der
ersetzen mußten. Man schickte oft
Mantel zu den Wäschern, um ihn rei=
zu lassen, und oft hatte man unterdessen,
B. Epaminondas, keinen zweiten,
hn zu ersetzen. Auch hatten sie keine
überzüge wie wir, sondern schliefen auf
kahlen Matrazen, die dann natürlich nicht
lange reinlich bleiben konnten. —
Außerdem trugen die Alten während des
mmers, in der Meinung, dadurch die Rein=

lichkeit
Kleider
sogar al
rische Ba
heute, um
schlechte D
bildet dann
Unreinlichke
fältig abgewa
gemeinen sind
wärmeren Clim
piriren, unrein
Wäsche anziehen,
auch ist die Bem
daß manche Rel
Sorge für die R
als andere. So
Tartaren äußerst
ihre Nachbaren,
Schamanismus
und räuchrigen
in Europa bem
und Lutheraner
lichkeit halten,
ken; besonders
heit in der S
Bewohner de

lichkeit der Haut zu erhalten, in Oel getränkte Kleider; Hippokrates empfiehlt dergleichen sogar als für die Gesundheit zuträglich. Ungarische Bauern und Soldaten thun es noch heute, um das Ungeziefer zu verhüten. Dieses schlechte Oel, vermischt mit der Transpiration, bildet dann natürlich eine Anhäufung von Unreinlichkeiten, die nothwendiger Weise sorgfältig abgewaschen werden muß. — Im Allgemeinen findet man, daß die Bewohner der wärmeren Climaten, obgleich sie mehr transpiriren, unreinlicher sind, und seltener reine Wäsche anziehen, als die der nördlicheren; auch ist die Bemerkung nicht zu übersehen, daß manche Religionen oder Sekten die Sorge für die Reinlichkeit mehr empfehlen als andere. So haben die mohamedanischen Tartaren äußerst reinliche Häuser, während die Nachbaren, die noch dem Lamismus oder Schamanismus anhängen, in ihren schmutzigen, räuchrigen Zelten wohnen bleiben. Selbst in Europa bemerken wir, daß Protestanten und Lutheraner bei Weitem mehr auf Reinlichkeit halten, als die benachbarten Katholiken; besonders auffallend ist diese Verschiedenheit in der Schweiz, wo sie sich bis auf die Bewohner des nämlichen Dorfes erstreckt,

wenn sie verschiedener Religion sind. Der Holländer wäscht und reinigt Alles, selbst die Mauern seines Hauses, und die Angeln seiner Thüre; der Spanier hingegen, um einen recht auffallenden Gegensatz zu nehmen, vernachlässigt Alles in seinem aufgeblasenen Stolz: man sieht den größten Unrath selbst in ihren Pallästen, und mehrere ihrer Könige waren mit Ungeziefer bedeckt, wie Philipp der Zweite, der bis zu seinem Tod davon verfolgt ward. Es scheint, daß die heuchlerische Bigotterie einigen Zusammenhang mit dieser sträflichen Nachlässigkeit habe, die schon zufrieden ist, wenn das Aeußere der Kleidungsstücke nur reich und glänzend ist, mag auch das Hemd schmutzig oder zerrissen sein. Vieles mag auch von der durch Müssiggang hervorgebrachten Trägheit herrühren, die selbst das Reinigen des eigenen Körpers für eine beschwerliche Arbeit hält. Die Engländer und andere reformirte Völker lieben die Reinlichkeit, und ein vornehmer Engländer würde nicht comfortable sein, wenn er sich nicht zweimal im Tage rasirte und eben so oft die Wäsche wechselte. (Vgl. Bad, Putz, Wäsche.)

Reize.

Wie überall die philosophische und die ästhetische Definition so schwer ist, so ist es auch hier schwierig, ja unmöglich, eine genügende Erklärung des Begriffs: Reiz zu geben. Was ist der Reiz? Wir wollen es philosophischen und ästhetischen Lehrbüchern überlassen, diese Frage zu lösen, und uns hier mit dem Satze begnügen, daß die Summe der Reize das bildet, was man Anmuth, Grazie nennt (s. Anmuth) und was eigentlich noch sehr von Schönheit verschieden ist, da es Schönheit ohne Grazie und Grazie ohne Schönheit gibt. In einem vollkommen schönen Körper freilich sollen beide sich innig durchdringen.

In der zweiten Bedeutung aber gebraucht man das Wort: Reiz auch für die einzelnen Bestandtheile, aus denen die Schönheit besteht, und wenn in jener erstern Bedeutung die Reize mehr etwas Geistiges sind, so denkt man in dieser zweiten Beziehung mehr an den Körper. So spricht man: einen reizenden Busen, Arm, Nacken u. s. w.

Ein altes Epigramm fordert dreißig Reize von einem idealisch-schönen Körper, und wir freuen uns, diese seltenen Verse aus ächter

Quelle hier unsern Lesern mittheilen zu können.

Franz Corniger hat diese Verse nach dem von Jean Revisan aus einem alten, französischen Buche citirten Original ins Lateinische übertragen, und so geht das Epigramm jetzt gewöhnlich unter Cornigers Name. Es lautet, bis auf wenige Worte, wie folgt:

Triginta haec habeat, quae vult formosa vocari
Fœmina: sic Helenam fama fuisse refert.
Alba tria, et totidem *nigra*, et tria *rubra* puella.
Tres habeat *longas* res, totidemque *breves*.
Tres *crassas*, totidem *graciles*: tria *stricta*, tot *ampla*:
Sint itidem huic formae, sint quoque *parva* tria.
Alba Cutis, nivei dentes, albique capilli.
Nigri Oculi, — — nigra supercilia.
Labra, genae, atque ungues rubri. Sit corpore longa
Et longi crines, sit quoque longa manus.
Sintque breves dentes, auris, pes. Pectora lata
— — — — ipsa supercilia.
— Et os stringunt ubi cingula stricta.
— — — — — — — — — — —
Subtiles Digiti, crines, et labra puellis.
Parvus sit Nasus, parva mamilla, caput.
Cum nulli, aut rarae sint haec, formosa vocari
Nulla puella potest, rara puella potest.

...a.

... von diesen originellen
...er gelungene deutsche Ue-
...n, die bis auf einige Lücken,
...änzen lassen, sehr treu ist:

...Reize bedarf's, der Schönheit Ruf
zu erwerben.
...annte man schön, und so sei jegli-
ches Mädchen.
...r Reize besitze sie drei, von schwar-
zen und rothen,
von langen und kurzen dieselbe ge-
priesene Dreizahl.
...ohlgeründete Theil' und schlanke,
schmale wie breite,
...ßen wie kleine, bei ihr in dreifacher
Menge zu finden. —
Weiß sei die Haut, schneeweiß auch die Zähne,
und blond sei das Hauptthaar.
Schwarz das Auge — und dunkel die schat-
tigen Brauen des Auges.
Wangen und Lippen und Nägel erfreuen durch
liebliche Röthe.
Lang sei die schöne Gestalt und lang die
Hand und die Haare.
Kurz die Zähne, das Ohr und der Fuß.
Breit wölbe die Brust sich,
Breit die Stirn, die Brauen des Auges stehn
breit von einander.
Schmal sei der reizende Mund — und schmal
auch der Gürtel der Jungfrau.

Arm und Hüfte jedoch — sei schwellend
in üppiger Fülle.
Zierlich geformt müssen Lippen, und schlank
die Finger, das Haar sein.
Klein und niedlich zuletzt das Köpfchen, die
Nas' und der Busen.
Selten aber, ja nie sind vereint diese Reize
zu finden,
Selten also, ja nie, ist schön ein Mädchen
zu nennen!

Bayle hat im Artikel Helena in seinem Wörterbuche nur die sechs ersten Verse citirt, dem Scharfsinn des Lesers das Rathen überlassend. Hier haben die Liebhaber noch einmal die Verse in naiv-altem Französisch von Joachim Blanchon, die sie gewiß nicht ohne Vergnügen lesen werden:

Trente points à la femme il faut pour être
belle,
Trois de blancs, trois de noires, trois de
rouge couleur,
Trois de courts, trois refaits, trois de lon-
gue valeur,
Trois grêles, trois serrés, trois de large
modèle,
Et trois moyens encore. Poil blond, can-
dide en elle,
La peau blanche et les dents. L'œil noir
est le meilleur;

Noir sourcil, noir chose. Et au corps la
longueur
Comme au poil et aux mains, de forme
naturelle.
Pied court, oreille et dent. Ceinture et fait
étroit,
La bouche. Tout ainsi que l'entr'oeil,
large soit
La carrure et le bas. Refait ledit fait d'elle,
Et la cuisse et la grève. Et la lèvre et
le crin
Et les doigts deliés. Chef et nez et tettin
Moyen et compassé, comme Hélene fut telle.

Auch die Spanier haben denselben Gedanken
folgendem alten Epigramm:

Tres cosas blancas, el cuero, los dientes, y
las manos.
Tres negras, les ojos, las cejas, y las pe-
stannas.
Tres colorades, los labios, las maxillas, y
las unnas,
[illegible]es largas, et cuerpo, los cabellós, y las
manos.
[illegible]s cortas, los dientes, las orejas, y los piés.
[illegible]s anchas, los pechos, la frente y entre-
cejo.
[illegible] estrechas, la boca, l'una y otra (l'une
et l'autre!) la cinta y l'entrada del pio.
[illegible] gruessas, el braco, el muslo, y la pen-
torilla.

Tres desgaldas, los dedos, los capellos, y los labios,
Tres pequennas, la tetas, la naris, y la cabeça.

Da wir beim Verse-Citiren sind, so möge die folgende pikante — witzige Schilderung der Reize einer derb-gemeinen Pariserin im Namen ihres Liebsten von einem der ersten lebenden Chansonniers, — dem berühmten Desaugiers gegeben, hier als Parodie jener famösen dreißig Reize stehen. Das platte Pariser Patois erhöht den Reiz des kleinen Scherzes, den die meisten Leser verstehen werden.

A ma Margot
Du bas en haut,
Vous n'trouverez pas un défaut.
Pour commencer par sa chev'lure,
Ah, dam! les jours de grand'colure,
Faut voir que tous ses ch'veux vous ont!
Et s'ils étaient moins roug' qu'ils n'sont...
Ah! mon dieu, mon dieu, que c'est dommage!

Mais à ça près, j' gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut
Vous n'trouverez pas un défaut.
C'est-y sa peau, qu'il faut vous peindre?
Jarni! quand all' l'aurait fait teindre

n'laurait pas plus blanch' quell' n' l'a,
[illegible] queuqu' rousseurs par-ci, par-là...
[illegible]on dieu, mon dieu, que c'est dommage!

[illegible]ais à çà près, j' gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut,
Vous n' trouverez pas un défaut.
[illegible]ur les yeux, personne, j' men pique,
[illegible]'est dans l' cas d' l'y faire la nique,
[illegible]rès qu' sur vous son oeil droit est l'vê,
[illegible]ous r'grettez que l' gauche' soit crevé...
[illegible] mon dieu, mon dieu, que c'est dommage!

Mais, à ça-près, j' gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut,
Vous n' trouverez pas un défaut.
[illegible]on nez vous a certain' tournure
Qui r' lèv' joliment sa figure;
Et quoiqu'il descende un peu bas,
[illegible]i son menton ne l' frisait pas...
[illegible] mon dieu, mon dieu, qu' c'est dommage!

Mais, à ça près, j' gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut
Vous n' trouverez pas un défaut.
[illegible]es dents, faut les voir pour y croire!
[illegible]arni! c'est d' la perle et d' livoire.
[illegible]uand ell' m' les montre, j' sis heureux;
[illegible]ourquoi faut-il qu'all' n'en ait qu' deux?
mon dieu, mon dieu, qu' c'est dommag[illegible]

Mais, à ça près, j' gage
Qu'à ma Margot
Du bas en haut
Vous n' trouverez pas un défaut.
D' la beauté d' son sein rien n'approche;
C'est dur comm' neige et blanc comm' roche;
Ca m' fait l'effet de deux soleils;
S'ils étaient tant seulement pareils...
Ah! mon dieu, mon dieu, que c'est dommage!

Mais, à ça près, j' gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut
Vous n' trouverez pas un défaut.
Pour c' qu'est d' la souplesse d' sa taille
G'na point d'anguille qui la vaille
Vous jureriez qu'all' n'a point d'os;
Et sans l'malheur qu'elle a sur l'dos...
Ah! mon dieu, mon dieu, qu' c'est dommage!

Mais, à ça près, j' gage
Qu'à ma Margot,
Du bas en haut
Vous n' trouverez pas un défaut.
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
Ah! mon dieu, mon dieu, qu' c'est dommage!

Mais, à ça près, j' gage
Qu'à ma Margot
Du bas en haut

Ringeln.

Vous n' trouverez pas un défaut.
Ses jamb' sont, un' aut' paire d'manch
Ah! dam'! faut les voir les dimanche
Ell' dans' pu pir' qu'la Camargot;
Et si c' n'est qu'elle cloch' d'un ergot
Ah! mon dieu, mon dieu, qu' c'est dom

Mais, à ça près, j' gage
Qu'à ma Margot
Du bas en haut
Vous n' trouverez pas un défaut.

Ringeln.

Ueber das Ringeln der Geschlechts
um die Keuschheit bei beiden Geschlecht
hüten und zu bewahren, und die Me
die bei dieser Operation befolgt wurde,
wir bereits im ersten Theile im Artikel:
fibulation gesprochen.

Paw gibt über diesen Gebrauch folg
Aufschluß. Er sagt, die Infibulation v
sich im höchsten Alterthume; sie ist vo
Morgenländern nach Griechenland, un
da gegen das Ende der Republik nach
gekommen. Die Infibulation der
ist einzig und allein der Eifersucht der M
beizumessen, welche in den heißen Hi
Gegenden, wo alle Leidenschaften auf

gen, wie die Männereifersucht den Scharfsinn bei so vielen Nationen geübt, und sie in den Mitteln, die weibliche Keuschheit zu sichern, erfinderisch gemacht hat; aber von welcher Art sie immer sein mögen, so bleibt ihr gewaltsamer Gebrauch eben so unzuverlässig als tadelswerth. „Moralität verträgt keinen Zwang, und der Körper einer unreinen Seele ist keiner Schildwacht werth", sagt ein vortrefflicher Schriftsteller ganz mit unsern, in diesem Werke schon oft geäußerten Gesinnungen übereinstimmend. (Vgl. Gürtel, Keuschheit.)

Runzeln.

Ninon de Lenclos sagte, daß, wenn man sie bei der Erschaffung der Welt gefragt hätte, sie die Runzeln an die Fußsohle hin verbannt haben würde, weil hier der einzige Ort am ganzen Körper sei, wo man in Gottes Namen Runzeln haben könne, ohne daß sie je einem Andern sichtbar oder fühlbar würden. Leider ist Ninons Rath nicht befolgt worden, Runzeln sind und bleiben wahrscheinlich bis ans Ende der Welt der Thermometer des unerwünschten Alters, und ein fataler Gast, der

unaufhörlich von unserm Gesichte
Nebenmenschen zuruft: seht hieher:

Les jours de fête sont passés
Die fröhlichen Tage der Jugend sin

darum werden unsere Leser eine ku
rung über die Ursache und Entst
Runzeln hier nicht ungern finden.

Verschiedene Ursachen geben dazu
heit und einige Constitutionen sind
ter geneigt, als andere.

1) Die Jugend ist die Zeit des Wa
darum mußte hier die Haut noch
besitzen, um den sich ründenden For
geben zu können, und darum sind sc
unde Form, eine schön gespannte
wendiges Attribut der Jugend.

Hieraus folgt aber, daß, da
eit der Abnahme ist, die Hau
ß, eben weil sie zu breit n
fang des Körpers. Wir
Greisen durch Einblasen
die Oberhaut die Falten n
man die Haut ausdehnt.
, was den Körper abn
fang mindert, erschlafft
, und verursacht Runzel

machen Gram, Sorgen und viele Anstrengungen des Geistes oft schon früh bei Menschen Runzeln. Man hat behauptet, viele Runzeln deuteten auf List, Bosheit und Betrug, weil man bei der unschuldigen Jugend keine Hautfalten sieht, aber man hat hier wohl Ursache und Wirkung verwechselt. Frei, heiter, mit glatter, offner Stirn tritt die Jugend in die Welt, unbekannt mit ihren Ränken und Chikanen: das Alter rückt näher, und immer mehr erfährt der junge Mensch den Einfluß der argen Welt, und es wird kein Wunder sein, wenn sich auch bei ihm die unerfreulichen Runzeln einstellen. Die Franzosen haben ein Sprichwort:

Grosses gens, bonnes gens
Dicke Leute, gute Leute,

und danach würden freilich magere, folglich mehr runzlichte Menschen böser sein, was aber doch nicht ohne große Ausnahmen anzunehmen ist. Aber das ist wahr, daß sehr boshafte und bösartige Thiere, wie die Affen, große Runzeln im Gesichte haben. Der Mandril ist ein sehr böser Affe, und er hat sehr große Runzeln. Und auch das müssen wir der Physiognomie noch zugeben, daß heitere, fröh-

Gemüthsstimmung die Stirn glättet
macht.

) Heiteres, lebenslustiges Temperam
guinische Leute werden also weniger R
haben, als grämliche, griesgramigte,
holische, schwarzgalligte Menschen, die
Ursache zu haben glauben, mit der T
ihrem Benehmen zu zürnen, die im
rren und brummen, und verdrießlich
und Andern zur Last sind, oder die Geiz
cker, Unzufriedene, Zänker, oder die ch
jen Temperamente.

) Die Frauen, die eine weichere Te
der Mann haben, sind — leider! —
nzeln leichter ausgesetzt, als dieser.
)ies macht die Schwangerschaft, die Un
und Brüste so ausdehnt, nach der E
)ung und Stillung große Runzeln in d
ile. Man hat deshalb nichtswürd
ber gesehen, die aus bestrafungswert
lkeit sich nicht entschließen konnten, Ki
)ekommen, weil sie die schöne Haut kon
n wollten! Aber die Zeit ereilte sie do

. le temps, cet insigne larron.
Les ruines d'une maison.
s peuvent réparer: que n'est cet avan
Pour les ruines du visage!

und so wird sie Wächter und Erhalter des sittlichen Gefühls. Ist dieser Wächter einmal über den Haufen geworfen, so tritt das Thier im Menschen hervor, der dann aller Handlungen fähig wird. Wie im gebildeten Menschen überhaupt das Bewußtsein seiner Menschenwürde, seines Werthes deutlicher hervortritt, als im rohen Naturkinde, so ist das Gefühl für die Schaam in jenem natürlich entwickelter als in diesem, obgleich eine Andeutung von der Existenz dieses Gefühls sich wohl auch bei dem Allerrohesten finden wird, der doch wenigstens ein Blättchen vor den Leib hängt, wenn er auch tausend Dinge thut oder unterläßt, die feiner entwickelte Begriffe von der Schaam unterlassen oder thun nöthigen würden.

Deshalb finden wir auch in den verschiedenen Zeiten und Nationen so gar wunderlich verschiedene Begriffe über die Schaamhaftigkeit. Die milesischen Mädchen tödteten sich über geringe Kleinigkeiten: diese Wuth griff um sich, es drohte dem Staate Entvölkerung, und die Gesetzgeber verordneten, daß die nächste, die sich entleiben würde, nackt auf dem Markte ausgestellt werden sollte. Das Gefühl für die Schaam siegte über den hypochondrischen Hang zum Selbstmord, und die Hänge-

Epidemie unter den Milesierinnen hörte auf. Dagegen haben wir bei Gelegenheit der Artikel: Entjungferung und Hochzeit Beispiele in Menge von Völkern angeführt, die durch die Eheceremonien bewiesen, wie wenig Gefühl sie für die Schaam besitzen, Beispiele, die sich leicht noch vermehren lassen. In Egypten werden die Zeichen der Jungfrauschaft der Bräute mit großem Gepränge durch die Stadt getragen, und hier, wo nach europäischen Begriffen dies Skandal getrieben wird, verhüllen sich die Mädchen dagegen aus Schaamhaftigkeit überall das Gesicht, wenn ein Mann sich ihnen nähert! Auch bei den Mauren darf sich eine Frau so wenig vor einem Mann enthüllen, als es dem Manne erlaubt ist, das Gesicht einer Frau zu entblößen. Bei unsern Altvordern, den Germanen, ehrte man die Schaamhaftigkeit und Keuschheit damals auf eine höchst züchtige Weise. Drang ein Mann nur mit der Hand über den Ellbogen eines Weibes, so kostete dies fünf und [illegible] und das Betasten des Busens fünf und vierzig Schillinge, und mehr kostete es [illegible], wenn man einen Krieger um die Nase [illegible] drei Finger gebracht hatte. Von der Strenge waren die alten nordischen

Gesetze. Ein Kuß, den man einer Frau oder Jungfrau wider ihren Willen raubte, wurde mit Verweisung, und ein solcher, den man gutwillig von einer Schönen, aber ohne Wissen des Vaters oder Mannes, erhalten hatte, mit drei Mark Silbers bestraft. Die Allemannen und Baiern, obgleich weniger strenge, als die Franken und Skandinavier, straften doch das den Weibern angethane Unrecht doppelt so hoch als das den Männern zugefügte. Wer unter ihnen einer Frau oder Jungfrau das Haar losriß, mußte sechs, und wer sich erfrechte, sie bis an die Knie oder gar drei Spann höher zu entblößen, mußte zwölf Solidos erlegen, womit man eine tiefe und gefährliche Kopfwunde büßen mußte, die man einem freien Manne gemacht hatte. —

Und wie verschieden sind noch heute die Begriffe über Schaam! Bei den Lappländern gereicht es einem Mädchen zur Ehre, wenn recht viel Fremde sie bereits umarmt haben, und kann sie gar lebende Beweise dieser Umarmungen aufzeigen, so gilt sie dann erst was Rechtes. Auch in Island erbieten sich die jungen Mädchen den Fremden für Geschenke zu Allem, und sind darum von ihren Landsleuten nicht weniger geliebt.

In allen südlich-asiatischen Reichen, in Pegu, iam, Conchinchina, Lambodia, Tunkin und ↵ und, auf allen ostindischen und molukkischen rseln, auf den Philippinen, auf den Eilanden r Südsee herrschen gleiche Begriffe von der iblichen Schaam. Väter und Männer eten den Europäern ihre Töchter und Weiber l, und man zieht ein schwangeres Mädchen, er ein solches, das schon vor der Ehe gebo- n hat, ohne Ausnahme, einer reinen Jung- au vor. Und in England schämt sich ein rauenzimmer in männlicher Gesellschaft von em Fuß zu reden.

Wenn, wie wir gesehen haben, die Schaam t höchst lobenswerthes Gefühl, ein köstlicher, nig zu hegender und zu pflegender Trieb ist, ist nicht zu leugnen, daß ein übertriebenes chaamgefühl, Folge der Ueberbildung und ter fehlerhaften Erziehung, gar üble Wir- ngen, namentlich auf den reizbaren, weib- hen Körper haben kann. Man hat nicht ten durch Schaam, wenn ein Frauenzimmer r Unzeit von Männern gesehen wurde, hef- ge Krämpfe, Unterdrückungen von heilsamen cretionen u. s. w. entstehen gesehen, und immermann erzählt von einem Mädchen, s, *als es in einer* sehr besetzten Postkutsche

plötzlich eine gewisse Krise bekam, vor Schaam augenblicklich starb.

Da die Schaamhaftigkeit eine so mächtige Rückwirkung auf den Körper äußern kann, so ist folgende merkwürdige Geschichte von einem türkischen Arzt, der sich dadurch als sinnreicher Meister bewährt hat, eine Geschichte, die Sprengel mittheilt, wohl glaublich: Eine Favoritin eines türkischen Sultans hatte, zum größten Leidwesen ihres hohen Geliebten, eine Lähmung in beiden Armen bekommen, die bereits den heftigsten Mitteln widerstanden hatte. Der Leibarzt kam nun auf den Gedanken, sie von der geistigen Seite her zu erfassen. Er ließ den ganzen Hofstaat sich versammeln, und nun die kranke Favoritin eintreten. Als sie vor der reichen Versammlung eintritt, geht der Doktor ihr entgegen, und mit entschlossener Hand hebt er der Bestürzten rasch die Gewänder hoch empor, daß die Hofschranzen staunen, und die Damen geschwind unter den Fächer hindurchblinzeln. Das Schaamgefühl gibt der Kranken Kraft, rasch wirft sie mit den eben noch gelähmten Armen die Kleider wieder herab und — ist geheilt!

Schlaf.

Le doux sommeil
par un calme heureux secourir la nature,
porter l'oubli des peines quelle endure.
Voltaire.

Der süße Schlaf
t mit glückſel'ger Ruh', Natur zu unterſtützen,
racht die Leiden, die ſie dulden muß, vergeſſen.

den älteſten Zeiten hat der Zuſtand
lafes etwas Myſtiſches, Geheimniß-
habt, und das Räthſel des Schlafes
urch die Pſychologie und Phyſiologie
n Jahrhunderten bis heute nur noch
weiſe gelöst! Die Alten machten den
um Zwillings-Bruder des Todes, mit
ſie ihn am Eingange des Hades
aſt bewohnen ließen, und ſie gaben
zartpoetiſchen Mythe die Hoffnungen
zwiſtern. Das gänzliche Vergeſſen
s und ſeiner Verhältniſſe, das totale
nden des Bewußtſeins und die voll-
Ruhe aller animaliſchen Funk-
es Körpers, wie ſich die Phyſiologie

ng der willführlichen Mus-
Sinnesthätigkeit u. s. w.)
rlich auf eine gewisse Ver-
Schlafes mit dem Tode füh-
sich auch sehr schön in den
n Meibom's an den Schlaf

, quamquam certissima mortis
imago,
n cupio te tamen esse tori:
optata veni, nam sic sine vita
uam suave est, sic sine morte mori.

hlaf, getreustes Abbild des Todes,
ünsch' ich dich mir zum Gefährten
des Lagers;
ersehnte Ruh'; wie süß ist's, so ohne
Leben
zu leben, und so ohne Tod zu sterben!

, wie wir eben sehen, im Schlafe die
schen Funktionen des Körpers ruhen,
n die organischen, wie Ernährung,
ionen u. s. w. um so kräftiger und un-
von Außeneinflüssen ihren Weg, und
Nacht ist für diese Verrichtungen recht
tlich die Zeit, wie der Tag für jene.
ine ganz specifische Wirkung äußert der
laf nun auch auf die Funktionen der Ge-

Sch...
Lage, bi...
liegenden...
Wärme ...
men, so ha...
haupt die ...
Geschlechts...
des Menschen
wo dies Lebe...
keit ist, also n...
barkeit bis in d...
bert der Schlaf, ...
der Alten, sein D...
reichen Füllhorn, ...
Träume vor den Sc...
stand nur zu häufig ...
berührt, und die ge...
und webt nur zu g...
kenen Sinn des ...
verloschen ist, wi...
so daß am Morg...
— — vorüber ...
Beim Mann...
des Schlafes a...
sichtbarere Wei...
scheinungen, ...

schlechtsorgane, und sei es, daß außer dem Schlaf an sich hier auch noch die gestreckte Lage, die das Blut mehr nach dem niedrig liegenden Unterleibe hin determinirt, die Wärme des Bettes u. s. w. in's Spiel kommen, so haben wir schon gesehen, daß überhaupt die Nacht mehr als der Tag für die Geschlechtsliebe und das ganze sexuelle Leben des Menschen da ist. Besonders in den Jahren, wo dies Leben noch in seiner regsten Thätigkeit ist, also nach dem Erwachen der Mannbarkeit bis in das mittlere Alter hinein, zaubert der Schlaf, oder, nach den Vorstellungen der Alten, sein Diener Morpheus aus dem [illegible]chen Füllhorn, das er trägt, tausend lustige [illegible]äume vor den Schlafenden, deren Gegen[illegible]d nur zu häufig die Thierseite im Menschen [illegible]rt, und die geschäftige Phantasie schafft [illegible] webt nur zu gern Freuden vor den trun[illegible] Sinn des Schlafenden, deren Spur [illegible]en ist, wie er die Augen aufschlägt, [illegible]m Morgen das ganze Gaukelspiel — vorüber ist!!

[illegible]m Manne äußern sich diese Wirkungen [illegible]hlafes auf die Sexualität auf eine weit [illegible]re Weise als im Weibe, durch zwei Er[illegible]ngen, die der Erektion und jene der Po-

genannten Pollutionen. Von der Erektion (s. diesen Art.) haben wir bereits geredet, und über die nächtlichen Ergießungen wollen wir zu dem Artikel eines andern Mitarbeiters (s. Pollution) der Wichtigkeit des Gegenstandes halber hier noch ein Wort hinzufügen. Die Pollutionen im Allgemeinen sind freiwillige Samenergüsse ohne Reizung der Geschlechtstheile, die beim gesunden, ungeschwächten Manne nur im Schlafe, bei starker Erektion und wollüstigen Träumen, späterhin auch ohne Erektion auf die allerleichteste Veranlassung, doch noch im Zustande des Träumens, endlich aber bei entnervten Wollüstlingen selbst bei Tage, bei wollüstigen Vorstellungen, bei Annäherung an ein Frauenzimmer, und bei Exkretion des Harns und Stuhlgangs entstehen.

Pollutionen an sich sind also kein Krankheitssymptom, im Gegentheil bezeichnen sie Kraft des Mannes, wenn sie selten und nur bei starker Erektion erfolgen. Es gibt zwar Männer, die, ohne den Geschlechtstrieb zu befriedigen, auch frei von Pollutionen und deswegen um so gesunder sind; allein bei weitem die meisten erfahren deren von Zeit zu Zeit und entleeren so die Samengefäße. Wir

menbach erklärt diese Ausleerungen sogar für nothwendig, allein man muß nicht vergessen, daß sie weder zu regelmäßigen Zeiten, noch bei allen Männern erfolgen.

Krankhaft werden sie, wenn sie sehr häufig kommen, besonders aber, wenn sie bei halber Erektion und endlich selbst bei Tage abgehen. Die abnorme Ausleerung des Samens und des Safts der Prostata (denn in den am Tage abgehenden Pollutionen wird nur dieser entleert) führt zur unter dem Namen der Rückendarre bekannten trocknen Schwindsucht. Ihre Hauptsymptome sind außer diesen unwillkührlichen Ausleerungen der Zeugungsfeuchtigkeit und großer Erschlaffung der Geschlechtstheile, große Abmagerung, Gefühl von Ameisenlaufen im Rücken, und endlich hektisches Fieber, öfter ohne Husten und Auswurf, als mit demselben und endlich der Tod. (Vgl. Unmäßigkeit.)

Schminke.

So nennt man jede Substanz, die dazu bestimmt ist, den Teint zu verschönern, oder wo das Alter oder Ausschweifungen oder Leidenschaften ihre Rolle im Gesichte gespielt,

und dessen Teint ein wenig mitgenommen haben, diesen in der Frische der Jugend und in der Blüthe der Schönheit möglichst wieder herzustellen. Freilich:

> Les fards ne peuvent faire
> Que l'on échappe au temps, cet insigne larron
> Les ruines d'une maison
> Se peuvent réparer: que n'est cet avantage
> Pour les ruines du visage!
>
> *Lafontaine.*

> Nicht bewirkt es Schminke,
> Daß der zerstörenden Zeit man entwische.
> Wohl stellt man eines Hauses Trümmer
> Ganz wieder her: doch baut man nicht
> Die Trümmer des Gesichtes wieder auf!

Ein sehr merkwürdiges Faktum in der Kulturgeschichte des Menschen ist es, daß trotz aller Verschiedenheiten der Moden und Sitten, der Gebrauch der Schminke bei den wilden, wie den civilisirten Völkern üblich ist, nur mit dem Unterschiede, daß bei uns nur die Weiber sich schminken, bei den Wilden aber auch die Männer ihr Gesicht bemalen, freilich weniger um zu gefallen, als um sich ein furchtbares Ansehen zu geben. Auch in der Wahl der Farben herrschen unter den verschiedenen Völkern sehr verschiedene Moden. Die

maligen Canarienser schminkten sich roth, grün und gelb, die alten Bewohner der Bretagne blau, die Neger im Königreich Juida roth, die Bewohner der Insel Sombrero malen ihr Gesicht gelb und grün, die Insulaner auf den Cycladen glänzend schwarz mit rothen und weißen Flecken auf Stirn und Nase, die Bewohner der Insel Sondregront bemalen sich den ganzen Körper mit Kröten und Schlangen, andre Völker malen Pflanzen, Vögel, Hieroglyphen u. s. w. darauf, die Weiber der alten Pikten malten sich Sonne, Mond und Stern auf ihre Busen, und die Wilden in Canada legen sich sogar Federn von verschiedenen Farben auf's Gesicht. Cook erzählt, daß Männer und Weiber bei den Neuseeländern Stirn und Wangen gelb schminken: andre — pfui! — schminken sich mit thierischen Exkrementen, wie die Neger in der Saldana-Bay, von denen Prevost erzählt, daß sie sich — chacun à son gout — vom Kopf zu Fuß mit Kuh — einreiben!

Vor Peter dem Großen schminkten sich alle russische Frauen, und rissen sich die Augenbraunen aus, um sich künstliche zu malen. Die Grönländerinnen beschminken sich das Gesicht mit Weiß und Gelb, und die Weiber



auf Sembla, um sich einen Anstrich von Grazie zu geben, streichen sich Stirn und Kinn blau an. Die Japanesinnen malen sich Lippen und Augenwimpern blau. Bei den Barbaresken spritzen sich die Weiber sogar ein metallisches Präparat in die Augen, um sie schwärzer zu färben, und färben sich Hände und Füße weiß und gelb. In Tunis kann ein Mädchen nur schön sein, wenn es Kinn und Lippen mit Indigo gefärbt hat. Das ganze System des Tatouirens, das bekanntlich darin besteht, daß die Haut mit spitzigen Instrumenten durchstochen wird, worauf in die Wunden färbende Stoffe eingerieben werden, die sich dann Zeitlebens in der Haut erhalten (— bei unserm gemeinen Vo[lke,] den Matrosen, Soldaten &c. herrscht eine äh[n]liche Mode —) das ganze Tatouiren ist [ei]gentlich nur eine Art des Schminkens, [und] beruht auf denselben falschen Grundsätzen [in] der Verschönerung des Körpers. Den[n es] gilt überall, daß Alles, was sich von der [Na]tur entfernt, eher häßlich als schön ist, [und] ein reiner, unverdorbener Geschmack w[ird] eben so gut, als ein ästhetischer Schön[heits]sinn, lächerlich, und nichts weniger als [schön] finden, wenn der Mensch sich eine De[...]

Farben auflegt, und den Reiz der natürlichen Farbe damit zerstört.

Die Künstelei wird stets das Ziel
Der reizenden Natur verrücken;
Das Roth, womit wir unsre Wangen schmücken,
Zerstört das holde Farbenspiel,
Durch welches wir zum erstenmal entzücken,
Und Lügen der Empfindsamkeit ersticken
Das herzliche Naturgefühl.

Bürger.

Es ist sehr schwer zu sagen, wenn die Weiber angefangen haben sich zu schminken. Nach dem Propheten Henoch lehrte es ihnen der Engel Azaliel noch vor der Sündfluth. Gewiß ist, daß das alte Testament schon häufig der Schminken erwähnt. Hiob nennt ... e seiner Töchter „Spießglanzbüchse," weil ... eine Koquette war, und sich stark mit Spieß... (goldgelb) schminkte, was bei den He... n die beliebteste Farbe war. Jeremias ... zu den Töchtern Zion's: „wenn Ihr auch mit Golde schmückt und das Gesicht ... mit Spießglanz, so werden doch die ... Euren Tod suchen."

... Weiber in Syrien, Babylon und Ara... ...ten diese Sitte nach, und so kam sie

...minke.

...über, denn der heilige Ch...
...h an einer Stelle über die
...n, und ruft aus: »Nicht mit
... des Teufels sollt Ihr Eure
..., sondern mit dem göttlichen
...risti.«
...gen Damen erfanden die weiße
...inke, und ohne Zweifel nahmen
...nnen, wie allen Luxus, von den
...oraz, Plinius und Ovid
... von diesen Schminken, Ovid
...in Recept zu einer Schminke, das
...sammengesetzt ist.
...eser wissen, wie verbreitet noch heut
...nter uns der Gebrauch der Schminke
...ders bei Weibern, denen es darum
...ist, ewig jung zu scheinen, bei altern-
...nen der höhern Zirkel, die die Anbeter
...ugend fliehen sehen, und gern noch
...oder den Andern zurückhielten, und bei
...amen, von denen ein geistreicher fran-
...er Schriftsteller sagt, daß es ihnen viel
... um die Zuneigung, als um die Achtung
...Publikums zu thun sei.
Von der Bereitung der Schminken zu er-
...len und vor ihren höchst schädlichen Folgen
...warnen, die oft, wenn nämlich metallische

Schminken (Blei... ...
angewandt werden, ...
müssen wir cosmetischen S...
Dafür erlaube man uns ...
setzung einer höchst geistre...
Mercier von einer Pari...
der Terreur erzählt, u...
zeugt, den unsre moder...
Schminke legen:
(Die Mark...
Ma...

Gnädige Frau — ...
M...

Marton, ich st...
...

Hier bin ich, g...

Mein Kind, ...

Gnädige ...
Aufstand, ...

Warum ...

Man ...
rung, ...

weiß, Zinnober u. s. w.)
den, lebensgefährlich sind,
metischen Schriften überlassen.
, man uns eine getreue Ueber=
höchst geistreichen Anekdote, die
von einer Pariserin aus den Zeiten
u r erzählt, und die für den Werth
unsre moderne Koquetten auf die
gen:

(Die Markise klingelt.)

Marton.

Frau —

Markise.

n, ich stehe auf —

Marton.

ich, gnädige Frau —

Mark.

nd, was gibt's Neues?

Mark.

Frau, man spricht von einem
er diesen Morgen losbrechen soll —

Mark.

nicht gar?

Mart.

icht von Plünderung, von Zerstö=
Weiberraub, ja sogar —

Mark.

Weiberraub ja sogar — ei, Kind, du scherzest — Himmel, wenn man —

Mart.

Ach! ich habe überall gehört, daß die Ungeheuer die Frauen tödten werden, und man sagt, daß diejenigen, die ihnen gefallen, als unglückliche Opfer ihrer Lüste....

Mark. (sehr lebhaft).

Ich zittre — Marton — geschwind — Marton, kleide mich doch an — Marton — mein Roth! geschwind mein Roth! Himmel! wie ich aussehe — bleich — niedergeschlagen — ich sehe scheußlich aus — sie werden mich tödten!....

Schnupftuch.

Bei den Alten war der Gebrauch d[illegible] Schnupftuchs nicht so üblich als in den neue[illegible] Zeiten; sie hatten Tücher, um sich vor [illegible] Sonne und vor der Kälte zu schützen, wo[illegible] auch die römischen Damen schon allerl[illegible] Staat zu machen wußten, allein die eigen[illegible] Bestimmung unserer Schnupftücher ka[illegible] sie fast nicht. Freilich hatte man auch da[illegible] die schmutzige Gewohnheit, sich beizendes[illegible]

ase zu stecken, noch nicht, das
es Schnaubens kann also auch
l vermindert worden sein. Denn
vorzüglich ist es, der bei unseren
Nationen das Schnupftuch zu einem
gsten und unentbehrlichsten Artikel
Garderobe gemacht hat; ihm verdanken
g die Einführung der farbigen Tücher.
ir noch jetzt sehen wir in Dörfern, und
elten auch in Städten, Spuren jener
ischen Sitte, sich ohne Schnupftuch zu
uben, reiche Landleute, die sich zu diesem
uf eines ihrer Rockzipfel, und Kinder und
Atler, die sich eines noch weit weniger unt-
ändlichen Hülfsmittels bedienen, sind gar kein
ltener Anblick. —

Wie fein und ausgesucht die Tücher der Griechen und Römer, die man sehr uneigentlich Schnupftücher hieß, auch gewesen sein mochten, so scheint die neuere Sitte jenen alten Luxus bei uns noch überbieten zu wollen, denn welch ein kostbarer und unnützer Artikel sind nicht die Schnupftücher unserer eleganten Damen!? eben so wie die der Schweiß- und Regentücher vornehmer Römerinnen, dienen sie nur dazu, in den Händen der Schönen zu paradiren, und in den Strickbeuteln den Platz

Schnupftuch.

…, wo ein eigentliches Schnupf-
…gehörte. Geziert mit der feinsten
… mit kostbaren Kanten garnirt, steigen
…chnupftücher bei Prinzessinnen und vor-
…n Damen bis zu dem Preise von zwan-
…zu dreißig Thalern, und — für den ei-
…lichen Gebrauch sind die Besitzerinnen
…n wirklich wieder nicht viel besser daran,
… jene Bauernkinder, von denen wir oben
…rachen. — — Dieselbe Mode herrscht bei
…en afrikanischen Despoten, sie haben, obgleich
…sie sich nicht zu schnauben pflegen, die kost-
…barsten Schnupftücher in den Händen. —
Soll man die Schnupftücher mit wohlrie-
chenden Wassern und Essenzen besprengen oder
nicht? es kann diese Gewohnheit allerdings
schädlich auf unsere und unserer Umgebungen
Gesundheit wirken. Benetzt man die Tücher
mit starken, ambrirten, nach Moschus riechen-
den Wassern, so läuft man Gefahr, nicht al-
lein den Geruch abzustumpfen, sondern auch
seinen Nerven, so wie denen der Nachbarn
zu schaden: denn wer zu gut riecht, riecht
schlecht: qui bene olent, male olent. Hin-
gegen werden einige Tropfen Eau de Colog…
oder dergleichen reine Wohlgerüche, die b…

wieder verflie…
men sein. …
Javen…
diese Mate…
gegen die…
Schnupf…
Indiens…
folge i…
Athen…
fechte…
…
Te…
…
u…

durchaus nicht unwillkom-
e Wohlgerüche.)

und Martial geben über
inige sehr piquante Epigramme
Römerinnen, deren sogenannte
der immer nach allen Wohlgerüchen
Arabiens dufteten, und die zu-
Satyriker, „übler rochen, als der
wilden Thiere bei den Stierge-

rich der Dritte, der so eitel auf seinen
und auf die Weiße seiner Hände war,
mit einer eigends präparirten Maske,
eben solchen Handschuhen schlief, führte,
man sagt, Schnupftücher, die seine Ge-
nwart schon eine Viertelstunde voraus ver-
ndeten. Unter seiner und seines Nachfol-
rs Regierung war die scheußliche Kunst der
ergiftungen so gangbar, daß man ihre Wir-
ngen selbst in den Schnupftüchern fürchtete;
an erinnere sich des tragischen Endes der
hönen Gabriele, deren Tod man angeb-
h vergifteten Handschuhen zuschrieb.

Das Schnupftuch hat in dem Lustspiel der
ebe eine nicht unwichtige Rolle bekommen,
ndem es unter den morgenländischen Des-
ten Sitte geworden war, derjenigen under

Favoritinnen, der bei der jedesmaligen Revüe für die folgende Nacht die Krone zugetheilt werden sollte, das Schnupftuch zuwerfen. Wie glücklich die Auserwählte, der das weiße Tuch zufliegt!

Bekanntlich haben die westlichen, abendländischen Sprachen jene Redensart — wenn auch ohne die Sitte — aufgenommen, und man sagt wie bekannt: er hat ihr das Schnupftuch zugeworfen! um auszudrücken, daß Jemand eine Neigung für irgend ein weibliches Individuum gefaßt habe. — —

Schnurrbart.

Ein corpus pilosum, ein „behaarter Körper" galt schon bei den Alten für ein Zeichen einer kräftigen Männlichkeit, und in der That ist ein reicher Haarwuchs gewöhnlich ein Symptom einer gut entwickelten männlichen Kraft. Südliche Männer, wie Spanier, Italiener, auch Juden ꝛc., haben gewöhnlich mit einem dunkelgefärbten Haar auch einen sehr reichlichen Haar- und Bartwuchs, und grade die Männer solcher Nationen sind auch wegen ihrer Lubricität berühmt. — Der eigentliche Schnurrbart ist Tracht der neuern Zeiten,

...tern Jahrhundert fast aus-
...athum der Söhne des Mars
...ihn mit Salben und Wichsen
... hegen und pflegen, weil sie
...s ihnen ein dergleichen Schnurr-
...z besonderer Zierde beim schönen
...gereiche. So ist denn die Kunst
...urrbartes bei einem recht fashiona-
...gen Kriegsmann ein Haupttoiletten-
...m geworden, und es bedarf gar vieler
...l, um alle die unzähligen Variationen
... zu lernen, vom kleinen, scharf beschor-
...Schnurrbart-Rudimentchen an, das, wie
Schönpflästerchen, ein Milchgesichtchen
...en soll, bis zum mächtig = furchtbaren
...chnurrbart-Coloß, der sich, beide Backen be-
...hützend, über das Gesicht hinzieht, und —
zum Zeichen, daß er's so böse gar nicht meint
— in ein fein gewichstes Löckchen endet! Was
könnte ein zweiter Lavater nicht aus dreißig
solcher Abstufungen herausstudiren! Von je-
nem Rudimentchen würde er vielleicht
sagen: „Erste Ausflucht in die kultivirte
Welt — Furcht und jugendliche Schaam,
nicht ohne Beimischung von lüsterner Dumm-
dreistigkeit — Variation auf das Thema: ein
Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno

sich — im Stutz deutlich der Ausdruck: wie findet mich wohl die Welt und die Wacht-parade?" — Vom Schnurrbarts-Coloß hätte vielleicht Lavater sagen können: „Trotziges Selbstgefühl im Bewußtsein errungener Siege — Schlacht- und Thatendrang — Gleichgültigkeit gestützt auf Bewußtsein der Unwiderstehlichkeit — im Böckchen, deutlich des Mephistopheles Kultur, die alle Welt beleckt — u. s. w." (Vgl. Bart, Haar, Physiognomie.)

Schnürleib.

So heißt jenes Stück der weiblichen Bekleidung, welches einen Theil der Brust und des Unterleibs umfaßt und bestimmt ist, den Körper aufrecht zu erhalten, die Brust zu heben, und den zu großen Umfang des Unterleibes zu verstecken. Es darf auf den Körper weder einen unbequemen Druck ausüben, noch die freie Bewegung im geringsten hindern, wenn es nicht fehlerhaft und sogar schädlich sein soll.

Die Zeit ist noch nicht so lange verflossen, da unsre Damen die unter dem Namen der Schnürbrüste bekannten Panzer trugen,

die, mit F... versehen, ... verunstal... und Ge... Fischbei... auf Ge... cherlich... steifen... Kostu... mit ... verb... sie ... Ge... ste... d... d...

mit Fischbein und selbst mit Eisenstangen
ehen, eher geeignet waren, den Körper zu
instalten, als zu einer gefälligen Haltung
Gestalt derselben beizutragen. Diese
hbeinmaschinen sieht man heute nur noch
Gemälden und Kupferstichen; sie sind lä-
lich geworden, seitdem die Frauen den
en altfränkischen Anzug mit dem schönern
tum der Griechinnen vertauschten. Und
Recht verdienen die Schnürleiber auf ewig
bannt zu sein, da die Wirkungen, welche
m dem Körper hervorbrachten, sowohl der
undheit als auch der Schönheit zum höch-
Nachtheil gereichten. Denn der Rumpf
menschlichen Körpers bildet einen Kegel,
en Basis nach unten sich befindet, während
Schnürbrust einen Kegel vorstellte, dessen
is sich oben befand. Dadurch mußte
hwendig ein beständiger Druck erzeugt wer-
, welcher die Brüste und alle Muskeln des
mpfes zusammenpreßte, ihren Umfang
ällig verkleinerte, die Schultern verschob
selbst in den Knochen unförmliche Krüm-
gen verursachte. Bei jungen Mädchen
e deshalb die Entwicklung der Brust ge-
ert, und diese reizenden Theile gelangten
zu jener schönen Rundung und Fülle,

welche die Natur in ihnen zu erzielen strebt. Ja, man hat bei Frauen, die in diese Maschinen eingeklemmt waren, sehr häufig Ohnmachten, Zuckungen, Krämpfe, Schlagflüsse und die gefahrvollsten Krankheiten entstehen sehen. Eine der gewöhnlichsten Folgen der Schnürbrüste war das Schiefwerden des Körpers, wobei in der Regel die rechte Schulter größer als die linke wurde, weil der rechte Arm durch seine stärkeren Bewegungen sich unwillkührlich der angelegten Fessel zu entledigen suchte; während der linke, weniger an Bewegung gewohnt, sich mehr auf leidende Weise dem zusammenschnürenden Drucke hingab. Winslow, welcher zur Zeit der Schnürbrüste in Paris lebte, machte damals die Bemerkung, daß bei allen mit diesen Maschinen gepanzerten Damen — und zu diesen gehörten bekanntlich alle Gebildeten — die unteren Rippen beträchtlich herabgedrückt waren, während sie bei Frauen aus dem niederen Stande sich regelmäßig und natürlich verhielten. Bei uns hat vorzüglich Sömmerin[g] sich gegen den Gebrauch dieser Küraffe erhob[en] und die mannigfaltigen Verdrehungen [und] Krümmungen des Rückgrats, der Ri[ppen] u. s. w., welche durch sie hervorgebrach[t]

den, i[...]
seph [...]
Schn[...]
zusch[...]
Kor[...]
zu [...]
ab[...]
w[...]
a[...]

bungen dargestellt. Kaiser Jo-
Zweite suchte den Gebrauch der
ste in seinen Staaten dadurch ab-
, daß er sie in den Waisenhäusern,
n und weiblichen Erziehungsanstalten
verbot, die Weiber des Zuchthauses
che zu öffentlichen Arbeiten verdammt
aus Strafe sowohl mit Schnürbrüsten
h mit Reifröcken bekleiden ließ. Allein
de kehrte sich weder an das Verbot des
s, noch an die Beschimpfung, welche
Schnürbrüsten im Zuchthause widerfuhr,
nicht eher waren diese Zwangwesten ab-
hafft, als bis die Mode durch einen län-
n Gebrauch ihrer überdrüssig wurde. Heut
Tage sieht man die Fischbeinmieder nur
och an Gallatagen gewisser Höfe, und bei
den Weibern der niedern Stände in einigen
Gegenden von Deutschland und der Schweiz.
Die Römerinnen trugen vormals ein
Mieder, welches sehr kostbar und geschmackvoll
den glänzendsten Theil ihrer Kleidung aus-
machte. Anfangs schien dasselbe bestimmt
zu sein, den Busen zu heben; späterhin suchte
man dadurch noch nebenher die Ausdehnung
des Unterleibes zu beschränken, und auch über-
haupt die Taille schlanker zu machen.

Der Phädra in dem Eunuchen von Terenz fällt die Kleidung eines fremden Mädchens auf, dessen Busen nicht mit Bändern zusammengezogen war, um dadurch schlanker zu erscheinen. Diese Bänder gaben höchst wahrscheinlich die erste Veranlassung zu den Miedern, deren sich späterhin die römischen Frauen allgemein bedienten, und welche die Gefallsucht mit den größten Kostbarkeiten, Gold, Edelsteinen u. s. w. ausschmückte. Gewiß ist, daß diese Mieder kein Fischbein enthielten, und deshalb elastischer und beweglicher sein mußten, als die der spätern Jahrhunderte.

In Indien bedienen sich viele Frauen, besonders die Bajaderen, eines sehr geschmackvollen und bequemen Mieders, wodurch hauptsächlich die Kugelform der Brüste und ihrer Elastizität erhalten werden soll. Jede Halbkugel ist mit einem Futteral versehen, welches aus der feinen Rinde eines Baumes verfertigt wird, der auf der Insel Madagaskar wächst. Diese Futterale haben nicht nur vollkommen die Gestalt der Theile, welche sie bedecken, sondern auch die Farbe der Haut, und der Stoff, aus welchem sie bestehen, ist so nachgiebig und fein, daß das Auge leicht getäuscht wird und eine nackte Brust zu sehen gla

ſt das Auf- und Niederwogen
den Bewegungen des Athems
nen wird. Auch das feinſte Ge-
ht im Stande, dieſe Hülle von dem
liegenden Theil zu unterſcheiden.
e ſolche Bedeckung verhindern die
das frühzeitige Welken des Buſens,
alten denſelben in friſcher Schönheit
einem ſehr hohen Alter, d. h. bis zum
ßten Jahre, denn in jenen Klimaten
man allerdings mit Recht behaupten,
die Frauen im dreißigſten Jahre nicht
hr jung ſind. Sogar im Bette legen jene
führeriſchen Prieſterinnen der Wolluſt ihr
ieder nicht ab, nur in den Augenblicken, wo
as Weib ihrem Geliebten nichts verſagt,
ntblößen ſie ſich bisweilen, jedoch mit dem
rößten Widerſtreben, von dieſer zarten Be-
deckung.

Das indiſche Mieder paßt aber weder zu
dem Anzuge noch zu den Sitten der Europäer.
Deſto größeres Verdienſt erwarb ſich um dieſen
Theil der weiblichen Bekleidung der Mechani-
kus Delacroix in Paris. Er erfand ein
leichtes, feſtes und elaſtiſches Corſet, welches
aus zubereiteter Leinwand verfertigt wird,
nd den Formen der Bruſt und des Unter-



leibes vollkommen angemessen ist. Es unterstützt diese Theile, ohne ihnen nachtheilig zu sein, die Schultern werden gehörig von einander entfernt, die Brust wird emporgehoben, ohne gedrückt zu sein, die beiden Halbkugeln werden von einander getrennt, und alle schönen Formen erscheinen sichtbarer und glänzender durch diese Bedeckung. Im Fall der Busen von besonderer Kleinheit wäre, so hat der geschickte Künstler dafür gesorgt, daß durch einen besondern am Corset angebrachten Mechanismus das Mangelhafte ersetzt, und Auge und Gefühl dadurch getäuscht werde. Es ist nur zu bedauern, daß dieses bequeme und gefällige Mieder nicht auch für jene Frauen brauchbar ist, die gewohnt sind, den allzugroßen Umfang ihres Körpers gewaltsam zusammenzupressen, und eine beständige Tortur ausstehen müssen, um schlanker oder vielmehr minder dick zu scheinen.

Gewöhnlich tragen die heutigen Frauen einen flachen Stab von Fischbein oder Stahl (busc, planchette), wodurch das Mieder gewissermaßen in zwei Theile getheilt, und die beiden Halbkugeln der Brust von einander geschieden werden. Dieses Werkzeug entspricht weder den Forderungen der Schönheit,

r Bequemlichkeit, und es wäre zu
n, daß die Mieder von Delacroix
gemein verbreitet würden.

Schönheit.

Wahre Königin ist des Weibes weibliche
Schönheit,
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet blos,
weil sie sich zeigt.

Schiller.

Eben weil der Begriff schön sich nicht de-
tiren läßt, haben die Philosophen seit Pla-
) darüber

Definitionen mit großer Kraft gegeben.

Göthe.

Plato faßte das Schöne nach metaphysischen
nd religiösen Ansichten auf, und definirte
Schönheit als besondere Erscheinung der Voll-
ommenheit. Er suchte besonders die Be-
riffe von Gut und Schön zu vereinigen, und
ahm deshalb auch die Begriffe: Liebe und
Schönheit für verwandt. Wir haben bereits
n Artikel: Platonische Liebe darüber
usführlicher gesprochen. Auch Plutinus,
in neuplatonischer Philosoph, hielt die Schön-

heit für überirdische Vollkommenheit, die sich doch aber auch zuweilen im Irdischen zeige. Baumgarten gab eine menschlichere, und dem Sprachgebrauch mehr zusagende Definition, indem er die Schönheit sinnliche Vollkommenheit nannte. Kant stellte die merkwürdige Definition auf: Schönheit sei Zweckmäßigkeit ohne Zweck, d. h., sagt er, wenn wir irgend etwas schön finden, so haben wir Ahnung einer gewissen Zweckmäßigkeit, die wir indeß nicht klar erkennen: es kommt uns vor, als hätte sie ein bildender Geist zu einem ganz bestimmten Zweck geschaffen. Die neuern deutschen Naturphilosophen schließen sich wieder mehr an Plato an, wenn sie die Schönheit als Erscheinung des Unendlichen im Endlichen definiren. Alle diese Definitionen führen nicht eben zur Klarheit, die man nur erhält, wenn man das Schöne in seine Elemente zerlegt. Bouterweck nimmt als solche die Harmonie, die Grazie, den Ausdruck und das Erhabene an. Wir müssen auf dieses Schriftstellers vortreffliches Werk: Aesthetik verweisen, wenn unsre Leser sich eine gründlich klare Idee über das Schöne und die Schönh verschaffen wollen.

Man hat oft bemerkt, daß wirkliche S

idealische Harmonie in Form und
bei Frauen gern mit einer gewissen
t einem Gleichmuth des Geistes ver-
/tet ist, den man auch kurzweg dumm
hat, daher ein Cotterie-Wort: „schön
dumm.“ Jean Paul sagt einmal
r Beziehung:

,ie hatte jenes regelmäßige Statuen- und
Madonnen-Gesicht, das nicht selten hohle
Weiberköpfe zudeckt.

Es ist bei solchen Frauen fast, als habe die
latur nicht allzuverschwenderisch sein wollen,
nd drum dem Geist entzogen, was sie über-
hwenglich dem Körper gab. Wir für un-
sern Theil gestehen gern, daß, wenn nicht eine
geistig wie körperlich schöne Frau — wie Ni-
non famösen Andenkens — alle Wahl auf-
hebt, wir bei einer etwanigen Wahl einer gei-
stig-angenehmen, reizenden Brünette mit tref-
fendem Blick und pikantem Ausdruck ohne
Bedenken den Vorzug einräumen würden vor
jenen Schönheiten mit Madonnengesichtern
und hohlen Schädeln. Aber — de gustibus
non est disputandum!

Schönpflästerchen.

Die Zeit ist vorüber, wo dieser Ungeschmack
lt, und die Clarissen und Pamelen locken
icht mehr durch meilenbreite Reifröcke, thurm-
ohe Coeffüren und Schönpflästerchen ihre
Seladons zu süßen Tändeleien schwärmerischer
Empfindsamkeit. Aber die Mode der Schön-
pflästerchen hatte so etwas ganz Absurdes,
daß wir glauben, es werde besonders den Le-
serinnen interessant sein, zu hören, wie ein
geistreicher Franzose sich ihren Ursprung zu-
sammenreimt. Die Erzählung findet sich in
einem alt-französischen, cosmetischen Werkchen.
Die Scene bildet der Leibarzt Abdecker, der
sich bei der Toilette der Favorit-Sultanin
Fatme befindet.

„Kaum hatte er ausgeredet, als sich eine
Fliege am äußern Winkel des Auges von
Fatme niederließ. Die Sultanin bemerk
sie im Spiegel: sieh, rief sie aus, das vo
witzige Thier — aber — ich will sie ni
bestrafen — mich dünkt sogar, ihre Schw
hebt das Roth, das du auf meine Wa
getragen hast. — Ich finde noch mehr,
der Arzt, diese Fliege gibt deinem Au
mehr leidenschaftliches Ansehn.

auch diese Wirkung zu sehen, wendet
er in demselben Augenblick entflieht
achtsame Thierchen. — Das schadet
rief der Arzt, ich habe ein Mittel, den
zu ersetzen. Und er nimmt ein Stück
mit Gummi überzogenen Tafft, und
det ein kleines Stück in Gestalt einer
ge heraus, und bringt es da an, wo das
erchen saß. Fatme bemerkte die von
beker entdeckte Wirkung. Ich werde,
ach sie, dies Pflästerchen dort sitzen lassen,
eil deine geliebte Hand, Theurer, es gemacht
at. Gieb mir deine Scheere, daß auch ich
ir meine Geschicklichkeit beweise. Und sie
chnitt ein halbmondförmiges Stück aus dem
Tafft, und brachte es an ihre Schläfe. Dies,
sagte sie, zum Zeichen, daß meine Liebe immer
noch zunehmen wird, wie der Halbmond,
wenn irgend sie noch einer Zunahme fähig
ist. Und sie schnitt einen ganzen Mond aus,
und setzte ihn auf die Stirn, und sagte: so
wie dies Gestirn in der Nacht, so herrschest
du in meinem Herzen."

„Abbeker war entzückt über diese Reden,
und suchte seinerseits seine Empfindungen
allegorisch wiederzugeben; er schnitt einen
Stern aus dem Tafft aus. Erlaube, schöne

Fatme, sagte er, daß ich dies Gestirn auf deine Wange bringe, denn du bist ein solcher Polarstern, der alle meine Gefühle beherrscht. Bald aber sah Fatme, daß man nicht zu viele solcher Pfläſterchen aufbringen müsse, und sie gab ihnen nun Benennungen je nach der verschiedenen Wirkung, die sie in ihrem Gesichte hervorbrachten. Sie nannte Assassine das Pfläſterchen im Augenwinkel, Magestueuse jenes auf der Stirn, Enjouée das in den Fältchen der Wange, Galante das Pfläſterchen in der Mitte der Backe, Coquette jenes an den Lippen, und dann taufte sie noch einige Andre mit den Namen Gracieuse und Friponne." —

Die Künstelei wird stets das Ziel
Der reizenden Natur verrücken.

Bürger.

Schürze.

Jenes bekannte Kleidungsstück des weiblichen Geschlechtes, besonders der untern Klassen, das Anlaß zu einem eben so bekannten Sprichwort gegeben hat, indem man von einem Manne, der eine etwas rege Sinnlichkeit äu-

sert, die überall in ihrer Auswahl nicht sehr delikat ist, sagt: er läuft jeder Schürze nach. So sehr ist dies Kleidungsstück zu Ehren gekommen, daß es als pars pro toto, als Theil fürs Ganze gebraucht wird. Bemerkenswerth ist noch, daß das erste Bekleidungsstück des Menschen — eine Schürze war. Auch am weitesten über die Erde verbreitet ist dies uralte Kleidungsstück, denn Neger und andre nackt einhergehende Völker, die also gar keine Trachten, keine Schneider und keine Mode kennen, tragen doch wenigstens ein — Schürzchen um den Leib.

Selbstbefleckung.

Wir haben leider schon oft in diesem Werke Menschen mit den Thieren um den elenden wetteifern sehen, wer wohl am tiefsten er Wesenreihe stände, und wir kommen an f ein Laster, welches in dieser Hinsicht in die Wage fällt, welches die Natur t, empört, die Menschheit schändet und herer, wie wenig Andre, an ihr rächt. kann nicht unsre Absicht sein, zu erklären, Selbstbefleckung sei, und worin dies La-stehe: ach! es ist nur zu allgemein unter

Jünglingen und — Mädchen bekannt, und die es nicht kennen, mögen diesem verführerischen Feinde ewig fern bleiben! Wenigstens wollen wir nicht die Schmach auf unser Gewissen laden, sie darüber belehrt zu haben. Alt ist das Laster, wohl so alt als die Welt. In den ältesten heiligen Büchern wird seine Erfindung dem Onan zugeschrieben, der die nichtswürdige Ehre hat, seinen Namen bis heute daran geknüpft zu sehn. Griechen und Römer schreiben es dagegen dem listigen Merkur zu, der es zur Entschädigung des Pan, der seine Geliebte, die schöne Echo, verlor, erfunden haben soll.

Schauderhaft ist es, aber wahr, daß dieß gefährliche Laster meist noch eher geübt wird, als sogar die Natur den Menschen auf Geschlechtsgenüsse hinweist, daß also dem Körper wie dem Geist dadurch vorgegriffen wird. Der Grund zur Verderbtheit liegt oft sehr weit weiter und an andern Orten, als es die Eltern wohl ahnen mögen. Wer weiß nicht, wie die sogenannte Kinderfrau, ja selbst oft schon die Amme beim Knaben die ersten Funken einer Leidenschaft entzündet, die ihn später verzehrt? Die Eltern sind leider hier nicht vorsichtig genug, und besonders die Mütter,

welche kaum
wieder ihren
ihrem Vorg
ihre unsch
fremden H
Grund zu
legen. Di
hierauf au

Maxima
Turpe p
Große

Blick le

Der Jüngling fühlt seine Brust
icht, ohne Gegenstand — es über-
n Gefühle, für die er keinen Namen
es erscheint ihm anders; die ganze
cedet für ihn eine Sprache, die sein
rhebt und heiligt, und die er vorher
verstand. Alles hat für ihn eine höhere
eutung, als früher; die Lehren und Bei-
ele der Geschichte sprechen ihn an; was
orher sein Gedächtniß aufbewahrte, rührt
nun sein Herz. Seine Phantasie zeigt ihm
das Ideal, nach dem er zu ringen hat, und er
sehnt sich danach, ein Mann zu sein. Aber
ähnliche Gefühle erwachen in dem früher selbst
noch schlummernden Busen des Mädchens.
Was nun zu thun? Bald vertraut man sich
einem Freunde, einer Freundin — unsere
Schulen geben Gelegenheit genug — Gefühle
gegen Gefühle bei Gleichgesinnten auszutau-
schen: hier finden sich die Kinder Gebildeter
mit Kindern weniger Gebildeter und mit aller
Erziehung entbehrenden, Kindern zusammen,
und bald — lernt der junge Mensch den noch
nicht klar erkannten, aber schon deutlich ge-
fühlten Drang stillen — er fühlt sich nicht
unangenehm davon ergriffen — die Leichtig-
keit der Befriedigung übertrifft alle seine Er-

wartu
wird leicht — die
besiegt — die
Laster ist in vollem
jeder böse Dämon,
Zerstörung desjenige
ergab!
Es ist hier das
gen Werke, wo de
Zustand so innig
ma, das durchar
tung gehört,
Zustand hier
denn wie kö
ster der S
gen dieses
Wir wo
ohne zu
zählen
jot,
wei
un

igen — Furcht, entdeckt zu werden,
leicht beseitigt — die Schaam ist einmal
gt — die Bahn gebrochen — und das
er ist in vollem Schwunge und wirkt, wie
r böse Dämon, langsam aber sicher zu der
störung desjenigen, der sich ihm einmal
ıb!

Es ist hier das Einzigemal in unserm gan-
Werke, wo der pathologische (krankhafte)
tand so innig verwebt ist mit einem The-
das durchaus zum Bereich unsrer Betrach-
g gehört, daß wir jenen pathologischen
tand hier nicht ganz ausschließen können,
n wie könnten wir warnend von dem La-
der Selbstbefleckung reden, ohne der Fol-
dieses scheußlichen Vergehens zu erwähnen.
wollen daher diese in großen Zügen, und
e zu sehr in's Einzelne zu gehen, hier er-
en, unsre Leser auf die Schriften von Tis-
, Salzmann, Faust, Meißner, ver-
end, welcher letztere der neueste Autor ist
sehr klar und einfach spricht.

Ganz verschieden müssen nothwendig die
gen dieser unnatürlichen Geschlechtsanrei-
gen nach dem Lebensalter sein, und ganz
chieden sich in späterer Zeit nach dem Ge-
hte selbst gestalten. In der ganz früheren

lbstbefleckung.

Jahren, welche der Pubertät
sind die Einflüsse und Nach-
ie sich gleich, mag sie von einem
Mädchen geübt werden; die
sind nämlich augenblickliche
folgende Depression und endlich
rstimmung des Nervensystems,
unktionen gestört, vorzüglich aber
stender Nervenkrankheiten hervor-
rden.

s Kind einige Zeit hindurch dem
Laster angehangen, wobei es an-
ten, nach und nach immer öfterer,
iglich, ja sogar mehrere Mal täglich
nipulationen vornimmt, so fängt sich
nstige Krankheit auffallend das sonst
und muntere Aeußere des Kranken
eilig zu verändern an. Die Gesichts-
wird blaß und ins Grünliche fallend,
glich um die Augen herum, die Augen
liegen tief und die Lippen verlieren ihre
afte Röthe. Wie auffallend die Gesund-
leidet, erkennt man also an der äußerlichen
ränderung, noch mehr aber, wenn man das
nd genauer betrachtet; es bemeistert sich
imlich desselben eine auffallende Trägheit
nd Stumpfheit des Geistes, welche für die

Zukunf
Den Kop
hängen,
starr vor
ohne ihn zu
es schnell u
nachgedacht zu
hebt es sich bei
Ruheplatze und
weiter. An de
nossen, an den
Freude willig T
derwillen und
Beschäftigung un
vor: ja es äußert
rakter des Kindes
lichen Reize weit
Nervensystems.
Kind wird eigen
es leicht durch d
andern boshaft
und überhaup
Sehr gern sch
Orte, und üb
Beschäftigun
fühlen denn
Abmagerun

Zukunft die schrecklichsten Aussichten gibt. Den Kopf läßt es oft niedergeschlagen herabhängen, sitzt wie im tiefen Nachdenken da, starr vor sich hin auf einen Punkt sehend, ohne ihn zu betrachten und ohne, wenn man es schnell und unverhofft fragt, über etwas nachgedacht zu haben: nachlässig und faul erhebt es sich bei gegebenen Aufträgen von seinem Ruheplatze und geht langsam und schleppend weiter. An den Spielen seiner Jugendgenossen, an denen es sonst in ausgelassener Freude willig Theil nahm, findet es jetzt Widerwillen und zieht das Stillsitzen ohne alle Beschäftigung unschuldigen Jugendfreuden vor: ja es äußert sich überhaupt in dem Charakter des Kindes auffallend die von dem örtlichen Reize weiter verbreitete Affektion des Nervensystems. Das sonst frohe und gute [illegible] wird eigensinnig und ärgerlich, so daß [illegible]leicht durch den unschuldigen Scherz eines [illegible] boshaft gemacht, zum Weinen gereizt [illegible] überhaupt höchst unverträglich wird. [illegible] gern schleichen solche Kinder an einsame [illegible] und überlassen sich dort ihrer sündigen [illegible]tigung; sie schlafen gern lange und [illegible] dennoch eine unübersteigliche körperliche [illegible]ung, welche durch den langen Schlaf

noch vermehrt zu werden scheint, und
stehen sie gewöhnlich, ohne erquickt oder
rkt zu sein, eben so ermattet wieder auf,
sie sich niederlegten. — Nach und nach
den alle übrigen Funktionen des noch zarten
Körpers, ganz vorzüglich aber die Verdauung:
s zeigt sich nämlich Verschleimung, vorzüglich
auch im Munde und auf den Zähnen sichtbar,
Unverdaulichkeit jeglicher, auch der leichtesten
Speisen, Blähungsbeschwerden, Leib = und
Magendrücken, Kolik und dgl. m., das Kind
zehrt ab, und mit dieser körperlichen Abzehrung
verbindet sich noch ein immer bedeutender wer=
dendes Rückschreiten der Geisteskräfte und
Fähigkeiten. — Was dem Kinde früher leicht
wurde, aufzufassen und zu begreifen, wird ihm
jetzt schwer und kurz, es bildet sich jetzt völlige
Stumpfheit des Geistes, es bemeistert sich
seiner sichtbare Dummheit und Verschlossen=
heit, ohne daß es diese Veränderung an sich
selbst bemerkt, oder sich außerdem nur im ge=
ringsten Grade unwohl fühlen sollte. Das
Uebelste ist dabei, daß sich diese psychischen
Einwirkungen Jahre lang, ja sogar während
der ganzen Lebenszeit wirksam erhalten, wenn
schon das Laster selbst unterlassen und alles
Mögliche zur Wiederherstellung des Patienten

angewen
Krankheit
liegt ein s
darnieder,
leicht einen
schon in ei
per kann ge
eines solch
Auf ei
lich solch
begann,
ein sei
und
solch
Son
Elt
au



angewendet wurde. — Trifft zufällig
Krankheit in diese Periode seines Leben
liegt ein solcher Patient oft sogleich
darnieder, das geringste Katarrhalfieber n
leicht einen nervösen Charakter an, un
schon in einem hohen Grade geschwächte
per kann gewöhnlich nicht lange das W
eines solchen Uebels ertragen.

Auf eine so traurige Weise endet gew
lich solches Leben, noch ehe es aufzublü
begann, wie die junge Pflanze verwelkt, we
ein feindlicher Wurm an ihrer Wurzel na
und so ihre Gesundheit stört. — Auf ei
solche Weise werden alle Bemühungen u
Sorgen, alle Aussichten der beklagenswerth
Eltern in die Zukunft für ihr Kind zerstö
auf diese Weise Alles vernichtet, wovon
sich das höchste Erdenglück und die sicher
Stütze im Alter versprachen. — Auf eine sol
Art werden endlich dem Staate die gesündest
kraftvollsten Unterthanen geraubt,
seine Erhaltung die stärkste Schutzma
ken bilden können.

In der zarten Jugend ergeben sich m
ben als Mädchen dem Laster der Selb
kung, wahrscheinlich weil der Knabe w
Selbstständiges hat, seinen Weg

ohne Aufsicht geht, gern eigenmächtig handelt, deshalb aber auch mehr der Verführung ausgesetzt ist. Bei Mädchen kommt dieß ungleich weniger oft vor, indem sie in diesem Alter mehr an der Mutter hängen, ihr alles mittheilen, sie fragen, was sie thun und lassen sollen, überhaupt im Gegensatze von dem Knaben ungleich mehr abhängig gewöhnt sind.

Wir haben in frühern Artikeln dieses Werkes gesehn, wie in der Zeit der eigentlichen Jugend im männlichen Geschlecht die befruchtende Flüssigkeit abgesondert wird, die dem Körper Kraft und Muth und Fülle gibt. Aus diesem Gesichtspunkt müssen die Folgen der Onanie bei dem reifenden Jünglinge betrachtet werden, wenn man einsehen will, wie sie oft zerstörend auf denselben einwirken können. Nothwendig muß die durch Wollust veranlaßte Verschwendung der besten und nöthigsten Säfte des Körpers ihren nachtheiligen Einfluß zuerst auf den Körper selbst äußern, die männliche Gestalt bildet sich nicht aus, der Körper schrumpft zusammen, und wirklich sehen wir in kurzer Zeit ihn so zu Grunde richten, daß man darin die verkümmerte Bildung der Natur nicht leicht verkennen kann. Der Körper wird abgezehrt, je mehr die noch unreife Saa-

ssigkeit verschwendet wird, das Gesicht
in, es bilden sich Ringe um die Augen,
äfte schwinden, es fließt endlich ohne
einen Reiz nach übertriebener Manu-
tion diese Flüssigkeit von selbst aus,
n häufigen Fällen gar nicht verhindert
kann, und in Folge dieses unwillkühr-
und steten Saamenflusses entsteht eine
fürchterliche, immer tödtlich endende
heit, die Rückendarre. — Die Geschlechts-
werden schlaff, hängen herab, zeigen
hläge, Jucken u. s. w. Die Bewegun-
es Kranken werden unsicher und schwan-
die Körperhaltung gebückt, die Arme
und alles Arbeiten wird, der immer
menden Abmattung und Abmagerung
, unmöglich. Auch die Werkzeuge des
hholens werden heftig ergriffen, es folgt
er Husten, kurzer Athem, eine heisere
hwache Stimme, und bei jeder nur mä-
körperlichen Bewegung ein beängstigen-
eichen. Mit diesen körperlichen verbin-
ch gar bald mannigfaltige Nervenleiden,
ders anfänglich heftige periodische Kopf-
zen, am meisten des Morgens: später
Stumpfheit des Geistes, Unfähigkeit zum
n und zu Kopfarbeiten überhaupt hinzu,

die Sinne werden schwach, besonders die Augen, ja in seltenen Fällen folgt sogar Blindheit.

Ausgezeichnet ist noch die bei eingefleischten Onanisten obwaltende Scheu, mit Frauenzimmern umzugehen oder zu sprechen,

Und fliehen jedes Weibsgesicht
Und zittern, es zu sehn.
Schiller.

gleichsam als befürchteten sie, mit ihrem Laster hier entlarvt zu werden, oder als hätten sie sich am ganzen Geschlecht versündiget. Einsamkeit ist dem Kranken am liebsten, er läßt den Kopf träge herabhängen, ist niedergeschlagen, wird durch Nichts aufgeheitert, verfällt in Geisteskrankheiten, besonders leicht in Melancholie, wobei er sich die gräßlichsten Vorwürfe macht und wohl gar, wie mehrere Beispiele vorhanden sind, im Anfalle seines Tiefsinns zum Selbstmörder wird.

In andern Fällen leiden mehr die Nerven des Unterleibes, und es zeigen sich Hypochondrie, allerhand Unterleibskrankheiten, Convulsionen und Epilepsie, die hier auf keine Weise gehoben werden kann. Der ganze Körper krümmt sich endlich zusammen, und

tritt Fle Ze Kr

tritt ein schleichendes aus- und abzehren
Fieber hinzu, das gewöhnlich in sehr ku
Zeit den noch übrigen geringen Theil
Kraft aufreibt!

Quaeque ipse miserrima vidi

Virgil

Ich selbst hab' das Elend geschaut —

und mit mir tausend andre ärztliche Beoba
ter, und leider! nur mehr als zu oft.

Etwas verändert, aber nicht mehr gemild
stellen sich die Folgen der Selbstbefleckung
dem Mädchen dar.

Durch die Onanie, oder durch die versch
denartige Manustupration, sucht das Mädch
im Ganzen dasselbe zu bezwecken, wie
Knabe, nämlich wollüstige Reizung der G
nitalien; aber sie erreicht ihren Zweck ni
so wie dieser durch den entschiedenen Verl
einer dem männlichen Sperma ähnlich
Feuchtigkeit, sondern blos durch Anreizen
Nerven und Exaltation des Geschlechtssyste
Die ersten Folgen der Selbstbefleckung bei
Jungfrau sind also nicht die, vergeudeter N
ng, sondern die eines aufgeregten und
en Folge der Aufregung deprimir
Nervensystems; und aus diesem Grunde äuß

sich eben so schnell als bei dem Knaben die Folgen solcher unnatürlichen, wollüstigen und unter strafbarer Einbildung geschehenen Geschlechtsaufregungen, als Kopfschmerz, Niedergeschlagenheit, Eigensinn, Wehmuth, Abgestorbenheit gegen die Welt und alle ihre Reize und Annehmlichkeiten, endlich sogar als Geisteskrankheit, z. B. als Melancholie, was der größten Feinheit der Nerven wegen im erhöhten Grade statt findet. Auch die Sinne werden abgestumpft, besonders die Augen, welche roth und trübe werden, und einen scheuen oder stieren Blick haben. —

Bei dem allgemeinen Leiden der Nerven kann es nicht fehlen, daß nicht gar bald auch die Verdauung die schädlichen Folgen der Onanie erfahren sollte, und in Folge dieses Leidens zehrt endlich, unter gleichen Symptomen wie der Knabe, auch das erwachsene Mädchen gänzlich ab: besonders werden aber die krampfhaften Beschwerden in kurzer Zeit noch weit mehr als bei jenem gesteigert, denn Zuckungen, Magenkrampf, Convulsionen, Veitstanz und Epilepsie wechseln immer fort mit einander ab. Alle Reize der Jungfrauen schwinden in kurzer Zeit, und von der frühern Schönheit bleibt keine merkliche Spur mehr

.en ein bleifarbenes und mageres
.öde, mit rothen Blüthen bedeckte
.ke Augen, blasse Lippen, lange,
Zähne u. dgl. m. treten an ihre
r ganze Körper schrumpft zusammen,
eilbare Gelbsucht und eine rothe,
.ade Nase machen das äußere Ansehen
.ehr widrig.

.ßer allen diesen erscheinen aber bei der
.gfrau noch mehrere andre von der örtlichen
.ide abhängige Nachtheile. Durch das
.ttiren und die unnatürliche Wollusterre-
.g, durch die der Zweck, nämlich die Zeu-
.ing, nicht erreicht wurde, wird in den Ge-
chlechtstheilen eine unnatürliche Absonderung
rzwungen, nämlich die Absonderung eines
weißen Schleimes, der hier nach und nach
Wundsein, Mutterkrämpfe u. s. w. veranlaßt.
Dieß ist jedoch noch der unbedeutendste Nach-
theil von dieser Seite: mehr zu fürchten sind
die sich innerlich bildenden Nachtheile und
Folgen: durch diese ungewöhnliche Absonde-
ung werden nämlich die Geschlechtstheile selbst
nachtheilig verändert, sie bilden Verhärtungen,
und aus solchen Verhärtungen geht das fürch-
erlichste Uebel, welches das weibliche Geschlecht
befallen kann, hervor, ich meine den Mutter-

krebs, ein höchst schmerzhaftes, die Lebensruhe raubendes Leiden, das nach und nach die benachbarten Theile, besonders die Harnblase ergreift, die auffallendste Abmagerung veranlaßt, einen pestartigen Geruch verbreitet und den Kranken das Leben zur Last macht, das aber nur langsam und unter den schrecklichsten Erscheinungen und größten Qualen aufgerieben wird. —

Dies sind Naturschilderungen, Leser und Leserinnen — blickt sie an — studirt sie und schaudert! Die gütige Natur hat Euch so viele erlaubte Freuden bewilligt, warum wollt Ihr mit thierischer Gier zu unerlaubten greifen, die sich so fürchterlich an Euch rächen? (Vgl. Unmäßigkeit.)

Serail.

Das Schloß, der Pallast des türkischen Sultans, dessen einer innerer Theil den Harem, oder den Wohnort der Frauen des Großherrn bildet. Es enthält die abgesonderten Pavillons der sieben Rhadunns, wie man die rechtmäßigen Frauen des Sultans nennt, die von einer Menge Sclavinnen oder sogenannten Odalisken bedient werden.

Jede dieser Sultaninnen hat in dem Serail also gleichsam ihren eigenen Pallast, Keine kommt zur Andern, Keine kennt die Andre, was ein guter Zügel für die neidisch-eifersüchtigen Weiber sein mag. Außerdem unterhält Se. Majestät noch mehr als tausend andre Favoritinnen im Serail, und über Einförmigkeit im Genuß wird er sich daher wohl nicht zu beklagen haben! Der Harem wird von Verschnittenen bewacht (s. diesen Art.) die ungemein schlau und eifrig dafür sorgen, daß ja kein Fremder die geweihten Pforten des Harems durchbreche. Von solchem Eunuchen sagt Piron sehr witzig:

— C'est l'Eunuque au milieu du Serail,
Il n'y fait rien, et nuit à qui veut faire.

Es ist der Ennuch im Serail,
Er wahrlich thut hier nichts, doch hindert er,
daß ein andrer etwas thue!

Jeder orientalische Despot, ja jeder Reiche nd Vornehme im Orient hat seinen Harem. ne kurze Beschreibung des Harems des ach's von Persien dürften unsre Leser hier t ungern finden. Für diesen Harem werden die schönsten Mädchen aus Georgien und assien, welche Länder an sich bekanntlich

[illegible] die schönsten Weiber [illegible] geschafft. Wenn man [illegible]

[illegible]

geraubt hat, nur diese dürfen in den Harem
kommen, und einer derselben ist der oberste
Aufseher der Weiber, vor welchem selbst die
Günstlinge des Königs zittern müssen, indem
er, wenn er es nöthig findet, geißeln und tödten
kann. Eine jede Bewohnerin des Harems
hat ihr abgesondertes Zimmer, oder höchstens
wohnen zwei in demselben Gemach, eine junge
und eine alte. Keine darf ihre nächste Nach-
barin oder ihre nächste Freundin besuchen,
ohne Erlaubniß vorher erhalten zu haben.
Eine jede erhält täglich ihr Essen, und zu ge-
wissen Zeiten so viel Kleider und Gehalt, als
ihr ausgesetzt sind. Auch wird eine jede von
ihren besondern Sclaven und Sclavinnen be-
dient, unter welchen die erstern nicht nur ent-
mannt, sondern unter zehn oder über fünfzig
Jahre sind. Ihre einzigen Beschäftigungen
Gesang und Tanz vor dem Könige, und
ige Stickereien; die meisten aber bringen ihr
in einem gänzlichen Müssiggange zu.
weichen Sopha's hingestreckt rauchen sie
Morgen bis an den Abend Taback, und
sich von ihren Sclaven und Sclavinnen
, worin eins der vorzüglichsten Vergnü-
der Asiaten besteht. Unter allen Schö-
dem Könige gefallen, hat nur allein



diejenige, die so glücklich ist, den ersten Sohn zu gebären, Ursache, ihr Schicksal zu segnen, weil sie hoffen kann, einst den Rang und das Ansehen der Königsmutter zu erhalten, die neben dem obersten Verschnittenen die größte Gewalt im Harem und außer demselben ausübt. Sie vergibt nicht nur die Würden, zu welchen man im Serail erhoben werden kann, wählt nicht nur diejenigen, die verheirathet werden sollen, und hat nicht nur das Leben der Mätressen des Schachs in ihrer Hand, sondern sie steht auch immer mit den Ministern in Verbindung, die ihrem Willen meistens eben so blindlings, als dem Willen des Königs gehorchen. Alle übrigen Mädchen, die nach der Erscheinung des erstgebornen Sohnes Kinder zur Welt bringen, werden in abgesonderte Theile des Harems gesteckt, wo sie viel strenger als die übrigen bewacht werden, und in unaufhörlicher Gefahr schweben, sammt ihren Kindern von dem regierenden Könige od[er] dessen Nachfolger hingerichtet zu werde[n]. Unter allen Weibern, die Kinder am Leb[en] oder geboren haben, oder die nur schwan[ger] sind, hat keine jemals Hoffnung, heraus[zu]kommen und an vornehme Staatsbedi[ente] verheirathet zu werden, welches der sehnli[chste]

Wunsch von allen ist. Besonders werden sie nach dem Tode des Königs, dessen Mätressen sie waren, in ein entferntes Quartier des Harems verschlossen, wo sie auf ewig von dem Harem und von der übrigen Welt getrennt sind. Um der Gefahr dieser rettungslosen Sclaverei zu entgehen, weichen alle Schönen des Harems den Umarmungen des Königs so viel als möglich aus, oder suchen wenigstens Schwangerschaften und Geburten durch alle Arten von bösen Künsten zu verhüten; hierin liegt der Grund der häufigen Fruchtabtreibungen in den Harems der Könige. Die schönsten Mädchen brauchen allerhand Vorwände, am häufigsten den Vorwand der monatlichen Unpäßlichkeit, um die Begierden des Königs zu [illegible]iteln, auf welche Täuschungen aber die [illegible]samsten Strafen folgen, wenn sie entdeckt [illegible]den. Abes der Zweite, König von Persien, ließ ein Mädchen, das sich seiner Liebe [illegible]en hatte, in einem Schornstein festbinden [illegible]urch unten angezündetes Holz langsam [illegible]nnen. Ungeachtet die Weiber des Ha[illegible] ihren Aufenthalt als einen Verdam[illegible]ort und die Liebe des Königs als ihr [illegible] Unglück ansehen, so beneiden und [illegible] sie sich doch gegenseitig auf das feind-

seligste, sie mögen die Hoffnung, aus dem Harem herauszukommen, haben, oder nicht haben. Die Veranlassungen dazu sind bald größere oder häufigere Gunstbezeugungen des Königs, und besonders reichere Geschenke; bald das ehrgeizige Streben nach höhern Würden, bald die Begierde, vor der andern, außerhalb des Serails, vermählt zu werden, bald verzehrende Eifersucht der Tribaden unter einander. Die Morgenländerinnen buhlen um die Gunst von schönen Mädchen mehr, als um die Gunst von Männern, und lieben sich unter einander feuriger, als sie ihre Männer und Geliebten lieben. Diese unnatürlichen Neigungen bringen Haß gegen das männliche Geschlecht hervor, so wie die unnatürliche Liebe der Männer Gleichgültigkeit gegen Weiber hervorbringt. Hieraus entstehen unaufhörliche Verläumdungen und Vergiftungen, und diese ziehen beständige Untersuchungen, schimpfliche Geißelungen oder fürchterliche Todesstrafen nach sich. Einige werden in die entlegensten Theile des Harems verwiesen und zu den niedrigsten Arbeiten verdammt; andere werden mit Ruthen gepeitscht, und noch andere erdrosselt, verbrannt oder lebendig begraben. Durch alle diese harten Strafen aber

kann der mächtigste König es nicht verhüten, daß ihm nicht bald ein geliebtes Weib, und noch öfter seine Kinder durch Gift oder auf andere Art getödtet werden. Die Königin Mutter läßt von Zeit zu Zeit mehrere Kinder ihres Sohnes ersticken, wenn die Zahl beschwerlich groß zu werden anfängt.

Welch' schauderhaftes Gemälde von Gewaltthaten, Leidenschaften und Lastern! Und wie fürchterlich, daß dies Gemälde wahr ist, daß es sich nicht nur in den Harems der Despoten, sondern auch in mehr oder weniger verkleinertem Maaßstabe in allen morgenländischen Harems, bis zu denen reicher Privatleute herab, wiederholt!

Seufzer.

Der Seufzer ist eine lange, tiefe, kräftige [illegible]iration, die physiologisch zum Zwecke hat, [illegible] Lungen auszudehnen und so die Circula[illegible] zu erleichtern. Man pflegt daher bei allen [illegible]genheiten, die den Blutumlauf erschweren [illegible] behindern, zu seufzen, und Jeder weiß, [illegible] bei solcher Gelegenheit ein Seufzer er[illegible]ert. Von physischen Ursachen, die zum

Seufzen nöthigen, nennen wir nur Verdauung, schwere Luft, körperliche Anstrengungen, gewisse Nervenzufälle, und vollends Krankheiten der Brustorgane. Von moralischen Ursachen brauchen wir nur jeden geistigen Schmerz anzuführen, er mag durch Trauer oder Liebe, oder ungestilltes Verlangen u. s. w. erregt werden. Daß die Liebenden häufig seufzen, das sagte von ihnen schon Ovid: ducere suspiria ab imo pectore (aus tiefster Brust seufzen) und von August's Zeitalter bis heute ist ein tiefer Seufzer noch immer das beste Erleichterungsmittel geblieben für eine Brust, die Amor's Pfeil verwundet hat. Wohl zu merken, seufzen aber nur die unglücklich Liebenden, so daß man annehmen darf, daß in der glücklichen Liebe die Circulation des Blutes — nicht eben behindert wird.

Sexualorgane.

S. Geschlechtstheile.

Shawl.

Wir könnten hier in Bezug auf Verschöne-

rung und Putz nur wiederholen, was wir bereits im Art. Putz gesagt haben. Da aber die Mode nicht hört, und die Kultur und Luxus längst gewohnt sind, sich von der Natur zu entfernen, so haben sie denn auch die Shawls zu einem der wichtigsten Modeartikel erhoben — — wie mancher seufzende Ehemann dies am besten weiß — und man weiß, wie viel Kokettterie die Europäischen Schönen und Nichtschönen heut zu Tage mit ihren Cachemirs und Bagdads (sind wir nicht gut unterrichtet?) treiben. Wie oft schon war nicht ein Shawl, zur rechten Zeit angebracht, das beste Sturmmittel einer unüberwindlichen Festung? Und doch wie sehr wahr sagt ein französischer Kenner in Bezug auf dies Kleidungsstück:

Je ris du qu'en dira-t-on
Et, sans mystère,
Je préfère
A nos dames du grand ton
La simple et gentille Marton.

Pour nous cacher un joli sein,
Leur cachemire
Qu'on admire,
Ne vaut pas un lin
Bien fin.

Je ris du qu'en dira-t-on,
Et, sans mystere,
Je préfère
A nos dames du grand ton
La simple et gentille Marton.

Que j'aime à voir son fichu vert
Sur sa beau blanche,
Le dimanche,
Par un souffle d'air
Ouvert!

Désaugiers.

(Ich mach' mir nichts aus dem Gered' der Welt, und gradheraus, ich ziehe unsern großen Damen die kleine nette Marton weit vor. Um einen hübschen Busen zu verbergen, taugt ihr bewunderter Shawl wahrlich nicht so viel als ein feines Linnen. Wie lieb' ich dagegen Martons grünes Tüchlein auf der weißen Haut, wenn Sonntags ein Lüftchen es öffnet!)

Sinne.

Ja die Sinne! Wir dürfen keine moralische Predigt über die Macht oder — Ohnmacht der Sinne geben — wir dürfen nicht untersuchen, ob Epicur Recht hat, der etwa mit Faust denkt:

Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag was will und kann geschehn —

Göthe.

oder ob die Stoa Recht hat, die in das andre Extrem fällt, daß sie alle Sinnenherrschaft, alle Macht der Leidenschaft ganz verwirft —

O, glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!

Göthe's
Mephistopheles im Faust.

Ueberlassen wir also diesen Streit, den ge[illegible]ichen, der Moralphilosophie, die sich ferner [illegible]iben mag! Man vergleiche aber dafür, [illegible]er die Sinne, die zum Thema dieses [illegible] gehören, gesagt ist in den Artikeln: [illegible], Geruch, Hand.

Sinnenkälte.

Wie es eine Geschlechtshitze gibt, so [illegible] offenbar eine Geschlechtskälte, eine [illegible]lte, in welcher der Mensch gleichsam

unempfindlich zu sein scheint für den lebhaftesten erregendsten Trieb, der nur irgend im Thierreiche geschaffen ist. Wenn Lais eine ganze Nacht in der verschwenderischsten Enthüllung aller ihrer Reize beim Philosophen Xenocrates zubringt, und dieser nicht aus dem Phlegma seines störrischen Schlafes zu erwecken ist, was ist dieses anders als jene Apathie, jene Kälte, deren sich namentlich die Philosophenschule der griechischen Stoa so vorzugsweise rühmte, daß man seitdem den Begriff stoische Apathie als Kunstausdruck in die Philosophie aufgenommen hat. Ist es nicht eine bewunderswerthe Sinnenkälte, wenn Rousseau, der doch sonst — nicht eben von Holz war, obgleich er mehr als leicht brannte — wenn Rousseau einmal von sich und seiner Geliebten erzählt: „Seit sechs Monaten lebte Madame d'Houdetot allein, fern von ihrem Mann und ihrem Geliebten (St. Lambert). Seit drei Monaten nun sah ich sie täglich, und immer stand die Liebe als dritter Mann zwischen ihr und mir. Wir hatten Tête-à-tête, zu Nacht gespeist, wie waren allein — in einer Laube — im Mondschein — und nach zwei Stunden der lebhaftesten, zärtlich

terhaltung trat sie heraus aus der Laube
ten in der Nacht, eben so unberührt, so
ı an Körper und Geist, als sie hereinge-
ımen war." —

Ganz verschieden ist diese Geschlechtskälte
n jenem Unvermögen, den Geschlechts-
eb naturgemäß zu befriedigen, denn bei
sem kann der Trieb in seiner ganzen Ener-
: wirksam sein — wie er es denn leider!
:istens ist, und der Geist gewöhnlicher um
williger, je schwächer das Fleisch ist! —
ährend bei jener Apathie, bei jener Sinnen-
lte die Sexuallust ganz zu schlummern scheint.

Zuweilen ist ein solcher Zustand angeboren.
iese Menschen pflegen dann wohl fett und
:ichlich, von träger Complexion zu sein;
änner sind dann gewöhnlich wenig behaart,
eiber unfruchtbar, mit kleinen, schlecht ent-
ckelten Brüsten, schwacher Perspiration
s. w. Solche angeborne Geschlechtskälte
rdanken diese Menschen gewöhnlich sehr alten,
er durch frühere Ausschweifungen geschwäch-
n Eltern. Das sind dann die Generationen,
e solche entnervte, alle ihre Säfte und
räfte vergeudet habenden Wüstlinge zum
andmarkenden Zeugniß ihres Wandels der
chwelt hinterlassen!

Aber auch erworben kann jene Apathie werden, wenn sie auch nicht angeboren war. Hier wirken dann ungünstig in dieser Beziehung, also schwächend, eine knappe, kühlende Diät, die lange fortgesetzt wird, Mißbrauch geistiger Getränke (so wie einige auch Mißbrauch des Kaffees angeschuldigt haben), Anwendung gewisser Arzneimittel, wenn sie in unvernünftigem Uebermaaß gebraucht werden, ganz vorzüglich erlöschen aber das Feuer des Sexualtriebes Ausschweifungen, besonders Selbstbefleckung. Nichts verursacht so häufig jene Sinnenkälte, als dieses Laster: allen natürlichen Reizungen entfremdet, für alle natürliche Lust abgestumpft, schleichen die hohlwangigen Sünder herum:

> Und fliehen jedes Weibsgesicht,
> Und zittern, es zu sehn —
>
> Schiller.

und bei jugendlichem Leibe ist ihr Sinn erkaltet, und wie Narciß lieben sie nur noch sich selbst in schnöder Brust! (Vgl. Geschlechtstrieb, Nestel, Selbstbefleckung.)

Sohle.

So wird die untere Fläche de
nannt, die in ihrer Mitte mehr
ausgehöhlt ist. Hier findet sich
Theilen des Körpers die dickste Obe
ders an der Ferse (oder dem
Fußes. Diese Dicke wird haupts
den Druck erzeugt, welchem die
Gehen und Stehen beständig au
doch ist die Oberhaut an diesem Th
lich bei dem weiblichen Geschlech
in beträchtliches dünner, als bei
ichen, wahrscheinlich deshalb, we
ich im Allgemeinen einer weich
dung bedient und die Füße
hen anzustrengen nöthig hat
Die dünnen Schuhsohlen hä
, daß bei Frauenzimmern di
ders am Ballen der groß
der Ferse, zuweilen verhär
ge Beschaffenheit annimmt,
Hühneraugen beobachtet,
er Zufall, zu dessen En
Städten öfters ein schlecht
mit beitragen mag.
Hat die Sohle von jeher

…heile des Körpers betrachtet.
…r nur in der hintern Gegend
…h. an der Ferse verwundbar,
…e l'Enclos wußte keinen schick-
… wohin sie die Runzeln des Ge-
…nen konnte. Auch Kostbarkeiten
…ser niedrigsten Stelle des Körpers
…, indem verschmitzte Diebe und Die-
…weilen gestohlene Diamanten und
…er der Sohle im Schuh verbargen,
… solche Art damit in Sicherheit kamen.
…u ß.)

Sonnenjungfrauen.

… Nonne.

Sopha.

Der Sopha —

Was in Bezug auf das Thema dieses Wer-
kes über den Sopha zu sagen ist, schließt sich
an das an, was wir im Artikel: Bett mit-
…hen.

Cr…
schlüpfr…
ominös …
lich über …
ausgespro…
Squan…
à la mode …
Sopha, un…
Gelegenheit, …
Damenbibliot…
äpfel oder über
Christbaum.

Crebillon …
gender Idee: A…
junker an Schach…
mal zur Strafe …
und erzählt n…
und gehört ha…

Die Bedi…
Erlösung f…
Farbe, Bo…
kann eben …
will, nur …
er eine P…
höhern …
sein ma…
Planet…

Crebillon der Jüngere hat in ein schlüpfrigen Mährchen, le Sopha, das er s ominös: Conte *moral* nennt, sich ausfü lich über diesen Gegenstand mit Witz und La ausgesprochen. Die unsittliche Frau v Squanderfield in Hogarth's Maria à la mode hat dies famöse Buch auf ihr Sopha, und Lichtenberg sagt bei die Gelegenheit, daß das Buch grade so in e Damenbibliothek gehört, wie übergoldete Ste äpfel oder überzuckerte Tollbeeren an ein Christbaum.

Crebillon's Mährchen beruht auf f gender Idee: Amami, eine Art von H junker an Schach Baham's Hofe, ward ei nal zur Strafe in einen Sopha verwande und erzählt nun, was er als solcher gese und gehört hat.

Die Bedingungen des Zaubers und Lösung sind: er kann sich Form, St rbe, Bordirung nach Belieben wählen: n eben so nach Belieben dienen, wem l, nur Sopha muß er bleiben, so lan ine Begebenheit erlebt, die freilich in hern Regionen der gesitteten Welt so etw mag, wie die große Conjunction al aneten in den Regionen des Himme

...huld gegen Unschuld
...g verloren.

Spadonen

...ie Alten Männer, die nur von
...eite entmannt waren, im Gegensatze
...straten, die ganz unfähig sind zu einer
...baren Ehe. Da dies bei den Spadonen
... der Fall ist, so verbot ihnen auch das
...nische Gesetz nicht, sich zu verheirathen.
Vgl. Castraten, Verschnittene.)

Statur.

S. Wuchs.

Stirn.

Einer der edelsten, schönsten Theile im menschlichen Gesichte, weshalb er auch oft in gewissen Sprichwörtern für Gesicht im Allgemeinen, ja für geistige Eigenschaften genannt wird. Wie einnehmend ist nicht eine sanft ...zogene, offene, freie, nicht von Runzeln ...chte Stirn! Wie vielversprechend eine ...? Der Witz der Physiognomiker

...Kopfes ... drängt... ter, des... Character... eckenloser ... je grader, ... Rückwärts... Imaginatio... die oben ... im ganzen ... ständig, lebha... — eiskalt. ... Stirn, die an... sehr geschätzt... an Mensche... feurig edl... gegen w... mit fu... Stirn ... da ... Ar...

hat sich an diesem Theile des menschlichen Kopfes auch fast am meisten geübt. Je gedrängter, kürzer, fester die Stirn, sagt Lavater, desto gedrängter, unlustiger, fester der Character des Menschen; je bogenlinigter, ckenloser die Umrisse, desto zarter und weicher, e grader, desto fester und härter der Character. Rückwärtsliegende Stirn bedeutet nach ihm Imagination und Witz. Stirnen, sagt er, die oben rund und vorstehend, unten grade, m ganzen perpendiculär sind, sind sehr verständig, lebhaft, empfindlich, sehr heftig, und — eiskalt. Die bläulichten Adern auf der Stirn, die an weißen Stirnen von Kennern ehr geschätzt werden, will Lavater nie als n Menschen von sonderbaren Talenten und urig edlem Character gefunden haben. Daßen warnt er davor, Freundschaft zu machen t kurzen, runzlichten, knotigen, irregulären [illegible]ren, die sich immer anders falten. Und [illegible]ir den Lesern auch überall in ähnlichen [illegible]eln Proben von dem alten Physiogno[illegible] Johannes von Indagine geliefert [illegible]n, so stehe auch eines von dessen Urtheilen [illegible] die Stirn hier:

[illegible]nd so die Styrn verrunzelt, und in mit[illegible] gebogen, zusammengezogen, bedeutt

ol zwe herrlicher tugent des menschens, als
ossßmütigkeit und ein scharpffe Synnylichkeit.
at aber darzu eine starke neygung zur grym-
igkeyt. Wenn die Styrn des menschens ist
st grossz, rond um onhärig das zeigt an einen
hnen und darbey lygenhafftigen menschen.
st die Styrn lang, mit einem langen Antlit
d einem kleinen kinn, so ist der mensch ein
ymmiger tyrann." (Vgl. Gesicht.)

Strumpf.

Dieses wesentliche Stück der weiblichen Be-
eidung, welches bestimmt ist, Füße und Wa-
n zu verhüllen, und das durch sein Anschmie-
n uns zunächst die Form dieser Theile zu
kennen gibt (vorausgesetzt, daß keine falschen
aden täuschen), scheint bei den Egyptiern,
riechen, Römern und den meisten Völkern
s Alterthums nicht gebräuchlich gewesen
sein. Bei einigen nordischen Nationen,
ie z. B. bei Galliern und Germanen, war
hingegen Sitte, die Schenkel mit eng an-
ssendem Leder oder mit Leinwand zu bedecken,
elche bis zum Fuß herabreichte und an der
ohle desselben befestigt wurde. Späterhin
man die Strümpfe bald einen Theil der

Fußbe
ausmach
Zeit) de
dungsstück
die wir no
auf Franz
reich, wurden
denem Zeuge
narchen fing
— eine Epo
wiß zu den
Frauenwelt
sehr zu beda
jenigen, we
nicht auf die
Heinrich
Hochzeit sei
Seit je
stücken ei
sie aus de
tigt. In
durchaus
über de
scheint
kurzen
über, ob
Weil a

Fußbekleidung, bald einen Theil der Hosen ausmachen, bis man (es ist ungewiß zu welcher Zeit) den Strumpf zu einem besondern Kleidungsstück erhob, und ihm jene Form gab, die wir noch heute an ihm gewohnt sind. Bis auf Franz den Ersten, König von Frankreich, wurden die Strümpfe aus sehr verschiedenem Zeuge verfertigt, erst unter diesem Monarchen fing man an, Strümpfe zu stricken — eine Epoche, die durch diese Erfindung gewiß zu den wichtigsten in der Geschichte der Frauenwelt gehört, und wobei man nichts so sehr zu bedauern hat, als daß der Name derjenigen, welche die Kunst zu stricken erfand, nicht auf die Nachwelt gekommen ist. König Heinrich der Zweite trug zuerst bei der Hochzeit seiner Tochter seidene Strümpfe.

Seit jener Zeit hat man diesen Kleidungsstücken eine verschiedene Länge gegeben, und sie aus den mannigfaltigsten Stoffen verfertigt. In Frankreich tragen die Frauenzimmer durchaus sehr lange Strümpfe, die sie hoch über den Knien festbinden, in Deutschland scheint man hier und da aus Sparsamkeit die kürzern Strümpfe vorzuziehen, welche etwas über, oder auch auf der Wade befestigt werden. [illegible] aber durch die letztere Befestigung die

Wade sehr häufig verunstaltet, und durch einen mehr oder weniger tiefen Eindruck getheilt wird, so muß man der französischen Art unbedenklich den Vorzug geben, besonders da lange Strümpfe auch weit besser vor Erkältung schützen.

Ein feiner weißer Strumpf, der vermöge seiner Elasticität die Wade und den Fuß so genau umschließt, daß die schöne üppig schwellende Form dieser Theile in sanfter Rundung sich ausspricht, ist am besten geeignet, auf das Auge und so weiter einen sehr angenehmen, ja sogar bisweilen bezaubernden Eindruck zu machen. Dunkle und schlotternde Strümpfe bewirken grade das Gegentheil.

Es wollte sogar Jemand behaupten, daß man aus der Beschaffenheit des Fußwerkes bei einem Frauenzimmer einen ziemlich sichern Schluß auf Geschmack, Ordnungsliebe und Reinlichkeit zu machen befugt sei. Die Strümpfe sollten hierbei hauptsächlich zu berücksichtigen sein. Wir lassen es aber dahingestellt, ob solch ein Schluß sich jederzeit in der Erfahrung bewähre. (Vgl. Strumpfband, Fuß, Wade.)

Strumpfband.

Dieses kleine Bekleidungsstückchen hat viel Lärm in der cultivirten Welt gemacht, und sogar das stolzeste Volk der Erde schämte sich nicht, seinen größten Orden auf — ein Strumpfband zu gründen, welches die Gräfin Salesbury an einem Gallatage verlor, und der König Eduard der Dritte aufhob. Man darf sich nach solchem Vorgang nicht wundern, wenn das Strumpfband bald bei den Frauen von Stande ein Emblem wurde, ein Pfand ihrer Achtung oder ihrer Liebe. Die Farbe desselben drückte allegorisch aus, was im Herzen der schönen Besitzerin vorging. [illegible]icklich der Ritter, der ein grünes Strumpf[illegible]d von seiner Schönen empfing, glücklicher [illegible] von dem sie ein rosenfarbenes annahm, gl[illegible]ücklichsten gar der, der es befestigen durfte!

[illegible]n schlinget meine kühne Hand —
Li[illegible]ebe, Liebe, welche Gnade!

band zu lösen (dénouer la jarretière de la mariée). Noch jetzt hat sich in vielen Gegenden diese Sitte erhalten, nur daß die Schicklichkeit jetzt statt eines wahren Strumpfbandes ein rosenfarbenes Band nimmt, das um den Fuß an seinem untern Theil geschlungen wird. Gegen das Ende des Hochzeitmahles schleicht sich ein Kind, gewöhnlich ein Verwandter, unter den Tisch, um dies Band bei der Braut zu lösen, und es überreicht darauf dasselbe dem Junggesellen, der des Bräutigams nächster Verwandter ist.

Superfötation.

S. Ueberfruchtung.

Schwangerschaft.

Sehr gemüthlich sagt unser deutsches Volkswort von einer Schwangern, sie sei „guter Hoffnung.“ Gewiß! es ist eine gute Hoffnung, daß man zu dem großen Geschäfte der Fortsetzung der Schöpfung nach dem heiligen Willen der Gottheit demnächst auch sein Schärflein beitragen werde! Unsre Leser werden es uns danken, wenn wir ihnen über den ge-

heimen Vorgang der Menschwerdung, oder über die physiologischen Vorgänge der Schwangerschaft, so viel sie überhaupt dem menschlichen Verstande bis jetzt bekannt sind, eine kurze Belehrung geben. Was ist dem Menschen wichtiger, worauf hat er mehr Recht, wißbegierig zu sein, als auf das Geheimniß seiner Entstehung? Ist es nicht eine der frühesten kindlichen Fragen schon? Und wie lange dauert die Zeit, daß wir uns mit „Mutterchens Klapperstorch" abfertigen lassen? — Was wir daher hier zu sagen nöthig finden, wird hoffentlich nicht für überflüssig gehalten werden; verständlich wird es nach den Belehrungen, die wir in den Artikeln: Befruchtung, Begattung, Beischlaf, Geschlechtstheile gegeben haben, wohl [illegible] sein.

Vom Augenblick der Schwängerung an be[illegible] sich der Uterus, nebst dem ganzen Sy[illegible] der innern weiblichen Geschlechtstheile, [illegible] entzündungsähnlichen Zustande, wo[illegible] Uebelkeit und ähnliche Zufälle, durch [illegible] Nervenreiz, sich leicht erklären. [illegible] diesen entzündungsähnlichen Zustand [illegible] eine Ausschwitzung aus den Wänden [illegible]terhöhle, welche eine Haut bildet, die

nach der Geburt zurück aussieht und Hunters Haut (decidua Hunteri) genannt wird. Mittelst derselben ist das Ei an die Mutterhöhle angewachsen.

Das Ei hat zwar keine Kalkschale, wie ein Vogelei, doch eine harte Haut, die es umschließt und Chorion heißt. Innerhalb dieser ist eine zweite Haut, genannt Amnion.

An einer Stelle, meist ganz im Muttergrunde, ist ein fleischiger, gefäßreicher Klumpen ganz fest an die Gebärmutter gewachsen. Ein zweiter, eben so gefäßreicher Klumpen liegt innerhalb des Eies auf diesem, doch haben beide keine unmittelbare Gemeinschaft mit einander, außer daß sie fest auf einander liegen. Aus der Mitte des nach dem Ei zugekehrten Klumpens gehen drei Gefäße nach dem Nabel des Fötus, eine ziemlich gerade Blutader und zwei sehr gewundene Schlagadern. Dieser Klumpen ist verhältnißmäßig um so größer, je jünger die Frucht ist, und nimmt ab gegen das Ende der Schwangerschaft. Man nennt ihn Mutterkuchen, und den Gefäßstrang aus ihm Nabelschnur.

Innerhalb der Häute ist eine bedeutende Menge Wasser, in welchem die Frucht schwimmt, genannt das Kindswasser, von Farbe

gelblich, gerinnbar. Gegen Ende der Schwangerschaft wird auch dessen immer weniger.

Die Frucht des Menschen (denn bei jeder Thierart ist der Verlauf anders) zeigt sich zuerst gegen das Ende der dritten Woche der Schwangerschaft wie zwei Bläschen, von welchen das eine größer als das andere ist. Nach der vierten Woche bemerkt man im ameisengroßen Fötus schon das Herz als einen hüpfenden Punkt (punctum saliens), und noch im Laufe des zweiten Monats werden alle Theile sichtbar; sogar die Knochenbildung beginnt. Endlich im vierten Monat ist eine menschliche Gestalt vollendet.

Die Frucht athmet nicht, wird auch nicht [illegible]urch den Darmkanal ernährt, und wächst [illegible]och äußerst schnell, besonders im Anfange. [illegible] Quelle ihrer Ernährung ist ohne Zweifel [illegible] mütterliche Blut im Mutterkuchen; denn [illegible] findet keine unmittelbare Verbindung der [illegible]ergefäße mit den Kindesgefäßen statt, [illegible] es geht aus jenen in diese und aus [illegible] in jene durchaus nichts über, was nicht [illegible] eines bloßen Hauchs übergehen kann. [illegible] das Ei wächst, dehnt der Uterus sich [illegible] allein er wird nicht etwa dünner dadurch, [illegible] vergrößert und verdickt sich in allen

die Geburt gleich nachfolgt; auch können die Fruchthäute bersten, worauf dasselbe geschieht. Man nennt dies Abortus oder unzeitige Geburten, wenn die Frucht noch nicht lebensfähig ist, frühzeitige Geburten, wenn sie schon lebensfähig ist, d. i. nach dem zweihundert und zwanzigsten Tage. Sehr selten hat man auch Spätgeburten beobachtet, weswegen das Preußische Gesetz eine nach dreihundert und zwei Tagen erfolgte Geburt noch als legitim anzusehn befiehlt.

Sybarit.

Die Stadt Sybaris lag am tarentinischen Meerbusen, zweihundert Stadien von Kroton. Ihre Bewohner waren in eine solche weichliche Ueppigkeit versunken, daß man, nach spartischen Begriffen, einen Menschen nicht mehr beschimpfen konnte, als wenn man ihm den Namen eines Sybariten beilegte. Selbst die Regierung autorisirte Körper und Geist entnervende Sitten. Sie duldete in der Stadt keine Profession, deren Geräusch ihren zarten Nerven empfindlich war, und verbot sogar Hähne zu halten, weil deren Geschrei den Schlaf störte. Nur die Künste des verfeinerten Luxus wurden

Sybaris geschätzt. Juweliere und Fischer
hen sie als die wichtigsten Stützen des Staats
, und diese waren daher von allen Abgaben
freit. Ihre Mahlzeiten waren mit einem
nglaublichen Aufwand von Verschwendung
nd Luxus begleitet; sie waren die vornehm-
en Gegenstände, welche den sybarischen Senat
eschäftigten, u. s. w. (Vgl. Wollust.)
Bekanntlich wird noch heute ein Wollüstling,
in Weichling, mit dem Namen Sybarit
ezeichnet.

T.

Tändeleien.

Die kleinen Vorläufer und Trabanten der
Liebe! Schon die Alten gaben dem Liebesgott
Amorinen und Amoretten zu Begleitern,
weil sie als erfahrene Sachkenner wohl wußten,
wie sehr neckende Scherze, flüchtige Anreizun-
gen den Werth und die Kraft der Liebe er-
höhten. Ja dies scheint auf einem Naturge-
setze zu beruhen, denn auch die Thiere haben
unter sich ihre Tändeleien, wie denn überhaupt

Mensch hat seine allerersten Empfindungen durch verschiedene Töne ausgedrückt, und durch Bewegungen seines Gesichtes und des ganzen Körpers. Jene Töne wurden Sprache, und Musik nach weiterer Ausbildung, die Bewegungen Geberdensprache und Tanz. Der Tanz ist also dem Menschen eben so natürlich als Geberden und Sprache.

Da Gesang und Tanz einmal bekannt waren, war es natürlich, daß der Mensch sich ihrer zunächst bediente, um jenes Urgefühl auszudrücken, das vor allen andern im menschlichen Herzen lebt, das Gefühl der Bewunderung der Gottheit und ihrer Schöpfung. So finden wir es auch in der Geschichte bestätigt, daß der religiöse Tanz der älteste aller Tänze ist.

Als man die wohlthätigen Folgen beobachtete, die eine gemessene Körperbewegung, wie sie der Tanz mit sich führt, auf das Wohl und die Gesundheit übt, wurde er Gegenstand der Gesetzgebung, und z. B. Lykurg, dem es so sehr um ein gesundes und kräftiges Volk zu thun war, verordnete, daß die jungen Bewohner von Sparta vom siebenten Jahre an von dem Altar Dianas im Tanze unterrichtet und geübt werden sollten. Der Tan-

pel [illegible] wurde unstreitig zum Schau-
platz gewählt, weil der weise Gesetzgeber alle
jene Ausschweifungen verhüten wollte, zu
denen der Tanz so leicht Gelegenheit gibt, und
die den Griechen schon bekannt genug waren,
da sie die Tanzkunst bereits so vervollkommt
hatten, daß die Geschichte bei ihnen hundert
und neunundachtzig verschiedene Tänze zählt.

Schon das Alterthum also kannte die wol-
lüstigen Tänze, und die Tänze der Bacchan-
tinnen sind berüchtigt genug. Schon jene
Zeiten hatten den Tanz zu einem der Haupt-
mittel, Wollust anzufachen und rege zu erhal-
ten, erniedrigt, und in der Geschichte der Aus-
schweifungen hat der Tanz von jeher eine
wichtige und skandalöse Rolle gespielt.

Noch heut zu Tage spielt er sie unter dem
[illegible] Himmel des Orientes. In allen
[illegible] Reichen Asiens und Afrika's finden
[illegible] Gesellschaften von Tänzerinnen, die be-
[illegible] Zünfte ausmachen, und deren Haupt-
[illegible] wahrlich nicht der Tanz ist! Am be-
[illegible] testen sind unter diesen orientalischen
[illegible] erinnen die Bajaderen, über die wir hier
[illegible] einschalten müssen.

[illegible] Bajaderen in Hindostan sind junge
[illegible] von zehn bis sechzehn Jahren, die

tanzen, singen und kleine Schauspiele aufführen lernen. Sie stehen unter der Aufsicht einer Matrone, die sie in allen weiblichen Künsten, und namentlich in der Kunst zu gefallen, unterrichtet. Diese wählt sich aus den niedrigsten Volksklassen die schönsten Mädchen in einem Alter von sieben bis acht Jahren, läßt sie zur Erhaltung ihrer Schönheit inokuliren, und lehrt sie dann zu den Kenntnissen und körperlichen Fertigkeiten ihres nachherigen Standes an, dessen Zweck und Bemühung auf nichts anders gerichtet ist, als den Reichen und Vornehmen des Landes Unterhaltung und sinnliches Vergnügen zu verschaffen. Anfänglich wenigstens mag blos dies ihr Zweck gewesen sein; allein in der Folge ist es zugleich ein Gegenstand des Luxus geworden, wie denn Sinnlichkeit fast überall zur Verschwendung leitet. Nicht nur an den Hoflagern regierender Herren werden gewöhnlich jeden Abend zur Unterhaltung des Hofes Schauspiele und Tänze von solchen Bajaderen aufgeführt, sondern es gibt auch in jeder Stadt mehrere dergleichen Trupps von jungen Mädchen, die bei Gastmahlen reicher Privatpersonen, bei Familienfesten, bei Empfang und Bewirthung eines Fremden, kurz bei der geringsten

Veranlassung erscheinen, um die Gesellschaft
durch ihre Künste und Reizungen zu vergnü-
gen. Für ein Mädchen der besten Art erhält
die Matrone, der sie angehört, für die Unter-
haltung eines Abends hundert Rupien (oder
Gulden), und oft werden zur Musik bei der
Tafel, zu kleinen Zwischenspielen und Tänzen,
zwanzig solcher Personen erfordert, das ist
denn eine reine Ausgabe von zwei tausend
Gulden für einen Abend! Bei gesell-
schaftlichen Zusammenkünften erscheinen die
Bajaderen gleich zu Anfang in dem Versamm-
lungszimmer, begrüßen jeden ankommenden
Gast mit Tanz, und überreichen ihm im Na-
men des Wirthes auf einem silbernen Teller
Betel, Rosenwasser, Erfrischungen, auch
wohl Geschenke, die der Wirth den Gästen
macht; dann singen, spielen und tanzen sie
wechselsweise, bis die Gesellschaft auseinander
scheidet. Hat einer oder der andere Lust, die
Talente einer von diesen Bajaderen näher
kennen zu lernen, und sie zu dem Ende bis
zum folgenden Morgen bei sich zu behalten,
kostet es ihm gemeiniglich nur einen Wink:
die Matrone, welcher die Bajadere angehört,
bestimmt den Werth der Unterhaltung, die ein
Gast die Nacht hindurch, mit jener, welche

sie den Abend über gewährt, zu gleichem Preise, eins wie das andere gilt hundert Rupien, davon bekommt das Mädchen nichts, sondern der, dem sie zu Gebot gewesen, muß ihr am Morgen noch ein besonderes Geschenk machen, und das besteht, je nachdem sie seine Erwartungen mehr oder weniger befriedigt hat, oder je nachdem er weniger freigebig oder reich ist, in einer Juwele oder einem Stück reichen Zeuges. Gastfreiheit und gute Lebensart gehen in Indien so weit, daß der Wirth dem Gaste, den er als der Fremde bei sich beherberget, und dem er eine gute Aufnahme beweisen will, die Bajadere, welche demselben am besten gefallen hat, ins Schlafzimmer schicken, und nicht nur die Matrone dafür bezahlen, sondern auch dem Gaste des Morgens beim Aufstehen das Geschenk zuschicken muß, das dieser seinem Mädchen, der Gewohnheit zufolge, zu überreichen verbunden ist. Ungeachtet die Matrone dem Mädchen nichts als Unterhalt und Kleider gibt, die freilich schon an sich kostbar sind, so erwerben diese doch, durch die sogenannten freiwilligen Geschenke, oft sich beträchtlichen Reichthum. Es ist nichts Seltenes, eine Bajadere der ersten Klasse zu sehen, die für zwanzig und mehr

tausend Rupien Juwelen an sich trägt; denn sie sind gleichsam damit behangen. Solche Tänzerinnen und Sängerinnen gibt es indeß auch von geringerer Gattung, sogar welche, die auf Verdienst im Lande umherziehen, die dann aber auch nicht so kostbar sind. Nach dem siebzehnten Jahre, wenn die ersten Reize verblühet sind, pflegen die Bajaderen nicht mehr als Schauspielerinnen ihre Reize öffentlich feil zu bieten, sondern sich in eine Pagode (Götzentempel) unter den Schutz eines Braminen zu begeben; doch nicht, wie in Europa, um als Buhlerinnen alte Betschwestern zu werden, sondern um hier ihre ...ige Lebensart fortzusetzen. Was sie im ...pel mit ihren Reizungen gewinnen, ge... ...b den Braminen, die ihnen dafür einen ...fenthaltsort und Unterhalt geben. Für ...nständig wird übrigens dies Gewerbe in ...n weder für die Bajaderen, die es treiben, ...für Personen, welche Genuß daran ha... ...gehalten; denn die Mädchen tanzen den ...zu Ehren vor ihren Bildnissen in den ...el ...n an Festtagen und bei feierlichen Pro...den. Man glaubt, daß die Götter an ... losen Tänzen öffentlicher Weiber ein ... grasses Wohlgefallen als die Könige

und Großen finden, und selbst die feurigen
und wollüstigen Braminen, die diese Mädchen
in den geheimen Künsten der Liebe vollends
einweihen, stehen im Rufe besonderer Heiligkeit.
Alle Reisebeschreiber versichern, daß diese
bezaubernden Tänzerinnen die ungeheure Uep-
pigkeit der Morgenländer und den schleunigen
Untergang ganzer Familien befördern, die so
lange der Raubsucht der großen und kleinen
Despoten entgangen sind. Sie richten nicht
bloß Jünglinge, sondern die vornehmste
Männer häufig zu Grunde; sie verstricken sel
Könige, geben ganzen Völkern nicht sel
künftige Regenten, und reizen durch ihre w
lüstigen Tänze und Schauspiele die Sinn
keit der Orientalen bis zur Wuth. Cha
kannte viele vernünftige Männer, die
oder der andern Tänzerin so ergeben
daß sie es selbst für unmöglich hielte
ihren Fesseln zu entreißen. Diese un
chen Neigungen entschuldigten sie dar
sie von ihren Geliebten bezaubert seien
Sclaven der Liebe werden an den Bra
die sie am ganzen Körper, besonde
Armen und in den Seiten haben
Die Perser machen dieß mit einem
Eisen; und zwar um desto meh

je verliebter sie sind, und je mehr si
bieterinnen von ihrer Leidenschaft i
wollen. Alle Reisebeschreiber habe
größten Erstaunen die Stärke un
kraft des Spiels dieser Buhlerinne
Heftigkeit der durch sie erregten Be
sehen. Oft erscheinen sie ganz i
bei ihren pantominischen wollust
Tänzen; sie suchen nicht nur du
Mienen und Stellungen des Kö
Zuschauern die Entzückungen der Li
weise auszudrücken, sondern sie e
selbst dergestalt, daß ihre Tänze in
Convulsionen ausarten. Die Begie
cher indischen Großen werden hi
aufgereizt und unersättlich, daß sie
Nacht vier bis fünf Gesellschaften
innen kommen lassen, und wenn
t ganz vernichtet sind, sich denn
me eines habessinischen Sclaven
In Egypten gibt es gewisse Tä
ich außer ihren Künsten andere
ntnisse und Fertigkeiten zu er
Man nennt diese Sängerin
Gelehrten, und diese Alm
unter sich auf, die nicht ein
e hat, eine gewisse Kenntniß d

und der Regeln der Dichtkunst besitzt, und aus dem Stegreif dichten, oder auf gegenwärtige Personen und Umstände Verse machen kann. Eben diese Alme wissen die schönsten Gesänge auf die Unfälle von Liebenden, oder auf den Tod von Helden auswendig, durch deren Absingung sie die harten Türken bis zu Thränen rühren können.

So verführerisch indeß alle Reize und Künste der Tänzerinnen für den weichlichen Orientalen sind, so wenig Eindruck würde ihr übertriebener Putz, oder die unzähligen Ringe, Bänder und Ketten, womit Ohren, Nase, Hals, Brust, Hände, Arme, Finger, Füße und Zehen behangen und bedeckt sind, auf den gesunden Geschmack eines Europäers machen; die ekelhaften starkriechenden Schmierereien, womit sie Wangen, Lippen, Augen, Augenbraunen und selbst Hände und Nägel zu verschönern suchen, würden vielmehr eher anekeln als reizen. Sie punktiren sich sogar allerlei Blumenwerk auf Gesicht und Arme, oder nähen mit einem geschwärzten Faden einen schwarzen Ring um die Augen herum, wodurch das Feuer derselben, ihrer Meinung nach unendlich erhöhet wird. Die sinnreiche Art, wodurch sie die Reize ihres Busens,

vorzüglichsten Schatz ihrer Schönheit, zu
lten bemüht sind, verdient noch bemerkt
erden. Um dessen ungestaltete Vergröße-
zu verhüten, umgeben sie denselben mit
Futteralen von sehr leichtem Holz, die
ittelst eines Charniers zusammengefügt
hinten befestigt sind. Das Aeußere der-
n ist mit einer Goldplatte belegt und mit
lanten besetzt, das Ganze ist so glatt und
sch, daß es die geringsten Bewegungen
Busens nicht verbirgt, und diese Kapsel
n sie mit einer gleich geschickten Leichtig-
ib- und anzulegen. (Vgl. Brust.)
ı Europa ist das System der Tanzkunst
zu solchen Ehren (!) gelangt. Nur
panien erlaubt der wollüstige Fandango
Vergleich mit den liederlichen Tänzen
Orientalen. Kenner versichern, man
e sich keine ausdrucksvollere Einladung
Wollust denken, als diesen Fandango,
ders wenn ihn die Andalusierinnen, die
ch schon so bezaubernd sind, tanzen. Der
dango nimmt nach den Orten, wo er
ızt wird, nach der Erzählung eines glaub-
igen Schriftstellers, verschiedene Charak-
ın. Das Volk verlangt ihn oft von den
uspielern, und er beschließt fast immer

die Privatbälle. In diesem Falle drückt er seine Absicht nur obenhin aus. Allein wenn eine kleine Gesellschaft sich damit vergnügen will, so wird auf alle Bedenklichkeiten Verzicht gethan. Das Blut des Jünglings und des Mädchens entglühet dann von Wollust, und die abgestumpften Sinne des Greises empfangen neues Leben. Der Fandango wird immer nur von zwei Personen getanzt, die sich niemals mit der Hand berühren. Wenn man aber sieht, mit welchen verführerischen Lockungen sie sich einladen, wie sie sich einander allmälig nähern und wieder entfernen, wie die Tänzerin in dem Augenblicke, da sie in schmachtende Wollust hinzusinken scheint, plötzlich von neuem erwacht, dem Sieger entschlüpft; wie dieser sie, und sie dann ihn verfolgt, wie sich die verschiedenen Empfindungen, die sie beide durchglühn, in all ihren Blicken, Geberden, Stellungen und in der ganzen Haltung ihres Körpers ausdrücken; — wenn auch der strengste Moralist dies alles sieht, so müssen ihm unwillkührlich seine Sinne übergehen. Ein Beispiel von der alles besiegenden Macht dieses Tanzes gibt folgender Vorfall. Der römische Hof ward einst verdrüßlich darüber, daß man in einem der Reinigkeit seines Gl

bens wegen bekannten Lande, nicht schon lange den gottlosen Fandango abgeschafft habe; er beschloß, denselben förmlich in den Bann zu thun. Ein Konsistorium versammelt sich und der Prozeß des Fandango wird in den Weg Rechtens eingeleitet. Schon soll ihm der Bannfluch zuerkannt werden, als auf einmal einer von den Richtern sich gravitätisch erhebt und die Bemerkung macht: man müsse keinen Verbrecher ungehört verurtheilen. Das Kollegium billigt diese Erinnerung. Sogleich erscheint ein spanisches Paar, unter einer zauberischen Musik die Grazien des Fandango seinen Richtern zu zeigen. Die Strenge der Archonten hält diesen Beweis nicht aus. Ihre finstern Gesichter erheitern sich, sie stehen von ihren Sitzen auf, ihre Knie und Arme bekommen ihre Jugendkraft wieder, der Saal des Konsistoriums wird ein — Tanzsaal, — alles tanzt mit, und der Fandango wird — losgesprochen. Man kann denken, wie stolz er nach diesem Triumphe sein Haupt erhob!

In Deutschland haben wir unsern Walzer, zwar von dem griesgramen Moralisten so ..t angeschwärzt werden könnte, als der ..ndango, der doch aber auch sein gutes

Theil Wollust in und mit sich führt, und sittsameren Nationen, wie z. B. den Engländern, deshalb oft ein Skandal gewesen ist.

Und wie ich sie denn fassen darf
Im lust'gen deutschen Tanz,
Das geht herum, das geht so scharf,
Da fühl' ich mich so ganz!
Und wenn's ihr taumlich wird und warm,
Da wieg' ich sie sogleich
An meine Brust, in meinen Arm,
'S ist mir ein Königreich!
Und wenn sie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt —
Und dann an meine Brust gedrückt
Und weidlich eins geküßt,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh'!
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh!

Göthe.

Bürger hat folgendes bitterböses Anathem gegen unsern Walzer geschleudert, mit dem er sich eben nicht viel Freunde gemacht haben wird; das aber ganz hierher gehört.

Gebt Acht auf meinen deutschen Wink,
Ihr jungen Herrn und Damen!
Nicht immer führet dasselbe Ding
Bei uns denselben Namen.

Und heißt es gleich: der Name thut
Am Ende nichts zur Sache:
So ist es dennoch immer gut,
Daß man ihn kund sich mache.

Ein kleiner Buchstab ab und an
Nimmt oder gibt viel Ehre,
Und macht zum wackern Edelmann,
Was sonst ein Roßknecht wäre.

Der Ausbruch wilder Aurhahnsbrunst
Heißt, zum Exempel — Falzen.
Thut eben das mit Schwabenkunst,
So heißt die Sache — walzen.

Was würde Bürger erst gesagt haben, hätte er nicht im kleinstädtischen Göttingen, sondern in einer luxusreichen Residenz gelebt, [illegible]nd unsere Operntänze gesehen, die in [illegible]r That ein nicht schwacher Ueberrest jener [illegible]ientalischen Tänze sind. Man weiß, was [illegible]ner oft von dem Opern-Ballet fordern, [illegible] viele Leser kennen bestimmt den pikanten [illegible]ch, den ein Sachverständiger dem berühmten [illegible]ris gab — — —

Tastsinn.

[illegible]eber diesen Sinn, in so fern er Bezug hat [illegible] erotischen Empfindungen, haben wir [illegible] im Artikel Hand gesprochen.

Teint.

Die Haut erscheint mit verschiedener Farbe. Wir meinen hier nicht die schwarze Färbung der Neger, die kupferrothe der Amerikaner, die gelbe der Mongolen, sondern richten unser Augenmerk ausschließlich auf die Nüancen der europäischen Hautfarbe. Diese Verschiedenheiten der Farbe machen eigentlich das aus, was gewöhnlich Teint genannt wird, obgleich man häufig unter diesem Wort außer der Farbe der Haut auch noch die größere oder geringere Feinheit derselben zu verstehen scheint.

In Europa kann man überhaupt vier Arten von Teint unterscheiden: den weißen, rosenrothen, braunen und gelben, die aber noch viele unmerkliche Abstufungen und Uebergänge zwischen sich lassen.

Der weiße Teint, der insgemein fü[r] den schönsten gehalten wird, und immer Fei[n]heit der Haut voraussetzt, findet sich am hä[u]figsten bei blonden und rothhaarigen Mensch[en,] jedoch bei den letzteren meistens mit bra[un] gelben Punkten oder Flecken unterme[ngt.] In seiner höchsten Reinheit hat er völli[g] Ansehn des weißen Wachses, doch spiel[t]

...che und Gelbliche hinüber.
...t er noch ziemlich blendend bei
...seltensten bei kohlschwarzen
In dieser letzten Verbindung
Vielen wegen der Seltenheit am
...ätzt.

...nrothe Teint kommt vorzüg-
...ls vollen und blutreichen Frauen-
...or, und ist um so schöner, je feiner
die Haut ist. Er entsteht dadurch,
... in und unter der Haut mehr Blut
...t, welches hindurch scheint, und beson-
...am Lichte jene Rosenfarbe hervorbringt.
...ndet sich am häufigsten bei dunkelhaarigen
...rsonen, und nähert sich durch leise Ueber-
...änge dem weißen und braunen Teint. Soll
er in seiner höchsten Reinheit erscheinen, so
darf er keine dunkler gefärbte Flecken bilden,
wie sie oft in sehr großer Anzahl bei rüstigen
Landmädchen beobachtet werden.

Der braune Teint findet sich meist bei
den Menschen, die anhaltend der Luft und
den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt sind,
besonders bei den schwarzhaarigen und den
Südeuropäern. In Verbindung mit schönem
Haar und Feinheit der Haut macht er eben-
falls einen sehr angenehmen Eindruck, beson-

...dem rosenrothen nähert und
...übrigens blühend ist. Im All-
...er jedoch den beiden ersten Ar-

...sten wird der gelbe Teint ge-
...eich er nicht immer, wie man ver-
...te, die Wirkung eines krankhaften
...ist. Er ist vorzüglich Personen von
...m Temperament, und solchen, die ei-
...aren Charakter besitzen und zum Aer-
...igt sind, eigen.

... dieser verschiedenen Arten des Teints
...durch gewisse Ursachen, z. B. Krankhei-
...monatliche Periode, vorgerücktes Alter,
...n einen andern, weistens minder schönen
...wandeln. So geht der weiße in den gelben,
...rosenrothe in den braunen über. Bei den
...eisten Menschen, vorzüglich der niedern
...stände, stellen sich überdies diese Arten nicht
...ein dar, sondern bilden ein zusammengesetztes
Gemisch, das oft schwer zu beschreiben ist, und,
bisweilen sehr unangenehm ins Auge fällt.

Eben um das Unangenehme des Teints oder
der Hautfarbe zu verbergen, dazu sind vorzüg-
lich die Schminken erfunden. (S. Schminke.)
Aber keine Kunst ersetzt den zarten Farben-
...el, der Haut, den Jugend und Gesundheit

bere...
Haut...
gemein...

F...
M...
E...
Son...
C'es...
Après...

(Frau Gertr...
noch schön thun...
vorbei! Vergeben...
Teint — das ist...
Mahlzeit kommt...
(Vergl. Ha...

Die ursprü...
den Temper...
vier Elemen...
Ur-Eigensc...
lich der M...
ckenheit ei...

verhüllen, und künstlicher Teint — geschminkte Haut — kann bei alten Koquetten sogar ungemein widrig werden.

Madame Gertrude
Veut, à soixante ans,
Faire encor la prude
Mais il n'est plus tems.
En vain elle farde
Son teint surանné —
C'est de la moutarde
Après le diné.

Désaugieurs.

(Frau Gertrud will zu sechzig Jahren noch schön thun — doch die Zeit für sie ist vorbei! Vergebens schminkt sie ihren alten Teint — das ist doch nur Senf, der nach der Mahlzeit kommt!)

(Vergl. Haut.)

Temperament.

Die ursprüngliche Grundlage der Lehre von Temperamenten ist die alte Lehre von den Elementen, woraus die Lehre von den vier Eigenschaften der körperlichen Dinge, nämlich Wärme, Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit entstand. Aus diesen Ur-Eigenschaf-

ten wurden von den Physikern die physischen Verschiedenheiten der Dinge, von den Aerzten aber seit Hippokrates die vier Hauptsäfte des menschlichen Körpers abgeleitet, welche aus dem Blute, der Galle, der schwarzen Galle und dem Schleim bestehen, und deren verschiedene Verhältnisse zu einander die Quellen der Gesundheit und der Krankheiten ausmachen sollen. Durch Galen erhielt die Lehre von den Temperamenten indeß erst die Ausbildung, auf welcher sie sich fast noch bis heute erhalten hat. Nach ihm beruht der Unterschied der vier Temperamente darauf, daß in jedem Temperamente eine andere Mischung der vier Hauptsäfte Statt findet, und einer dieser Säfte über den andern das Uebergewicht hat. Galen war es auch, der zuerst lehrte, daß jedes Temperament mit besondern Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten der Seele in Verbindung stehe, und also auf die psychischen Eigenthümlichkeiten des Menschen vom größten Einfluß sei. In spätern Jahrhunderten bildeten noch Stahl und Haller sehr an dieser Temperamenten-Lehre.

Gewöhnlich werden, wie bekannt, vier Temperamente angenommen. Das sangui-

wische, phlegmatische, cholerisc
melancholische.

Sanguiniker nennt man, wenn ma
haupt an jenen Einfluß der Tempe
glaubt, jene Menschen, die einen le
leicht fassenden, hellsehenden Geist, d
Talent, ja Genie besitzen, fröhlichen, e
Gemüths sind, die sorglos, oft leichtsin
unklug handeln, und die gewaltig den i
Genüssen nachhängen. In der Liebe
eben so heiß als — flatterhaft. Si
Alle und — keine auf die Dauer. De
ur Wollust ist vorzugsweise das Erbt
anguinischen Temperamentes, und hier
der Grund, weshalb das Wort: Tem
nt überhaupt die Nebenbedeutu
igung zur Geschlechtslust bekommen
Der Phlegmatikus dagegen ist schlä
it, zum Denken, zur Liebe, und tr
offen zieht er sich langsam durch s
t hin.
hende Einbildungskraft, heftige
leicht aufschäumende Gemüthsart
arer Zorn und Haß, aber Bestä
len feinen Neigungen bezeichnen d

me landcholische Temperament

schwer, aber um so sicherer mit dem Verstande durch, kann mit holländischer Genauigkeit und unermüdlichem Fleiße sich seinen Geschäften widmen, liebt und haßt, wenn es einmal liebt und haßt, ewig mit gleicher Ausdauer. In diesem Temperamente stecken die tief=innigst Liebenden, die Werthers und Consorten. Rose, in dem wenig bekannten Buch: über die Krankheiten der Gesunden gibt interessante Aufschlüsse über die Temperamente.

Thierliebe.

Das abscheuliche Verbrechen der Sodomie ist vielleicht die niedrigste Erfindung auf die der ausschweifende Geschlechtstrieb des Menschen nur verfallen konnte. Ursprünglich schreibt es sich von rohen Hirten her, die, getrennt von weiblicher Gesellschaft, auf die ekelhafte Art, ihren Drang zu stillen, ka[illegible] Noch heut zu Tage sollen, wie Metzger [illegible] sichert, die Ziegenhirten in Sicilien im a[illegible] meinen Ruf stehen, daß sie sich mit ihren [illegible] gen abgeben. Auf der Küste von Gu[illegible] erzählt Blumenbach, ergeben sich die W[illegible] gern den Affen, und die Perser sollen [illegible] Eselinnen abgeben, um sich vom [illegible]

en. Daß das verderbte Alterthum, das möglichen Geschlechtsverbrechen erschöpft auch dies nichtswürdige Laster trieb, ha- wir bereits erzählt (s. Ausschweifung, Lust), wie ja die in ihrem Sündenpfuhl unkene Stadt Sodom sogar den Namen ieser Schanderfindung hergegeben hat.

Toilette.

S. Putz.

Tribaden.

Wir haben die Unnatur des tiefentarteten Weibes, das sich in seiner wilden Lust zum — Weibe wendet, bereits in dem Artikel: lesbische Liebe geschildert. Die alten Philosophen hatten zum Theil sonderbare Ideen über die Ursachen dieses Lasters: so meint Parmenides unter andern, jene weibischen Wesen entständen schon durch die Zeugung selbst. Wenn die Eltern sich nämlich vollkommen und gleichmäßig beim Zeugungs-Akt vermischen, so entständen wohl constituirte Nachkommen. Wenn aber eins der Geschlechter thätiger ist, *so würden Wesen* von demselben Geschlechte

wenn sich die Keime beider nicht ge-
chten, so entständen Nachkommen,
der Folge den Umgang mit ihrem
Geschlechte suchen, um sich gleichsam
nzen. Die weibischen Männer suchen
Männer, um sich männlicher zu machen,
nnlichen Weiber andere Weiber auf. —
in mancher Hinsicht sinnreiche, obgleich
ltbare Hypothese, hat man mit einiger
nderung selbst in neuerer Zeit wieder in
Zeugungstheorie als Grund der verschie-
en Geschlechtsbildung aufgestellt. — Andere
hriftsteller betrachten dieses bei den Alten
gewöhnliche Laster, gleichsam als von den
ltern ererbte Krankheit. (Vgl. Lesbische
Liebe. Vestalin.)

Troubadours.

Der mit Religionsschwärmerei vermischte romantische Geist des Ritterwesens erzeugte diese von ihren poetischen Erfindungen sogenannte Dichter, die mit Pfauenfedern geschmückt, sich oft an den Höfen der Großen in poetische Wettstreite einließen, und die bald in Ritterromanen oder Epopöen die Thaten tapferer Ritter besangen, bald in kleinern Liedern ihre

eigenen Em[...]
schönten G[...]
Beide Gat[...]
hafteste Sch[...]
mit einander ge[...]
nur gar zu w[...]
Begierde. Fü[...]
Mittelalter sin[...]
tig; das Conver[...]
eine ausführliche
(Vgl. Minne.)

Diesen Trouba[...]
das Mittelalter je[...]
höfe der Liebe (Co[...]
d'amours, de c[...]
Diese Gerichtshö[...]
ten, welche fast[...]
berühmte Prin[...]
waren überhau[...]
der Nation o[...]
Bestimmung [...]
die Proben [...]
einander au[...]
barkeit ern[...]
sie über di[...]
entschieden[...]
und ander[...]

II.

eigenen Empfindungen, die ihnen die Reize des schönen Geschlechts einflößten, schilderten. Beide Gattungen hatten aber immer die lebhafteste Schilderung des weiblichen Geschlechts mit einander gemein, und ihre Gesänge athmen nur gar zu oft südliche Ueppigkeit und naive Begierde. Für die Geschichte der Liebe im Mittelalter sind die Troubadours höchst wichtig; das Conversationslexicon liefert über sie eine ausführliche und genügende Abhandlung. (Vgl. Minne.)

Diesen Troubadours besonders verdankte das Mittelalter jene berühmten Gerichtshöfe der Liebe (Cours d'amour, Parlements d'amours, de courtoisie et gentillesse). ...e Gerichtshöfe hatten nicht blos Präsiden... welche fast immer Könige, Fürsten oder ...te Prinzessinnen waren, sondern sie ... überhaupt wie die ersten Parlementer ...tion organisirt. Ihrer ursprünglichen ...ung nach sollten sie eigentlich nur über ...en der Liebe sprechen, die sich Liebende ... aufgelegt hatten. Aber ihre Gerichts... erweiterte sich allmälig so weit, daß ... die Rechte der Männer und Weiber ...en, neue Gewohnheiten einführten, ...ere als Mißbräuche abschafften; ins=

besondere aber beschäftig... Liebe, ... Natur und das Wesen der Schönen, ... kommenheiten und Gebrechen der Aufopferungen Rechte, Verbindlichkeiten und Spitzfindigkeit und der Liebenden mit einer die selbst den geübte-Feinheit zu untersuchen, gemacht hätte, und die sten Dialektikern Ehre scholastischen Philosophie als eine Wirkung der Die Fragen, die in angesehen werden kann. worden, nannte dieser Absicht aufgeworfen und die darüber man Tensons oder Tenzen; jeux-mi-partis. Als entstandenen Prozesse Untersuchung kann der Beispiel einer solchen der darüber entstand: Streit angeführt werden, Liebhaber, der durch den Ob ein eifersüchtiger beunruhigt wird, oder ein geringsten Anlaß der gar kein Mißtrauen in seine unversichtlicher, eine wärmere Liebe gegen diese ... setzt, ... dieser Gerichtshöfe ... ...resta amoru...

wischen zwei und mehrere Kinder gebo-
mals zwei in einem Ei, sondern jedes-
gt jede Frucht in ihrem besondern Ei,
hren besondern Mutterkuchen u. s. w.
hat berechnet, die fünfundsechszigste Ge-
sei eine Zwillingsgeburt, doch bei uns in
deutschland sind sie selten. Drillinge ge-
en vollends unter die Seltenheiten, Vier-
ge und Fünflinge noch mehr; kaum unter
ner Million Geburten findet einmal eine
lche Ausnahme statt. Am schlimmsten gings
er Gräfin Margarethe, Tochter des Gra-
fen Florens von Holland, welche, laut
Schenks Bericht, im zweiundvierzigsten Jahre
ihres Alters ein Weib schalt, das sie um Al-
mosen ansprach, um ihre vielen Kinder zu er-

nähren. Das Weib erwiederte, sie wolle, die Gräfin möchte so viel Kinder bekommen, als Tage im Jahre, und da das Jahr gerade ein Schaltjahr war, wurde Margarethe vierzig Wochen nach diesem Segen von dreihundert sechsundsechszig Kindern entbunden, wovon die Knäblein sämmtlich Johann, die Töchterlein aber Elisabeth getauft wurden. —

Es fragt sich: werden die doppelten und mehrfachen Früchte auf einmal, oder werden sie zu verschiedenen Zeiten erzeugt, so daß, im letzteren Falle, die schon schwangere Mutter noch einmal schwanger wird? Man nennt diese zweite Schwängerung Ueberfruchtung oder Superfötation, und hat viel über ihre Möglichkeit und Unmöglichkeit gestritten.

Die Gründe wider ihre Möglichkeit sind: 1) der innere Muttermund ist nach der Schwän- gerung geschlossen. 2) Die decidua Hunt (s. Schwangerschaft) bekleidet die Hö des schwangern Uterus und verhindert ein ne Anwachsen eines zweiten Eies.

Diese Gründe sind indeß gänzlich un bar. Denn daß der innere Muttermund der Schwängerung anfangs nicht gesch ist, erhellt theils aus dem öftern Erschein Monatskrise nach der Schwängerung,

ts, daß eine Schwangere den Beischlaf
erselben Empfindung und demselben Gr-
ausübt, als vor der Schwängerung, näm-
n den ersten Monaten der Schwanger-
. Und Hunter selbst hat bewiesen, daß
ecidua niemals überall in ihren Punkten
Mutterhöhlenwände, besonders nicht an
rei Oeffnungen der Mutterhöhle anhängt.
esto wichtiger sind die Gründe für die
rfötation.

Sie wird durch das Beispiel der Thiere
sen. Eine Hündin wird von sechs Jun-
chwanger, die alle verschiedene Väter ha-
wie man ihnen auf den ersten Blick an-

Hufeland und andere sehr glaubwür-
Zeugen führen Fälle an, die unanstößlich
Superfötation beweisen. Die weißen
en der Neger, die nebenher auch einen
n Liebhaber haben, gebären recht oft zu-
einen Mulatten und ein weißes Kind.
Selten sind Zwillinge von gleicher Aus-
ng, sondern gewöhnlich ist der eine nur
reif, während der andre die Kennzeichen
eitigung noch nicht völlig hat.
Besonders auffallend ist diese Erschei-
wenn Zwillinge von verschiedenen Va-

schlecht geboren werden. Alsdann ist gewöhnlich das eine sehr viel schwächer, als das andere, und offenbar unzeitig.

In der gerichtlichen Medicin kann die Frage, ob Ueberfruchtung überhaupt möglich sei? wichtig sein, wegen der zweifelhaften Vaterschaft eines der beiden Kinder.

Unfruchtbarkeit.

Ein wichtiges Kapitel im Fache der Sexual-Physiologie! Wichtig, in so fern sein Thema oft das tiefste Unglück in Familien und Ehen bereitet! Haben wir nicht den Helden des Jahrhunderts sich sogar über den Segen oder den Bann des Papstes hinwegsetzen, und einer zweiten Gemahlin Hand und Krone reichen gesehen, weil Unfruchtbarkeit das Loos seiner ersten Ehe war, und es dieser Dynastie, mehr noch als hundert andern, auf die Erzielung eines Thronerben ankam? Und wie oft hat Unfruchtbarkeit nicht auch Ehen weniger höhern Ranges gestört, weil dem einen oder dem andern der Gatten Liebe ohne Frucht nicht genügte? — Wir wollen daher in diesem Artikel noch einen Nachtrag zu den Belehrungen liefern, die wir in den Abhandlungen Befruch-

g, Begattung, Ehe, Fruchtbar- und Unvermögen gegeben haben, e wir zu vergleichen bitten.

nter allen gesellschaftlichen Einrichtungen eine einen größern Einfluß auf die Staaten die Ehe. Da Staaten aus Familien, und wieder aus ehelichen Verbindungen be-n, so wird die Wohlfahrt der Staaten ter durch die Vollkommenheit der Ehege- bedingt sein.

Die Fortpflanzung ist der wesentliche Zweck Ehe. Um sein Geschlecht fortzupflanzen, ß man mit den nöthigen Fähigkeiten zur tpflanzung begabt sein; aber es ist nicht ug, daß die Organe, welche bei diesem Akte wirken, die normalen Formen, Verhältnisse erforderliche Stärke haben, es muß auch schen beiden Gatten eine gewisse besondere iehung dieser Organe statt finden, deren etze die Natur in einen undurchdringlichen leier verhüllt.

Die Unfruchtbarkeit der Ehen ist ein Gegen-d, welcher die ganze Aufmerksamkeit des bliziften, wie des Arztes verdient. Man umt im Allgemeinen das Verhältniß der un-htbaren Ehen zu jenen, welche es nicht sind, zehn zu tausend an, allein dieses ist keines-

wegs überall der Fall. Hedin, ein schwedi-
scher Geistlicher, fand in seinem Sprengel, der
aus achthundert Seelen bestand, eine un-
fruchtbare Frau auf zehn fruchtbare; und
Frank versichert, daß man bei einiger Auf-
merksamkeit auf diesen Gegenstand, in den
meisten Gemeinden, wenn sie auch nur drei-
bis vierhundert Paar enthielten, wenigstens
sechs bis sieben unfruchtbare antreffen würde,
ohne daß sich aus ihrer physischen Beschaffen-
heit diese Thatsache erklären ließe. Um die
Ursachen der ehelichen Unfruchtbarkeit besser
zu würdigen, wollen wir sie in moralische und
physische eintheilen. Unter der erstern bemer-
ken wir zunächst: die Furcht, Kinder zu
zeugen. Ohne gerade die Ehe immer ganz
unfruchtbar zu machen, verhindert sie, daß da-
raus jene Anzahl von Kindern entspringe,
welche jedes Paar zu erzeugen fähig gewesen
wäre. Diese Furcht rührt oft weniger von
wirklicher Armuth oder Dürftigkeit, als von
einem hohen und strafbaren Grade von Eigen-
nutz her, welcher bei dem civilisirten Mensch
durch die künstlichen Bedürfnisse, die er s
schafft, noch täglich sich vermehrt. Mit
täglich wachsenden Luxus wächst auch tä
die Zahl der Bedürfnisse, und es ist le

etwas alltägliches, daß Gatten sich keine, oder ferner mehr keine Kinder wünschen, weil pecuniäre Umstände sie drängen! Auf der andern Seite hat jene Furcht, besonders in den großen Städten, jene Weichlichkeit und Eitelkeit der Weiber zum Grunde, wornach diese das Schwangerwerden und dessen Folgen fürchten, weil es ihre Reize zerstören, oder sie verhindern möchte, die Zeit, welche die Mutterpflichten in Anspruch nimmt, zu eitlen Vergnügungen zu verwenden. Schon die Nationen des Alterthums fürchteten dergleichen Mißbräuche. Nach Valerius Maximus waren deshalb die Römer, wenn sie sich verehelichen wollten, verbunden, vor den Censoren sich eidlich zu verpflichten, daß ihre Absicht sei, Kinder zu zeugen. Jede Frau, welche überwiesen wurde, den Zweck des Beischlafs vereitelt zu haben, wurde für ehrlos gehalten, und durfte nach einem alten Gesetze, welches dem Numa Pompilius zugeschrieben wird, vor dem Altar der Juno nicht erscheinen, bevor sie ihr Verbrechen durch das Opfern eines weiblichen Lammes gebüßt hatte, ein Opfer, dem sie mit zerstreuten Haaren beiwohnen mußte. (S. Begattung.)

Ein zu lebhaftes Verlangen, Kin=

nfruchtbarkeit.

en, wird, im Gegentheil, nach
ei Gatten, welche übrigens alle
higkeiten zur Zeugung besitzen, auch
sache der Unfruchtbarkeit. Weniger
in dem Zeugungsakt, und besonders
so tiefe Introduktion in dem ent-
en Augenblicke, würden den Zweck vie-
ungswürdigen Eheleute weit sicherer
, deren innere Ruhe und häusliches
durch Kinderlosigkeit gestört wird.
ntipathie, oder Unverträglich-
zwischen Ehegatten, die leider! gar
eicht entsteht, wenn die Ehe nach Alter,
nstitution und Temperament der Gatten
harmonisch ist — also in Ehen zwischen
nem sehr alten Mann und einer sehr jungen
rau, oder umgekehrt, oder zwischen einem sehr
kalten Mann und einem sehr feurigen Weibe
u. s. w. — ferner Sittenlosigkeit und Aus-
schweifungen der Gatten führen sehr oft den
Mann zum Unvermögen, das Weib zur Un-
fruchtbarkeit.

Die physischen Ursachen der Unfruchtbarkeit
sind nicht allein bei dem weiblichen Geschlechte
zahlreicher und häufiger als bei dem männli-
chen, sondern auch überdies schwerer zu be-
stimmen. Die vorzüglichsten sind: daß viele

Frauen si...
schon zu a...
Brüchen, w...
herrühren, ...
und bei der
Unordnungen
eiterigen und...
liche Lebensa...
zu häufiges Fa...
ren Kräften im
en, zu langes E...
begreift, daß un...
nur jene Ursachen
zeichnen, welche i...
Gesundheitslehre
richten müssen ...
der Pathologi...

Um die Hi...
welche in eine...
gegen stehen ...
Basis ausm...
läßt, bis ...
die Frucht...
gewöhnli...
kann nu...
liche Fr...
den, ...

Frauen sich überhaupt verehelichen, wenn sie schon zu alt sind; verschiedene Arten von Brüchen, welche häufig von Unvorsichtigkeiten herrühren, die während der Schwangerschaft und bei der Niederkunft begangen werden; Unordnungen in der monatlichen Krise, die eiterigen und schleimigten Ausflüsse, unordentliche Lebensart, Nachtwachen, sitzendes Leben, zu häufiges Fahren, übermäßige, und mit ihren Kräften im Mißverhältniß stehende Arbeiten, zu langes Stillen der Kinder ꝛc. Man begreift, daß unser Plan hier nur sein kann, nur jene Ursachen der Unfruchtbarkeit zu bezeichnen, welche in das Gebiet der öffentlichen Gesundheitslehre gehören; für speciellere Nachrichten müssen wir überall auf die Lehrbücher der Pathologie verweisen.

Um die Hindernisse gehörig zu würdigen, welche in einem Staate der Bevölkerung entgegen stehen, muß man vor allen Dingen die [illegible]s ausmitteln, nach welcher sich bestimmen [illegible], bis zu welchem Grade in einem Lande [illegible] Fruchtbarkeit mehr oder weniger von der [illegible] öhnlichen Regel abweicht. Dieser Zweck [illegible] nur durch genaue Register über die ehe[illegible] Frucht- und Unfruchtbarkeit erreicht wer[illegible], welche schätzbare Aufschlüsse über das

Verhältniß der einen zur andern geben, und zu mehr speziellen Untersuchungen in jenen Gegenden leiten würden, wo, bei übrigens ganz gleichen Verhältnissen, die Abnahme oder das Wachsthum der Bevölkerung sich vorzüglich bemerkbar machen. Auf diese Art glaubte man ehemals, die bei den Egyptierinnen beobachtete Fruchtbarkeit dem Nilwasser zuschreiben zu müssen, so wie die größere Fruchtbarkeit der Küstenbewohner dem häufigen Fischessen. Inzwischen sind alle Untersuchungen der Art niemals so angestellt, daß man nützliche Aufschlüsse davon hätte hoffen können; man ließ sich durch die Dunkelheit, die über dem Zeugungswerke waltet, und dessen Geheimniß zu ergründen man verzweifelte, abschrecken, als wenn es hier darauf ankäme, auf die Endursachen zurückzugehen. Wirklich würde eine durch Auszüge aus diesen Registern erhaltene Masse von einzelnen Resultaten zur Kenntniß der verschiedenen allgemeinen Ursachen führen, welche in diesem oder jenem Lande die eheliche Fruchtbarkeit befördern oder hindern. Doch müßten diese Register, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen, weit entfernt blos die Zahl der Kinder, welche aus jeder Ehe entstehen, anzugeben, vielmehr auch

die verschiedenen andern Umstände dabei bemerken, die auf den Punkt der Unfruchtbarkeit Einfluß haben könnten.

Das Studium der sinnlichen Neigungen der Völker, um ihre Verirrungen bekämpfen zu können, ist ein mächtiges Mittel, die eheliche Fruchtbarkeit zu befördern, und so der Unfruchtbarkeit entgegen zu wirken. Die Gesetzgeber haben zu dem Ende bald mehr oder minder schickliche Wege gewählt, die sie den Lokalitäten und dem physischen und moralischen Charakter ihrer Nationen anpaßten. So suchte Augustus zu der Zeit, da die schändlichsten und widernatürlichsten Gelüste einen großen Theil der Römer fast entmenscht hatten, diesen Ausschweifungen durch Institutionen, welche die Ehen beförderten, und durch Auflagen, womit er die Ehelosen belastete, Grenzen setzen; Constantin war noch strenger, er gegen das Laster der Knabenliebe die Todesstrafe aussprach. Die Frauen von Ava kleiden sich in baumwollene Stoffe, von so dünnem Gewebe und so leichtfertigem Schnitte, daß bei jedem Schritte ihre Blöße sichtbar wird. Diese unzüchtige Kleidung soll ihnen, wie man erzählt, von einer weisen Regentin ihrem eigenen Geschlechte vorgeschrieben

[...]eden seyn, um zu einer Zeit, wo bei dem [...]igen die Gräuel der Sittenlosigkeit auf [d]as Höchste gestiegen waren, durch diese Ver[o]rdnung die Entmenschten auf den Weg der Natur zurückzuführen, von welchem sie sich entfernt hatten.

Den innern Frieden in den Haushaltungen zu erhalten, Mißhandlungen und übermäßige Arbeiten, womit die Männer nicht selten ihre Weiber überhäufen, zu verhindern; die Nachlässigkeit der Gatten gegen ihre kranke, oder auch nur an kleinen Unpäßlichkeiten leidende Gattinnen zu bestrafen; ein aufmerksames Auge zu haben auf die ausschweifende Lebensweise der Gatten, als eine Folge ihrer Gleichgültigkeit und einer wechselseitigen Uebereinkunft unter ihnen — alles dieses ist weitere Aufgabe für eine wachsame Polizei, die von dem Eifer beseelt ist, die Ursachen, welche der Bevölkerung hinderlich sind, aus dem Wege zu räumen.

Unmäßigkeit.

Cibus, potus, venus, omnia moderata!
Hippocrates.

Speise, Trank, Liebe — Alles genieße mit Maß.

Balnea, vina, venus corrumpunt corpora nostra.
Martial.

Bäder, Lieb' und Wein zerrütten den menschlichen Körper.

Wie tief der Mensch sinken könne, wenn er unmäßig im Genusse der schönsten physischen Freuden ist, die ihm die Natur bescheert, das haben wir bereits in den Abhandlungen Ausschweifungen und Wollust zur Genüge dargethan. Aber nicht bloß die verscherzte Menschenwürde ist der einzige Fluch, den die Gottheit auf jenen unwürdigen Mißbrauch der Liebesfreuden gelegt hat, sondern auch der Schaamloseste, Entmenschteste (man erlaube das Wort!) der vielleicht abgestumpft genug ist, um den Verlust seiner Menschenehre mit [illegible]heußlichem Gleichmuth zu ertragen, hat an[illegible]re Strafen zu erdulden, für die er überall [illegible]fänglich ist, so lange noch ein Funke von [illegible]ben in ihm glüht, Strafen, die sich auf [illegible] Leben, seine Gesundheit beziehen, und die [illegible] anden gleichgültig sind.

[illegible]icken wir zuerst auf das bessere Erbtheil [illegible] Menschen, auf seinen Geist, seine intellek[illegible]e Seite — wie tief sehen wir diese er[illegible], erschüttert, ja zerstört durch Unmäßig-

keit in den Genüssen der Venus! Das sind die Schlaffen, Weichlichen, Weibischen, für alle Genüsse Abgestumpften, zu allen Geschäften Untauglichen, die wir überall und täglich zur Schande der Gesellschaft umherschleichen sehen! Ja im höhern Grade ist sogar förmlicher Stumpfsinn und Kretinismus eine leider! nicht so ungewöhnliche Folge übermäßiger Geschlechts-Ausschweifungen, und alle Irrenhäuser zählen in ihren Mauern dergleichen Unglückliche, die ihr edelstes Lebensgut, ihr göttliches Erbe, auf diese Art mit nichtswürdigem Leichtsinn vergeudet haben! Wer Einen dieser Unglücklichen je geschaut hat, der wird gewiß mehr als nach allen Moralpredigten erzittert haben, und gewiß, solche Beispiele sollten der Jugend von Lehrern und Eltern als schreiende Warnungstafeln vorgehalten werden, um ihr zu zeigen, wie weit unmäßiger Geschlechtsgenuß führen könne und führe!

So wie aber durch dieses Unmaaß der Geist ertödtet wird, so erschlafft auch das Gemüth, und man hat sehr richtig gesagt, daß, wie Keuschheit die Stütze aller Tugenden, so Unkeuschheit die Quelle aller Laster sei. Schlaffheit des Charakters und daraus entstehende Feigheit, sind fast überall unzertrennliche Fol-

gen der Wollust-Excesse, Feigheit und Schlaffheit des Charakters aber sind gewöhnlich die Grundlagen der Grausamkeit. Man rächt sich mit um so größerer Wuth und Bosheit an seinem Feind, als man ihn fürchtet, oder sich schwach fühlt; und die Eigenliebe wird um so leichter verletzt, als man sich selbst verächtlich weiß. Dies ist die Ursache jener befremdenden Bosheit, welche alle ausschweifenden Fürsten gezeigt haben, wie z. B. Tiber, Caligula, Nero, Domitian, Heliogabal, Borgia 2c. Die entnervten Fürsten Asiens verordnen die furchtbarsten Strafen im Schooße ihres Harems mit der grausamsten Despotie. Die ausschweifende Catharine von Medicis hat die Ermordung der Protestanten in Frankreich angeregt, und viele der wollüstigen weichlichen Creolen, sich den üppigsten Umarmungen entwindend, lassen ihre unglücklichen Negerliebhaber durch Peitschenhiebe vor ihren Augen zerfleischen.

Aber nicht allein Grausamkeit, sondern alle andern Laster eines niedrigen Charakters sind schlaffen, wollüstigen Gemüthern eigenthümlich. Lüge, Falschheit und Treulosigkeit sind Erbtheile entnervter und furchtsamer Individuen, so wie Freisinn, Muth und Kühn-

heit nur dem Kräftigen eigen sind. Daher sehen wir ja in der Geschichte, wie eben schon die Anführung jener grausamen Wüthriche beweist, die Jahrhunderte der zügellosesten Ausschweifungen auch durch die üppigste Menge von Lastern aller Art bezeichnet.

Ehebrüche waren im entarteten Rom etwas so gewöhnliches, daß sie weder den Ehebrecherinnen, noch ihren Männern zur Schande gereichten; die Ehe war nicht mehr ein heiliges Bündniß, sie war eine Verbindung von der galt:

Laune löst, was Laune knüpfte.

Schiller.

Im Gegentheil war Keuschheit mehr ein Vorwurf, als Ehebruch eine Schande. Man heirathete nur, um durch den Mann die Liebhaber zu reizen, und diejenige, die nicht wußte, daß die Ehe weiter nichts, als ein ununterbrochener Ehebruch sei, wurde als ungenießbar und leer von aller Kenntniß der schönen Welt angesehen. Eine Dame, die sich nur mit einigen Liebhabern begnügte, und nicht damit alle Tage, ja selbst alle Stunden wechseln konnte, wurde für elend oder häßlich gehalten. „Der wird, sagt Seneka, für einen unge-

schliffenen Bauer und Abgünstigen gehalten, und ist den Damen ein Greuel, wer seiner Ehefrau verbietet, sich in einer Tracht, welche den Augen nichts verbirgt, auf offnem Valankin austragen zu lassen. Wer sich nicht durch eine Maitresse oder Buhlschaft mit der Frau eines andern Mannes einen Namen macht, den halten unsre Damen für niederträchtig, für einen Menschen, dessen Begierden niedrigen Schmutz verrathen, und der für Sklavinnen gut genug ist. Die Verlobung geschieht nach der Mode durch Ehebruch. Man verabredet erst Wittwenschaft, und so gibts eine Heimführung ohne Entführung." Wenn ... ine Frau nicht gern einen Theil ihres Hei... ...hsguts einbüßen wollte, oder Schwierig... ...en bei der Ehescheidung fürchtete, so nahm ...re Zuflucht zu heimlicher Vergiftung, ...t die Römerinnen ihre Männer eben so ...als ihre Kinder aus der Welt schafften. ... Eheleute aßen deßwegen nie mit ein... weil jede Parthei fürchtete, daß die ... zuvorkommen möchte!

...ngeheuer Tiber scheute sich nicht, ...ester während des Opfers zu schän... ...da dieser und sein Bruder ihm das ... seines Verbrechens vorwarfen, so

ließ er beiden die Beine zerschlagen. Wider-
setzte sich eine Römerin seiner unmäßigen
Wuth, so ließ er sie alsbald als Majestäts-
verbrecherin bestrafen. Caligula umarmte
nie eine Gemahlin oder eine Andre, ohne ihr
zugleich zu sagen, dein Kopf muß doch herun-
ter, so bald ich nur will. Und zu Drusilla
sagte er nach Sueton's Versicherung: Ich
hätte wohl Lust, dich auf die Folter legen zu
lassen, um von dir zu erfahren, warum ich
dich so sehr liebe. Commodus entehrte
erst seine Schwestern, dann tödtete er sie. –

Auch im entarteten Mittelalter waren Mi
chelmorde, Ehebrüche und Verletzungen
jungfräulichen Ehre, Vielweiberei und K
kubinat ꝛc. unter Personen vom hö
Range bis zum niedrigsten Pöbel gleich h
Die gewöhnlichen Fragen der Beichtväte
ren: ob nicht der Beichtende jemanden
bracht, einen falschen Eid geschworen od
bruch begangen ꝛc. habe? Und bei de
lichen Sünderinnen erkundigten sie sic
nicht ein Kind umgebracht hätten?
rich der Vierte, der vielgepriesene »r
vaillant,« dieser »diable à quatre
gleich der größte Verführer der Un
der grausamste Vollstrecker seiner



ließ er Männer, die ihm ihre
Töchter verweigert hatten, Mi
überliefern. Will man aber mi
übersehen, wie tief in morali
eine Unmäßigkeit in den Ausschr
Wollusttriebes der Menschen hinal
so lese man die derbe Schilderun
nal von dem Betragen der unzü
salina macht:

Intravit calidum veteri centon
Et cellam vacuam, atque suar
papillis
Prostitit auratis, titulum menti
Ostenditque tuum, generose Brit
— — — — — — — Tamen ulti
lausit, adhuc ardens — — -
t resupina jacens multorum a
t lassata viris necdum satiat

n schlechten Gewande betra
er, das ihrige, in einer
und hier gab die vorne
dem Namen Lycisca n
den Leib Preis, der dich
us getragen.....
schloß sie ihre Zelle, noch
ging endlich mel



Nicht weniger schrecklich ist das
körperlichen Uebel und Gebrechen
sexuellen Unmäßigkeit folgen. Wir
reits in der Abhandlung Selbstbe
die Wirkungen erzählt, die ein unsin
nuß der Geschlechtsfreuden auf die zu
bei interessirten Organe, die Geschle
des Mannes wie des Weibes, äußer
diese Schwäche auch nothwendig auf
gungs- und Fortpflanzungsgeschäft
wesentlichsten, nachtheiligsten Einfl
(Vgl. Unfruchtbarkeit, Unver
Wir wollen nun hier noch kurz einig
tigsten Krankheiten als warnendes
aufführen, von denen die Erfahrung
daß sie unwiderruflich mehr oder w
und in größerer oder geringerer
die Unmäßigkeit in den Opfern
folgen. Die beständige Reizung
halses, an welchem die Geschlecht
und der mit ihnen gemeinsch
hat, führt örtliche Anschwellun
gefäße und die ganze Gruppe v
herbei, die als Folge der Bla
hoiden entstehen, namentlic
und Diabetes, eine der
unheilbarsten Krankheiten, in

absonderung über alles Maaß vermehrt und dabei in Qualität so verändert ist, daß der Harn einen honigähnlichen Geschmack annimmt, und ein süßes Extract aus ihm bereitet werden kann. Fast alle Fälle der Harnruhr, die bisher beobachtet worden sind, kommen bei Menschen vor, die der Venus unmäßig geopfert hatten.

Gicht ist eine der gewöhnlichsten Folgen der Wollust. Sie ist als Krankheit unvollkommenen Productionsvermögens, wesentlich nur die Begleiterin des höheren Alters, in welchem dies überhaupt von seiner Energie verliert, entsteht aber bei jüngern Menschen auch alsdann, wenn sie durch Geschlechtsausschweifungen dies Produktionsvermögen frühtig schwächen. Gicht, die vor dem vierzig[illegible] Jahre eintritt, ist das sicherste Zeichen [illegible]r Lebensdauer und frühen Greisenalters. [illegible] auch andere Menschen werden oft darum [illegible]isch, weil sie ihr Productionsvermögen [illegible] Wollust geschwächt haben, und würden [illegible]n Schmerzen, die sie quälen, durch bes[illegible]zähmung ihrer Sinnlichkeit frei geblie[illegible]n.

[illegible]tkranke fühlen sich nicht selten trotz [illegible]brechlichkeit und ihres Alters zu fort-

...äßigkeit.

...tsausschweifungen gereizt, durch ihre Leiden. ...rie entsteht am häufigsten Ausschweifungen, indem die ...armnerven durch den Beischlaf Schwächung herbeiführt. Dar... ...n träge Verdauung und Flatu... Säureerzeugung in den ersten We... ...s krankhafte Reizbarkeit des Nerven... ...nd die ganze wunderbare Reihe der ...ndrischen Symptome. Es geht den ...ondristen oft wie den Gichtkranken: ...eizbaren Nerven verleiten sie zu dem ...ben an Bedürfnisse, die sie eigentlich gar ... haben; ihre thätige Phantasie fällt auf ...streuungsmittel, da sie um so gewisser die ...ankheit verschlimmern, als sie schon Folge ...er Phantasie und ihrer unregelmäßigen Be...friedigung ist. Sie fahren fort, wollüstig zu sein und machen ihre Leiden unendlich und unheilbar, wenn sie nicht dem ganz entsagen, was sie selten gestehn, und wohl gar, besonders in der Ehe, als Pflicht betrachten.

Epilepsie und Convulsionen gehören leider sehr zu dieser Reihe von Krankheiten. Alles, was die Hirnthätigkeit schwächt, disponirt zu dieser fürchterlichen Krankheit:

jede...
nerven ...
dann ...
Schr...
...schts, ...
ist der ...
Auge das ...
des Körp...
wenn sich ei...
Schwäche d...
vorzüglich im ...
jungen bebrillt...
Beweise für die ...
scheinung.

Auffallend ist ...
haupt den Begattun...
maaß im Genusse ...
als, unter übrige...
Mann. Wie ...
Fülle der Gesun...
zahllose Opfer...
Messalinen, ...
in aller Lust...
schwelgt, sel...
der Jugen...
doch noch...
man w...

jede Gelegenheitsursache, die in den Muskelnerven einen starken Reiz hervorbringt, reicht dann hin, ihren Ausbruch zu veranlassen.

Schwäche der Sinne, besonders des Gesichts, tritt nicht selten ein. Der Sehnerv ist der höchste unter den Sinnennerven, das Auge das nervenreichste und zarteste Organ des Körpers; es ist daher ganz natürlich, wenn sich eine allgemeine Ueberreizung und Schwäche des ganzen Nervensystems ganz vorzüglich im Auge reflektirt, und viele unsrer jungen bebrillten Herrchen geben täglich neue Beweise für die Wahrheit dieser Krankheitserscheinung.

Auffallend ist es, daß das Weib, wie über[illegible]upt den Begattungsact, so auch das Ueber[illegible]aß im Genusse desselben viel besser erträgt, [illegible] unter übrigens gleichen Umständen, der [illegible]n. Wie viele Weiber gehen nicht in [illegible]e der Gesundheit herum, die der Wollust [illegible]ose Opfer bringen! wie viele alternde [illegible]inen, die ein Leben voll Unsauberkeit [illegible]ler Lust und bei guter Gesundheit durch[illegible]elgt, selbst im Alter noch der Nachahmung Jugendgenüsse nicht entsagt haben und noch wohl und kräftig bleiben! Wahrlich würde versucht, mit der Natur zu hadern.

...keit.

...zuweilen die weibliche
...hrecklich genug, bestrafte.
...entlichen Buhldirnen sind
...wo sie unter den viehischen
...er Liebhaber den Geist auf-
...uch andre Leiden, als ein sol-
...cher Tod sind unmäßig aus-
...Weibern aufbewahrt.
...lichen Hauptübel, die sie bestrafen,
...üsse, Scirrhus und Krebs des Mut-
...s und der Brüste. Freilich entstehen
...chtbaren Uebel auch ohne selbstver-
...te Ursache, aber in den meisten Fällen
...iese Folge übermäßiger Ausschweifungen.
... daß viele unsrer Leserinnen einmal das
...eußliche Bild einer der schmerzlichsten und
...cher tödtlichen Krankheiten ihres Geschlechtes,
des Krebses der Gebärmutter oder der Brüste,
zu sehen Gelegenheit gehabt hätten! Wir hal-
ten ungemein viel auf eine praktische Mo-
ral, und sind überzeugt, daß Manche von dem
verderbenathmenden Abgrunde, den unmäßige
Geschlechtsausschweifungen ihr bereiten, ge-
rettet würde, die Lehrer und Mutter und
Arzt nicht zu heilen vermögen, sähe sie die
giftigen Zerstörungen, hörte sie die herzzerrei-

Be...
solche...
Gift...

geholt ha...
Becher zu l...
einmal die...
(Vgl. U...
barkeit, Un...

Die schönste B...
menschliches Gemü...
einer menschlich...
nunstloses Wesen...
in dem (morali...
Wort gewöhnli...
andern (religi...
unschuldig...
am Sünden...
Die erste...
ist die Na...
wie mit...
Völkern...

[illegible]nden Klagen über die wüthenden Schmerzen solcher Kranken, die ihr

Gift unter den Rosen der Lust

Göthe.

geholt haben, und in unmäßigen Zügen den Becher zu leeren nicht müde wurden, von dem einmal die Natur uns nur nippen lassen wollte! (Vgl. Ausschweifung, Unfruchtbarkeit, Unvermögen, Wollust.)

Unschuld.

Die schönste Blüthe, die ein unverdorbenes, menschliches Gemüth treibt, eigenstes Attribut [illegible]iner menschlichen Seele, denn ein ver[illegible]nunftloses Wesen kann keine Unschuld besitzen, [illegible] dem (moralischen) Sinne, wie man das [illegible]ort gewöhnlich nimmt, obgleich in einem [illegible]dern (religiösen) Sinne grade alle Thiere [illegible]schuldig sind, weil sie keinen Theil haben [illegible] Sündenfall.

[illegible] erste Bedeutung des Wortes: Unschuld [illegible] die Naivetät, die Einfalt des Gemüthes, [illegible] sie bei Kindern und bei kindlichen [illegible]ölkern finden. Kant definirt ganz vor[illegible] [illegible] Unschuld also: „Etwas aus dem

animalischen Gefühle des Vergnügens und dem geistigen Gefühle der Achtung Zusammengesetztes findet sich in der Naivetät, die der Ausbruch der, der Menschheit ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die zur andern Natur gewordne Verstellungskunst ist. Man lacht über die Einfalt, die es noch nicht versteht, sich zu verstellen, und freut sich doch auch über die Einfalt der Natur, die jener Kunst hier einen Queerstrich spielt. Man erwartete die alltägliche Sitte der gekünstelten, und den schönen Schein vorsichtig angelegter Aeußerung, und siehe! es ist die unverdorbene, unschuldige Natur, die man anzutreffen gar nicht gewärtig, und der, so sie blicken ließ, zu entblößen auch nicht gemeint war." — Dieser philosophischen Deduction gegenüber stellen wir einen poetischen Spruch über dasselbe Naturgefühl von dem größten Dichter:

Wo Lieb' und Einfalt nicht zu reden sich erdreisten,
Da, dünkt mich, sagen sie, im Wenigsten am Meisten.

Shakespeare.

Eine zweite Bedeutung hat das Wort: Unschuld angenommen, indem man es von reiner,

unbefleckter Jun
von einem junge
der Venus no
es noch unschul
haben wir sch
Jungfrau
sprochen. Hi
berühmten V
fräuliche Uns

Wie die B

Keiner Hee

Die der

Viele Jü

Aber we

Keinen

So die

Unterrock.

Ein lehr bekanntes, weibliches Kleidungsstück, das wir hier nur erwähnen, weil die Franzosen ein sehr gebräuchliches Sprichwort haben: aimer le cotillon (den Unterrock lieben), welches so viel bedeutet, als unser „Jeder Schürze nachlaufen." — Einem gravitätischen Herrn warf man es vor: d'aimer le cottillon. Wie, rief er aus, quelle calomnie! je voudrais qu'aucune femme n'en portât!

Shakesspeare braucht einmal das Wort Unterrock als pars pro toto für: Weib. Eines seiner Mädchen verkleidet sich als Mann, und sagt bei Gelegenheit einer kühnen That, die sie unternehmen will: „Wams und Hosen müssen sich gegen den Unterrock herzhaft beweisen." —

Unvermögen.

Seid fruchtbar und mehret Euch! lassen die ältesten Urkunden die schaffende Gottheit zu dem Menschen sprechen. Eine Fortsetzung des Menschengeschlechtes durch Zeugung, Empfängniß und Geburt liegt also *im Plane* der Vorsehung. Indessen treten

bei einzelnen Individuen Verhältnisse ein, die
diesem Zwecke der Natur entgegenstreben, oder
ihn ganz vereiteln. Sie bewirken den Zu-
stand, den man beim Weibe Unfruchtbarkeit,
beim Manne Unvermögen nennt. Unvermö-
gen (Impotenz) ist also der Mangel der Zeu-
gungskraft, der Mangel der Fähigkeit, einen
fruchtbaren Beischlaf, oder auch, wenn das
Unvermögen vollkommen ist, eine Begattung
überhaupt zu vollziehen. Im allgemeinen
gibt es weniger unvermögende Männer als
unfruchtbare Weiber, und es scheint, daß das
wächere Geschlecht auch den natürlichen Un-
llkommenheiten mehr unterworfen sei.

Bei den Männern müssen ohne Zweifel die
eschlechtsorgane wohl gebildet sein. Wenn
e Testikel geschwunden oder verstopft sind,
en n die Nebenhoden, so wie die zuführenden
amenröhrchen verstopft sind, wenn die Saa-
bläschen fehlen, wenn die Ejaculation nicht
g geschieht, wenn die Saamenflüssigkeit
hinlänglich verarbeitet ist rc., so kann
Schwängerung statt finden. Auch wenn
Erection nicht geschehen kann, wenn der
gang sich unterwärts oder oberwärts
oder ein andrer, ähnlicher Bildungs-

ehler da ist, so sind dies nothwendige Hinder-
isse einer fruchtbaren Begattung.

Doch kann der Mann wohl gebildet und
och mehr oder minder fruchtbar und ganz
nvermögend sein. Es gibt gewisse phlegma-
ische Temperamente, gewisse Zustände von
Sinnenkälte, von Erschöpfung, Nervenschwäche
. s. w. die alle Sexualität ertödten. Vor-
üglich sind übermäßige Geschlechtsausschwei-
ungen (vgl. Selbstbefleckung, Unmä-
igkeit) häufige Ursache zum männlichen
Unvermögen, und solche ausgebrannte Wüst-
inge schleichen dann zur Schande ihres Ge-
chlechtes, kalt und impotent, unfähig, durch
igenes, sündenhaftes Verschulden unfähig, den
delsten Zweck des physischen Menschen zu er-
üllen, in der Gesellschaft blaßwangig und
ohläugig umher!

Ueberhaupt kann alles, was das Nerven-
ystem überreizt, unter gewissen Umständen
ur Impotenz führen. So hat man den Miß-
rauch des Kaffees als hierher gehörig be-
chuldigt. Adam Olearius schrieb schon
696: „Wenn man dieß Kahwähwasser
uviel gebrauchet, so soll es die fleischlichen
Begierden auslöschen." So arg ist es indeß
och wohl nicht!

Die Trunk
schlafft und
stem einwirkt
mögend, und
daß Trunken
in der Liebe
derlanden u
Branntweint
man glaubt,
Fruchtbarkeit
brauch der g
schen Nation
Russen, Deut
hand genomm
man mehrmal
in den Kämpf
hafter bestan
Bacchus. (
Egyptier, S

Es ist ein
gen, welche
mittel zu h
Opium, w
Anfangs
die Zeug
absolute
unbeson

II.

Die Trunkenheit, welche die Muskeln erschlafft und fast lähmend auf das Nervensystem einwirkt, macht gar nicht selten unvermögend, und es ist eine bekannte Erfahrung, daß Trunkenbolde keine vorzüglichen Helden in der Liebe sind. Man bemerkt in den Niederlanden und in Holland, daß die starken Branntweintrinker unvermögend werden, und man glaubt, eine merkliche Abnahme in der Fruchtbarkeit zu beobachten, seitdem der Mißbrauch der geistigen Getränke bei den nordischen Nationen, als: Dänen, Schweden, Russen, Deutschen, Engländern rc. sehr überhand genommen hat. Im Gegentheil hat man mehrmals bemerkt, daß die Wassertrinker in den Kämpfen der Liebe tapferer und mannhafter bestanden sind, als die Verehrer des Bacchus. So z. B. die wassertrinkenden Egyptier, Syrer und Chaldäer.

Es ist eine wichtige Bemerkung für diejenigen, welche sich narkotischer Getränke als Reizmittel zu bedienen pflegen, daß zwar z. B. das Opium, mit aromatischen Mitteln verbunden, Anfangs heftig zur Liebe reizt, aber auch bald die Zeugungskraft so sehr schwächt, daß eine absolute Unfähigkeit daraus entsteht. Das unbesonnene Auflegen von betäubenden Mit-

…, wie Opium, Nachtschatten oder Gift-
…anzen auf die Geschlechtsorgane, führt bald
…ne fast gänzliche Erschlaffung und Unthätig-
…eit dieser Theile herbei, erzeugt Entmannung,
und eine Art von Eunuchism. Larrey er-
zählt von Soldaten, die sich an geistige Ge-
tränke und an den häufigen Gebrauch solcher
betäubenden Mittel gewöhnt hatten, daß bei
ihnen die Sexualtheile nach und nach fast ver-
schwunden seien; der Magen so wie der Kör-
per wird in solchen Fällen schwächer, und der
Bart fällt aus, die Erschlaffung wird bald
allgemein. Diese Beispiele sind vorzüglich
in Egypten sehr häufig, wie überhaupt in allen
heißen und feuchten Ländern; denn eine solche
Temperatur trägt zu dieser Entnervung sehr
bei, besonders bei ohnedies feuchten und weichen
Konstitutionen. Thurnbull sah sonder-
bare Beispiele davon auf der Insel Otaheiti:
entnervte Schwächlinge, die man Machoos
nennt, überließen sich den schändlichsten Hand-
lungen in abergläubischem Sinne, um die ver-
lorne Mannskraft wieder zu ersetzen.

Vorausgegangene Krankheit, Ermattung,
Hunger, Frost, sind leicht zu entdeckende Ur-
sachen; eben so alle Leidenschaften, welche
wollüstiger Erregung entgegen stehn, als:

Anlaß.

Manchmal liegt es an einer Abneigung g
gen die bestimmte Person, der dieser Die
geleistet werden soll; sie hat vielleicht ei
tale Gewohnheit, ein Maal, irgend etw
sich, das widrig auf den Sinn wirkt, o
Vergleichung zwischen ihr und einer ande
r nachtheilig.

ber es gibt auch im menschlichen Leb
oben, wo ohne alle erdenkliche Ursa
räftigste Mann pausiren muß, und ga
unt ist, sich von seiner gewohnten Rüsti
entscheidenden Augenblick verlassen

So ging es Ovid, der wahrlich so
impotent war, und so ists manchem g

Solche nennt die lateinische Spr
et maleficiatos; die franzö

ennt dieß Ereigniß nouer l'aiguillette.
(S. Nestel.) Man hat sehr gewöhnlich
Zauberei für den Grund dieses zufälligen Un-
glücks gehalten, und die Eifersucht oder den
Neid eines andern Weibes als ihre Veran-
lassung angeklagt. Wenn die Periode von
kurzer Dauer ist, so wendet sich nachher das
Verhältniß zum Guten, allein es gibt Fälle,
wo sie Monate lang, ja wohl ein Jahr fort-
dauert, ohne alle Krankheit, ohne irgend eine
denkbare Ursache.

Es gibt noch andre Ursachen, die besonders
Ehen unfruchtbar machen, und auf welche
wir im Artikel **Unfruchtbarkeit** zurück-
kommen wollen. Im Ganzen gilt es glückli-
cherweise, daß Unvermögen und Unfruchtbar-
keit Ausnahmen, seltene Ausnahmen von der
großen Naturregel sind, und in diesem Sinne
ruft der Dichter scherzhaft:

> Wenn auch nicht alle propagiren,
> Seid unbesorgt, das menschliche Geschlecht
> Stirbt drum nicht aus. — **Wieland.**

Hierher gehört ganz die Erwähnung eines
gesetzlich bestimmten, öffentlichen Beischlafs,
der zum Beweis oder zum Gegenbeweis des

männlichen
das Ende
geführt w
dieses Ge
gen Man
beschuldi
wart v
zu bewe
nomme
brauch
reich
rechts
O
eheli
Red
fast
der
w
w
ei
r

en Unvermögens in Frankreich gegen
des sechszehnten Jahrhunderts ein-
vurde. Einige leiten den Ursprung
brauchs von der Frechheit eines jun-
nes her, welcher, des Unvermögens
t, sich anheischig machte, in Gegen-
Sachverständigen, das Gegentheil
en. Dieses Anerbieten würde ange-
und in der Folge nun dieser Ge-
i den geistlichen Gerichten in Frank-
jeführt, ja sogar durch Beschlüsse
tig gemacht.

ich Venette in seinem Gemälde der
Liebe behauptet, in dem römischen
puren davon zu finden, so ist doch
i, daß vor dem vierzehnten Jahrhun-
der Eheprobe (Congrès, denn so
eß Verfahren genannt) keine Rede
Guy de Chauliac derselben als
Gericht üblichen Verfahrens erwähnt,
Unvermögen eines Mannes erwiesen
llte. Indessen scheint es doch nicht,
damals so viele Formalitäten dabei
en, wie gegen die Mitte des sechs-
ahrhunderts.

Chauliac sollen Mann und Frau
Tage beisammen schlafen, in Gegen-

wart einer unterrichteten und erfahrnen Matrone, welche ein von der Obrigkeit bevollmächtigter Arzt eigends dazu zu ernennen hat; diese soll beide Ehegatten ermahnen, sich einander zu liebkosen u. s. w.; ihnen einige liebekräftigende Mittel geben, ja die Sexualorgane mit zweckdienlichen Salben bei einem Feuer von trockenen Weinreben reiben, und endlich dem Arzte, von dem, was sie gesehen, treuen Bericht erstatten, damit dieser darüber weiter berichten könne. — Vincent Tagereau, Advokat zu Paris, in seiner Rede über die Unfähigkeit des Mannes und des Weibes, meldet, daß in dem Prozeß des Schatzmeisters de Bray drei Aerzte, drei Wundärzte und drei Hebammen zu Experten ernannt worden seien. Die naive Sprache dieses Schriftstellers macht uns mit der Art und Weise bekannt, wie zu seiner Zeit die benannte Probe ausgeführt wurde.

Nachdem die Parthien, heißt es in dieser Schrift, eidlich gelobt haben, treulich und ohne Verstellung das Ehestandswerk zu vollbringen, ohne daß Eines oder das Andere der Sache Hindernisse in den Weg legte, und die Experten ebenfalls geschworen haben, treuen Bericht zu erstatten von Allem dem, was bei

he vorgehen werde, begeben sich beide
ein besonders dazu bereitetes Zim=
er Mann so wie die Frau sich einer
en Besichtigung unterwerfen müssen.
igen Prozessen, wie z. B. in dem
rah, wurden die Parthien nackt
scheitel bis zur Fußsohle untersucht,
an allen Theilen ihres Körpers, ob
an sich hätten, was den Liebesakt
oder hindern könnte! Die Theile
es wurden in lauem Wasser gewa=
die Frau in ein halbes Bad gesetzt,
eine Zeit lang blieb. Hierauf legen
und Frau bei hellem Tage zusam=
Bett, und nachdem die Vorhänge
sind, muß der Mann sich bemühen,
einer Mannskraft zu geben. End=
dem die Parthien einige Zeit bei=
n Bette gelegen, ein oder zwei Stun=
Beispiel, so werden die Experten ge=
r sie kommen auch wohl aus eigenem
öffnen die Vorhänge, stellen Fragen
was zwischen Beiden vorgefallen,
uchen abermals das Weib, um zu
facta sit emissio, ubi, quid et
issum? wie es die damalige Ge=
he erheischte. „Was wohl nicht

ohne Licht und Brillen geschieht," setzt Tagereau hinzu, „und nicht ohne schmutzige und ärgerliche Untersuchungen." Nun setzen sie ein förmliches Protokoll, hierauf ihren Verbalprozeß auf, über das, was während der Probe geschehen ist, oder besser zu sagen, was sie selbst dem Richter sagen wollen, der in dem nämlichen Hause, in einem anstoßenden Saale oder Nebenzimmer mit den Prokuratoren und Sachwaltern des geistlichen Gerichtshofs das Ende dieser Verhandlungen abwartet.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß vorher nie so viel Ehescheidungen statt gehabt haben, als während dieses Gebrauchs, denn man fand nie einen Bericht, daß ein wirklicher Beischlaf vollzogen worden ist. Wie war es auch möglich, daß ein Mann die feierlichste Handlung der Natur vollziehen konnte, wenn die Liebe dem Haß und Abscheu gegen die Frau Platz gemacht hatte, wenn überdies die aufmerksamen und neugierigen Blicke der Umstehenden nothwendig Unruhe und Verwirrung erregen mußten. Mehrere aufgeklärte Rechtsgelehrte, besonders Anton Hotmann, Anne Robert scheuten sich nicht, dem Parlament zu Paris mit der größten Freimü-

thigkeit die Schande der Nation in diesem abscheulichen Gebrauch des öffentlichen Beischlafs und der Besichtigung darzustellen. Endlich wurde er durch eine Verordnung vom achtzehnten Februar 1677 in allen Gerichtshöfen abgeschafft. Hierzu gab folgende Geschichte Gelegenheit. Der Marquis von Langey heirathete in seinem fünfundzwanzigsten Jahr das vierzehnjährige Fräulein von Courtomer. Der Anfang der Ehe war glücklich, und durch den zärtlichsten Briefwechsel während einer kurzen Trennung ward die innigste Liebe beider Gatten bewiesen. Nach vier Jahren klagte diese junge Frau ihren Mann als unvermögend an. Der Oberrichter ernannte Kunsterfahrne zur Besichtigung des Paars. Diese erklärten in ihrem Bericht, beide in dem Zustand wären, worin Mann Frau sein müßten. Dagegen wandte Frau von Courtomer ein, daß wenn nicht mehr Jungfrau wäre, dieses von den [illegible]ünftigen Unternehmungen eines Un[illegible]genden herrühre, dessen unsinnige, aber [illegible]bare Liebe alles anwende, um sich zu [illegible]gen. Aufgebracht über diesen Vorwurf verlangte der Herr von Langey die [illegible] Eheprobe, und der Richter verord-

...wurde
...o nichtig
...te verur-
...herauszu-
...ern Ehe zu
...tirte gegen
...ännliche Fä-
...ch gleichwohl
...wie er es für
...rheirathete sich
...he Mutter von
...Zeit verband sich
...mit einer andern
...Noailles und
...n begann ein neuer
...chiedenen Eheleuten.
...omer starb unterdeß
...nent folgende Klausel
...verlangt, daß man den
...zeß zwischen ihr und dem

Dieser ...
Augen, und ma...
Tribunalen diesen ...
zösischen Justiz er...
(Vgl. Unfrucht...

Verli...

Shakespeare, der ...
wohl versteht, gibt folgen...
Verliebten an: „Eingefal...
Augen mit blauen Rändern ...
tiger Sinn — lose hängen...
ungebundne Mütze — aufgeknö...
— nicht zugeschnürte Schuhe ...
eine nachlässige Trostlosigkeit ver...
Ein andermal läßt er einen V...
„Ich erinnere mich, da ich verl...
ich meinen Degen an einem ...

... List und Betrug ihre Ri...
...angen hatte, um von einem Ma...
...t zu werden, den sie nicht mehr lie...
Vorfall öffnete dem Parlament
und man verbannte plötzlich aus all...
...len diesen für die Annalen der fra...
Justitz ewig schimpflichen Gebrauc...
...nfruchtbarkeit.)

Verliebt.

...espeare, der sich auf so etwas
...eht, gibt folgende Merkmale eines
...an: „Eingefallene Wangen —
blauen Rändern — ein gleichgül...
— ...

und hieß ihn das dafür hinnehmen, daß er sich unterstände, Nachts zu Hannchen Freundlich zu kommen, und ich erinnre mich, wie ich ihr Waschholz küßte, und die Euter der Kuh, die ihre artigen Patschhändchen gemolken hatten. Ich erinnre mich, wie ich mit einer Erbsenschote schön that, als wenn Sie es wäre, und ich nahm zwei Erbsen, gab sie ihr wieder, und sagte mit weinenden Thränen: Trage sie um meinetwillen. Wir treuen Liebenden kommen auf seltsame Sprünge, wie alles von Natur sterblich ist, so sind alle sterblich Verliebten von Natur Narren."

Wo Shakespeare einen Seelenzustand schildert, da wird ein weiterer Commentar unnütz. Was Verliebtsein heißt, weiß auch ein Jeder, und wenn er auch nur einmal Werther's Leiden gelesen hat. Vielleicht wird uns aber nicht ein Jeder beistimmen, ja Mancher mag uns schrecklich profan schelten, wenn wir uns mit unsrer ärztlichen Ueberzeugung hervorwagen, wie alles Verliebtsein auf — — — dem Geschlechtstriebe beruht, von dessen Macht freilich der Verliebte nicht immer eine klare Idee verspürt. Allerdings gibt es eine Seelenliebe, eine höhere, edlere Liebe, auch zwischen zwei Personen verschiede-

... zugegeben, so wird doch
nach ihrem Ziele schmachtende
jede Liebe schmachtet nach einer
Verbindung, ja wo möglich nach
des geliebten Wesens — eine Li
je vergebens schmachtet, üb
der weniger und allmählig körperl
r erleben es in täglicher Erfahru
ungen, auch den reinsten Liebend
solchen, denen ein naher Altar sch
ihrer Wünsche winkt, doch die
platonische Liebe sich in den
Dämon verkehrt, der mit den Nerv
ppirend, auch die kleine, gesetz
am Ende noch zu kurz ...

…sen? Und wird nicht selbst bei weniger
…h Liebenden nicht eben durch das Ent-
… die Phantasie nur noch mächtiger an-
…, als bei Jenen? So kommt es denn,
Shakespeares der Natur so treu ab-
…uschte „eingefallene Wangen und
…gen mit blauen Rändern“ einst
… Hauptkennzeichen der Verliebten werden
… und was bedeutet denn dies Symptom
…ohl anders, als daß die Verliebten mit
Orlando in: „Wie es Euch gefällt“ bei sich
denken:

Ich kann nicht länger von Gedanken leben.
Shakespeare.

Wie weit die Thorheit der Verliebten gehen könne, beweisen mehrere gesellschaftliche Institutionen des Mittelalters, deren wir hier erwähnen müssen. Einer der enthusiastischsten und albernsten Ausbrüche, welche der Geist des Ritterwesens im vierzehnten Jahrhundert nahm, war der Orden der verliebten Leidenschaft, den Ritter de la Tour, unter dem Namen der Galois beschrieben hat. Die Ritter und Knappen, Frauen und Jungfrauen, die sich zu diesem Orden vereinigten, erhoben die Liebe zu ihrer Gottheit, und die

Pflichten…
wirklichen…
und Orden…
Proben ihre…
sie verehrten…
der Standha…
die Beschwerlic…
reszeiten ertr…
machten aus S…
Im Sommer t…
die dicksten Pe…
Im Winter h…
dünnsten Gew…
testen Decken…
Laubwerk u…
eine Schand…
anmachen z…
men. We…
rathete O…
sich der N…
eher in s…
bruder…
Gemein…
Schw…
wie d…
felt, …

Pflichten und den Dienst der Liebe zu einem wirklichen Gottesdienst. Die Ordensbrüder und Ordensschwestern suchten einander in den Proben ihres Eifers für die Gottheit, die sie verehrten, und besonders in den Proben der Standhaftigkeit zu übertreffen, womit sie die Beschwerlichkeiten der Witterung und Jahreszeiten ertrugen. Männer und Weiber machten aus Sommer Winter, und umgekehrt. Im Sommer trugen sie die wärmsten Kleider, die dicksten Pelze, und heizten ihre Zimmer. Im Winter hingegen hüllten sie sich in die dünnsten Gewänder, schliefen unter den leichsten Decken, bekränzten ihre Kamine mit [illegible]ubwerk und Blumen, und hielten es für [illegible]ne Schande, bei der strengsten Kälte Feuer [illegible]machen zu lassen, oder sich daran zu wärmen. Wenn ein Ordensbruder eine verheiratete Ordensschwester besuchte, so entfernte der Mann augenblicklich, und kehrte nicht [illegible] sein Haus zurück, als bis der Ordensbruder wieder weggegangen war, woraus eine [illegible]nschaft der Weiber entstand. Diese [illegible]ner kamen vor Kälte um, und starben, [illegible] gute Ritter de la Tour nicht zwei[illegible] ihren Ordenspflichten als wahre Mär-

threr der Liebe.
die ganze Sekte verschwunden.

Die Aehnlichkeit dieser Feste mit den unzüchtigen Festen der Alten, leuchtet ein. In dieselbe Kategorie gehört der sogenannte verliebte Hof, Cour amoureuse, der gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts als Nachahmung der Liebeshöfe (s. Troubadour) entstand, und von Kammer- und Domherrn, vornehmen Damen, Doktoren, Advokaten u. s. w. gebildet wurde. An diesem verliebten Hofe redete man von nichts, als von Qualen und Seligkeiten der Liebe, und pries nichts als die Tugenden, Eigenschaften und Liebenswürdigkeiten der Schönen. Ein jeder hatte eine unumschränkte Gebieterin seines Herzens und seiner Gedanken (dame souveraine de leurs pensées.) Aus-

l'Eunuque au milieu du Serail

— — — — — — —

Piron.

de des Starken zur Unterdrückung des
hen, Tyrann, weil er nicht Herr sein
glühend im Herzen nach Begierden,
ht zu löschen vermag — das ist

Wir haben schon ...
Unterschied zwischen diesem und dem wirkli-
chen Eunuchen kennen gelernt. Wenn jener
noch einer, wenn auch nur unvollkommenen,
Befriedigung seiner Wollust fähig ist, so daß
sogar alte Lehrer behauptet haben, man könne
Castraten die Ehe nicht verbieten, und die rö-
mischen Frauen nach Juvenal sogar häufig
der Umarmung eines wahren Mannes die
weichliche Umarmung eines Castraten vorzo-
gen, so ist der Verschnittene, der wahre Eu-
nuch, wie es der berühmte Geliebte der He-
loise durch ihres Onkels grausamen Schnitt
ward (s. Castrat), aller und jeder Liebesbe-
zeugung unfähig, und er ist nach Montes-
quieu verdammt — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — Grade so aber will ihn der

...nuch ist welk ... als Castra-
h in seiner Constitution: aller Bart
und seine Stimme bleibt, wie die
ten, lebenslänglich der weichliche
opran. Meist sind auch die Ver-
fettleibig, besonders am Bauch,
nkeln und Beinen, was sie schwer-
; sie führen ihr elendes Leben
ort, und man kennt kein einziges
einem sehr alten Verschnittenen;
ist eben so weichlich und schlaff,
r, darum strebt auch der schwache
m Starken anzuschmiegen, und
r Sklave. Deßhalb nahmen
er keines Eunuchen Zeugniß
denn ...

chmutzigen Geiz. Eitelkeit und
o überdieß fast immer unzertrenn-
nthum der Verschnittenen.
den noch heut zu Tage viel Eunu-
der Türkei, Persien und Afrika ge-
nd um so theurer bezahlt, je — häß-
e sind, weil dann natürlich aller Reiz
rführung von Seiten der ihnen anver-
n Frauen um so mehr wegfällt. Der
chenfreund weint eine Thräne des Mit-
, dieser Unsitte, die einen Theil seines Ge-
echtes auf die unwürdigste, unnatürlichste
t aus dessen Mitte stößt! (Vgl. Castrat.)

Vestalin.

Es gibt nichts Hohes und Schönes, das der menschliche Geist in den Staub zu ziehn sich scheute, ja

es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen,
und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn.
Schiller.

Dieser böse Fleck im menschlichen Geist findet sich auch wieder, wenn wir die Geschich der Vestalinnen untersuchen, denn erinn sich nicht auf den ersten Klang des Wo

Jeder schon,
von ironische
Und was n
Mittheilun
Die Ve
ein Verei
Dienste d
Mit dies
sprung
aber N
der ih
und i
die
ma
bei
Er
S
A

an verliert sich auch der Ur-
dens in's graueste Alterthum,
war derjenige römische Herrscher,
aerst eine Constitution gab,
ahl auf vier bestimmte, eine Anzahl,
sehr vermehrt ward. Nach Nu-
erordnung mußten diese Priesterinnen
intritt sich zu einer dreißigjährigen
tsamkeit verpflichten, doch waren die
ten des Ordens nicht so strenge, als
e glauben, und es scheint, als habe der
chter mehr die Absicht gehabt, Uebertretung
s Hauptgesetzes zu bestrafen, als sie strenge
zu verhüten. Die Vestalinnen lebten im
Ueberflusse und in Weichlichkeit. Nur bei
Nacht war es Männern untersagt, bei ihnen
einzugehen, Frauenzimmern war es aber zu
jeder Stunde erlaubt. Man hatte ihnen einen
besondern Platz bei den Schauspielen einge-
räumt, und diese heilige Jungfrauen weideten

cke eben so frei an der eben nicht all-
en Bühne, als andre römische Jung-
Ihr Anzug war schon hinreichend,
den zu wecken, er verrieth die ganze
e ihres Wuchses, und schien ihre Schön-
ur zu verhüllen, um sie desto reizender
die Phantasie zu machen. Verschiedene
lich um den Kopf geschlungene Binden
eten eine Art von Turban, in dessen Zwi-
nräumen man das gelockte Haar erblickte.
r Unterkleid war blendend weiß, und über
nselben trugen sie einen purpurfarbenen
antel, der, nur die Schulter bedeckend, im-
er einen Arm halb nackt zeigte. Die Schrif-
en einer *Sappho* und eines *Anakreon*
versüßten ihnen übrigens die Langeweile des
einsamen Lebens, und von dieser Lektüre be-
geistert, verfertigten sie selbst zärtliche Verse,
in denen das stärkste Feuer nach dem Genuß
der Liebe athmete. *Seneka* hat uns fol-
gende Probe davon aufbewahrt:

Felices nuptæ! moriar, nisi nubere
dulce est. Ihr glücklichen Verehelichten!
ich will sterben, wenn es nicht süß ist, sich zu
verehelichen.

Die Verrichtungen der *Vestalinnen*
waren von dreierlei Art. Sie mußten erstens

das heilige Feuer im Te
dig brennend erhalten.
selben wurde für ein hö
bedeutungszeichen geh
durch deren Unachtsa
wurde von dem Obe
nen Ort geführt,
und mit Ruthen stri
der Vestalinnen war
das im Tempel der
zu bewachen. Dri
verrichten. Sie
und Dinkelkorn z
bei den Opfern be
sie aus einem der
Wasser holen und

Mit dem St
hohes Ansehen
Verbrecher, d
wurde, zufällig
ihm das Leben
nur betheuern
schehen wäre
von einer V
gung bei
Von der
Nach

n. Das Verlösch...
n höchst unglückliches Vor-
gehalten, und diejenige,
htsamkeit es verlöscht war,
Oberpriester an einen gehei-
t, wo er sie ganz entkleidete
n strich. Das zweite Geschäft
n war, das berühmte Palladium,
pel der Vesta aufbewahrt wurde,
.. Drittens mußten sie auch Opfer
Sie hatten übrigens das Salz
elkorn zu bereiten, dessen man sich
Opfern bediente, und täglich mußten
einem den Musen geweiheten Brunnen
r holen und den Tempel damit besprengen.
it dem Stande der Vestalinnen war ein
es Ansehen verknüpft. Begegnete ein
erbrecher, der nach dem Richtplatz geführt
urde, zufälligerweise einer Vestalin, so mußte
ihm das Leben geschenkt werden. Sie durfte
nur betheuern, daß es blos aus Zufall ge-
schehen wäre. Einen Eid konnte man nie
von einer Vestalin fordern. Ihre Bekräfti-
gung bei der Vesta war eben so gültig.
Von der Zeit an, daß eine bei Anbruch der
Nacht nach Hause gehende Vestalin auf öffent-

licher Strafe geschändet worden war, hatten sie das Vorrecht, von einem Lictor, so oft sie ausgingen, begleitet zu werden.

Die fürchterlichste Strafe stand darauf, wenn eine solche Priesterin das Gelübde der Keuschheit brach. In den ersten Zeiten wurde eine solche Verbrecherin enthauptet, oder nach Andern mit Ruthenschlägen getödtet, und ihr Verführer todt geprügelt. Unter Tarquin dem ältern kam aber die Gewohnheit auf, eine solche Unglückliche lebendig zu begraben. Man legte sie auf eine Bahre, umhüllte sie mit Tüchern, befestigte sie mit Stricken und band ihr den Mund zu, damit ihr Geschrei nicht gehört werden konnte. Darauf wurde sie im völligen Leichenpomp von ihren Freunden begleitet, zur Grabstätte hingetragen. Alle, die diesem Gefolge begegneten, gingen wehklagend vorüber, und ganz Rom trauerte an einem solchen Tage, und betrachtete das Verbrechen als eine Vorbedeutung, die dem Staate ein großes Unglück androhete. So wurde die lebendige Leiche über den Markt bis an das Collinische Thor gebracht, hier war ein Damm, campus sceleratus genannt, innerhalb der Ringmauern, aufgeworfen. Auf diesem stand eine kleine Kapelle, in derselben befand sich

ie tiefe Grube wohin man auf einer Leiter
igen konnte. In der Kapelle stand ein
ett, ein Licht, etwas Brod und Wasser, nebst
ilch und Oel. Wenn die Vestalin hier an=
langt war, befreiten sie die Gerichtsdiener
n ihren Banden, und ließen sie mit dem
ontifex Maximus und den übrigen Priestern
r zurück. Der Hohepriester verrichtete nun
ı Gebet, die Vestalin stieg lebendig in ihr
auervolles Grab hinab, die Leiter wurde
die Höhe gezogen, und die Grube nebst der
ıpelle mit Erde überschüttet.

Die römischen Annalen zählen ihrer an
anzig, die, weil sie bei ihrem Verbrechen
ch den Wohlstand verletzten, getödtet wurden.
ie viele mochte es noch geben, die sich ohne
fahr mit denen strafbar machten, die sie
tten strafen sollen! —

Hatte eine Vestalin dreißig Jahr in diesem
rden gelebt, so erlaubte ihr das Gesetz, her=
szutreten und sich zu verheirathen. Diese
laubniß kam in einem solchen Alter dann
ilich wohl meist zu spät, indem die Blüthen=
ıre und die Zeit der Liebe nun vorüber waren.

Unglaublich ist es, daß vor der Revolution,
die vom Hofe und den höhern Ständen
sgegangene Sittenverderbniß in Paris den

höchsten Grad erreicht hatte, es hier eine geheime Gesellschaft ganz schändlich verdorbner Weiber gab, die sich dem abscheulichen Laster der lesbischen Liebe (s. dies. Art.) ergeben hatten, und die den nichtswürdigen Uebermuth einer entarteten Geschlechtslust so weit trieb, daß sie ihre Gesellschaft die Zunft der Vestalinnen nannten!! Man erschrickt, wenn man ein wenig in die Statuten dieser saubern Gesellschaft blickt.

Die Vestalinnen hatten zu jener Zeit zwei Versammlungsörter in Paris. Der vornehmste war in dem Hause der Madame de F., wo die feinste Theorie der sinnlichen Empfindungen mit der ausgeartetsten, wildesten Phantasie vereinigt ward.

Die Verbündeten wurden in Postulantes oder Novizen, und in Femmes oder Geweihete eingetheilt. Alle vom Gesetz der Vesta ausgeschlossene Frauenzimmer hießen Profanes, und diejenigen, die sich zur Aufnahme gemeldet hatten, Desirantes. Diese wurden, wenn sie gewisse — leicht zu errathende Eigenschaftrn besaßen, auf folgende Art eingeweiht. Die Desirante ward in den Versammlungssaal geführt, unterdeß zwei Geweihete Wache hielten. Dieser Saal w

sehr schön, und hatte eine völlig runde Form. In der Mitte desselben standen vier Altäre, auf welchen das vestalische Feuer ununterbrochen brannte. Den vornehmsten Altar zierte die Büste der Sappho, als der Schutzheiligen des Tempels; neben ihr prangte der berühmte Ritter d'Eon (vgl. über ihn das Conversations-Lexicon), dessen meisterhaft gearbeitete Büste von dem berühmten Houdon verfertigt war. Rund umher an der Wand standen die Büsten der Griechinnen, deren Sappho in ihren Liedern erwähnt hat. Die Priesterinnen saßen auf kleinen Ruhebetten; auf jedem derselben eine Geweihete und eine Novize. Die erstern trugen eine feuerfarbene Levite und einen rosenfarbenen Gürtel. Zuerst wurde im Beisein der Destrante über ihre Zulassung zu den Prüfungen gestimmt. Alsdann wird sie in einen Zustand versetzt, der den forschenden Blicken der Geweiheten Kennerinnen nichts zu errathen übrig läßt. Eine der ältesten Priesterinnen liest die Uebersetzung jenes lateinischen Gedichts von Nevisan vor, welches wir im Artikel Reiz kennen gelernt haben, und welches das Formular war, wonach die Untersuchungen angestellt wurden. Wenn die De-

n.
vollkommenen Schön-
eize besaß, so war sie
g. Sie wurde alsdann
annten Feierlichkeiten zur
d legte einen Eid ab, dem
ng mit dem männlichen Ge-
h zu entsagen, und sich dem
er und gefahrloser Freuden zu
den Beschluß der Weihe machte
welches durch Allegorien und Ge-
errichtend für die Novize wurde.
ben für die Postulantes, welche in
Klassen aufgenommen werden sollten,
sehr schwer. Man verschloß sie in ein
net, worin die mannigfaltigsten Gegen-
de die lebhaftesten Vorstellungen an die
ebe männlichen Geschlechts rege machen konn-
en. Der auffallendste war jene berüchtigte
römische Gottheit, die Statue des Priapus,
die man in der Mitte des Kabinets in ihrer
ganzen Energie aufgestellt hatte. Am Fuße
dieser Statue befand sich ein Kohlfeuer von
der sonderbaren Eigenschaft, daß wenn man
nur einen Augenblick unterließ es durch gewisse
Materialien zu unterhalten, oder, wenn man
zuviel von denselben hineinthat, es sogleich
verlosch. Die Novize war daher genöthigt,

hineing
Minuten
Gegenständ
Phantasie da
verlosch das
Zerstreuung
lichste Paro
der menschliche
Prüfungen da
Stufenweihe de
rinnen Reden.
Damen aus den
Mitte zu sehen.
ein berühmter
des Tribades les I
dans ces assemb
horreurs que l'
ne peut citer

Wenn
größesten
Fortpfl
ohne
des

sen Materialien ununterbrochen etwas
uwerfen; vergaß sie dieses nur einige
n, indem sie beim Anschauen so vieler
tände der männlichen Wollust ihrer
iste das kleinste Spiel einräumte, so
das Feuer, und gab den Beweis ihrer
aung und Schwäche. Gewiß die schänd-
Parodie (des vestalischen Feuers) die
nschliche Geist je ersonnen hat! Diese
gen dauerten drei Tage. Bei der
weihe der Novizen hielten die Prieste-
Reden. Dieser Orden hatte die Ehre,
aus den höchsten Ständen in seiner
zu sehen. — Ce senat auguste, sagt
rühmter Schriftsteller, est composé
ibades les plus renommées, et c'est
es assemblées que se passent des
rs que l'écrivain le moins délicat
t citer sans rougir.

Vielweiberei.

n der Hauptzweck der Natur in der
en Vervielfältigung und möglichsten
anzung ihrer Wesen besteht, so entspricht
weifel die Vielweiberei auch der Natur
nschen. Sie wird daher selbst in un-

fern Klimaten von Vielen vertheidigt, welche die Ehe nur als eine Anstalt zur Fortpflanzung betrachten, mithin von diesem Verhältniß eine bloße Naturansicht haben. Man beruft sich hierbei noch außerdem auf die größere Stärke des Geschlechtstriebes der Männer, welche bei Kraft und Gesundheit nie aufhören produktiv zu sein, während das Weib in der Zeit der Schwangerschaft, des Wochenbettes, der monatlichen Krise u. s. w. zur Begattung eigentlich unfähig sei. Sobald man von unseren gesellschaftlichen Einrichtungen absieht, scheint daher nach dieser Ansicht die Monogamie (Einweiberei) mit den Gesetzen der Natur in Widerspruch zu stehn. Man übersieht aber hierbei gänzlich einen hohen und wesentlichen Vorzug der Menschennatur, der darin besteht, daß der Mensch nicht wie die Thiere dem Gesetz der Nothwendigkeit so unbedingt unterworfen, zu gewissen Zeiten Brunst fühlen darf, sondern vermöge der Freiheit des Willens seine Begierden stets befriedigen, aber auch einschränken kann. Es ist auch ausgemacht, daß die Vielweiberei auf keine Weise und nirgend auf der Erde mit der Gleichheit der Rechte zwischen beiden Geschlechtern bestehen könne. Sobald ein Mann in

Vielweiberei lebt, erfordert die Ruhe der Fa-
milie die Sklaverei der Weiber, wie dieses
in allen Ländern der Fall ist, wo dieser Ge-
brauch herrscht. Bei uns würde die Vielwei-
berei eben so ungerecht, als thöricht und un-
ausführbar sein. Die Anzahl der Weiber ist
in unsern Klimaten überhaupt nicht viel grö-
ßer, als die der Männer, nur in heißen Ländern
scheint das weibliche Geschlecht offenbar zahl-
reicher, als das männliche zu sein, während
im Norden wiederum mehr Knaben als Mäd-
chen geboren werden. Man kann auch beob-
achten, daß jene Völker, bei denen die Einwei-
erei herrschend ist, im Durchschnitt kräftiger
nd geistreicher sind, während die vielbeweibten
Orientalen größtentheils sowohl an Geist als
Körper stumpf und schwächlich erscheinen.
Die Mehrzahl der Thiere lebt in Vielwei-
ei. Unter den Affen finden sich zwar ei-
e, die nur mit einem Weibchen vorlieb neh-
n, die meisten derselben begatten sich aber,
er Wolf, der Hund, der Löwe, die Katze
w. mit mehreren Weibchen. Die Nage-
, insbesondere die Hasen, Meerschwein-
Ratten u. s. w. halten sich nicht einmal
einer bestimmten Favoritin, sondern ver-
en sich mit allen, deren sie habhaft werden

können. Der Elephant, so wie das Rhinoceros und Nilpferd, begnügen sich keineswegs mit einem Weibchen, nur der Biber soll, wie behauptet wird, in Monogamie leben. Von den Wiederkäuern und allen Hufthieren ist es bekannt, daß sie polygamisch sind, die Anzahl der Weibchen ist unter diesen Ordnungen auch größer, als die der Männchen, und eine wunderbare Vorsehung hat gerade hier die Weibchen sehr keusch und begierlos, die Männchen hingegen vorzüglich lüstig und feurig geschaffen, damit alle ihre Befriedigung fänden. Die Seehunde gleichen sogar hierin den Mohamedanern, indem jedes Männchen sich eine Art von Serail hält, und ein Wächter und Tyrann seiner Weiber wird.

Bei den Vögeln ist die Monogamie schon weit häufiger anzutreffen. Die Tauben, die Störche, und wahrscheinlich alle Raubvögel, z. B. Geier, Falken, leben nur mit Einem Weibchen; hingegen halten sich die Haushähne, die Wachtel, das Rebhuhn u. A. immer eine beträchtliche Menge von Gesellschafterinnen.

Im Allgemeinen sind jene Thiere, die truppweise beisammen leben, der Vielweiberei zugethan, während andre, welche die Einsamkeit lieben, in der Regel auch nur ein Weibchen

gen. Bei den meisten geht die Vermischung weit, daß selbst die Eltern, wenn die Gelegenheit gegeben ist, sich wiederum mit ihren Kindern begatten. Doch sagt man, daß kein Hengst dazu gebracht werden könne, seine Mutter zu bespringen.

Viele Insektenweibchen thun den keuscheren Männchen beinahe Gewalt an, indem sie dieselben auf verschiedene Weise necken, um sie zur Begattung zu reizen. In dem wunderbaren Staat der Bienen herrscht sogar eine Vielmännerei (Polyandrie), so daß wohl vier- bis fünfhundert Männchen auf ein einziges Weibchen oder die Königin kommen.

Die Vielmännerei ist in einigen Gegenden, namentlich in Tibet, Batom, und auf der Küste Malabar auch unter den Menschen gebräuchlich, und man sieht dort eine Frau zu gleicher Zeit mit mehreren Männern leben. Dieser Gebrauch steht mit der Natur in gradem Widerspruch, da ihm keineswegs der Trieb zur Fortpflanzung, sondern nur der Hang zur Wollust zum Grunde liegt, und eine Frau mit mehreren Männern fast niemals Kinder zeugt, während ein einziger Mann sehr wohl mit mehreren Weibern eine fruchtbare Verbindung eingehen kann.

Betrachtet man die Ehe blos von der natürlichen Seite, so scheint die Natur in der kalten und gemäßigten Zone für jeden Mann nur eine Frau geschaffen zu haben, während sie in heißen Ländern mehr weibliche als männliche Individuen hervorbringt, und die Polygamie begünstigt. Mit dieser Produktivität der Natur stehen die Temperamente der verschiedenen Völkerschaften in sehr genauer Uebereinstimmung. Die Bewohner der kalten Gegenden sind auch kälter in der physischen Liebe, ihre Frauen bleiben längere Zeit fruchtbar, und sind weniger, als die Frauen des Südens, den Fehlgeburten ausgesetzt. Die kalten Länder dürfen überdies nie so stark bevölkert sein, als die warmen, weil sie ihren Bewohnern weit weniger Nahrung darbieten. In heißen Ländern wird der Funken des Gefühles leicht bis zur hellen Flamme angefacht, die Leidenschaf ten sind heftiger, die Frauen werden bald u fruchtbar und mögen leicht mißgebären; Reichthum und die Fruchtbarkeit des Bo ernährt ohne Mühe eine große Anzahl schen. Unter einem kalten Himmel er der Geschlechtstrieb erst spät, bleibt aber um so länger, und ist leichter in Sc zu halten; in südlichen Ländern er

... (vgl. über ihn das Conv
ons=Lexicon), dessen meisterhaft ge
Büste von dem berühmten Houd
igt war. Rund umher an der Wa
die Büsten der Griechinnen, der
ho in ihren Liedern erwähnt ha
riesterinnen saßen auf kleinen Ruh
auf jedem derselben eine Geweihe
ne Novize. Die erstern trugen ein
rbene Levite und einen rosenfarbene

Zuerst wurde im Beisein der Desi
iber ihre Zulassung zu den Prüfunge
t. Alsdann wird sie in einen Zu
rsetzt, der den forschenden Blicken de
ten Kennerinnen nichts zu errathe
läßt. Eine der ältesten ...

sirante nur sechs zur vollkommenen Schönheit erforderlichen Reize besaß, so war sie zur Aufnahme fähig. Sie wurde alsdann mit gewissen unbekannten Feierlichkeiten zur Novize geweiht und legte einen Eid ab, dem vertrauten Umgang mit dem männlichen Geschlechte gänzlich zu entsagen, und sich dem Genuß reinerer und gefahrloser Freuden zu widmen!! Den Beschluß der Weihe machte ein Mahl, welches durch Allegorien und Gesang unterrichtend für die Novize wurde. Die Proben für die Postulantes, welche in höhere Klassen aufgenommen werden sollten, waren sehr schwer. Man verschloß sie in ein Kabinet, worin die mannigfaltigsten Gegenstände die lebhaftesten Vorstellungen an die Liebe männlichen Geschlechts rege machen konnten. Der auffallendste war jene berüchtigte römische Gottheit, die Statue des Priapus, die man in der Mitte des Kabinets in ihrer ganzen Energie aufgestellt hatte. Am Fuße dieser Statue befand sich ein Kohlfeuer von der sonderbaren Eigenschaft, daß wenn man nur einen Augenblick unterließ es durch gewisse Materialien zu unterhalten, oder, wenn man zuviel von denselben hineinthat, es sogleich verlosch. Die Novize war daher genöthigt,

von diesen Materialien ununterbrochen etwas hineinzuwerfen; vergaß sie dieses nur einige Minuten, indem sie beim Anschauen so vieler Gegenstände der männlichen Wollust ihrer Phantasie das kleinste Spiel einräumte, so verlosch das Feuer, und gab den Beweis ihrer Zerstreuung und Schwäche. Gewiß die schändlichste Parodie (des vestalischen Feuers) die der menschliche Geist je ersonnen hat! Diese Prüfungen dauerten drei Tage. Bei der Stufenweihe der Novizen hielten die Priesterinnen Reden. Dieser Orden hatte die Ehre, Damen aus den höchsten Ständen in seiner Mitte zu sehen. — Ce senat auguste, sagt ein berühmter Schriftsteller, est composé des Tribades les plus renommées, et c'est dans ces assemblées que se passent des horreurs que l'écrivain le moins délicat ne peut citer sans rougir.

Vielweiberei.

Wenn der Hauptzweck der Natur in der größesten Vervielfältigung und möglichsten Fortpflanzung ihrer Wesen besteht, so entspricht ohne Zweifel die Vielweiberei auch der Natur des Menschen. Sie wird daher selbst in un-

sern Klimaten von Vielen vertheidigt, welche die Ehe nur als eine Anstalt zur Fortpflanzung betrachten, mithin von diesem Verhältniß eine bloße Naturansicht haben. Man beruft sich hierbei noch außerdem auf die größere Stärke des Geschlechtstriebes der Männer, welche bei Kraft und Gesundheit nie aufhören produktiv zu sein, während das Weib in der Zeit der Schwangerschaft, des Wochenbettes, der monatlichen Krise u. s. w. zur Begattung eigentlich unfähig sei. Sobald man von unseren gesellschaftlichen Einrichtungen absieht, scheint daher nach dieser Ansicht die Monogamie (Einweiberei) mit den Gesetzen der Natur in Widerspruch zu stehn. Man übersieht aber hierbei gänzlich einen hohen und wesentlichen Vorzug der Menschennatur, der darin besteht, daß der Mensch nicht wie die Thiere dem Gesetz der Nothwendigkeit so unbedingt unterworfen, zu gewissen Zeiten Brunst fühlen darf, sondern vermöge der Freiheit des Willens seine Begierden stets befriedigen, aber auch einschränken kann. Es ist auch ausgemacht, daß die Vielweiberei auf keine Weise und nirgend auf der Erde mit der Gleichheit der Rechte zwischen beiden Geschlechtern bestehen könne. Sobald ein Mann in

Vielweiberei lebt, erfordert die Ruhe der Fa=
milie die Sklaverei der Weiber, wie dieses
in allen Ländern der Fall ist, wo dieser Ge=
brauch herrscht. Bei uns würde die Vielwei=
berei eben so ungerecht, als thöricht und un=
ausführbar sein. Die Anzahl der Weiber ist
in unsern Klimaten überhaupt nicht viel grö=
ßer, als die der Männer, nur in heißen Ländern
scheint das weibliche Geschlecht offenbar zahl=
reicher, als das männliche zu sein, während
im Norden wiederum mehr Knaben als Mäd=
chen geboren werden. Man kann auch beob=
achten, daß jene Völker, bei denen die Einwei=
berei herrschend ist, im Durchschnitt kräftiger
und geistreicher sind, während die vielbeweibten
Orientalen größtentheils sowohl an Geist als
Körper stumpf und schwächlich erscheinen.

Die Mehrzahl der Thiere lebt in Vielwei=
rei. Unter den Affen finden sich zwar ei=
ge, die nur mit einem Weibchen vorlieb neh=
n, die meisten derselben begatten sich aber,
der Wolf, der Hund, der Löwe, die Katze
f. w. mit mehreren Weibchen. Die Nage=
re, insbesondere die Hasen, Meerschwein=
, Ratten u. s. w. halten sich nicht einmal
ner bestimmten Favoritin, sondern ver=
en sich mit allen, deren sie habhaft werden

Frauen zu halten, und selbst Socrates, dem gewöhnlich nur eine Xantippe zugeschrieben wird, hatte deren zwei. Unter allen Barbaren, sagt Tacitus, sind die Germanen die einzigen, welche sich nur mit einer Frau begnügen, nur ihre Fürsten und Anführer nehmen mehrere. Im ursprünglichen Naturzustande findet keine bürgerliche Heirath, sondern nur eine freie und wechselnde Verbindung statt, daher wird die Vielweiberei auch von Aristoteles für ein Zeichen eines freien Naturzustandes angesehen. Sie erstreckt sich sogar bis an das Eis der Pole, denn nach Steller, Kraschenikoff, Pallas u. A. leben die Kamtschadalen, Sibirier und viele Nordamerikaner mit mehreren Weibern.

Die Einweiberei ist im Gegentheil fast nur in Europa und in den europäischen Besitzungen der andern Welttheile zu Hause, wo die Religion darüber, wie über ein Gesetz, wacht, aber grade durch das Verbot der Vielweiberei ihrer eigenen Verbreitung in heißen Ländern ein großes Hinderniß in den Weg legt. Es ist bekannt, daß die christliche Religion vorzüglich in kälteren Gegenden Wurzel faßte, wo beide Geschlechter von Natur mehr gemäßigte Triebe besitzen, während der Islamismus in den heißen

maten die reißendsten Fortschritte machte, sich bald eine größere Anzahl von Bekennern, als das Christenthum erwarb. Auch Schumanische, so wie die Religion des Dalai Lama, die sich in kältern Gegenden ausgebreitet haben, widersetzen sich keineswegs Vielweiberei, und selbst die Schumanischen Samojeden und Ostiaken, die im hohen Norden wohnen, nehmen so viele Frauen, als kaufen und ernähren können.

Die Einweiberei gründet sich auf die beiderseitige vollkommene Gleichheit der Geschlechter, Vielweiberei ist auf die Ungleichheit und Sklaverei der Weiber gegründet. Der Vielweibte muß sowohl Güter als Macht besitzen, Frauen zu kaufen, sie in einem Serail zu bewachen, zu ernähren, und über sie mit strengem Vorrecht zu herrschen. So will es auch der Geist jener religiösen Schriften, die von Zoroaster, Mahomet und Confucius herrühren. Die Frau wird darin nur als ein Eigenthum und als ein Werkzeug betrachtet, dessen man sich zum Vergnügen bedient, und dessen man wieder wegwerfen kann, wenn es unbrauchbar geworden. Und so ist die schönste und sanfteste Hälfte des Menschengeschlechtes durch den Mißbrauch der Gewalt zu einem

bloßen Mittel des Vergnügens herabgewürdigt.

Die europäischen Sitten sind glücklicher Weise anders beschaffen. Die Gewohnheit, nur eine Frau zu haben, verdanken wir unsrer größeren Lebenskraft, weil die Gelegenheit zur Entkräftung nicht so häufig ist, wir verdanken ihr die Regeln der Galanterie, weil die Frauen bei uns seltener, und mit ihrer Gunst nicht so freigebig sind, und was mehr, wir erfüllen gewiß durch die Monogamie sicherer und gottgefälliger die Absichten des weisen Weltschöpfers, der das Weib, nicht bloß zur Befriedigung männlicher Lust schuf, sondern auch ihre moralische, menschliche Würde anerkannt und geehrt wissen will. Es scheint aber, als ob wir der Einweiberei auch die verderbliche Sitte des Zweikampfes zu verdanken hätten. Bei den Türken, Tartaren, und überhaupt bei allen vielbeweibten Asiaten, ist in der That diese barbarische Ehrensache ganz unbekannt, während eine Frau in England sehr leicht Anstand nimmt, ihre Hand einem Mann ohne Muth zu reichen. Es ist bekannt, wie viele Streitigkeiten und Duelle die Eifersucht erzeugte, zumal wenn es sich um Frauen handelt, von der Gesinnung der *Madame de Sévigné*, qui n'aimait rien tant que les *grands coups*

In der Natur der weiblichen Eitel-
it der Grund, daß viele Frauen, wie die
en mancher Thiere, den lebhaftesten und
ägendsten Männern den Vorzug ge-
es um des größern Vergnügens willen,
sie sich versprechen, oder weil sie als
ere Geschöpfe eines unerschrockenen Ver-
rs und kräftiger Hülfe bedürfen. Das
n eines Schlägers gibt noch immer
che auf Liebe und fast alle Frauen ha-
e Vorliebe für Soldaten, wie weiland
s schon für den Mars.

der Einweiberei läßt es sich vielleicht
, daß in nördlichen Gegenden die zahl-
r Männer auch unternehmender sind,
hr zur Schifffahrt, zur Auswanderung
m Kriege geneigt sind, als andre Völ-
hingegen ist der Vielbeweibte in den
gegenden von Jugend auf mit einer
hen Familie beladen und muß sorgen,
m Harem seine Weiber bewache. Ueber-
ubt ihm seine körperliche Schwäche so-
en Willen als auch die Macht zu kühnen
nehmungen, und legt ihm das Bedürfniß
tzenden Lebensart auf.

Despotismus, der aus der Unterwer-
er Frauen des Harems in der Familie

des Vielbeweibten nothwendig entstehen muß, verfehlt auch nicht, seinen Einfluß auf die bürgerliche Gesetzgebung jener Staaten auszuüben, in denen die Vielweiberei zu Hause ist. Die Macht des Fürsten muß auch den Unterthanen Gewalt verleihen, um eine ganze Hälfte des Menschengeschlechtes in Sclaverei zu erhalten. Die polygamischen Länder sind daher auch diejenigen, in denen Dienstbarkeit und Knechtschaft sich am härtesten äußert, während die Achtung und die Freiheit der Frauen unstreitig mit zu den sichersten Bürgen der Unabhängigkeit und bürgerlichen Freiheit gehören. Aus demselben Grunde erhalten sich auch die Sitten in der Einweiberei viel reiner, denn indem man der Frau Vertrauen und Liebe schenkt, fühlt sie auch das Bedürfniß, Achtung zu erwerben und zu verdienen, während eine gekaufte Asiatin sich durch keine Pflicht an einen Tyrannen gebunden glaubt, der sie nur zum Vergnügen unterhält.

Es ist auch leicht einzusehn, daß das Beisammensein mehrerer Gattinnen in der Regel dem häuslichen und geselligen Glücke zuwider ist. Ungleiche Männerbegünstigung und Sclaverei des Weibes haben unausbleiblich tief Zerrüttung des häuslichen Glückes zur Folg

...t bei solchen Männerfreiheiten zu
, wird der klügsten Staatskunst ein
oblem bleiben; aber sie zu mindern
einige Gesetzgeber: sie wollten der
Menschenhälfte in ihrem unterjoch=
de wenigstens die letzten Ansprüche
echte der Natur vindiciren. Sie be=
nämlich, wie oft der Polygam seiner
Beischlaf in einem gewissen Zeit=
leisten schuldig sein sollte. In das
n der Ehe tiefer, oder über die Grenze
chen Delikatesse weiter zu dringen,
glich, ohne die heiligen Altäre im
r Natur vollends zu stürzen, — ob
ewiß ist, daß das schöne Geschlecht
n Völkern, beim Mangel aller fei=
hle in der Liebe, durch das Gesetz,
ung des Mannes als einen ehelichen
fordern, sich nie beleidigt fand.
saische Gesetzgebung, nach welcher
: und Konkubinat der Herzenshär=
Volks wegen, wie sich Moses aus=
laubt war, bestimmt zwar nichts
liches über diese Schuldigkeit des
. Allein aus mehrern Beispielen
or, daß wenigstens ein alter Landes=
vorhanden gewesen sein müsse, welcher

Frau berechtiget habe, den Beischlaf zu fordern. Hierauf scheint die Stelle zu deuten, wo Moses dem Manne befiehlt, wenn er eine zweite Frau nimmt, der erstern „an ihrem Futter, Decke und Ehe[illegible] nichts abzubrechen.“ Wenn dies von einer dem Sohne beygelegten Sclavin verstanden wird, so müßte um so viel mehr dies Recht und eine darauf zu gründende Klage einer Freien zustehen. Auch beweist die Geschichte Jakobs, daß unter mehreren Mitweibern jede ihre eigene Nacht hatte; denn Rahel verkaufte die ihrige an die Lea, und zwar für die Dudaim, eine Pflanze, die für ein Specifikum zu einem Liebestrank gehalten wurde.

So wenig nun Moses hierüber ausdrücklich festgesetzt hat, desto mehr sagen die Rabbinen davon. In der Mischnah heißt es: „Wenn es Jemand verredet hat, seinem Weibe ehelich beyzuwohnen, so darf er sie nach der Meinung der Schule Schammai zwei Wochen, aber nach der Schule Hillels nur noch eine Woche behalten: die Studirenden, die des Studirens wegen an andere Orte reisen müssen, haben, auch ohne Erlaubniß von ihren Weibern zu nehmen, dreißig Tage Freiheit, Arbeitsleute aber nur eine Woche. Junge

i, die sonst nichts zu thun haben, sollen deshalb alle Tage, Arbeitsleute zweimal Woche, Kameeltreiber einmal in dreißig n, und Schiffleute einmal in sechs Mo- r leisten. Versagt die Frau dem Manne liche Pflicht, so zieht er von ihrem Hei- gut alle Wochen etwas ab, und gibt ihr ich einen Scheidebrief." So lautet der udische Text über diese Materie, aber die inen machen noch mehrere Anmerkungen ber. Sie geben zwar einem Studirenden Freiheit, sich seiner Frau zwei bis drei zu enthalten; rathen ihm aber doch, die he Pflicht wöchentlich zweimal zu erfüllen, es die Umstände litten. Ob die Praxis heutigen Juden diesem talmudischen Ge- gemäß ist, das sind occulta de quibus judicat ecclesia

ach Solons ausdrücklichem Befehl war Athenienser verpflichtet, seiner rechtmä- Frau in jedem Monat dreimal die Ehe- zu leisten.

ei den Mohamedanern soll bis jetzt noch Zwangsgesetz vorhanden sein, welches ihnen tet, die eheliche Pflicht, gleichfalls wie schuldigen Dienst, die Woche wenigstens al zu erfüllen, und im Unterlassungsfall

den Weibern gestatt[illegible]t [illegible]
rechtliche Klage [illegible]f die Ehescheidung anzu-
bringen.

Fast in allen morgenländischen Reichen sind die Männer zwar verbunden, ihre Weiber einer gewissen Anzahl von Umarmungen in jedem Monat zu würdigen. Allein wenn diesfalls Klagen vorkommen, so wissen die Männer immer Ausflüchte zu finden, womit sie ihre vernachlässigten Weiber selbst vor Gericht täuschen; aus diesem Grunde, und nicht aus Anstoß dieser undelikaten Klage, geschieht es selten, daß die Morgenländerinnen das ihnen gesetzlich zustehende Recht verfolgen.

Bei allen diesen Gesetzen liegt eine gewisse positive Verbindlichkeit, oder das Zu we-[illegible] Grunde. Die Annalen der Geschichte

Waden.

de ist mit eines jener charakteristi-
kmale, das der Mensch vor allen
raus hat, deren keines eigentliche
t. Vielleicht ist es diese Wahr-
t die Erfahrung, daß starke, aus-
n, wie sie kräftige Männer oder
n, die den Fuß vorzugsweise an-
B. Tänzer, Fußgänger u. s. w.

daß also starke Waden eine gute männliche Vollkommenheit andeuten, — — — — — — — — — — — — —

Ja — —

Die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel selbst sich ja erstreckt;
Göthe.

und darum gesteht auch Mephistopheles, mit dessen Waden es bekanntlich nicht so rec
richtig ist:

Darum bedien' ich mich, wie mancher j
Mann,
Seit vielen Jahren falscher Waden. Gö

Wir haben im Artikel Bein s.
Art.) bereits mehr über die Waden mi

Wange.

Wenn man die Bildung, die
und die Färbung der Wangen, v
heit bis in's Alter, bei beiden
bei den verschiedenen Temperam
trachtet, so zeigen diese Thei
Verschiedenheiten. In den
Lebens, wo das Gesicht no

), sind die Backen sehr hervorstehend, fast [illegible]misphärisch; wie aber die Entwicklung des [Ge]sichtes vorschreitet, verliert sich diese Con[ve]xität der Wangen; es zeichnen sich Züge [h]erin und Grübchen, die Amor so gern hat, [er]scheinen schon jetzt im Gesichtchen. Nun [fär]ben sich auch allmälig die Wangen mehr [o]der weniger (bei Europäern) mit jenem Co[lo]rit, das bei uns einen so wesentlichen Theil [de]r Schönheit des Gesichts ausmacht.

In der ersten Kindheit unterscheiden sich [di]e Wangen im männlichen und weiblichen [G]eschlecht wenig oder nicht. Schon im sie[be]nten Jahre aber verliert sich bei dem Knaben [ei]n Theil jener Ründung, die des Mädchens [B]acken noch behalten. Auffallender indeß [w]ird der Unterschied in den Entwicklungsjah[re]n, wo ja bei dem jungen Mann der Bart [au]f den Seiten der Wangen hervorsprießt.

Was der Arzt auf den Wangen des Erwach[se]n zu lesen vermag, das auseinanderzusetzen [ve]rbietet der Zweck unsres Werkes. Aber [au]ch für den Moralisten, den Physiognomiker [is]t die Wangen ein Spiegel des innern Men[sche]n. Wie malen sich nicht mit unverkenn[bare]n Zügen Zorn, Schaam, Schreck, Liebe, [a]uf der Wange! Nach Lavater bedeu-

...en fleischichten Wangen ein lymphatisch-melancholisches Temperament und Neigung zu Sinnengenüssen; im Gegentheil sind ihm magere, eingezogene Backen, Zeichen von Entbehrung; der Gram höhlt die Wange, Weisheit und Schärfe des Geistes zeichnen scharf aber angenehm die Formen. Gewisse mehr oder weniger dreieckige Vertiefungen bedeuten nach Lavater unfehlbar Neid oder Eifersucht. „Eine von Natur graziöse Wange, die einen sanften Hügel bildet, ist mir Bürge, meint er ferner, für ein empfindsames, großmüthiges, keiner Gemeinheit fähiges Herz; wenn sich aber beim Lächeln auf der Backe drei parallele kreisförmige Linien bilden, so könnt ihr sicher (??) darauf rechnen, daß solche Charaktere eine Spur von Narrheit haben."

Mit dem vorrückenden Alter, so wie durch Leidenschaften, Gram, Krankheiten, verlieren die Wangen ihre Bildung, Festigkeit und Farbe, und besonders dieser Theil ist es, der der ganzen Gesichtsbildung dann den Stempel des Alters aufprägt, weshalb auch die Wange es sich vorzugsweise so oft gefallen lassen muß, durch Kunst zu blenden (s. Schminke)

pour réparer du tems l'irréparable outrage
um den unersetzlichen Schaden der Zeit zu ersetzen

Nach dem Verluste der Zähne fallen, bei Magern, die Wangen ein, und das Gesicht wird kürzer; bei mehr Fetten fallen die Backen herab, und bilden sogenannte Beutel, oder Hamsterbacken. (Vgl. Gesicht.)

Wäsche.

Wir begreifen unter diesem Namen blos die aus Leinen gearbeitete nächste Bekleidung des Körpers, sei es unter den Kleidern oder im Bette. Es scheint, als wenn die alten Griechen Wolle auf der Haut trugen, welche ein Oberkleid von Leinewand bedeckte. Pollux redet von einem Unterkleide von Linnen, welches kurz und nur bis zur Mitte der Schenkel herabreichte; es war ohne Ärmel und hatte [illegible]ig Falten. Die griechischen Frauen [illegible]n sich damit und die öffentlichen Mädchen [illegible]en es selbst im Bade nicht ab. Phryne [illegible]e das ihrige nicht ab, als am Eleusischen [illegible] sie sich vor den Augen des versammelten [illegible] in's Meer stürzte. Diese Unterkleider [illegible] zuweilen von Baumwolle, oder selbst [illegible]de. Die schönsten derselben wurden [illegible] gearbeitet, und schienen noch Pro-

Wäsche.

haltung der Gesundheit vor-
zu sein.
Römer trugen die wollene Toga
auf der Haut, wie die Griechen
Cato wollte diese schmutzige
Zeiten bei allen Römern wie-
. In spätern Zeiten des römi-
s, und besonders zu den Zeiten
trug man allgemein leinene Un-
Festus nennt das Hemde der
Damen Supparus. Apulejus
(zweihundert Jahr vor Christo) nennt
terkleidung *interula linea* oder *bys-*
sie war von Leinewand oder auch von
wolle. Die kürzern der Männer nannte
subucula; die längern der Frauen *in-*
um. Die Frauen trugen sie von sehr
feinem Gewebe und schürzten sie vorn mittelst
Schnüren zusammen, *interuli nexus.* Dies
Hemde bildete zugleich das Morgenkleid der
Damen, welche sich jedoch auch am Tage von
ihrem drückenden Brustgürtel (*Strophium*)
losmachten, und im Hemde erschienen. Diese
Unterkleider bedeckten einen Theil der Arme,
und waren lang genug, die Schenkel neugieri-
gen Augen zu verbergen.

kleid
Li
Senator
faltige
den klein
Gothen,
Unterkleid
Weißagerinn
leinenes Klei
zehnten Jahrhu
Sarsche und
dieser Zeit erst
und angebaut.
in England sehr
keine andre Kleidun
ten. Ihr Herzog
Anzahl wollener
und versprach
ein solches.
In Hinsicht
folglich der G
Wäsche sehr
hier noch ein
hen, die un
berühren.
Die

Bei den Soldaten nannte
Kleid Camisia.

Linteo succinti, sagt S
Senatoren, welche Caligu
fältige Unterkleidung zu trag
den kleinen Sklavenknaben g
Gothen, Heruler und Van
Unterkleid und Hosen von
Weißagerinnen der Cimbrier
leinenes Kleid an. Im zu
zehnten Jahrhundert trug m
Sarsche und nicht von Leinen
dieser Zeit erst der Hanf in
und angebaut. Tischleinen
in England sehr selten, wäh
keine andre Kleidung als von
ten. Ihr Herzog Jagello
anzahl wollener Kleider aus
nd versprach jedem, der
solches.

In Hinsicht auf Erhaltung
lich der Gesundheit, ist
sche sehr ausgebreitet; n
noch ein wenig im Einz
Die unsern Zweck näher
führen.

Die Hemden müssen n

ist die Haut zu sehr reizen, und
in, weil sie sonst von Schweiß durch-
werden, und dann leicht Erkältung
sen. (Die Königin von Frankreich,
von Oesterreich, trug immer unge-
ich feine Hemden, und die Uebereinstim-
d des Geschmacks in dieser Hinsicht mit
bekannten eisernen Maske bestärkte
Glauben, daß diese ihr Sohn gewesen sei.)
ie Hemden müssen ferner nicht zu lang sein,
esonders bei Männern, weil sie sonst in den
Beinkleidern drücken, vorzüglich aber müssen
Reiter kurze Hemden tragen, weil sie sich sonst
leicht durchreiten. Weiber und alte Männer
müssen dagegen längere Hemden tragen.

Reiche Leute wechseln zwar täglich die Hem-
den, aber dies fördert mehr den Luxus als die
Gesundheit. Es ist hinreichend, in gewöhn-
lichen Fällen zweimal die Woche zu wechseln.
Bei nur einmaligem Wechseln wird das Hemde
zu sehr mit Schweiß getränkt und nimmt leicht
einen widerlichen Geruch an. — Obgleich in
manchen Gegenden viel baumwollene Hemden
getragen werden, welche warm sind und im
Sommer leicht den Schweiß einsaugen, so sind
doch, und besonders zu dieser Jahreszeit, die
... vorzuziehen, da jene oft Ausschl...

auf der Haut erreg...
die Russen, tragen ...
und glauben sich ...
schützen. Der ei...
davon haben, i...
verbergen.

Der Geruch ...
getränkten H...
müssen Ban...
Personen ...
von Fran...
empfund...
felheit i...
um sich ...
neuer...
Gew...
daß ...

...sche.

... Die Matrosen, auch
...t bunte streifige Hemden,
...durch gegen Ungeziefer zu
...ige Nutzen, welchen sie jedoch
..., daß sie ihren Schmutz besser

...eines getragenen, mit Schweiß
...mdes kann, bis auf einen ge-
...t, eine Sympathie zwischen zwei
...regen. So soll Franz der Erste
...ich eine große Liebe zu einer Dame
...haben, nachdem er sich in der Dun-
...es schmutzigen Hemdes bedient hatte,
...en Schweiß zu trocknen. Nach einem
...Reisenden soll im Morgenlande die
...nheit bei mehrern Großen herrschen,
...te eine Menge Sklavinnen, aus denen sie
...eine Favoritin wählen wollen, in eine
...eine Transpiration versetzen lassen, und dann
...ie Transpiration ... ihre Wahl bei
...ch dem Geruche der Wäsche ... Beim Niederlegen
...nnen. (Vgl. Geruch.) Beim Niederlegen
...in's Bett muß das Hemde überall offen sein,
...um nicht den Umlauf des Blutes zu hemmen,
...welche Vorsicht freilich die Völker nicht zu
...beobachten haben, die, wie die Neapolitaner,
...sich ohne Hemde niederlegen. Frauen müssen
...nicht zu enge Hemden tragen, weil dies zu ...

wissen Zeiten Spannung und große Unbequemlichkeiten verursacht. — Unterbeinkleider und Strümpfe müssen von einem Zeuge gefertigt sein, das leicht durch die Wäsche gereinigt werden kann. Oft haben Damen die üble Gewohnheit, aus Sucht einen kleinen Fuß zeigen zu können, nur sehr dünne Strümpfe und Schuhe zu tragen. Erkältung und Krankheiten aller Art sind die Folge davon, deren Ursprung sie dann freilich nicht zugeben wollen. (Vgl. Hemde, Strumpf.)

Weib.

Mutter der Schöpfung! Krone der geschaffenen Wesen! Lenkerin der Welt — ich fühle es, was ich übernehme, wenn ich über Dich zu reden mich anschicke! Haben nicht Philosophen und Dichter aller Zeiten und aller Völker ihre Seherkraft, ihren Scharfsinn in Urtheilen über das Weib geübt? Und nicht das Weib im Kreise europäischen Volkslebens allein darf ich nach dem Zwecke dieses Werkes betrachten — wir müssen es beobachten, wie es in den Harems orientalischer Despoten schwelgt, und wie es dem rohen Wilden weniger als Gefährtin, denn als Sklavin dient, wir müssen

le Ausschweifungen einer Whrhu e und
ern, während wir an das Muster hoher
lichkeit, an die glückliche Mutter, die be
nde tugendhafte Gattin denken, wir müs
es großen Dichters Spruch:

Gebrechlichkeit! dein Name ist Weib
Shakespeare.

n, und eben so jenes andern großen Dich
Wort:

ret die Frauen! sie flechten und weben
mmlische Rosen in's irdische Leben!
Schiller.

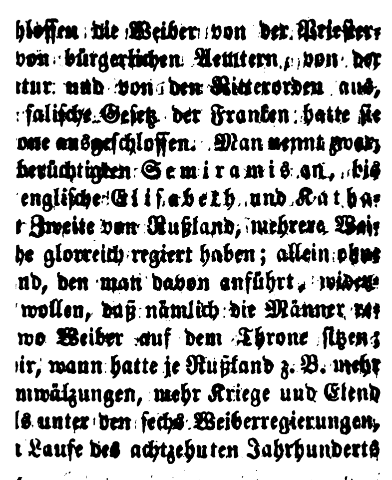
weniger beherzigen! Welches Chaos!
Glück besteht es aus den interessantesten
rialien, und indem wir diese entwickeln,
nen wir zunächst bei der anthropologischen
, und betrachten sodann die Form, den
er des Weibes, der für den Zweck, den
ier im Auge haben, so wichtig ist.

den großen Thierfamilien ist das weib
Geschlecht, bei den Gattungen mit getrenn
eschlechtern, im Allgemeinen schwächer.
dies noch mehr bei jenen Thieren, wo
ännchen in der Vielweiberei leben, wie
n wiederkäuenden vierfüßigen Thieren

artigen Vögeln. Geringer
ed der beiden Geschlechter, in
ärke und Wuchs, bei jenen, die
ibchen leben, z. B. den Papa-
Doch findet niemals vollkom-
heit statt. Trotz dem göttlichen
allen Gründen, welche auch im-
hänger der Meinung von der Gleich-
Geschlechter anführen mögen, ja
ch eine mehr männliche Erziehung
ere körperliche Uebungen die physische
oralische Kraft des Weibes erhöhen,
doch in dieser Hinsicht mit dem Manne
verglichen werden. Niemals erreichten
ädchen von Sparta mit ihren männlichen
ten, wenn sie auf dem Taigetes sich horten,
an dem Ufer des Eurotas den pyrrhischen
egestanz tanzten, die Stärke des Sparta-
rs. Nie erhob sich ein Weib durch die Aus-
ldung ihres Verstandes zu den erhabenen
Conceptionen des Genies in den Wissenschaften
und der Literatur, welche den höchsten Gipfel
bezeichnen, den der menschliche Geist erreichen
kann. Diejenigen, welche sich in dieser Lauf-
bahn am meisten auszeichneten, haben sich oft
den Beinamen mascula, den Horaz der
Sappho gab, erworben. Die Gesetze der

Alter
schaft;
Magistratu
das alte fa
vom Throne
von der berü
auf die englisch
rian die Zweit
her, welche glorr
den Grund, den
legen zu wollen,
gieren, wo Weiber
fragen wir, wann ha
Staatsumwälzungen,
erlebt, als unter den f
die es im Laufe des a
trafen?

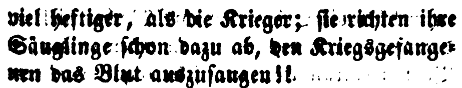
Die ältere Gesch
Völkern dar, bei
schlecht die Herrsch
ausübte. Auf d
Amerika, gegen
der Breite, sah
Stärke und W
überlegen.
von Amerika
viele Super



schlossen die Weiber von der Priester-
von bürgerlichen Aemtern, von der
atur und von den Ritterorden aus,
salische Gesetz der Franken hatte sie
one ausgeschlossen. Man nennt zwar,
berüchtigten Semiramis an, bis
englische Elisabeth und Katha-
r Zweite von Rußland, mehrere Wei-
he glorreich regiert haben; allein ohne
nd, den man davon anführt, widers-
wollen, daß nämlich die Männer re-
wo Weiber auf dem Throne sitzen;
ir, wann hatte je Rußland z. B. mehr
mwälzungen, mehr Kriege und Elend
ls unter den sechs Weiberregierungen,
i Laufe des achtzehnten Jahrhunderts

ältere Geschichte bietet Beispiele von
dar, bei welchen das weibliche Ge-
die Herrschaft über das männliche
Auf der nordwestlichen Küste von
gegen den fünfundfünfzigsten Grad
e, sah Vancouver die Weiber in
[illegible] Behendigkeit den Männern fast
Andre Völkerschaften im Norden
ika lassen noch heute ihren Weibern
riorität. Man findet davon meh-

rere Beispiele in Afrika, in Aethiopien u. s. w. In Kongo, zu Monomotapa bilden sie Armeen; zu Matimba regieren die Weiber; desgleichen an der Küste von Angola. Man könnte noch die Amazonen anführen, die in der Gegend vom Don, oder Tanais gelebt zu haben scheinen, so wie die Weiber der heutigen Tartarn und Tscherkessen, die einen kriegerischen Geist behaupten. Hier bietet sich eine allgemeine Bemerkung über diesen Gegenstand dar, nämlich, daß bei dem höchsten Grade der Barbarei der Völker das weibliche Geschlecht nicht so sehr unterdrückt ist, als man glauben möchte, weil es als Mittelpunkt der Familie und als Hoffnung der Nation so wichtig dasteht, indeß sich die Männer draußen mit der Jagd und dem Kriege beschäftigen. Auf diese Art wurden die Weiber angehört in dem Staatsrathe der Germanier und Gallier, unserer wilden Vorfahren. So beobachtete man eine Weiberherrschaft in der Regierung der Allonquier Huronen, Irokesen, und noch heut zu Tag bei den Indianern der nordwestlichen amerik nischen Küste. Ja, je tiefer die Barbarei desto mehr scheint das Weib vorzuherrsch So behauptet man von den blutgierigen thropophagen, ihre Weiber seien in der



viel heftiger, als die Krieger; sie richten ihre Säuglinge schon dazu ab, den Kriegsgefangenen das Blut auszusaugen!!

Wenn der Mann auf der ganzen Erde stärker als das Weib ist, so ist dafür die Liebe das Reich der Frauen. Durch sie wird das Weib die höchste Gebieterin des Siegers, durch sie unterjocht es ihn in seiner Schwäche in eben dem Grade, als gewaltsamer Widerstand ihn empört haben würde. Wenn das Weib nachzugeben scheint, so geschieht dies, um bald nur mit desto mehr Gewalt zu herrschen. In der Sanftmuth liegt seine Macht, in seinen Reizen sein Ruhm. Sie sind die kostbaren Edelsteine, womit es die Natur in aller Pracht und Herrlichkeit ausschmücken wollte.

Dieses ist das wahre und natürliche Verhältniß beider Geschlechter zu einander. Man muß also jene excentrische Idee aufgeben, die nur in einem barbarischen Zeitalter erhalten konnte, daß das Weib nicht zum menschlichen Geschlechte gehöre (mulieres homines non esse, eine anonyme Abhandlung von ... in 8), von der wir hier auch nicht sprechen würden, wäre sie nicht in einem ... zu Macon ganz recht verhandelt

…t ihre Weiber hielten,
…nnern einen so großen
…und jene sogar von dem
… Alte Weltweisen und
…okrates, Aristoteles,
…Weib für ein unvollkommnes
…en Halbmenschen an. Nach
…s ist das Weib sogar nie im
…Hände mit gleicher Geschicklich-
…gen!

…gleiche mit andern thierischen Weib-
…erscheidet sich das menschliche Weib
…gischen Karakter und Eigenschaften,
… allein zukommen. Die Affen, die
…, die Fledermäuse, und selbst der Ele-
…t, welche auch gewöhnlich nur ein Junges
…ären, haben zwei Zitzen an der Brust.
…iese Eigenschaft, welche Philosophen für das
…usschließende Eigenthum des Weibes hielten,
…um beim Stillen der Kinder desto besser mit
den Armen umfassen zu können, ist folglich
keineswegs ein Vorzug unsrer Gattung. —
Plinius ist der Wahrheit näher, indem er
das Weib ein menstruirendes Thier (animal
menstruale) nennt. Denn obschon mehrere
Weibchen von Affen (besonders der Jocko's und
Gibbon's) zu unbestimmten Zeiten, Haupt-

Ausl…
und wen…
Ausschw…
will beoba…
dieser Thi…
Blutausleeru…
des Hymen…
welches man be…
bachtet, ist nich…
bekannte Beispi…
glaubt. Dieser …
thet; jenes Häutch…
jetzt nicht ergründen…
moralischen Zweck, …
liche Reinheit des weib…
deuten. Cuvier z…
Weibchen der Säugeth…
Jungfernhäutchen hat…
andere Beobachter ha…
Lamantin (einem gr…
Fische in Südame…
einigen Affen ben…
Die natürlich…
Gattung brin…
gen zuwege, …
die von der…
II.



sächlich wenn sie erhitzt sind, einen blutartigen Ausfluß aus den Sexualorganen bekommen, und wenn man in der Brunstzeit ein ähnliches Ausschwitzen bei den Kühen und Hündinnen will beobachtet haben, so ist doch kein einziges dieser Thiere einer periodischen monatlichen Blutausleerung unterworfen. Die Gegenwart des Hymens (s. Geschlechtstheile), welches man bei dem unbefleckten Weibe beobachtet, ist nicht das einzige unter den Thieren bekannte Beispiel dieses Gebildes, wie Haller glaubt. Dieser gelehrte Physiologe vermuthet, jenes Häutchen, dessen Nutzen man bis jetzt nicht ergründen konnte, habe einen bloßen moralischen Zweck, nämlich den, die ursprüngliche Reinheit des weiblichen Geschlechts anzudeuten. Cuvier zeigte indessen, daß die Weibchen der Säugethiere auch eine Art von Jungfernhäutchen haben, und Steller und andere Beobachter hatten dasselbe schon in dem Lamantin (einem großen, lebendig gebärenden Fische in Südamerika), in der Stute und in einigen Affen beobachtet.

Die natürliche, aufrechte Stellung unserer Gattung bringt noch bei dem Weibe Wirkungen zuwege, die sehr von denjenigen abweichen, die der horizontalen Haltung des Körpers

er andern Thiere erzeugt werden. Wenn man die Hämorrhoidalanlage, oder die häufige Stockung des Blutes in den untern Verzweigungen der Pfortader, unserer aufrechten Stellung zuschreiben muß, weil man keine ähnliche Anlage bei andern Thiergattungen beobachtet, so ist es wahrscheinlich, daß auch der monatliche Blutfluß von dieser Stellung, deren Einfluß man bisher nicht genug berücksichtigt hat, begünstigt werde. Dieser Einfluß ist so reell, daß die Geschlechtsorgane davon einen stärkern Zufluß von Blut und Lebensthätigkeit, und eine größere Lebhaftigkeit erhalten, als man bei den Thieren mit horizontaler Stellung findet; denn die Affen, deren Stellung sich der senkrechten nähert, sind sehr wollüstig, und ihre Weibchen haben, wo nicht monatliche, doch unregelmäßige Ausflüsse. Das Weib verdankt ferner dieser Stellung den unglücklichen Vorzug, mehr, als andere Thiere, der Fehlgeburt, dem Muttervorfall und den Mutterblutflüssen unterworfen zu sein. Die Natur hat indeß zum Theil diesen üblen Verhältnissen dadurch abgeholfen, daß sie der Mutterscheide des Weibes eine schiefe Richtung nach vorn gab, während dieselbe bei den vierfüßigen Thieren mit dem Becken pa-

rallel läuft.
senkrecht auf
gere aufrech
Harn nach
wie bei den
schiefe Rich
niger nat
dumque
Aerzte,
barkeit
Betr
gen zu
in ihre
das
licher
der
den
gen
der
ve
ir

Daher drückt das Kind nicht
die Scheide, wenn die Schwan-
steht. Daher fließt auch der
vorn ab, und nicht nach hinten,
vierfüßigen Thieren. Eben diese
ung macht auch den Beischlaf we-
tlich, more ferarum, quadrupe-
ritu, wie ihn Lukrez und einige
z. B. Barol, als mehr zur Frucht-
beitragend, anrathen.
achten wir nun in diesen Untersuchun-
nächst den Bau, die Form des Weibes,
n verschiedensten Modificationen. Wenn
Weib unter rauhen Himmelsstrichen häß-
er wird, und verhältnißmäßig mehr, als
r Mann, so sehen wir auch, wie es sich in
n fruchtbaren und glücklichen Regionen der
mäßigten Zone und unter dem Einflusse
er sanftesten Klimaten in allen seinen Reizen
verschönert. Venus selbst schien ihr Reich
in Cypern, Paphos, zu Korinth und zu Ama-
thunt aufgeschlagen zu haben. Zu Gnidos,
zu Miletos, zu Lesbos fanden Praxiteles
und Phidias die lebendigen Modelle ihrer
Götter. Man könnte noch jetzt zu Argentira,
zu Selos, zu Tenedos und auf mehreren In-
seln des griechischen Archipels, Helenas

n Aspasien finden, welche im Stande
iren, troz dem bizarren Schnitte ihrer Klei-
er, Kriege um den Besiz ihrer Schönheit an-
zuzünden. Sie haben besonders sehr große
und sehr offene Augen.

Correggio, Alban und Titian nah-
men ebenfalls die Modelle der Schönheiten,
die sie malten, von den Italienerinnen ihrer
Zeit. Rom mit seiner Umgebung bietet, nach
Winkelmann, noch auffallende Beispiele
der Art dar. Die Römerinnen haben, bei
zunehmendem Alter, vortreffliche Schultern.
In Sizilien und Toskana aber, zu Florenz,
Siena und selbst zu Venedig gibt es die rei-
zendsten Schönheiten von Italien; denn in
der Lombardei und in der Nähe der Alpen
sind ihre massiven Formen von beträchtlichem
Umfang ungleich weniger bezaubernd. Die
schönen Französinnen sind bei Avignon, Mar-
seille, und in der alten Provence zu Hause,
die ehemals durch eine griechische Kolonie von
Phoziern war bevölkert worden. Mehr gegen
Norden zu findet man bei den Frauen der
Normandie, der Pikardie und den Belgierinnen
ein schöneres Blut und eine glänzendere Weiße
der Haut, aber ungleich weniger Feinheit in
den Umrissen und Zartheit in der Form. In

Paris trifft
heit, als Reiz u
Manieren an.
Frauen aus L
Busen, als di
gien und de
dem ehemali
überhaupt
Schönheite
dalusien u
von Vale
keine so
Guiman
den rei
überha
Kastili
M
druck
rend
Me
Lei
bi

rifft man überhaupt weniger Schön-
s Reiz und Grazie im Gange und den
en an. Die Marseillerinnen und die
aus Languedoc haben auch weniger
als die aus der Normandie, aus Bel-
nd der Schweiz. In Bretagne, oder
maligen Armorika, haben die Weiber
upt zu dicke Gliedmaßen. Die größten
eiten von Spanien findet man in An-
i und zu Kadix. Die Frauenzimmer
lencia aber haben weiches Fleisch und
o zarten Gesichtszüge. Die Stadt
arez und ihre Umgebungen sind von
endsten Portugiesinnen bevölkert, die
upt mehr Busen haben, während er den
nerinnen fast gänzlich mangelt.
kennt den blendenden Teint, die aus-
llen Gesichtszüge, die feine und rüh-
Physiognomie der Engländerinnen.
haben den Busen und den zierlichen
Normännerinnen; fast alle sind blond,
n sogar röthlich. In Schottland
e Haut blaßweiß, wie bei den Hollän-
n. Indeß sind die Letztern oft dick,
iel Busen und ein blasses und weiches
Von allen Deutschen gebührt nach
n Worte:

…begleit…
…aß sie in
…schen Ver-
…aupt männ-
…ft, wie alle
…die Albanese-
… Morlakinnen.
…aut, lange und
…äußersten Norden
… und Dänemark,
…ber fast alle weiß-
…n, und ihre Farbe

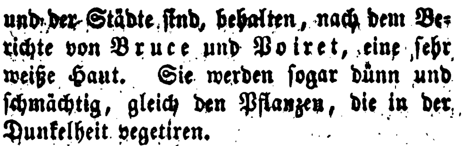
so sich …
eine so weiße, … wird …
met. Dazu …
Gebrauch der Bäder. Sie …
Haare von allen Theilen des …
Augenbrauen und das Kopfhaar …
vermittelst des Rusma weg (ein …
zerstörenden Mittels aus Kalk und …
und färben ihre Nägel und Fing…
henné roth. Indeß machen die …

, die, wie Europa, von derselben weiße
nrasse bevölkert sind, bemerkt ma
öne Gesichtszüge bei dem weiblichen
ite. Die Perserinnen, unter einem
ren und gemäßigten Himmelsstrich
sind im Allgemeinen sehr angenehm.
r rühmt die Reize der Frauen von
r. In Persien zieht man die Braunen
e Türken aber geben den Röthlichen
iden den Vorzug.
rkischen Weiber überhaupt sind schön,
ibt im Orient unter dem gemeinen
Weib, nach Belon, die nicht eine
Farbe, wie eine Rose, hätte, und
ße, glatte und zarte Haut, wie Sam=
zu wirkt ohne Zweifel der häufige
der Bäder. Sie schaffen sich die
allen Theilen des Körpers

Ruhe des Serails, und die Sorgfalt, die sie darauf verwenden, fett zu werden, nach dem Ausdrucke der Türken, ihre Gesichter so rund, wie der Vollmond, und ihre Hüften so weich, wie Kissen. Denn darin besteht in ihren Augen die vollkommene Schönheit, die sie nach Pfunden abzuwägen scheinen.

Die arabischen Weiber, wiewohl sie ziemlich artig in der Jugend sind, und zu allen Zeiten, wegen ihrer großen, schwarzen und feurigen Gazellenaugen gerühmt wurden, entstellen sich dennoch durch einen großen Ring, der durch den Knorpel der Nasenscheidewand gezogen ist, und durch die Zeichnungen, welche sie mit der Spitze einer in mancherlei Farben getauchten Nadel in ihre Haut eingraben. Die Weiber von Hindostan hängen einen ähnlichen Ring in das linke Nasenloch. Die Hitze trocknet und bräunt in gleichem Grade die Weiber der Beduinen und der Hindus. Sie malen sich Stirn oder Wangen bisweilen blau, aber allezeit die Nägel roth.

Fast gleiche Bewandniß hat es mit den Weibern der Mauren und Barbaresken, welche ursprünglich von weißer Rasse sind. Ihre Gesichtszüge gelten für regelmäßig. Diejenigen, welche stets im Schatten des Harem



und der Städte sind, behalten, nach dem Berichte von Bruce und Poiret, eine sehr weiße Haut. Sie werden sogar dünn und schmächtig, gleich den Pflanzen, die in der Dunkelheit vegetiren.

In Malabar, Bengalen, zu Lahor und Benares, in ganz Indostan und dem Mongolischen Reiche, oder dem Theile von Asien diesseits des Ganges, sind die Weiber überhaupt angenehm, aber klein und mager, sey es wegen der Hitze des Klimas, die sie entnervt, oder weil sie sich sehr jung, mit zehn bis zwölf [J]ahren, schon verheirathen, ehe noch ihr Kör[p]er ganz entwickelt ist. Sie bemühen sich, [ih]re Haut eben so, wie das Haar, mit gewürz[te]m Kokusöl zu erweichen, und Alle nehmen sich die Haare des übrigen Körpers auf [das] sorgfältigste, mit eigens dazu gewählten [Mit]teln hinweg. Man sagt, die Weiber von [Ma]lā[ba]r hätten von Natur schmale Kinnla[den]. Sie sollen ferner im Verhältniß zum Kör[per la]nge Beine und sehr hochstehende Ohren [haben]. Alle Weiber des Orients haben, nach [den Rei]sebeschreibungen, ein von Natur sehr [weites] Becken, und die Armenier und Juden, [welche] in fast ganz Asien mit den Allerschönsten [Sklavinnen] Handel treiben, sollen sich daher Mühe

geben, ihnen die Hüften zusammenzudrücken, um ihre Zeugungstheile ein wenig rückwärts zu treiben. Die nächste Wirkung dieser Geräumigkeit des Beckens ist, daß sie glücklicher und leichter gebären, selbst wenn sie schon mit neun bis zehn Jahren Mütter sind, wie alle Reisende erzählen. Die Jaltinnen und die Weiber von Bengalen gelten für die Allerausgelassensten und Wollüstigsten von Indien, und ziehen die weißen Männer von Europa allen Indiern vor. Es sind braune, kleine, sehr lebhafte Weiber, die gewöhnlich mit viel Emphase sprechen und ein geläufiges Mundwerk besitzen.

Die Bajaderen, Tänzerinnen und Hofdamen von Indien, so wie die Almes und Ghawasies, welche diese Rolle in Egypten spielen, treiben oft die Kunst des ausschweifenden Genusses auf einen Grad, der in unsern kalten, nördlichen Gegenden gänzlich unbekannt ist, wie sie denn auch ihrer Reize wegen von allen Reisebeschreibern gerühmt werden. Von allen Weibern unserer Erdkugel gelten die Georgierinnen, die Cirkassierinnen, die Mingrelierinnen und überhaupt die von ganz Gurgistan, von Imirette und aus der Gegend der kaukasischen Gebirgskette für die reizendsten, wegen

r vollkommenen Bildung und Gestalt, des
anzes ihrer Haut, die Zartheit ihrer Um-
e, der Grazie, die aus ihrem ganzen Wesen
zuströmen scheinen. Man darf aber von
en weder die feine Erziehung, noch die ver-
iftigen Sitten der civilisirteren Nationen
langen. Hat auch die Natur Alles für
gethan, so scheint doch der Zustand von
terwürfigkeit und Räuberei, in dem diese
lker leben, besonders die moralische Seite
er bewundernswürdigen Schönheiten zu
ergraben. Entführt schon in der zartesten
gend für die Wollüste der Rechtgläubigen
Islamismus, fahren sie fort, selbst im
oße der Herrlichkeit Sklavinnen zu sein.
n verlangt nur den physischen Theil von
en; sie geben ihn hin, und oft geht dieje-
, welche großen Reichen, wie Persien, der
kei, einen Beherrscher gab, ruhm- und na-
los zu Grunde, wenn ihr Stündchen ge-
agen hat.

Betrachtet man die Weiber der schwarzen
se genauer, so trifft man bei ihnen über-
pt eine größere Anlage zur Wollust, und
r eine eigne Beschaffenheit der Geschlechts-
ine an. Da diese Menschengattung zur
wicklung der geistigen Fähigkeiten weniger

Natur

tentotti

Verlänge

Zolle.

Fettgesch

dern zum

der unter de

so berühmten

in Paris star

bemerkbar.

Die kaffrische

und stärksten von all

niger wohlgestaltet,

hängenden Busen,

Dünstung, scheinen inde

gend noch angenehm.

und seidenartig wie Atla

unserm Himmelsstriche

Leidenschaften. Sie schein

Afrika in ihrem entzündet

bergen. Daher verführen

und berauschen sie mit ihrer

posteriora, die ihren K
n Anhalt beim Klettern dienen.
dem Namen der Venus hottentott
nten Hottentottin, die im Jahr 181
starb, war diese — Schönheit se
ar.

afrischen Weiber, die wohlgebildetste
ksten von allen Negerinnen, sind we
ohlgestaltet, haben, bei einem meh
en Busen, eine höchst widrige Aus
, scheinen indessen in ihrer ersten Ju
ch angenehm. Ihre Haut ist zar
nartig wie Atlas. Sie besitzen abe
Himmelsstriche gänzlich unbekannt
ften. Sie scheinen alles Feuer vo
ihrem entzündeten Schoße zu ver
Daher verführen sie die Weißer

...en zu beschränken, so bemer-
...e immer mehr oder weniger
...ut und schwarze Haare, einen
...n und einen schlanken Wuchs
...iend ist die ungemeine Reizbar-
...o gar nicht civilisirten Lapplän-
...e auf die leichteste Veranlassung
...sionen bekommen, trotz einer sen-
...te maitresse bei uns zu Lande.
...en Weiber dieser mongolischen Rasse
... in China, und zwar in der Provinz
..., und in Japan. Indeß schätzen auch
Reuner die mehr gelben Weiber von
...da und Visapur, weil sie feuriger sind.
...h unter den zahlreichen Völkern malayi-
Rasse, welche besonders auf den Inseln
...roßen Oceans und des stillen Meeres woh-
..., bieten Gestalten und Sitten der Weiber
...nche Verschiedenheiten dar. So haben die
...eiber der Oberhäupter in Otahaiti und auf
...n andern Inseln des Südmeers einen stär-
...ern Wuchs, mehr Fleisch und größere Regel-
...näßigkeit in den Gesichtszügen als die Frauen
des Volkes, die sich fast alle sehr jung den
liederlichsten Ausschweifungen hingeben. Hin-
gegen sieht man auf einigen Inseln unter
...n Völkern, wenn sie sich mit den soge-

nannten ...
die häßli...
tung, die...
In der ...
Rasse sieht ...
Weiber in den
Stämmen der
Nordamerika.
stellen sich die W...
daß sie sich die
einen Zierrath von
Muschel hineinzuh...
Lippenlaute nicht frei
dieselben aus ihrer ...
einigen wilden Stäm...
karaibischen Weiber m...
band die Beine der...
zusammen, daß d...
dem Bande anschw...
guis, so wie ihre ...
diese Nation den...
ten wir nur das ...
Cirkassierin an ...
risch gestaltete...
schiedenheiten ...
derer nicht w...

nten Papuas, einer Negerart vermischen,
häßlichsten Individuen der Menschengat-
g, die dem Affengeschlecht am nächsten stehn.
In der amerikanischen oder karaibischen
sse sieht man ebenfalls wieder die schönsten
iber in den gemäßigten Zonen, wie bei den
immen der Akansas, und der Illiner in
rdamerika. Aber bei mehrern andern ent-
en sich die Weiber, wie die Männer dadurch,
sie sich die Unterlippe durchbohren, um
n Zierrath von Holz, oder Stein, oder eine
schel hineinzuhängen; daher können sie die
denlaute nicht frei aussprechen, und müssen
elben aus ihrer Sprache verbannen. In
gen wilden Stämmen schnüren sich die
ibischen Weiber mit einer Art von Strumpf-
die Beine dermaßen über den Waden
men, daß das Bein gewöhnlich unter
Bande anschwillt. Die Weiber der Caai-
so wie ihre Männer, sind so häßlich, daß
tion den Affen gleicht. Und so hät-
nur das Weib von der idealisch schönen
erin an bis herunter auf die fast thie-
halltete Caaiguisin in seinen Formver-
heiten betrachtet. Wir haben nun an-
her weniger wichtigen Verhältnisse, die

sich auf die Sexualität des Weibes bezie-
hen, zu erwähnen.

In den Artikeln: Entwicklungsjahre
und Reife haben wir bereits erzählt, wie
verschieden die Mannbarkeit des Weibes unter
verschiedenem Klima und Volke eintrete, und
es würde auffallend sein, wie eine natürliche
Entwicklung des Menschen, die so innig mit
seiner Organisation zusammenhängt, so wenig
an eine festgesetzte Zeit gebunden sei, sähen
wir nicht bei sehr vielen andern Funktionen
und Entwicklungsstufen des Körpers denselben
Einfluß von Himmelsstrich, Beschäftigung
u. s. w. In der weißen Rasse nur allein in
Europa kommen schon die zahlreichsten Ver-
schiedenheiten in Bezug auf frühere oder spä-
tere Mannbarkeit vor. In den Rheinstädten
menstruiren die Mädchen meistens schon zu
vierzehn Jahren, während in den Gebirgsge-
genden die Mannbarkeit erst im zwanzigsten,
ja vierundzwanzigsten Jahre erscheint. In
Frankreich sind die Mädchen mit vierzehn, so-
gar mit dreizehn Jahren reif, in Italien schon
im zwölften Jahre, wo sie in Spanien oft
schon heirathen. In Persien sind nach Char-
din gar schon zu neun und zehn Jahren die
Mädchen mannbar: die Frauen der Barba-

reßten sind oft schon im elften Jahre
eben so jene von Agows in Abyssinie
neun bis zehn Jahren sieht man di
der Mannbarkeit bei den Mädchen am

Es giebt sogar Beispiele von ei
frühern Reife, und man führt in
zu Algier und an der Küste von
Beispiele von mit acht bis neun Ja
heiratheten Weibern an, welche bald
Mütter wurden. Nach Thevenо
Weiber zu Dekan in achten Jahre K
zeugt. Parmann sah Ehen von
n vier bis sechs Jahren; es ist ab
gs glaubhaft, daß sie mannbar wa
weiß, daß es in Indien allge
ch ist, Kinder mit einander zu
sogar zu verehelichen. Diese
übrigens nicht allgemein, denn
selbst in kalten Ländern
hmen dieser Art. So spricht
chweizerinnen, die im zwölf
Reife hatten. Smellie sah
en, die in diesem Alter verheir
Man beobachtete sogar in B
zwei Mädchen, welche mit ne
wurden und gebaren.
diesen einzelnen Fällen ke

l, wie ...
hle Köpfe,
, wie jenes
er gelangen
n Alter, mit
nnliche Ge-

Individuen,
gemäßigteren
ach Nordame-
er reif, als die
er Hinsicht un-
inem Jahr und

zum Eismeer ...
nern mit dem elften Jahre ...
und sind oft im zwölften scho...
Lappländerinnen werden mit ...
Jahre menstruirt, und es schein...
mit alle den Rassen der kleinen ...
zu verhalten, als den Ostjäken,
Kamtschadalen u. s. w. und selbst
Eskimo's in Amerika.

Vielleicht beschleunigt die natürliche ...
heit des Wuchses die Epoche der Mann...
bei diesen Völkern. Aber auch ei...

Aber noch weiter nach Norden, bi
meer hin, bekommen die Samojedin
dem elften Jahre das Monatlich
st im zwölften schon Mütter. Di
innen werden mit dem zwölfte
struirt, und es scheint sich eben s
Massen der kleinen Polarmensche
tern, als den Ostjäken, Jakuten
alen u. s. w. und selbst mit de
in Amerika.

ht beschleunigt die natürliche Klei
ches die Epoche der Mannbarke
Völkern. Aber auch eine ga

...alische Nahrung von Fischen, die bekannt-
...im Allgemeinen den Geschlechtstrieb reizt,
...ner ein fast beständiger Aufenthalt in un-
...terirdischen Höhlen, worin wegen der Dünste
...es über glühende Steine gegossenen Wassers
...eine erstickende Hitze herrscht; alle diese Ursa-
...chen können die Epoche der Mannbarkeit beider
Geschlechter bei den Polarvölkern früher her-
vorrufen.

Im südlichen Amerika zeigt sich die Mann-
barkeit mit zehn bis zwölf Jahren, nach den
Erzählungen der Reisenden. Diese so früh
ehefähigen Weiber verlieren aber auch das
Zeugungsvermögen lange vor dem fünfund-
vierzigsten bis fünfzigsten Jahre, welches ge-
wöhnlich in unserm Klima die Epoche der
aufhörenden monatlichen Reinigung ist. Mit
dreißig bis fünfunddreißig Jahren sind die
Frauen in Asien alte Weiber. Nach dem
dreißigsten Jahre empfangen die Weiber zu
Java nicht mehr. In Persien gibt es selbst
Weiber, die das Zeugungsvermögen mit sie-
benundzwanzig Jahren schon verlieren. Die
Siameserinnen, ob sie gleich früh reif sind,
bekommen noch bis ins vierzigste Jahr Kinder.
Man kann demnach als allgemeine Regel an-
nehmen, daß die Mannbarkeit der Weiber in

den heißen L...
mit dem neun...
und sich mit ...
Jahren endigt.
Eben so vers...
die Fruchtbarkeit...
den mäßig kalte...
größere Fruchtba...
warmen Gegen...
man z. B. die ...
Sie bekommen...
bis zwölf Kin...
zwanzig, so...
wenn man d...
darf. Di...
fünfzehn ...
ten Jahre...
heit entr...
Dänem...
daß ke...
werde...
Islä...
ser...
hab...
ein...
zu...

den heißen Ländern zwischen den Wendekreisen mit dem neunten bis zwölften Jahre anfängt, und sich mit dreißig, spätestens mit vierzig Jahren endigt.

Eben so verschieden wirkt das Klima auf die Fruchtbarkeit ein. Man beobachtet in den mäßig kalten Ländern überhaupt eine größere Fruchtbarkeit des Weibes, als in den wärmeren Gegenden. Zu allen Zeiten pries man z. B. die Fruchtbarkeit der Schwedinnen. Diese bekommen gewöhnlich, wie man sagt, acht bis zwölf Kinder; manche haben achtzehn bis zwanzig, sogar fünfundzwanzig bis dreißig, wenn man den Beobachtern Glauben beimessen darf. Die Isländerinnen haben gemeiniglich zehn bis zwanzig Kinder. Als Island im Jahre 1707 durch eine ansteckende Krankheit entvölkert wurde, machte der König von Dänemark durch eine Verordnung bekannt, daß kein Mädchen für ehrlos sollte gehalten werden, welches sechs Kinder bekäme. Die Isländerinnen sollen darauf mit solchem Eifer für die Bevölkerung ihres Vaterlandes gesorgt haben, daß man bald genöthigt war, durch Gesetze dem Ueberfluß an Kindern Einhalt zu thun. Die Fruchtbarkeit der Weiber in ... erhellt aus den jährlichen Geburts-

... Wiss
...ste Ent-
...aran den

...gt in dem
...barkeit, als
... Temperatur
...enschenrassen
...mein, daß die
...abnimmt, als
...Aequator nähert.
...ein bis fünfzehn
...o wird die Flam-
...die Deutsche sechs
...c bis fünf, die Jü-

Zwillingsg...
zig. In Ostindien ...
die Zwillinge sehr selten; ...
Molina, sehr häufig. Da...
nach der Zahl seiner Brüste...
Zwillinge geschaffen zu sein, ob...
spiele von drei, vier, fünf Kind...
Fälle bisweilen beobachtet werden...

Wenn von der einen Seite du...
mäßigte Kälte des Himmelsstriches...
bemerkten, die Fruchtbarkeit des We...
bis zu einem ziemlich beträchtlichen...
steht, so finden wir dagegen in de...

m nördlichen Theile von Englan
e s b i), sieht man viele Weiber Zwi
ren, ja man beobachtet Familien
diese Eigenschaft vorzüglich herr
In dem gemäßigten Pensilvanien
falls sehr häufig, daß die Weibe
nter einander Zwillinge bekommen
land findet man auf siebenzig ge-
Geburten, nach Süßmilch, eine
eburt; in Frankreich eine auf acht-
tindien sind, nach Dakkemann,
je sehr selten; in Chili aber, nach
sehr häufig. Das Weib scheint,
ahl seiner Brüste, höchstens für
eschaffen zu sein, obgleich die Bei-
ei, vier, fünf Kindern als seltene
en beobachtet werden.
der einen Seite durch

..o der äußerste Grad der Kälte herrscht, in ..em Maße, als dadurch der Geschlechtstrieb ..lbst leidet, ganz die entgegengesetzte Erschei- ..ung. So sind die Lappländerinnen, Samo- ..edinnen, die Weiber der Ostjäken, Jakuten, ..amtschadalen, der Eskimo's und Grönländer, ..ußerst unfruchtbar, und man beobachtet, nach ..gede und Otho Fabriz, unter den Letz- ..ern fast niemals Zwillinge.

Wenn man endlich bisweilen unter gleichen ..reiten verschiedene Grade der Fruchtbarkeit ..eobachtet, so muß dieses eignen Ursachen zu- ..eschrieben werden. Die Fruchtbarkeit dürfte ..ielleicht hier in einen besondern Anschlag ..ommen können, weil sehr trockne, erhabene, ..ftreiche Gegenden im Durchschnitte weniger ..evölkert sind. Egypten, China, Holland, ..ie Niederlande, die fruchtbaren Ebenen der ..ombardei, die Küsten der Normandie, So- ..ogne, Limagne u. s. w. liefern dafür die Be- ..eise. So ist der Kanton Luzern viel frucht- ..arer, als der Kanton Unterwalden und die ..ohe Schweiz. Das Weib liebt die Feuchtig- ..eit. Eine weiche, lymphatische Körperbe- ..haffenheit, wenn sie nicht in Uebermaß aus- ..tet, ist der Empfängniß ceteris paribus .. günstigsten. Darum sind vielleicht die

niedern ..
die fruch..
So vie..
trachtet.
bietet es da..
zum männl..
der Ehe berück..
den ersten W..
oder die Ehe n..
türlichste Verhä..
sein, doch finde..
das Gegentheil.
Nomaden des ..
ten, Troglodyte..
ländern waren d..
Eigenthum alle..
Sitte gern in se..
hätte, versprach..
die Alten als ..
seine Kinder
Geschwister ..
darthun, da..
einem cultiv..
Ohne Ehe ..
wandtschaft..
gut und ge..
theilung ..

niedern, mehr feuchten, als trocknen Gege
die fruchtbarsten.

So viel über das Weib an und für sic
trachtet. Andere höchst wichtige Inter
bietet es dar, wenn wir es im Verhält
zum männlichen Geschlechte, oder im St
der Ehe berücksichtigen. (Vgl. Ehe.)
den ersten Blick scheint die Monoga
oder die Ehe nur mit Einem Weibe das
türlichste Verhältniß in ehelicher Hinsich
sein, doch finden wir bei sehr vielen Vö
das Gegentheil. Bei den Ichthyophagen,
Nomaden des Alterthums, bei den Garan
n, Troglodyten, Sabäern, den alten
ndern waren die Weiber ein gemeinschaftl
enthum aller Männer. Plato, der
te gern in seiner Ideal-Republik eingef
te, versprach sich davon das Gute, daß
lten als seine Eltern, die Jungen
Kinder, und die Zeitgenossen als s
wister ansehen würde. Indeß läß
un, daß solche Weibergemeinschaf
cultivirten Volke nicht ausführba
Ehe gibt es weder eine gesicherte
tschaft und Familie, noch Patrim
gründete Erbschaft, und keine
es Bodens. Daher kommt

da Allen Alles gehört, Jeder von dem Gemeindegute Nutzen zu ziehen trachtet, und Keiner für Jedermann arbeiten will. Daraus entsteht der barbarische Zustand wilder Nationen und der Umsturz jeder bürgerlichen Gesellschaft. Wenn diese vollkommene Gemeinschaft der Weiber und Güter je bestanden hat, so konnte sie doch nur unter Volkshaufen bestehen, die nach Art der Wilden blos von den Wohlthaten der unbebauten Natur, d. h. in sehr geringer Anzahl auf einer großen Strecke Landes lebten. Wären die Weiber gemeinschaftlich, welcher Mann würde sich mit einem Kinde belästigen, von welchem er mit vollem Rechte zweifeln könnte, ob er der Vater sei? Und da die Frau für sich allein außer Stand sich befände, ihr Kind zu ernähren, so würde sich das Menschengeschlecht nicht erhalten können; das Aussetzen der Kinder, so wie der Kindermord würden nicht aufhören bei den Völkern, deren Sitten sehr verdorben sind, und wo die Früchte der Ausschweifung keine Freistätte finden. Endlich würde die Gemeinschaft der Weiber täglich Streitigkeiten der Eifersucht um den Besitz der Schönsten erregen. Denn wenn sich selbst die Thiere mit Wuth um den Besitz der Weibchen zur Zeit der

Brunst schlagen, um wie viel mehr wird hier der Mensch, der zu allen Zeiten zur Zeugung bereit ist, und der weit richtigere Begriffe über Schönheit hat, Gewalt ausüben wollen?

> Nam fuit ante Helenam cunnus teterrima
> Belli causa.

Endlich würde diese allgemeine Vermischung der Individuen das Menschengeschlecht durch die blutschänderischen Verbindungen zur Ausartung bringen, wie man davon Beweise bei Nationen findet, die in dieser Hinsicht keine Schranken festgesetzt haben. Versuche, welche man in Böhmen in Stutereien anstellte, zeigen, daß die schönsten Pferderassen ausarten, wenn [illegible] immer in gerader Linie mit ihren Verwand[illegible]n gepaart werden. Die ehemaligen legiti[illegible] Ehen in Egypten zwischen Brüdern und [illegible]western scheinen keine vortheilhafte Wir[illegible]gen gehabt zu haben, denn die brüderliche [illegible]ndschaft vermindert nothwendig die phy[illegible] Liebe, die weit lebhafter wird zwischen [illegible] Wesen, die sich einander wechselseitig neu [illegible] Auch bei den Persern und Parthern [illegible] die durch Zoroaster erlaubte Blut[illegible], nach Xenophon, die üble Folge,

Unfruchtbarkeit oder Schwächlinge daraus
standen. Man sieht also, daß, abgesehen von jener
Schaam, welche durch die Uebereinstimmung
des ganzen menschlichen Geschlechts anerkannt
ist, und welche die Verbindungen zwischen
Verwandten verbietet, die Natur selbst sie miß-
billigt und verdammt. In der Absicht, die
verschiedenen Glieder der menschlichen Gattung
unter einander zu verbinden, und die Familien
sich wechselsweise einzuverleiben, liegt nich
der einzige Grund, warum die Gesetzgeber d
Menschen nöthigten, sich außer der Verwan
schaft zu verheirathen, sondern weil die V
mischung der Rassen das eigentliche Mittel
die Gattung zu verschönern. Van
monde und Büffon haben dies gen
und Beispiele bestätigen es täglich. Di
mischung der mongolischen Tartaren m
Russen, sagt Pallas, erzeugt sehr
Individuen. Der durch die Verbind
Negers mit dem Europäer erzeugte M
ist von kräftigerer und lebendigerer
der aus dem Weißen und Amerikan
Mestize. Das wahre Mittel, di
krankhaften Anlagen zu vertilgen,
Skropheln, Schwindsucht u. s. w

rin, die Massen zu vermischen, die Mängel des
einen Individuums mit dem Ueberflusse des
andern auszugleichen, und so eine verhältniß-
mäßige Gleichheit der Kräfte in den Konstitu-
tionen zu vertheilen.

Die Ehe mit einem Weibe (Monoga-
mie) ist ein Gesetz der menschlichen Natur in
den kalten und gemäßigten Ländern. Denn
ie Anzahl der Weiber, weit entfernt, stets
me der Männer zu übertreffen, ist selbst et-
was geringer nach den Geburten. In Frank-
eich werden hundert Männliche auf sechsund-
zwanzig Weibliche geboren, oder ein Sieben-
zehntheil Männlicher mehr, nach Pomelles
und Messance. In England kommen
tzehn Knaben auf siebzehn Mädchen, oder
zehn Knaben auf sechzehn Mädchen zur
lt. Das Verhältniß ist unter gewissen
ständen geringer. In Schweden ist es wie
undzwanzig Männliche zu dreiundzwanzig
eiblichen; zu Petersburg kommen auf ein-
dzwanzig Knaben zwanzig Mädchen; zu
s auf siebenundzwanzig Knaben sechsund
zig Mädchen. Bei einer allgemeinen
dem Ministerium des Herrn Chapta
rankreich in dreißig Departementen vo
mmenen Aufnahme, erhielt man einen

hen auf zwanzig Mädchen. Zu
t man zweiundzwanzig Männliche
zwanzig Weibliche; in Paris aber
weilen neunundzwanzig Knaben auf
anzig Mädchen gesehen. Graunt
, daß im Allgemeinen in Europa
zehn Männliche dreizehn Weibliche ge-
würden. Süßmilch versichert, in
merika kämen fünfzehn Knaben auf vier-
Mädchen. In Neuspanien kommen auf
ert Männliche siebenundneunzig Weibliche.
n sagt, in Ostindien würden auf hundert-
nundzwanzig Knaben hundertundvierund-
anzig Mädchen geboren. Man müßte hier,
ller Wahrscheinlichkeit entgegen, annehmen,
daß man sichere Nachrichten über die Zahl
der Geburten in beiden Geschlechtern bei den
Indiern und Orientalen habe erhalten können,
wo doch in dem Innern des Harems weder
ein Register des Civilstandes, noch eine glaub-
würdige Angabe der Bevölkerung statt findet.
Auf der ganzen Erde findet ein großer Verlust
an Männern statt, theils durch Kriege und
Seefahrt, theils durch schädliche oder gefähr-
liche Gewerbe, theils durch Zufälle und Ueber-
treibungen jeder Art, welche bei dem männli-
chen Geschlechte häufiger vorkommen, so daß

in Hinsi
der der Män
legen wird.
gegebene Anza
nämliche Anza
hältnisse von a
boom und D
das kritische A
sie mehr Hoffnun
mehr verheirathet
zwischen zwanzig u
wegen der Zufälle
davon abhängender
dagegen mehr Kna
gefähr zehn Män
zu Paris, Lond
Jahre 1778 ga
beau ein Ge
Männer. D'
tin einen Fü
Jahre 1763
In Venedig
zehn Weibe
scheint da
Weiber z
In h
frauen

in unsern Klimaten die Anzahl der Weiber der der Männer gleich, und sehr oft ihr überlegen wird. Im Durchschnitte aber lebt eine gegebene Anzahl von Weibern länger, als die nämliche Anzahl von Männern, in dem Verhältnisse von achtzehn zu siebzehn, nach Kerseboom und Deparcieux, und sind sie durch das kritische Alter durchgegangen, so haben sie mehr Hoffnung zu leben, als wir. Wenn mehr verheirathete Frauen als Männer sterben, [illegible]ischen zwanzig und fünfunddreißig Jahren, [illegible]gen der Zufälle des Wochenbettes und der [illegible]von abhängenden Krankheiten, so sterben [illegible]gegen mehr Knaben als Mädchen, und ungefähr zehn Männliche auf neun Weibliche [illegible] Paris, London und anderwärts. Im [illegible]re 1778 gab es in Frankreich nach Mo[illegible] ein Sechzehntheil Weiber mehr, als [illegible]er. D'Expilli nimmt mit Wargen[illegible]nen Fünfzehntheil an, welcher es im [illegible] 1763 in Schweden also beobachtete. [illegible]dig befanden sich im Januar 1811 [illegible]iber auf neun Männer. In Paris [illegible] gegenwärtige Verhältniß wie neun [illegible] acht Männern zu sein.

[illegible]ßeren Ländern nimmt die Zahl der [illegible] mehr zu. Kämpfer erzählt, in

Meako, einer großen Stadt in Japan, gebe es ungefähr sechs Weiber auf fünf Männer; eben so ist es zu Quito. Labillardière beobachtete ungefähr elf Weiber auf zehn Männer im südlichen Theile von Neuholland. Bei den Guarninis in Amerika gibt es ungefähr auf dreizehn Männer vierzehn Weiber, nach D'Azara. Der Major Pike fand ein viel größeres Verhältniß der Weiber bei den wilden Stämmen, denn es gibt bei einigen dieser Nationen sieben Weiber auf sechs Männer, oder zwölf Weiber auf acht Männer, und bei den Sioux zwei Weiber auf einen Mann. In den großen Städten von Mexiko trifft man auf vier Männer fünf Weiber an. Dieses Uebermaß von Weibern ist aber besonders beträchtlich auf den Küsten von Guinea und auf verschiedenen Inseln von Indien, wie zu Java, wo sich selbst die Fürsten von bewaffneten Weibern bewachen lassen, und auf den Küsten von Malabar und Bengalen. Man muß erwägen, wie es Chervin sehr richtig bemerkt, daß der Sklavenhandel der Neger in Afrika, so wie der Handel und die Schifffahrt in Indien, eine große Anzahl Männer wegnehmen, woraus zum Theil dieser Ueberfluß des andern Geschlechts entspringen muß. Es kommt

ferner noch wahrscheinlich, wie alle Rei-
berichten, eine größere Anzahl weiblicher
männlicher Individuen daselbst zur Welt,
ohl man sich gar keine genaue Aufnahmen
verschaffen können. Man versichert, es
zu Kairo ein Sechstheil Weiber mehr als
ner, in Indien ein Fünftheil, ja in ver-
enen Gegenden von Süd-Asien will man
ein Viertheil und Drittheil mehr beobach-
aben.
ie Vielweiberei (s. diesen Art.)
it also in manchem Betrachte von diesem
ältnisse der beiden Geschlechter abzuhän-
besonders in den heißen Ländern, wenn
die Weiber daselbst nicht eben dreimal
licher, als die Männer sind, wie Bruce
ptet. Sie war bei allen Völkern der
üblich und sie herrscht noch bei den Sa-
en, Kamtschadalen, Ostjäken, Tungusen
ndern siberischen Völkern, so wie bei den
in von Nordamerika. Ehedem bestand
he mit einem Weibe (Monogamie)
[illegible] den civilisirten Nationen von Grie-
[illegible] und von Rom, ferner unter allen
[illegible]schen Völkern ganz allein bei den alten
[illegible]ern und Galliern. Die Ehe mit
[illegible]bern (Bigamie) war selbst zu

hen erlaubt, und Sokrates hatte, was
r einen Weisen aller Ehren werth ist, seine
wei Weiber.

Es ist wahr, daß in den Gegenden, wo die Vielweiberei gesetzlich eingeführt ist, dieselbe nicht allgemein statt findet, ausgenommen bei den Reichen und Großen, die sich ohne Mühe mehrere Weiber anschaffen und ernähren können; denn der gemeine Mann, der weniger Mittel hat, lebt in der Ehe mit einem Weibe, und nimmt nur dann eine zweite Gattin, wenn die erste veraltet ist. Eine der Ursachen, warum das Christenthum in Indien weniger Fortschritte, als der Mahometismus macht, liegt darin, weil es gegen die Vielweiberei kämpft. Gelang es ihm auch, dieselbe bei mehreren Aethiopiern abzuschaffen, so haben sie doch die Christen von Congo beibehalten. Man findet die Vielweiberei nicht so gewöhnlich bei republikanischen Völkern, als in despotischen Regierungen. Es scheint wirklich, daß diese Sitte vom Mißbrauch des Despotismus herkomme; denn überall, wo sie herrscht, sind die Weiber nothwendigerweise Sklavinnen, und werden von dem Manne erkauft. E
zahlt dieser im ganzen Orient den Eltern, welchen er die Tochter kauft, die Mitgabe

dem Kalm.
gleiche Eh
er kein He
mehrere
keiner be
Mährtin
Wollus
Die
ster
des
stell
füh
ent
ga
g
N

lb ist nicht die
ies, der, indem
seine Lüste unter
mene Liebe von
zer als seine Ge=
Werkzeuge seiner

, den Sitten civili=
da er die Sklaverei
, als Grundsatz auf=
in die Familie ein=
im Staate; daraus
Art Barbarei in der
ndem die Frau nicht
Manne genießt. Die
ns der Natur nicht ent=
auf die größtmögliche
Wesen dringt. Wirklich
den der Reinigung, der
s Stillens, welche sich ge=
en Empfängniß entgegen
it öfter unfruchtbar, als
ist. Dieser kann sogar in
ehrere Weiber schwängern;
anz besonders erwägt, daß
glich in den heißen Ländern,
nn, das Zeugungsvermögen

Wäre also die Vielweiberei ... Gegenden beständig eingeführt, so m... es nach und nach werden. Selbst der hei... Augustin glaubt, daß sie keineswegs de... Naturrechte zuwider laufe.

Man hat immer beobachtet, daß dieser Ueber... fluß an Weibern durch die Polygamie sel... unterhalten werde, wie man Beispiele dav... unter den Thieren sieht. Denn es werde... mehr Schaafe, Ziegen und junge Kühe, ... Stiere, Böcke und Widder erzeugt. Bei ... Vögeln, die in der Polygamie leben, wi... Hühner, kommt eine größere Anzahl Wei... zur Welt, als bei denjenigen Gattungen, ... sich in der Monogamie befinden. Ein M... der sich mehreren Weibern überläßt, wird ... die vielfältigen Genüsse geschwächt, in...

Forster führt mehrere hierher gehörige Beispiele unter verschiedenen in der Vielweiberei lebenden Nationen an, die er besuchte, und man bemerkt überhaupt, daß Männer von lymphatischer Natur weniger Knaben als Mädchen hervorbringen.

Wenn aber dagegen einfache Völker fast ohne alle Kriege, ohne Auswanderungen, ohne beschwerliche Gewerbe und ohne Schifffahrt und Handlung leben, welche letztere so viele [illegible]nschen wegraffen, so muß der Ueberfluß des [illegible]nnlichen Geschlechtes, der bei der Einweiberei, vorzüglich in den kalten Klimaten, ge[illegible]hnlich ist, unendlich zunehmen. Daraus [illegible]steht endlich eine zu geringe Anzahl von [illegible]ern im Verhältniß zu den Männern, [illegible] als Folge davon die Vielmännerei [illegible]ndrie), wie wir bereits von den Thi[illegible]n, den Bewohnern von Butan und [illegible]ni greiche Nepaul, im Herzen von Asien, [illegible]n einigen Wilden in Nordamerika er[illegible]en.

[illegible]e andre Geschlechtsunterschiede in der [illegible]ion des Weibes und Mannes dürfen [illegible]nicht übergehn. Das Weib hat meis[illegible]ze, feine, biegsame Haare, eine weiße Haut, ein zartes und weiches Fleisch,

...n der großen Entwicklung seines Zellge-
...es und Fettes, rundere Formen, einen ge-
...ligen Umriß der Glieder, sehr breite Hüften,
...icke Schenkel und kleine Extremitäten. Die
obern Körpertheile des Mannes, wie die Brust,
die Schultern und der Kopf sind stark und
kräftig, der Umfang seines Gehirns ist be-
trächtlich, und enthält drei bis vier Unzen
Hirnmasse mehr, als der weibliche Schädel;
aber die Hinterbacken, das Becken, die Hüften,
sind schmaler und magerer, als bei dem Weibe.
Die Gestalt des Mannes ist also, nebst der
gewöhnlich größern Höhe, oben breiter als
unten, und gleicht einer umgestürzten Pyra-
mide. Bei dem Weibe dagegen sind der Kopf,
die Schultern, die Brust, klein, dünn, zusam-
mengezogen, indeß das Becken, oder die Hüften,
die Hinterbacken, die Schenkel und die andern
Organe des Unterleibes breit und geräumig
sind; ihr Körper ist mithin nach oben zuge-
spitzt. Dieser Unterschied in der Bildung ent-
spricht den Verrichtungen jedes Geschlechts.
Der Mann ist von Natur für die Arbeit, zur
Anwendung physischer Kraft, zum Gebrauch
des Denkvermögens, und dazu bestimmt, daß
er Vernunft und Geist benutze, um die Fami-
...deren Oberhaupt er sein soll, zu erhalten;

das W...
Zeugungen ...
ein geräum...
während der ...
der Gebärmut...
Durchgange ...
Rumpf des W...
Mannes, das ...
auch einen dün...
die Beine, Sc...
bei dem Man...
der besonder...
fällt, jene ...
keit und ...
das Sch...
Grazie ...
weichen...
nißmu...
ter sc...
allen...
als ...

das Weib, in welchem die Keime künftiger Zeugungen niedergelegt werden sollten, hatte ein geräumiges Becken vonnöthen, das sich, während der Schwangerschaft, der Erweiterung der Gebärmutter, und bei der Geburt, dem Durchgange des Kindes anpaßte; auch der Rumpf des Weibes ist länger, als der des Mannes, das Weib hat breitere Lenden, und auch einen dünneren und längeren Hals; aber die Beine, Schenkel und Arme sind kürzer, als bei dem Manne. Daher jener schlanke Wuchs, der besonders bei den jungen Negerinnen auffällt, jene zierlichen Glieder, mit der Biegsamkeit und Leichtigkeit der Bewegungen gepaart, das Schwebende und Gefällige (was man Grazie nennt), als natürliche Resultate der ...chen Nachgiebigkeit des weiblichen Organismus. Es ist begreiflich, daß ein entfesselter schlanker Körperbau, ein dünnes Gebilde, ..., sowohl den natürlichen Akten des Lebens, ...en willkührlichen und äußern Handlungen ... Leichtigkeit, Behendigkeit, Takt und Geschicklichkeit gebe. Darin liegt die Ursache ... schnellern Wachsthum und der schnel... Vollendung des weiblichen Körpers, von ... Frühreife und Lebhaftigkeit seines mora... ...und physischen Wesens. Seine Kno-

chen sind kleiner, dünner, als die des erwachsenen Mannes; sein Zellgewebe ist schwammigter und feuchter; dieß ründet seine Formen, gibt ihnen mehr Fülle und Schönheit, und vermehrt die Biegsamkeit aller seiner Organe. Sein Puls ist ebenfalls kleiner und geschwinder; das Blut fließt reichlicher in die Unterleibs- und die Beckenhöhle. Der Körper des Weibes ist glatt, und viel weniger behaart als der des Mannes. Man hat bemerkt, daß das Weib oft eine kleinere Anzahl Backenzähne, als der Mann, besitze (die sogenannten Weisheitszähne kommen bei mehreren Weibern nicht zum Vorscheine); auch ißt das Weib weniger, und zieht süße, zuckerartige Speisen vor, indeß der Mann, seine Kräfte viel übend und mehr Stärke entwickelnd, genöthigt ist, sich mit kräftigern Speisen zu nähren; sein Instinkt treibt ihn wirklich zum Genusse schmackhafter, erhitzender und thierischer Nahrungsmittel.

Die Feuchtigkeit der weiblichen Körperkonstitution offenbart sich dadurch, daß das Weib mehr Säfte, als feste Theile hat; alle Säfte des Weibes sind wässrigter, als die unsrigen, und es dünstet weniger häufig aus; es ist auch weniger der Gicht und denjenigen Zufällen unterworfen, die von der Trockenheit und Stei-

tigkeit der Organe abhängen, es hat mehr Anlage zu Stockungen und Ausartungen der Lymphe, zu Ausflüssen, zur Drüsenverstopfung; die monatliche Krise, die Milch, verkünden im weiblichen Körper einen Ueberfluß von Säften; auch sind die Jahreswechsel, die kalten und feuchten Himmelsstriche seiner Gesundheit nicht so günstig, wie der Sommer und die warmen, trocknen Klimate. Die verheirathete Frau hat etwas Männlicheres, Gesetzteres, Dreisteres, als die schüchterne und zarte Jungfrau, und die öffentlichen Dirnen werden mehr oder weniger Mannsbilder (Viragines) durch die häufige Beiwohnung mit den Männern; ihr Hals ist dicker, ihre Stimme ist rauher und fast männlich. Man kann endlich sagen, die Jungfrau sei gegen die Frau, was diese gegen den Mann, oder was das Kind gegen den Erwachsenen ist.

Hauptsächlich unterscheidet sich noch das Weib von dem Manne durch die Stimme. Man weiß, daß ihre Stimme um eine Oktave höher geht, als die unsrige, weil ihr Kehlkopf enger, ihr Zungenbein kleiner ist. Jean Paul benützt dies einmal geistreich, indem er sagt: „die Weiber singen sogar in der Kirche eine Oktave höher, als ihre Männer,“

lichts übereinzustimmen.* Unter
ind die Männchen allein Sänger;
1 haben nur kleine Schreie, um
eigungen auszudrücken.
iber nähern sich also auch dadurch
der Kindheit. Wenn ihr Blüthen-
die Entwicklung ihrer Organe früher
wenn sie vor dem männlichen Ge-
reif sind, und wenn die Epoche ihres
hums weniger lange dauert, so liegt
jache davon darin, weil sie halb in der
eit bleiben, weil ihre ganze Konstitution
icher ist, und weniger Zeit braucht, um
die Höhe ihrer Vollendung zu gelangen.
Lebensverrichtungen gehen schneller bei
en vor sich, weil sie intensiv und extensiv
wächer sind, und ihr empfindliches, erregba-
s, oder besser zu sagen, geschwächtes Nerven-
ystem eine größere Beweglichkeit und Nach-
giebigkeit besitzt.

Das Weib ist in Beziehung auf seine K
perkonstitution fast immer Kind. Wie
Kind, geben seine Organe leicht den Eindr
nach; es zeigt ein lebhaftes, und deßw
äußerst veränderliches Gefühl, das einer
Ausdauer der männlichen Empfindung
fähig ist; seine Phantasie ist viel kr

und l
läuf
Zu
Re
sp
U
r

der Syoluen, Polen, ...

r. Ihr ganzes Nervensystem ist sch
biegsamer, gibt sich leichter allen
h hin, und von diesem Gesichts
gt eben Shakespeare:

rechlichkeit! dein Nam' ist Weib!

alle ihre moralischen Qualitäten sch
ieser Schwäche ihrer Organisatio
m Zusammenhange zu stehen.
en wegen dieser Schwäche ist das
chiller sagt: „an fremdes Sc
unden;" deshalb fühlt sie das Bedü
den Stärkern, den Mann, anzuschl
s wählt sich Mars zum Geli
iebe ist des Weibes eigenthüm

Weiber! wozu hättet Ihr denn im

aber auch das Weib zu allem Ueberma**ß** von Trieben und Leidenschaften geneigter, als der Mann ist, und wie weit die Excesse aller Art eines aufgeregten weiblichen Gemüthes gehen können, lehrt die Geschichte der Bacchantinnen, Amazonen, der Medea, Kleopatra, Alceste, Phädra, Arria, Messaline u. s. w., wo wir moralische und lasterhafte Extreme mit Fleiß gegeneinander gestellt haben. Bei allen Geschichten von Fanatismus, Verzückung, Enthusiasterei, thierischem Magnetismus u. s. w. spielten immer Weiber die größten und wichtigsten Rollen, und auf diesen Gebieten haben sich von jeher die Frauen in ihrer ganzen Pracht, in den merkwürdigsten Excessen gezeigt. Eifersucht, Eitelkeit, Gefallsucht, das Erbtheil des Schwachen, sind durch das fast ausschließliche Erbtheil der Weiber. Man höre nur, was die indischen Gesetzbücher über die Fehler des Weibes sagen: „die Lust eines Weibes, heißt es dort, kann eben so wenig befriedigt oder gesättigt werden, als ein verzehrendes Feuer durch brennbare Materialien, die man hineinwirft, oder das Weltmeer durch die Flüsse, die sich darein ergießen, oder als das Reich der Todten durch die Menschen und Thiere, die davon verschlun=

gen werden. Das Weib, fährt der Geist der indischen Gesetzgebung weiter fort, hat sechs Untugenden: zuerst eine außerordentliche Begierde nach kostbaren Kleidern und Schmuck, und nach seltenen Leckereien; zweitens, einen unmäßigen Hang zum sinnlichen Vergnügen; drittens, eine unnatürliche Reizbarkeit gegen Beleidigungen; viertens, eine tiefe und versteckte Rachbegierde; fünftens, eine angeborne Bösartigkeit, vermöge deren alles Gute in andern Menschen als etwas Böses erscheint, und sechstens, eine Neigung zu allen lasterhaften Handlungen."

Ich bin in Eurem Sinn ein Majestätenschänder,
Weil mir ein Weib, ein Weib, und keine Göttin scheint?
Vielleicht war eine Zeit, wo ich wie Ihr gemeint —
Allein ich sah seitdem viel Weiber und viel Länder!

Wieland.

[illegible]ber — — unsre galanten Leserinnen [illegible] nicht erzürnt unser Buch wegwerfen — [illegible] durch wie viel Tugenden werden in der [illegible]lichen Seele jene Fehler nicht erkauft? [illegible] wahre Treue, als in der weiblichen [illegible] wo so unermüdliche Liebe und Sorg-

Em=
einmal
as Be=
t bis in
as Weib,
während
e vorherr=
schlichen

stellern folg…
In dem alten Indie…
lichen Verbindung nichts we…
gegenseitiges Einverständniß
Verbindungen, wobei man
nicht die Vernunft zu Rathe
selten glücklich zu sein; und da
sogar den jüngsten Personen da…
selbst zu wählen, zugestand, so t…
natürlich nur zu oft ein. Sobald d…
verschwindende Taumel der Sinne …
der zurückkehrenden Vernunft wie…
machte, bereuten oft beide Gatten ih…

Standpunkt aus, zu entschuldigen, wenn es sich im Wittwenstande — — — — — — — — — — — Deßhalb hat auch die liebende, menschliche, christliche Religion Frauen das Heirathen nach dem Tode des Gatten nicht versagt, während despotischere Religionen, wie z. B. die indische, ihnen alles Wiederheirathen streng verbieten.

In Indien herrscht obendrein im Betreff der Wittwen ein ganz eigenthümlich-sonderbares religiöses Gesetz, das den indischen Wittwen das Verbrennen mit den Leichen ihrer Männer befiehlt. Der Ursprung dieses barbarischen Gesetzes wird von den alten Schriftstellern folgendermaßen erzählt:

In dem alten Indien ward zu einer ehelichen Verbindung nichts mehr erfordert, als gegenseitiges Einverständniß der Liebenden. Verbindungen, wobei man nur den Instinkt, nicht die Vernunft zu Rathe zieht, pflegen selten glücklich zu sein; und da man in Indien den jüngsten Personen das Recht, sich zu wählen, zugestand, so trat jener Fall nur zu oft ein. Sobald der allmälig schwindende Taumel der Sinne den Rechten der wiederkehrenden Vernunft wieder Platz machte, bereuten oft beide Gatten ihre unbe-

...nene Wahl. Die Männer behandelten nun ...re Frauen wie Sklavinnen, und diese rächten sich an der Härte ihrer Männer durch Untreue. Auf diese Art mußte der Druck auf der einen, die Verzweiflung auf der andern, und der Abscheu auf beiden Seiten immer höher steigen, bis zuletzt in dem sanfteren Geschlechte sogar die Stimme der Menschheit erstickt wurde; die Frauen suchten, durch Vergiftung ihrer Despoten, sich vom Joche zu befreien. Die Natur des Landes bot denselben selbst Mittel zur Befriedigung ihrer Rache dar; Indien bringt eine große Menge schädlicher Kräuter hervor, worunter einige ein so durchdringendes Gift enthalten, daß man, um jemand aus der Welt zu schaffen, bloß seine Speisen und Becher damit reiben darf. Die Ruchlosigkeit erreichte binnen kurzer Zeit den höchsten Grad des Verderbnisses. Das Beispiel der Mörderinnen, welche man vor ihren Augen hinrichtete, machte nicht den mindesten Eindruck auf ihre Mitschwestern; sie fuhren fort, ihre Männer zu vergiften.

Endlich erschien ein Gesetz, welches allen Wittwen, wenn sie nur nicht Mütter oder schwanger wären, die Pflicht auferlegte, sich auf der Leiche ihrer Männer zu verbrennen.

Welche ...
sere sich weig...
ewigen Wit...
Missethäterin ...
Menschheit un...
verlustig sein.
Dies Gesetz...
Gesetzgeber si...
Indiens, wel...
abkürzten, ...
für das Le...
und stritte...
ihnen zu ...
sonderba...
lung, ...
zuge, ...
ter. ...
Hülf...
blie...

Welche Indianerin diesem Gesetze zu unterwerfen sich weigern würde, diese sollte zu einem ewigen Wittwenstande verdammt, als eine Missethäterin angesehen, und aller Rechte der Menschheit und jedes Trostes der Religion verlustig sein.

Dies Gesetz hatte die Wirkung, welche die Gesetzgeber sich davon versprachen. Die Frauen Indiens, welche vorher die Tage ihrer Männer abkürzten, wachten nun mit gleicher Sorgfalt [illegible] das Leben derselben, wie für ihr eigenes, [illegible] stritten bei ihrem Tode um die Ehre mit [illegible]nen zu sterben. Bei einem Streite von so [illegible]derbarer Art war, nach Diodors Erzählung, einst ein ganzes griechisches Heer Augen[illegible]e, und seine Feldherren machten die Rich[illegible] Keteus, der Anführer der indischen [illegible]truppen, war in dem hitzigen Treffen ge[illegible]n, welches Eumenes dem Antigo[illegible]n Parätakene lieferte; er hatte zwei [illegible]n zurückgelassen, die ihn mit gleicher [illegible]keit liebten, und einander den Vorzug [illegible] machten, ihn nicht überleben zu dürfen. [illegible]che kam endlich vor die griechischen [illegible]ren. Die beiden Frauen vertheidigten [illegible]e mit einem Eifer, womit andere ihr Leben vertheidigen würden. Die

Jugend gebühre. Die [illegible]
gegen auf das Gesetz, welches ihre Nebenbuhlerin von dem ruhmvollen Tode aus dem Grunde ausschloß, weil sie schwanger wäre. Die griechischen Richter, von der Wahrheit dieses Beweises überzeugt, fällten das Urtheil, daß die Ehre zu sterben der Jüngern gebühre. Dieser Ausspruch war ein Donnerschlag für die besiegte Indianerin; sie riß sich die Binde vom Haupte, raufte sich die Haare aus, und entfernte sich heulend und in Thränen gebadet von dem Tribunal. Indeß ging die junge Siegerin ganz entzückt, mit Blumen bekränzt, und mit kostbaren Ringen, Armbändern und Perlen auf das prächtigste geschmückt, zum Scheiterhaufen wie zu einem Hochzeitfeste. Ihre Verwandten begleiteten sie und erhoben ihren

er der unzähligen Zuschauer machte auf
ndrücke. Einige priesen den Helde
s unerschütterlichen Weibes; ande
Mitleiden mit ihrer überspannten Zär
und der kleinere, aber edlere Hauf
ie ganze Behandlung grausam un

ns rühmten die Dichter des Alter-
en Gebrauch, und priesen uns die
Gattinnen Indiens glücklich.
Philosoph, welcher sich von ihrem
us nicht hinreißen läßt, verwirft
nge von Tugend mit Abscheu. —
lle des Ursprungs dieses Menschen-
ndet, desto ...

... zu ... [illegible] ...

rhen die Gebeine ihrer Frauen zu ... llen die unglücklichen ... diesem grausamen Schicksal mit Geduld und selbst mit einer Art von Heroismus zu unterwerfen, flößt man ihnen von Jugend auf überspannte Begriffe von Treue und Ehre ein, erhitzt ihre Phantasie durch religiöse Mährchen und fanatische Heldengeschichten. Man verlobt die indischen Mädchen schon in ihrer zarten Jugend, und erlaubt ihnen nie einen andern Mann zu sehen, selbst nicht einmal den Vater oder die ältesten Brüder ihres Mannes. — Man lehrt sie, ihren Gatten als ein höchst vortreffliches Wesen zu betrachten und zu verehren; man prägt ihnen die eheliche Treue als den wichtigsten Punkt ihrer Religion ein, und dieser Gedanke wird bei ihnen so stark, daß ihn selbst die Hitze des Klimas [illegible] kann. Es fällt diesen guten Geschöpfen gar [illegible]

ꝛd Indischen Frauen unter S
immelsstriche her. Die Frauen d
änner werden durch Schlösser, Git
hnittene vor Verführung gesicher
ch fällt es den Europäern nich
er ihre Unschuld und Treue zu st
Weiber der eingebornen Hindu
n) werden nicht so bewacht, häng
Seele an ihren Männern, un
n, so lange sie leben, beispiellos
ig Fremdlinge können sich rühmen,
f eine derselben gemacht zu haben,
die von den niedrigsten Kasten.
n Schriftsteller rühmen die Keusch=
dischen Frauenzimmer. Arrian

...u gewann vielmehr dadurch,
...heit dem Werthe eines solchen
...geschätzt wurde. Hieraus läßt
...en, wie es möglich ist, daß ein
...ib freiwillig den schrecklichen Ent-
...kann, sich mit ihrem verstorbenen
...endig verbrennen zu lassen.
...lcher Frau dessen ungeachtet die Na-
...den Zwang des Gesetzes siegt, und
...iesem zum Trotze ihren Mann zu über-
...agt, diese wird als Wittwe mit unaus-
...rer Schande gebrandmarkt. Man schnei-
...r die Haare ab, verdammt sie zu unver-
...licher Keuschheit, zu den verächtlichsten
...avendiensten, und zwingt sie, eine Art ro-
...r Kleidung, zum auffallendsten Zeichen ihrer
...niedrigung, zu tragen. Diese durch so viel
Schmach niedergebeugten Weiber erliegen ge-
wöhnlich unter dem Druck ihres Schicksals,
und sterben aus Gram; oder sie trennen sich
auf ewig von ihrer Nation, fliehen in die Arme
anderer Menschen, und entsagen der Religion
ihrer Väter.

Man denke sich auf der andern Seite den
bezaubernden Reiz, den ihre Phantasie durch
Vorstellung, ihren eigenen Namen zu ver-
... ihre Kinder, auf ihres Mannes

und ...
Glanz zu der...
den sie durch...
den Bitten a...
ändern, empf...
gen wohl noch d...
Erde zu fesseln,
entgegen sieht!

Obgleich das
den Leichen ihre...
nischen Staaten
ist, so ist es hing...
welchen sich die Ost...
Ausländer frei erha...
wöhnliches, der Eit...
Männer dieses ba...
bringen. Man ve...
dem Scheiterhauf...
es Sitte ist, die ...
man sie lebendig...

Sonnera...
wohnheit fast ...
spricht unter ...
auch Font...
rern Jahre...
traurigen ...

Der w...

und auf ihre eigene Familie einen unsterblichen Glanz zu verbreiten; den lebhafteren Schwung, den sie durch die ihre Standhaftigkeit prüfenden Bitten aller Freunde, ihren Vorsatz zu ändern, empfängt. — Welche Bande vermögen wohl noch das unglückliche Opfer an eine Erde zu fesseln, auf der sie nur Höllenqualen entgegen sieht! —

Obgleich das Verbrennen der Wittwen mit den Leichen ihrer Männer in den muhamedanischen Staaten heutiges Tages abgeschafft ist, so ist es hingegen in jenen Ländern, in welchen sich die Dschentu von dem Joche der Ausländer frei erhalten haben, nichts Ungewöhnliches, der Eitelkeit und Eifersucht der Männer dieses barbarische Leichenopfer zu bringen. Man verbrennt die Betäubten auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer, oder wo es Sitte ist, die Todten zu begraben, begräbt man sie lebendig mit denselben. [illegible] nnerats Bemerkung, daß diese Gewohnheit fast durchgängig abgekommen, widerspricht unter andern neuern Reisebeschreibern [illegible] n tana, welcher nur noch vor mehreren Jahren in Bengalen von einem solchen [illegible] Schauspiel Augenzeuge war.

[illegible] Un vermuthete Tod eines Bramineu

…mene Gesundheitszustand nun, den wir
…nz mit dem fremden Worte Embonpoint
…zeichnen, hängt von verschiedenen Umständen
…ab, die wir gleich näher entwickeln wollen.
Nicht jede Konstitution neigt zum Embon-
point; so z. B. gelangen die braunen, ner-
vigten, trocknen Personen, bei denen das Ader-
system vorherrschend ist, und die langen, dün-
nen, hagern Menschen niemals dazu. Die
feuchten Konstitutionen hingegen, und vor-
züglich die arteriellen, sanguinischen Tempe-
ramente, Menschen mit blühender Gesichts-
farbe, schlaffem Zellgewebe, blonde oder hell-
braune Personen von kleiner Statur, sind
meistentheils wohlbeleibt. Die Frauen, deren
Konstitution weit lymphatischer ist, als die
der Männer, sind dem Embonpoint mehr aus-
gesetzt als wir; sie werden auch viel leichter
stark und wieder mager. Die Aegyptier lieben
fette Weiber, deren Fleisch sich nach ihrem
eigenen Ausdruck wie ein Kissen anfühlen läßt,
leidenschaftlich, und bei den Mauren ist höchste
Schönheit von der größten Wohlbeleibtheit
unzertrennlich. Die Aegyptierinnen suchen
auch durch äußere Mittel diesen Zustand her-
beizuführen, durch häufige Bäder, und kräftige
Nahrungsmittel, wie eingekochte Hühner mit

Reis und …
einigen ande…
die größten …
dieser Ansicht…
einen gewissen…
Volk imponirt…
daß diese Fülle…
fische Empfän…
des Geistes …
mentem; …
sie verhinde…
und Lebha…
Spartaner…
hinderten…
Fasten.
viel sch…
sam …
darau…
mach…
das…
the…

Reis und verglichen. In China, und noch einigen andern Gegenden, sind die dicksten und die größten Leute auch die angesehensten, weil dieser Anschein von Kraft und guter Nahrung einen gewissen Wohlstand verräth, der dem Volk imponirt. Es ist aber nicht zu läugnen, daß diese Fülle von Fleisch und Blut, die physische Empfänglichkeit und die Fähigkeiten des Geistes schwächt; multa caro adgravet mentem; (viel Fleisch belastet den Geist;) sie verhindert auch die Behendigkeit, Stärke und Lebhaftigkeit; deshalb straften schon die Spartaner ihre zu fetten Soldaten, und verhinderten das Starkwerden ihrer Kinder durch Fasten. In der Kindheit, wo der Mensch schläft und ißt, und ohne Sorgen gleichsam vegetirt, ist er von Natur fett. Die darauf folgende Zeit, in der alle Kräfte erwachen, alle Organe sich entwickeln, und wo das Gefühl sich so lebhaft regt, ist meistens frei von Embonpoint, der Wachsthum und die viele Bewegung verhindert es. In den Jahren der Mannbarkeit ist die feurige Jugend eine Brüte der Leidenschaften und der Lust; von den Sorgen bewegt, gequält vom Ehrgeiz und Durst nach Ruhm, eignet der Körper in dieser Zeit am wenigsten

...gen ...
... Brauer und
..., auch sind die
...sen, im Allge-
... Franzosen, die
...: Bei den Thie-
...ischfressenden sind
...- oder grasfressen-
...en Getränken trägt
...n Starkwerden bei;
... die Abendländer
... trinken.

S...
lich dick, die ... H e r a k l i t ...
...on und Dummheit machen fett
und ... zu sagen: „dicke Leute, gute
...paart auch wohl Bosheit mit
Regeln leiden aber natürlich sehr
nahmen.

Endlich macht auch der Müßig-
und große anstrengende Arbeiten ma-

hnell athmen, wie Schwindsüchtige
ige, auch Vögel, die sehr hoch fli
mmer sehr mager; dahingegen Wesen
r dichten und schweren Luft leben, l
athmen, auch schlaff und fett sind
licherweise trägt auch der Gemüth
sehr viel zur Beschaffenheit des Kör
er Hinsicht bei. Ein reizbarer, n
immer sorgender Mensch, wird ni
ntwickelte Blume der Gesundheit h
r fröhliche, leichte, wohlwollende
se Mensch, der über nichts Unang
achdenkt — das wahre „Epikuräi
ein.“ Sogar die Idioten sind gew
ck, die Weisheit hingegen, sagt S
und Heraklit, trocknet aus, Tho
mmheit machen fett. Man pflegt
n: „dicke Leute, gute Leute,“ und
ich wohl Bosheit mit Magerkeit z
en iden aber natürlich sehr viele

macht auch der Müßigang
en anstrengende Arbeiten mager.

agern Leute sind meistentheils kräftig, leb-
aft, schlafen wenig, essen aber viel, um die
verlornen Kräfte zu ersetzen. Auch sanftes
Reiben des Körpers trägt zum Embonpoint
bei. Unter den Handwerken machen diejeni-
gen, die am wenigsten Anstrengung des Kör-
pers und des Geistes erfordern, fett, während
die harten und mühsamen, auf entgegengesetzte
Weise wirken. Da das Uebermaß überall
schädlich ist, so muß man auch hier, so weit es
die Constitution unseres Körpers erlaubt, die
goldene Mittelstraße zu halten suchen, was für
die Frauen unsres Welttheils um so mehr zu
rathen ist, da bei Uns weder zu magere und
hagere, noch zu wohlbeleibte und schwammigte
Körper beliebt sind.

Wohlgeruch.

Wir begreifen unter dieser Benennung alle
jene Substanzen, welche einen besondern an-
genehmen Geruch von sich geben, die Sinne
auf eine eigenthümliche Weise beleben, oder
auch wohl eine süße Betäubung hervorbringen,
daher zum Theil geeignet sind, Anwandlungen
von Ohnmacht und Krämpfen zu beschwichti-
gen. Diese Dinge werden sowohl den Speisen

und Getränk
den Haaren,
oder auch fü
bewahrt.

Die Wohlge
benutzt, bald
Geschmack und
Weise zu reizen
die faulen D
merkbar zu m
dem Darbrin
die Einbildun
vermögen zu
den Sterbli
göttlicher

Nicht
dürfen n
Natur is
dem dur
Ausdün
die Pol
rüche,
und
nießen
unem
serer
Ue

und Getränken, als auch den Kleidungsstücken, den Haaren, Waschwassern u. s. w. mitgetheilt, oder auch für sich allein zum Gebrauche aufbewahrt.

Die Wohlgerüche wurden zu allen Zeiten benutzt, bald um zwei Sinne zugleich, den Geschmack und den Geruch, auf eine angenehme Weise zu reizen, bald um bei den Begräbnissen die faulen Dünste todter Körper weniger bemerkbar zu machen, bald in den Tempeln bei [illegible]m Darbringen der Schlachtopfer, bald um [illegible]e Einbildungskraft zu erhitzen und das Denkvermögen zu betäuben. Die Götter erschienen [illegible]en Sterblichen nur eingehüllt in Wolken von [illegible]ttlicher Ambrosia.

Nicht in den kalten Regionen der Erde [illegible]fen wir die Wohlgerüche suchen. Die [illegible]ur ist an den Polen fast ohne Geruch, in[illegible] durch die Kälte die meisten riechbaren [illegible]ünstungen unterdrückt werden; auch sind [illegible] olarmenschen so gleichgültig gegen Ge[illegible], daß sie ohne Widerwillen faule Fische [illegible]n ranzigen Thran der Seehunde ge[illegible] können. Der Kamtschadale zeigt sich [illegible]pfindlich gegen die feinsten Gerüche un[illegible] [illegible]uren und Toiletten; die Pflanzen ver[illegible] [illegible]n jenen kalten Ländern fast alles Aroma.

und der Moschus gibt in Sibirien fast keinen Geruch von sich, während er in Tunkin so stark riecht, daß eine europäische Nase ihn kaum ertragen kann. Die aromatischen Produkte der Pflanzenwelt werden unter den brennenden Himmelsstrichen der Tropenländer am wohlriechendsten und geistigsten, und Arabien, Ostindien und Afrika sind die eigentliche Heimath der Wohlgerüche.

Die Erde ist in jenen üppigen Ländern mit den wohlriechendsten Kräutern und Bäumen bedeckt, die Wälder von Zimmt-, Muskat- und Gewürzbäumen, die Myrthen- und Lorbeerhaine (unzählige kleinere Sträucher und Kräuter-Blumen), die kostbarsten Balsame, Harze, Oele und Hölzer werden dort von den Gluthen der Sonne zur Reife gebracht.

Mahomed fand nichts Köstlicheres auf der Erde, als Frauen und Wohlgerüche, und es ist eine von Wollüstlingen aller Zeiten gemachte Bemerkung, daß diese letzteren im Allgemeinen das Nervensystem erregen, und die Bewegungen der Liebeslust ungemein befördern. Man darf in dieser Hinsicht nur darauf aufmerksam machen, daß die Natur die Geschlechtsorgane vieler Thiere mit einem besonders starken Geruch begabte, der, wie bei den

Moschusthieren, Zibetkatzen, bei mehreren Affen, Nagethieren, Raubthieren, und selbst bei einigen Wiederkäuern von moschusartiger oder ambrosischer Beschaffenheit ist; bei einigen andern Thieren, wie z. B. bei dem Biber, Stinkthier, Iltis u. s. w. in einen widrigen Gestank ausartet. Durch solche Gerüche ziehen sich beide Geschlechter wechselseitig an, und werden zur Begattung aufgeregt. Es ist bekannt, daß mehrere starkriechende Pflanzen, namentlich das Katzenkraut, die Katzenmünze und die Wurzel des Baldrians, die Liebeslust [illegible]er Katzen in einem sehr hohen Grade rege [illegible]achen. Der Geruch des Moschus und Ambra [illegible] auf die Zeisige und andere Singvögel von [illegible]uffallendem Einfluß sein, daß diese Sän[illegible] das ganze Jahr hindurch zum Gesange er[illegible]rt werden. Die Fischer wissen es, daß [illegible]ie Karpfen zur Begattung bringt, wenn die für sie bestimmten Nahrungsmittel [illegible]mbra und Moschus versetzt, oder mit Wohlgerüchen einreibt.

[illegible] Orientalen, welche überhaupt einen [illegible]uch von allen Wohlgerüchen machen, [illegible] sich des Ambra, um den Geschlechts[illegible] zu vermehren. Dieß scheint auch der [illegible]og von Richelieu gewußt zu haben,

Wohlgeruch.

. Ludwigs XV. so viele Schönen
ne einzige Stadt (Mahon) besiegte.
ühmte Galant homme war stets in
riechende Atmosphäre gehüllt, die er
. Zimmern durch Luftzüge überall hin
en ließ.

er den alten Völkern scheinen die Egyp-
größte Kunde von den Wohlgerüchen
t zu haben, da sie es in der Kunst, die
name zu balsamiren, am weitesten gebracht
en. Bei andern Nationen begnügte man
, die Leichen und Grabmale geliebter Per-
en mit Blumen und andern wohlriechenden
ingen zu bestreuen. Marcus Antonius
mpfahl den Hinterbliebenen, seine Asche mit
ibationen von Wein und von verschiedenen
wohlriechenden Kräutern zu ehren.

Die Römer machten bei ihren Gastmahlen
und Leichenbegängnissen einen so verschwen-
derischen Gebrauch von den Wohlgerüchen,
daß ein Gesetz der zwölf Tafeln ihn als zu
üppig untersagen mußte. Die würdigste An-
wendung dieser Dinge geschah zur Ehre der
Gottheit. Schon Moses spricht von zweier-
lei wohlriechenden Substanzen, wovon die eine
auf einem goldenen Altar verbrennt wurde,
und die andere in einem balsamischen Oel be-

stand, mi
ten, das
gesalbt war

Die jüd
kleine, mit a
chen bei sich,
Gebrauch ma
erzählen, daß
ganzen Orient
sehr bekannt ware

Heute zu Tage
aus welchem die ga
unzählig verschiede
Wassern, Pomaden
versehen wird, un
Paris ist längst
Fabrik für da
Ausdünstun

Die Wollu
Und Scha

Unreife
Im S

stand, mit welchem der Hohepriester, die Leviten, das Tabernakel und alle heiligen Gefäße gesalbt wurden.

Die jüdischen Frauen trugen fast immer kleine, mit aromatischen Dingen gefüllte Fläschchen bei sich, von denen sie jedesmal im Bade Gebrauch machten; und mehrere Schriftsteller erzählen, daß die Juden in Syrien und im ganzen Orient als Verkäufer von Aromen sehr bekannt waren.

Heute zu Tage ist Frankreich das Land, aus welchem die ganze europäische Welt mit unzählig verschiedenen Parfüms, destillirten Wassern, Pomaden u. s. w. bis zum Ueberfluß sehen wird, und die rue bourg l'Abbé in ris ist längst die allgemeine Parfümerien- k für das cultivirte Europa. (Vgl. dünstung, Geruch.)

Wollust.

Wollust ist unläugbar eitel Tand
Schaum und Dunst, ein Kinderspiel für blöde
Seelen, die mit ihren Flügeln noch
Schlamm des trüben Stoffes stecken.

Wieland.

…n einem Triebe zu sprechen,
…hen Organismen von der wei=
…epflanzt ist, der also wohl zur
…irdischen Schöpfung nothwendig
…h ist, und dessen Mißbrauch nur
…ndung ist, wie denn der Mensch
…mählichen Folgen dieses Mißbrau=
…nd seiner Schwäche, nicht einer hö=
…tordnung beizumessen hat. Denn
…ihm ein kostbares Geschenk, ein Ge=
…n dem alles Lebende sich erfreut, aber
…ihm auch die Vernunft, um den rechten
…uch dieses Geschenks einzusehen, und da=
…ach ihren weisen Planen zum Heil der
…öpfung zu wirthschaften, nicht aber damit
…wuchern. Im Gegentheil mußte diese hohe
…acht dieses Geschenk, so gemißbraucht, zu
…nem der furchtbarsten Rachegeister umzuge=
…talten, der mit schauderhaften Zügen einher=
…geht, und der verderbten Menschheit die qual=
vollsten Peinigungen auferlegt. Nicht schöner
ist dieser böse Dämon geschildert worden, als
in folgenden Zeilen, aus dem berühmten Ge=
dicht an die Wollust von Heydenreich, das
in mehr als einer Hinsicht zu Anfange dieses
…tikels sich zu vergegenwärtigen nöthig sein

Die du …
Umher verstr…
Die Wang…
Küssen …

Wer bist du…
Erbeben durch…
Auf wogen…
Stürmisch…

Du bist die Wo…
Am lüstern Blic…
Am Lächeln, das…
Kenn' ich dich, …

Du saugst das Mark …
Von deinem Athem …
Die schönsten Rose…
Welken vom giftig…

Seht jenen Jüngling…
War unter seinen bl…
Wie Sonnenschim…
Kräftig der G…

Aus grauer Ferne…
Hold, wie ein M…
Umschwebten …
Tanzten im…

Wo ist es nun…
Der frohen …
Der sanfte…
Flamm…

Die du so wild den siegenden Feuerblick
Umher verstrahlst, Verlangen und Lockung auf
Die Wangen zauberst und zu holden
Küssen den purpurnen Mund schon öffnest —

Wer bist du, Dirne! Mächtige Wallungen
Erbeben durch dein luftiges Florgewand:
Auf wogen deine wilden Adern;
Stürmisch erhebt sich dein Schwanenbusen.

Du bist die Wollust, Dirne! Ich kenne dich
Am lüstern Blicke, der dir vom Auge zuckt;
Am Lächeln, das der Unschuld spottet,
Kenn' ich dich, Dirne, und fliehe schaudernd.

Du saugst das Mark der blühenden Jugend aus.
Von deinem Athem welken die Rosen hin —
Die schönsten Rosen, die Gott pflanzte,
Welken vom giftigen Hauche nieder.

[illegible]t jenen Jüngling! Schön, wie die Lilie
[illegible] unter seinen blühenden Brüdern er,
[illegible]e Sonnenschimmer rein die Hülle,
[illegible]räftig der Geist, wie ein höhres Wesen.

[illegible]uer Ferne dünkt ihm die Lebenszeit
[illegible]ie ein Maitag; goldene Hoffnungen
[illegible]webten seine wache Seele,
[illegible]ten im Traum um des Schläfers Lager.

[illegible] nun, das liebliche Rosenroth
[illegible]en Wange? Lippen, wo ist er hin,
[illegible]nfte Purpur, der euch malte?
[illegible] des muthigen Blicks, wo bist du?

Wollust.

Ha Todtenbleiche decket des Rosenroths
Zerstörte Stätte; aschgrau, wie Todtenstaub,
Sind jene Lippen, und der Augen
Muthige Blicke sind all' erloschen!

O weilt doch bei ihm, Brüder! Ihr floht ja nicht,
Als er der Freundschaft schäumenden Kelch euch bot;
Nun, da er leert den Kelch des Todes,
Fliehet ihr treulos von seinem Lager?

Ja, flieht und schaudert, denn der Verwesung Duft
Umschwebt des Armen lebende Glieder schon,
Und der entehrte Funke Gottes
Muß noch in modernder Hülle weilen.

Horch, Wollust! von der zitternden Lippe noch
Welch grauses Murmeln! Horch, wie die todte Wand
Ihn wiedermurmelt, deinen Hymnus
Von des Vergifteten dumpfer Stimme!

Und wer ist jener, welchem am sanften Arm
Des schönen Weibs die blühende Wange welkt?
Der von den Kreisen seiner Kinder
Elend sich wendet und weint und seufzet?

Auch der ihr Opfer? Gatte, wer weint dir nicht?
Dort wanken kraftlos deine Geschöpfe hin —
Gott, welche Traumgestalten schlichen,
Armer, aus deinen entnervten Lenden!

Quält nun der Schatten trauriges Dasein dich,
Die kaum ein Funken Seelengefühls erhellt?
Ha, peinigt dich ihr mattes Auge
Flimmernd aus welken, hohlen Wangen?

Wohl qua...

Zum Anbli...
Wohl qua...

Dämmern...

Und einst no...
Von deinen...
Und dich...
Grau...

Dann wi...
Den Va...
Ihr...
Fl...

Und...
Kraft...
U...

Wohl quält dichs, Vater, wenn dich der Sonnenstrahl
Zum Anblick Gottes herrlicher Erde weckt,
Wohl quält dichs, wenn zu Traum und Schlummer
Dämmernd der Abend den Müden ladet.

Und einst noch, wenn der letzte der Abende
Von deinen Erdentagen vom Himmel sinkt,
Und dich auf deinem Sterbelager
Grausend die Schauder des Todes fassen,

Dann wird der Schatten elendes Dasein noch
Den Vater quälen, quälen den Vater noch
Ihr mattes, feuerloses Auge,
Flimmernd aus welkenden, hohlen Wangen.

[illegible]d vor ihm werden seine Geschlechter stehn,
[illegible]losen Lebens, dämmernden Schatten gleich,
[illegible]d wehe, die Geschlechter werden
Fluchend sein brechendes Auge segnen.

[illegible]eginnen wir mit den niedrigsten Organis-
[illegible]und sehen wir, wie der Trieb zur Wollust
[illegible]rch alle geschaffene Wesen zieht, wie er
[illegible] belebt und erhält, wie diese Lust mit der
[illegible] am Leben, die auch der Wurm mit dem
[illegible]schen theilt, so innig zusammenhängt, und
[illegible] einer kurzen Geschichte des Mißbrauchs
[illegible] Triebes, welche eine Ergänzung zu dem
[illegible] liefern mag, die wir schon im Artikel

A

Ausschweifung gegeben haben, noch klarer einzusehen, zu welchen Extremen der unweise Gebrauch dieses Naturtriebes die Menschheit verleiten konnte. Wenn es unzweifelhaft wahr ist, daß nichts des Menschen innerste Natur an Körper und Geist so gewaltsam zerstört, als eben dieser Mißbrauch, ja daß dem Menschengeschlechte der völlige Untergang droht, wenn die immer erschlafferen Generationen nicht endlich auf den Rath der Kulturgeschicht[e] hören, bis einst dann

Pygmäen

Werden die Fabel vom Menschen plauder[n] Heydenreic[h]

wenn Alles dies wahr ist, so wüßten wir [...] was Lehrreicher und Moralischer und [...] ger, für Alle Beherzigungswerther wär[e] solche Belehrung.

Schon in den niedrigsten Mollusk[en] Schaalthieren, lebt ein starker Woll[ust-] und die Alten weihten der Venus n[...] Sinn die, beide Geschlechter in sich ve[...] den, also auf der niedrigsten Stufe [...] Organisation stehenden, Meersc[...] Auch die Mythe von der Entstehu[ng] [...] Liebesgöttin aus dem Meere hat e[...]

ſſe mehr Hinderniſſe durch die Trennu
Wege ſtehen, wodurch die Begierde ſe
wird. Sie muß überhaupt bei jen
gen Arten unter den Thieren ſtärk
welche ſich in ihrem Leben nur einm
n, und ſo in einige Augenblicke glei
ganze Kraft, welche ſie belebt, zuſa
ſen. Von dieſer Art ſind die eigent
nſekten. Sie ſtürzen ſich mit ſolch
auf das Weibchen, daß man Weibch
Geſpenſtkäfer und von der Heuſchre
at, welche den Kopf ihrer Männch
zernagten, ohne daß dieſe dadu

… t diesen allzu grau…
…er Natur zu befriedigen;
…oigt sich bei diesen Weib-
…e Wuth zu beißen der höchste
…, denn etwas ähnliches fin-
… beim Menschen. Man findet
…nderer Insekten, welche von
…ahl Männchen bedeckt sind, die
…ung ihres Genusses todt hinfal-
…sse. Hummeln lassen sogar ihre
…heile zurück, welche in der Königin
…ben. Unter den Spinnen, unter
…ne so wüthende Feindschaft herrscht,
…sich gegenseitig verzehren, weicht doch
…er Haß dem süßen Triebe bei der ge-
…tlichen Annäherung. Die Männchen
…norpelfische (die Rochen) haben eine Art
…Pfoten, um ihre Weibchen damit festzu-
…ten, während sie sich begatten, daher scheint
…ei diesen keine große Brunst nöthig zu sein,
…wie bei allen Arten, wo die Männchen Ge-
…walt brauchen müssen. Wer weiß aber, ob
nicht eben die Natur diese Zurückhaltung und
dies bekannte Sprödethun aus Coquetterie
selbst den kältesten Thieren gegeben hat, um
so besser ihre Wollust aufzuregen! …
…hat oft die Begattung der Kröten und

de…
Schenkel … be…
sie dadurch bei…
fahren zu lassen! Die …
gen und Eidechsen scheint sich …
sein, denn sie verwickeln sich ge…
in einander.

Vorzüglich aber bei den…
vollständiger athmen, einen …
umlauf, ein heißeres, meh…
schwängertes Blut und …
und reizbares Nervensys…
der Wollusttrieb entwick…
mehr eine bloße ma…
des Körpers, wie bei…
Arten; es gesellt sich…
Gefühl hinzu, der…
wenigstens das W…
nuß hinaus nach…
für ihre Nachko…
blütigen Thie…
herrscht hier…
geschlechtlich…
wird du…
sehr le…

deren Umarmung meh-
Männchen scheinen so
uß, daß man ihnen die
en und verbrannt hat, ohne
en zu können, ihre Beute
Die Begattung der Schlan-
sen scheint sehr wollüstig zu
verwickeln sich gegenseitig ganz

h aber bei den Thieren, welche
e athmen, einen lebhafteren Blut-
n heißeres, mehr mit Sauerstoff ge-
tes Blut und ein sehr entwickeltes
bares Nervensystem haben, zeigt sich
Wollusttrieb entwickelt. Er ist hier nicht
eine bloße maschinenmäßige Funktion
Körpers, wie bei der Mehrzahl der vorigen
en; es gesellt sich hier schon ein moralisches
efühl hinzu, denn beide Geschlechter, oder
enigstens das Weibchen, hegt über den Ge-
ß hinaus noch ein Gefühl der Mutterliebe
r ihre Nachkommenschaft, während die kalt-
ütigen Thiere die ihrige aufgeben. Es
rrscht hier schon mehr Gemüthlichkeit und
schlechtliche Anhänglichkeit. Die Wollust
ird durch zartere Liebkosungen, und durch
hr lebhafte Neckereien zwischen den Thieren

Genusse steigert. So viel ist gewiß, der Mensch wird sich nicht als der keuscheste unter ihnen zeigen, wenn wir physiologisch seine Reizbarkeit und die Eigenthümlichkeiten seines Baues in dieser Rücksicht betrachten. Der Mensch besitzt in einem weit höhern Grade die eben so herrliche als verderbliche Eigenschaft einer physischen und moralischen Reizbarkeit. Er ist nackt, und der allgemein über seinen ganzen Körper verbreitete Sinn des Gefühls macht ihn überall empfindlich, sowohl für Schmerz als für Wollust und lebhaften Kitzel. Dies findet nicht in gleichem Maaße bei den behaarten oder mit lederartigen Decken bekleideten Thieren statt. Des Menschen glühende Einbildungskraft zaubert ihm vor dem Genusse tausend Bilder, während die Thiere nur immer die weit geringern wirklichen Eindrücke empfinden. Außerdem sehen diese zu jeder Zeit ihre Weibchen ohne allen fremden Schmuck, nichts täuscht, nichts regt ihre Leidenschaften auf, während der halb geöffnete Schleier, die verbuhlte Schaamhaftigkeit, wodurch die Frau ihre Reize zu entziehen sucht, die Begierden des Mannes anfachen und vervielfältigen, welcher sich um so viel mehr denkt, je weniger er erblickt. Das wissen auch jene klugen

Schönen sehr gut, die nur immer in der Toilette des Salons erscheinen wollen, und sorgfältig den Hintergrnnd der Bühne, der oft uns entzaubern würde, zu verbergen; wie Lucretz sagt:

> Omnia summopere hos vitæ postscenia celant,
> Quos retinere volunt adstrictosque esse in amore.
>
> Jeglichen Hintergrund des Lebens verhüllen sie sorgsam
> Denen, welche zu fesseln sie streben und halten in Liebe.

[illegible]ser Geschlecht, zur Geselligkeit bestimmt, [illegible]ten erste Grundlage die Familie ist, muß [illegible]durch vielfältige Bande aneinander gefes[illegible]nden, und dies beweist die Natur be[illegible]ers durch die immer erneuerten Vergnü[illegible]gen zwischen den Ehegatten. Auch ver[illegible]en in der That die reichlichen und kräfti[illegible]ahrungsmittel, welche der Mensch in [illegible] geselligen Zustande durch Ackerbau und [illegible]ungsgeist mehr als die Thiere sich zu [illegible]ffen weiß, sehr seine zeugende Kraft. [illegible]en Theil fühlen die armen Wilden von [illegible], welche viel fasten, auch nur auf kür[illegible] die Wollust des Geschlechtstriebes, [illegible] wilden Thiere, welche nur zu ihrer

...t in die Brunst treten, dagegen
...serer Hausthiere bei guter Pflege
...iedensten Zeiten brünstig werden,
...zeugen. Auch die gesellige Annähe-
...Geschlechtes wird für uns eine täg-
...erneuernde, selbst unfreiwillige Quelle
...iger Regungen. Selbst durch den auf-
...n Gang hat die Natur zu unserer eigen-
...mlichen Stimmung des Geschlechtstriebes
...tgewirkt. Das Blut wird nämlich dadurch
...eständig gegen die Höhle des Beckens zurück
gehalten, und dies muß nothwendig die Thä-
tigkeit der Sexualorgane mehr erhöhen, als
bei Thieren mit horizontaler Stellung des
Körpers. Der Wollusttrieb ist also im Men-
schen am höchsten entwickelt (vgl. Mensch),
und kein Thier wird so von diesem Triebe be-
herrscht, als eben der Mensch.

Welche nichtswürdige Mißbräuche dieses
Triebes erzählt nicht schon die älteste Geschichte
unsres Geschlechtes! Sind nicht die heiligen
Bücher voll von Beispielen, die hier zur War-
nung für die spätesten Nachkommen mit
dauernder Flammenschrift aufgezeichnet stehn?
Brandmarkt man nicht noch nach fünf Jahr-
tausenden alle zügellosen Laster der Wollust
mit dem Namen Sodom und Gomorrha? Und

weit...
schändet...
mar, Ju...
Wenn ...
oft als G... führt
Welt auf... ster
andre Mit... ...
der Wollu... Land,
Egypten ei... em B
lichkeit auf... größte
selbst der ... ute
Cheops ... en
dem Ertrag...
Tochter ihm ...
Ihs war de...
gen der Bri...
ten Betrüger...
lüste, ent...
wenn die ...
piter b...
sen an...
religi...
chen...
lich...
M...

welche Erinnerungen knüpfen sich an die blut-
schänderischen Namen: Ruben, Loth, Tha-
mar, Juda, Absalon u. s. w.!

Wenn die verbrecherischen Laster der Ebräer
oft als Extrem der Unsittlichkeit der alten
Welt aufgeführt werden, so gaben ihnen doch
andre Mitvölker wenig in der Zügellosigkeit
der Wollust-Ausschweifungen nach. So war
Egypten ein Land, wo der öffentlichen Sitt-
lichkeit auf dem Thron und in den Tempeln
[illegible]lbst der größte Hohn gesprochen ward.
[illegible]heops baute eine große Pyramide von
[illegible] Ertrage, den die Ausschweifungen seiner
[illegible]hter ihm geliefert hatten. Der Tempel der
[illegible]s war der Mittelpunkt aller Ausschweifun-
[illegible] der Priester. Hier genossen diese geheilig-
[illegible] Betrüger im Namen der Götter alle Wol-
[illegible] entehrten Mädchen und Frauen, und
[illegible] die Reize des für den Thebäischen Ju-
[illegible] bestimmten Frauenzimmers zu verwel-
[illegible]ngen, so wurde sie mit einem Gepränge
[illegible] Ceremonien ersäuft. Alle öffentli-
[illegible] der Egyptier waren durch die schänd-
[illegible] Gebräuche geheiligt; der schaudervolle
[illegible]brauch, den sie mit den Leichnamen
[illegible] Frauenzimmer trieben, ist ohne Bei-
[illegible] zeigt die alte Welt noch ein-

die Scenen der Schwelgerei und Ausschweifung, die eine Cleopatra ihren königlichen Buhlen zum Besten gab.

Die Babylonier, Meder und Lydier waren schon im Alterthume durch ihren Luxus, ihre Schwelgereien berüchtigt, aber die zügellosen Ausschweifungen in allen Gattungen von Wollüsten, welche an den Höfen der persischen Könige schon in den ältesten Zeiten herrschten, übertreffen alles, was uns die Geschichte von der ausgelassenen Sittenlosigkeit der Großen aufbehalten hat.

Wenn unter den Gefangenen, welche Parmenio zu Damaskus machte, zweihundertsiebenundsiebenzig Köche des Darius, neunundzwanzig zum Auf- und Abtragen der Speisen bestimmte Sklaven, siebenzehn Mundschenken zum Wasser und siebenzig zum Wein, vierzig Bediente ihn zu parfümiren und sechsundsechzig, die nichts anders zu thun hatten, als die Blumenkränze zum Umwinden der Schüsseln zu verfertigen, gezählt wurden, so kann man sich einen Begriff von dem unbändigen Uebermuth dieser stolzen Despoten machen. Aus allen Provinzen wurden diesen Wollüstlingen die schönsten und reizendsten Mädchen zugeschickt, in dieser Rücksicht konnte man mit Recht

‚n das Serail seiner Könige nennen.
onden mußten sich die königlichen
en vorbereiten, sich mit Balsam,
und den besten Specereien salben
cken, ehe sie der Sultan der hohen
ürdigte, sie zu einer schwelgerischen
nzuladen. Gelang es der Gewählten,
solchen Probenacht den abgestumpften
lsinn ihres Gebieters zu entflammen
n zu genügen, so setzte er ihr am an-
lorgen die Krone auf, und ein solches
mußten alle hohe und niedrige Sklaven
nzen Lande, auf seinen Befehl und seine
n, durch die ausgelassensten Feste und
ahle auf das feierlichste der Welt be-
machen. Alle übrige wurden hingegen
dem Genusse einer solchen elenden Nacht
wig in ihren Harem zurückgeschickt.
e persischen Könige vermählten sich nach
ben, bald mit ihren Schwestern, bald mit
Töchtern. Artaxerxes Mnemon
annte vom wollüstiger Liebe gegen seine
e Tochter Atossa. Ehe er sich mit ihr
ählte, regte sich ein gewisses Bedenken
m, das aber selbst seine Mutter augen-
ich hinwegräumte, indem sie mit frecher
e zu ihm sagte: „Bist du nicht von den

illu.

erser gesetzt, als die einzige
ständigen und Unanständi=
nd des Lasters?" — Einem
worteten bei einer ähnlichen
riester: „In Persien können
den, das Jemand berechtigte,
ter zu ehelichen; allein unsere
einem König alles zu thun,
." Wahrlich, eine Antwort,
erische Zunft aller Zonen und
erisirt! —

er königlichen Mätressen war so
, als die Begierden dieser Sul=
us unterhielt ihrer dreihundert=
lrtaxerxes zeugte einhundert=
nder mit den schönen Bewohne=
s Harems. Die Einkünfte ganzer
Satrapien wurden auf den Schmuck
gen Lieblingsbuhlerin verwandt;
schaften führten sogar den Namen
cks, zu dessen Erkauf sie eine schimpf=
bestimmte. Plato erzählt von
sandten, welcher einen ganzen Tag
e, um ein Land zu durchreisen, welches
Gürtel der Königin nannte.
n im Alterthume galt das Wort:
it für ein Schimpfwort, denn jeder

Mensch
einer hö
mals,
Himmel d
gerei in a
riter trieben.
gab, wurde
schenkt, und
zu kitzeln, eine
ein ausschließe
sein Geheimniß
der obrigkeitliche
terlande leisteten, n
Gastmähler geschäß
Frauenzimmer ein Fa
damit sie sich zu dem ers
Schmuck vorbereiten kon
nes, der Tyrann von Syc
daß er für seine Tochter
zeichnete sich unter der
denten Smindyrites
Er erschien an Klisthen
Köchen, tausend Fischern
gelstellern begleitet. D
reichend, alle Schönen
bern, aber nicht die
Sycion. — Eben



Wollust.

es, der eine ganze Nacht schlaflos zubrachte, l unter den Rosenblättern, womit sein ette bestreut war, eins sich in Falten gelegt atte!! — Diese Nation wurde am Ende so entnervt, daß sie für die natürlichen Reize ganz unempfänglich war, und nach Athenaeus kleine Hunde ihre unzertrennlichen Gesellschafter wurden!

Von Griechenland, als dem bekanntesten und besprochensten Lande der alten Welt, wissen unsre Leser bereits, was hier Nationaltemperament, attischer Himmel, Bekanntschaft mit dem Luxus jener asiatischen Nationen, falsche Religionsbegriffe, Ueberfluß von Reichthümern in Hinsicht auf Wollüste und Schwelgerei für Extreme und Ausschweifungen zu Wege gebracht hatte, wie denn der frühe Fall Griechenlands blos diesen Lüsten einer schon ganz erschlafften Nation zuzuschreiben ist. Die Weisesten und Führer des Volkes, seine Herrscher, Philosophen, Helden, Magistratspersonen lagen in den Netzen einer Phryne, Lais, Thais, Leontium, Lamia, Hipparchia, die mit ihrem Mark auch die Kraft und das Mark des Landes aussogen, und ganz neue Erfindungen im Mißbrauche des Wollusttriebes, wie die sogenannte lesbische

e Liebe (s. diesen Art.) ver-
Griechen ihren Ursprung. Be-
der glänzenden Periode des Pe-
atirt sich diese Sittenverderbniß.
acht, die die Griechen erlangt hat-
anzten sich unter ihnen die Pracht,
gerei, die Lüste der eroberten Völ-
tische Laster mit allen ihren Gräueln
in den Zirkeln der Reichen und
Alles, was Natur und Kunst in
und Italien, in Cypern und Egypten,
n und Pontus, im Peloponnes u. s. w.
rachte, floß in Athen zusammen. Man
ufig Speisen, welche den Geschlechtstrieb
n. — Buhlerinnen und Spaßmacher er-
gen bei den Tafeln, um die Sinne auf
mögliche Art zu reizen, und dem Witz oder
mehr der frechen Zunge der Tischgenossen
genstände darbieten. Auch Kinder und
dere Personen mußten die Gesellschaft durch
hne Sprünge und andere Bewegungen, oder
urch pantomimische Dramen unterhalten. —
Wohlriechende Blumen und Salben erhöheten
die Freuden der Tafel, indem man die Gäste
bekränzte und salbte. Nie und nirgends haben
Buhlerinnen wieder jene glänzende Rolle ge-
spielt, als in dieser Zeit die schönen Griechin-

Ausschweifungen und Schulden, oder durch Verbrechen aus ihrem Vaterlande waren vertrieben worden. Es war der Sitz des Müßiggangs, der Bosheit und aller Laster; es war der Zufluchtsort aller Taugenichtse.

Nie haben auch in irgend einem Winkel der Erde so viele scheußliche Laster zusammen geherrscht, als in Rom zur Zeit des Untergangs der Republik und der Cäsare. Kadix, Antiochien, Alexandrien und andere üppige Städte wetteiferten, in der Kunst zu genießen, etwas Neues zu erfinden, und konnten sicher darauf rechnen, von den zügellosen Schwelgern dieser Weltstadt auf das reichste dafür belohnt zu werden. Spanien schickte seine üppige Tänzerinnen, Egypten, Syrien und das übrige Asien schöne, in den Künsten der Liebe unterrichtete Knaben und Mädchen, Gaukler, Wahrsager und Schauspieler, Griechenland die Freigelassenen beiderlei Geschlechts, die als Erzieher und Erzieherinnen der römischen Jugend, als Vertraute und Rathgeber in den Häusern der Großen die erste Rolle spielten. Will man den menschlichen Geist in seiner schmählichsten Erniedrigung sehen, so werfe man nur einen Blick auf die Lüste, die thierischen Ausschweifungen, die unnatürlichen Laster der

en, die einen furchtbaren Schluß auf das
ienleben im damaligen Rom erlauben.
u st, der vielgepriesene Augustus, be-
sein Andenken mit den schwärzesten Ver-
n, und man weiß, daß Ovid nur des-
verbannt ward, weil er den Kaiser in
utschänderischen Umarmung mit seiner
er überrascht hatte! Alle römischen Da-
sie mochten Hausmütter oder Töchter
wetteiferten um die Ehre, eine Nacht in
aiserlichen Armen zu schwelgen. Sie
n sich erst entkleiden, und alle ihre Reize
eheime Fehler untersuchen lassen, ehe sie
iserlichen Bettes würdig befunden wur-
Caligula, den die Natur, wie Se-
sagt, auserwählt hatte, um zu zeigen,
in Ungeheuer auf dem Throne vermag,
gula trieb Blutschande mit allen seinen
estern selbst in Gegenwart seiner Gemah-
nd während der Mahlzeit!! Er raubte
Männern ihre Frauen vor ihren Augen
ebrauchte sie, so wie er die Reize der vor-
ten Römerinnen, welche er zu seinen
einlud, öffentlich die Revüe passiren
und sich ihrer dann nach Gefallen be-
. Die Furcht vor dem eben so grau-
als mächtigen Tyrannen machte die

...e in Menge, welche oft an
...in ihrer Art grenzen.
...ine Sittenverderbniß leuchtete
... aus den Religionsgebräuchen
...rvor. Bei den Herbstbachana-
... wie bei den griechischen Bacchus-
... welchen sie abstammten, solche
...fungen aller Art von beiden Ge-
...n begangen, daß sich der Senat im
...54 genöthigt sahe, sie strenge zu ver-
Sie schlichen sich aber insgeheim
... den Kaisern noch weit abscheulicher wie-
...ein.

Auch bei den nächtlichen Festen der Bona Dea herrschten alle möglichen wollüstigen Ausschweifungen, obgleich die Männer nicht dabei erscheinen durften. Bei den Lupercalien und Saturnalien (dem Pan und Saturn geweiht) wurde ebenfalls oft die Frechheit bis aufs äußerste getrieben.

Die Verehrung des Phallus und Priapus war, wie wir schon erzählt haben, ebenfalls nach Rom übergegangen, und die achtungswerthesten Familienmütter waren verpflichtet, diese Götzen zu bekränzen, wie ihnen der heilige Augustin dies vorwirft! Sogar den Kindern hing man solche kleine Bilder

...um, ... solch...
einer ...
Größe setzen. ... Gottheiten
noch andere Gottheiten, Pr...
lupia, Stimula, ...
Ein solches Volk mußte ...
und nach den einstimmigen ...
Reisebeschreiber bezeugt noch ...
sche Generation der Nachwel...
Zügen, daß die Natur sich ...
des Wollusttriebes zu räch...
Das jetzt so gepriesene ...
bon vieux temps war ...
Hinsicht, in der wir ...
Vorbilder, im Gegent...
sche Christenthum ...
Wollusttriebes mit ...
seinen Einfluß bei ...
Vornehm und Ger...
Wie oft sind nich...
orte menschlich...
zeichnet worde...
tischen Köni...
Lasterhaftig...
nämlich ...
gegen die...
herrn ...

die Neuvermählten sich unter
Bildung von ungewöhnlicher
Der heilige Augustin nennt
rtheiten dieser Art, wie V..
..ula, Préma u. A.
..s Volk mußte fallen! Rom fiel,
..n einstimmigen Berichten aller
..aber bezeugt noch die heutige römi-
..tion der Nachwelt mit untrüglichen
..ß die Natur sich für den Mißbrauch
..striebes zu rächen weiß!
..tzt so gepriesene Mittelalter und le
..ux temps waren keineswegs in der
.., in der wir es hier betrachten wollen;
..er, im Gegentheil konnte das morali-
..hristenthum die Ausschweifungen des
..striebes mit aller seiner Macht, allem
..n Einfluß bei Laien und Geistlichen, bei
..nehm und Gering gleich wenig unterdrücken.
..ie oft sind nicht grade die Klöster als Schau-
..te menschlicher Laster, und mit Recht, be-
..chnet worden! Die Kapitularien der frän-
..chen Könige sind eben so viel Denkmale der
..sterhaftigkeit ihrer Völker. Man findet
..mlich darin eine große Menge von Strafen
..gen die ungeheure Zügellosigkeit der Dom-
..rn, Mönche und Nonnen, deren Wollerei
..r.

und Lächerlichkeit mit fürchterlichen Farben
geschildert werden, die überzeugend beweisen,
daß keine Sünde des Fleisches unter den aus-
gearteten Römern verübt worden ist, deren
sich nicht auch die Franken schuldig machten.
Karl der Große sagte in einem Kapitular:
Es ist uns eine schreckliche Nachricht zu Ohren
gekommen, die wir nicht ohne Schauder und
Abscheu wiederholen können, daß sehr viele
Mönche in Unzucht und andern Unreinigkeiten,
ja sogar in unnatürlichen Sünden betroffen
worden. Wir untersagen dieses auf das ernst-
lichste, und machen hiermit bekannt, daß wir
diejenigen Mönche, die sich solchen Fleisches-
sünden überlassen werden, so hart strafen wol-
len, daß es keinen Christen in den Sinn kom-
men wird, sich auf eine ähnliche Art zu ver-
gehen. Wir gebieten zugleich, daß Mönche
nicht mehr, wie bisher, außer ihren Klöstern
umherschwärmen, und Klosterfrauen sich nicht
mehr der Unzucht und Völlerei ergeben sollen.
Wir dulden es nicht mehr, daß sie H..., Diebe,
Mörder x. seien, daß sie schwelgerische Feste
feiern und unzüchtige Gesänge singen. Priester
[…] nicht mehr in allen Wirthshäusern und
[Jahr]märkten umherlaufen, um Weiber
[…] x.

Unter
dessen Söh-
verderbniß-
rüttung des
mit den Ger
Vornehmen,
die Despoten
Tänzerinnen
abendländi
öffentlichen
unter bes
folgten
es fand
eines
Person
einem
weni
des
öffe
Kö

›wig dem Frommen und
stieg das Elend und die Sitten-
s gemeinen Volks und die Zer-
änkischen Reichs, in Verhältniß
altthätigkeiten und Lastern der
uf den höchsten Grad. So wie
des Morgenlandes Banden von
unterhielten, so waren um die
en Könige ganze Haufen von
Leibspersonen versammelt, die
en Marschällen standen. Diese
Königen auf Heereszügen, und
y unter andern in dem Lager
schen Königs fünfzehnhundert
er Gattung, deren Schmuck von
baren Werth war, und die nicht
tig, als die vornehmsten Damen
eidet, sich unter diese selbst bei
eierlichkeiten mischten, und die
verführten, daß sie einer solchen
die sie für eine vornehme Dame
ß des Friedens, wie den edlen
Jungfrauen, gab.
erdorbener waren im zehnten
die Sitten in Italien. Die Lat
e, der italienischen Könige, die
it der vornehmsten Fürstinnen

...steigt allen Glauben. Der Pabst Jo-
...nnes, den Otto der Große nachher
...setzte, wurde durch die Künste der Theo-
...ora, seiner Buhlschwester — ein würdiges
Gegenstück zu Messalina — erst Erzbischof
von Ravenna, — und dann das Haupt der
Christenheit. Die beiden Töchter dieser Theo-
dora, die eine Zeitlang Rom beherrschte,
traten ganz in die Fußstapfen ihrer Mutter,
und eine derselben zeugte mit dem Pabst Ser-
gius den nachherigen Pabst Johannes.
Der Liebhaber der Theodora ward ange-
klagt, daß er den heiligen Pallast in ein Bor-
dell verwandelt, daß er Ehebruch, Blutschande
und andere Greuel der Unzucht getrieben, daß
er geistliche Würden verkauft und Priester in
Pferdeställen ordinirt habe. — Einige Jahre
vorher erwarb sich die Wittwe des Markgrafen
Adalbert, gleich einer unumschränkten Be-
herrscherin, einen mächtigen Einfluß in ganz
Italien bloß dadurch, daß sie sich nicht nur
allen Fürsten und Herren, sondern auch allen
Gemeinen, die nur von einiger Bedeutung
waren, Preis gab. — Der König Hugo
hatte neben seiner Gemahlin eine Menge Bei-
schläferinnen, unter welchen er die Bezola,
die Rosa und Stephania so vorzüglich

liebte, daß ...
nus, die andere J...
mele belegte. Ab...
Mätressen sich mit ...
friedigt hätten, üb...
der sie um ihre...
Pabst Sixtus...
hundert war d...
ließ auf seine...
bauen. Jede...
Umarmungen...
wöchentlich e...
durch die G...
zwanzig t...
— Sixt...
der Men...
der Fam...
um die...
Somm...
höchst...
um ...
ser ...
oh...

...e erste mit dem Namen Be...
...re Juno und die dritte Se...
... Aber weit gefehlt, daß diese
...h mit ihrem Gebieter allein be...
...n, überließen sie sich einem jeden,
...ihren Genuß ansprach. — Der
...tus IV. im fünfzehnten Jahr...
...war der erste Lüstling in Rom. Er
... seine Kosten ein Bordel noble
... Jede Bewohnerin, die sich darin den
...ngen der Männer Preis gab, mußte
...lich eine gewisse Summe bezahlen, wo...
...e Einkünfte des Pabstes jährlich um
...g tausend Dukaten vermehrt wurden.
...xtus war ein so ungeheures Scheusal
...enschheit, daß er unter die Bittschrift
...Familie der Kardinals St. Lucia, welche
... die Erlaubniß ansuchte, während der heißen
...ommermonate Juni, Juli und August ein
...chst abscheuliches Laster treiben zu dürfen,
...m die durch den gewöhnlichen Genuß in die...
...er Jahreszeit abgestumpfte Sinne zu reizen,
ohne weiteres Bedenken sein Fiat, wie ge...
beten, schrieb. Der Poet Mantuan
läßt ihm in der Hölle durch den Teufel sagen,
daß ihn weder seine Pabstmütze, noch sein
kahles Haupt hindern würden, ihm den per...

verdienten Lohn für seine viehischen Lüste, worin er sich Tag und Nacht herumgewälzt hatte, zu bezahlen. Man erinnere sich an einen Ludwig Sfarza, einen Pabst Alexander VI. und dessen Bastard Cäsar Borgia, an die beiden Arragonesen, Ferdinand und Alphonsus von Neapel, oder man lese das schwarze Register der unmenschlichen Verbrechen dieser gekrönten Ungeheuer, die nicht blos zur Befriedigung ihrer ekeln Lüste sich der Weiber und Töchter ihrer Unterthanen und Vasallen bemächtigten, sondern diesen auch ihr Vermögen und Leben raubten; so wird man von der tiefen Lasterhaftigkeit der Italiener in diesen Jahrhunderten das schauderhafteste Gemälde vor sich sehen, die sich von der Verderbtheit der übrigen europäischen Völker nicht blos dadurch auszeichnete, daß sie größer und allgemeiner, sondern daß sie auf Grundsätze der Religion und der Staatskunst gebaut war. Die unnatürlichen Lüste der Knabenliebe waren so allgemein, daß der Kardinal de la Casa in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ein Lobgedicht auf dieses die Menschheit entehrende Laster herausgab.

Die Sachsen wurden zwar später als ihre übrigen deutschen Brüder von den fränki

önigen bezwungen, daher auch später als
ese verdorben; aber schon im Anfange des
sten Jahrhunderts war mit den übrigen
ugenden auch die Keuschheit, welche der hei-
ge Bonifacius so sehr an den Sachsen
priesen hatte, von ihnen entflohen. „Die
Weiber, sagt Ditmar, zeigen ihren Liebha-
rn alles öffentlich, was an ihnen feil ist,
a eine solche unsittliche Art, sich zu kleiden,
m Herrn ein Greuel ist und dem ganzen
eitalter zur Schande gereicht, so gehen nichts
stoweniger jene schamlosen Weiber dem gan-
n Volke zur Schau umher, den Tugendhaften
m Hohn und den Bösen zum Beispiel.
dam sagt von den Einwohnern in Bremen,
beflecken die Festtage durch Unzucht. Ehe-
he, Blutschande und andere schändliche
le sind unter ihnen so allgemein, daß sie
niemand getadelt werden. Die meisten,
rt er fort, haben zwei, drei, oder unzählige
iber und Beischläferinnen. Wenn ihr Bi-
f Adalbert über ihre Laster eiferte, so
ete man seinen heiligen Eifer; daher be-
dieser, „einem solchen halsstarrigen Volk
m und Gebiß in das Maul zu legen,“
nahm ihnen bei der ersten Gelegenheit ihr
es Vermögen, und begleitete diesen Raub

mit dem Hohnlachen, daß der Verlust ihrer Güter zur Reinigung von ihren Sünden diene. Die Vögte dieses Bischofs befolgten das Beispiel ihres Herrn uneingeschränkt, und überschritten im Rauben und Plündern alles Maaß und Ziel. —

Unter Philipp II., König von Frankreich, zeichneten sich im gelobten Lande die jungen Krieger, welche die Leibwache des Königs ausmachten, noch mehr durch ihre Ausgelassenheit als durch ihre Tapferkeit aus. Ihr Name Ribauds oder Ribaldi wurde bald der Name aller derer, welche sich den gröbsten und schimpflichsten Ausschweifungen überließen. Das Haupt dieser Ribauds, welches den Titel Roi de Ribauds führte, hatte die Aufsicht über die andern, und ertheilte die Erlaubniß zu allen Arten von Spielen, die am Hofe gespielt wurden. Er erhielt von allen Logis des Bourdeaux et des femmes bourdelières wöchentlich zwei Sols, und jede Ehebrecherin mußte ihm fünf Sols bezahlen. Der Name dieses Amtes wurde unter Karl VII. unterdrückt, das Amt selbst aber dauerte unter dem Titel des Grand Prévôt de l'hôtel auch in der Folge noch fort.

In England waren die Sitten im zwölften

nicht besser als in dem übrigen
einrich I. und II. und Ri-
ten gleich ihren übrigen fürstlichen
in einer offenbaren Vielweiberei,
mehr natürliche als rechtmäßige
Töchter. Der eben so schwache
ge Johann raubte dem Grafen
che seine verlobte und schon über-
t Isabella, und vermählte sich
achtet seine eigene Gemahlin noch
Heinrich II. verlangte, daß ein
der die Tochter eines Edelmanns
nd den Vater ermordet hatte, dem
rm ausgeliefert werden sollte, so
der Erzbischof Becket, dieses zu
den Verbrecher schon durch Ent-
aft habe, und ein Schuldiger we-
Verbrechens nicht zweimal ge-
könne. Eduard IV. lebte in
ener Ueppigkeit und auf die ver-
t mit den Londner Frauen und
bei denen ihm schon seine Schön-
anterie, ohne die königliche Würde,
ben würde.
hnten und vierzehnten Jahrhun-
anz Europa das Sittenverderbniß
Obgleich Ludwig der Hei-

lige[illegible]e Tugend höher schätzte als die Keuschheit, und seinen Kriegern und Dienern bei Verlust ihrer Stellen untersagte, Bordelle und Spielhäuser zu besuchen, und nicht gestatten wollte, öffentliche Weibspersonen in Privathäusern aufzunehmen, so mußte er doch auf seinem heiligen Kreuzzuge die Kränkung erfahren, daß mehrere seiner Hofleute nahe an dem königlichen Zelte Bordelle anlegten, und geringe und vornehme Weiber und Töchter entehrten.

Im Jahre 1314 wurden die Gemahlinnen der drei Söhne Philipps des Schönen auf einmal Ehebruchs wegen angeklagt. Zwei derselben wurden öffentlich von dem Parlamente ihres Verbrechens überführt und zu einem ewigen Gefängnisse verdammt. Die dritte ward zwar von ihrem Gemahl für unschuldig erklärt; allein die Nation glaubte, daß Gnade dem Recht vorgegangen sei. Auch Karls VI. Gemahlin lebte mit dem Herzoge von Orleans in einem öffentlichen Ehebruch, der um so schändlicher und empörender war, da die Königin die erpreßten Schätze liederlich verschwendete, die Kinder ihres Gemahls darben, und ihren Gemahl selbst in dem ekelhaftesten Schmutze beinahe verfaulen ließ.

n, ob die Jungfrau auch frucht
Gebrechen sei. Wahrscheinlich w
Nachahmung einer griechischen Sit
oten des griechischen Kaisers, wel
Tochter des Grafen von Tripo
ragten auf das genaueste über
heit der verborgenen Theile de

man das Gemälde liest, welche
Silvius von den deutschen Höfe
en, der Vornehmen und Geringer
nd Geistlichen im fünfzehnten Jah
wirft, so kann man es kaum fü
ten, daß das Sittenverderben eine
en Grad hätte erreichen könne

auf eine gewisse Art das ganze heilige römische Reich als seinen Harem angesehen zu haben. Die Weiber behandelten ihn als einen lustigen Bruder, oder wie die Zeitgenossen sagten, als einen fröhlichen, schimpflichen Herrn. Als dieser Kaiser im Jahr 1414 nach Straßburg kam, besuchten ihn am Morgen nach seiner Ankunft einige lustige Weiber, um sich mit ihm zu erlustigen. Sigismund fand so vielen Gefallen an dem Muthwillen seiner schönen Freundinnen, daß er einen Mantel umwarf, und mit ihnen am hellen Tage durch die Straßen der Stadt tanzte. Als der tanzende Kaiser und die Straßburgischen Tänzerinnen in die Kürbergasse kamen, so kauften die letztern dem Beherrscher des deutschen Reichs ein paar Schuhe für sieben Kreuzer; und nachdem der Kaiser die ihm geschenkten Schuhe angezogen hatte, tanzte er so lange fort, bis er ganz ermüdet in seine Wohnung zurückkehrte. Sigismund erlaubte der Kaiserin Barbara ihren unersättlichen Lüsten eben so ungehindert zu folgen, als er den seinigen nachhing. Er betraf sie sehr oft im Ehebruch, ohne den ihm angethanen Schimpf zu ahnden. Barbara erklärte, daß es gar kein andres Gut für den Menschen gäbe, als

alles aus sei. Sie spot
gen Jungfrauen, die freiwillig
entsagt hatten. Sie wartete n
bis Jünglinge und Männer ihr
hten, sondern sie lockte dieselben a
sie zur Befriedigung ihrer Wollu
n Tode ihres Gemahls zog
igsgrätz, wo sie sich bis in ihr hoh
ien männlichen Harem unterhiel
n schändlichsten Lüsten ihr Leben b

die ausschweifende Sittenlosigke
erbreitete sich das Verderben unau
nter die Bewohner der großen un
dte. In Wien war die

...en Frau... mit Gift oder auf ...
... Wege geräumt.
...verfassung und die Po-
...en Republiken besser war,
...en Städten, so waren doch
...eichsstädter eben so ausge-
...der fürstlichen Unterthanen.
...n Reichsstädten des südlichen
...Deutschlands waren bis in die
...es sechzehnten Jahrhunderts pri-
...ser des öffentlichen Vergnügens,
...alben machten öffentliche Weibs-
...ne geduldete und von der Obrigkeit
... Klasse von Menschen aus. In
...ürnberg und andern Städten wählten
...erinnen der gemeinen Venus jähr-
... Oberhaupt oder eine Vorsteherin, welche
...amen der Bordellkönigin erhielt
... der Obrigkeit den Eid der Treue leistete.
...bst in Nürnberg machten sie eine sogenannte
...bare Gilde aus, welche ein ausschließendes
...echt zu Betreibung ihres Gewerbes hatte,
...und diejenigen als Bönhasen verfolgte,
die dasselbe ohne Erlaubniß trieben. — Das
Besuchen der öffentlichen Häuser und Weiber
war so wenig schimpflich, daß sogar in London

zweimal ...
Städten wa...
beide Geschlech...
in welchen öffen...
gnügen der B...
Die Zügellosigkei...
Poggi, in Bad...
daß Bekannte un...
Bade besuchen, n...
durften, ohne daß ...
Eifersucht oder ge...
ließen.

Geistliche hatten ni...
schläferinnen, daß al...
Namen der Pfaffen...
dern man zwang sie soge...
besonders in Frankreich...
in Friesland, daß sie K...
ten, damit sie die F...
Einwohner nicht schä...
und Nonnen besuch...
und waren in den ...
Lüsten schamloser ...
Kinder der W...

die Gläubiger von angesehenem Stande, welche ihre Schuldner zum Einlager (Verhaft) brachten, angehalten wurden, diesen wöchentlich zweimal Frauengeld zu reichen. In allen Städten waren öffentliche Bäder, in welchen beide Geschlechter gemeinschaftlich badeten, und in welchen öffentliche Weibspersonen zum Vergnügen der Badegäste unterhalten wurden. Die Zügellosigkeit in den Bädern war, nach Poggi, in Baden in der Schweiz so groß, daß Bekannte und Unbekannte jede Frau im Bade besuchen, mit ihr reden und sie berühren durften, ohne daß Ehemänner oder Andere [illegible]fersucht oder geringste Aergerniß blicken [illegible]ßen.

Geistliche hatten nicht bloß so häufig Beischläferinnen, daß alle unächte Kinder den [illegible]men der Pfaffenkinder erhielten, sondern man zwang sie sogar in vielen Gegenden, [illegible]nders in Frankreich, in der Schweiz und Friesland, daß sie Konkubinen halten mußten, damit sie die Frauen und Töchter der [illegible]ohner nicht schänden möchten. Mönche [illegible] Nonnen besuchten die öffentlichen Bäder, [illegible] waren in den scheußlichen unnatürlichsten [illegible] schamloser und frecher, als die üppigsten [illegible] der Welt. Die große Zahl von öf[illegible]

fentlichen Weibern brachte reiche und fromme Menschen auf den Gedanken, Stiftungen zu machen, in welche liederliche Mädchen, wenn sie ihren Wandel verlassen wollten, aufgenommen würden, und Buße thun könnten. Daher entstanden die sogenannten Beguinenhäuser, deren Bewohner aber häufig ihr altes Gewerbe fortsetzten, oder wenn sie dazu zu häßlich und alt waren, das Handwerk von Kupplerinnen ergriffen.

Noch im sechszehnten Jahrhundert eiferte der kräftige Luther gegen die Ausschweifungen seiner Zeit, und er nannte sogar das kleine Wittenberg „ein zweites Sodom," woraus man auf die Sittenlosigkeit in größern luxusreichen Städten schließen kann. Gehen wir — schon hat uns dies Kapitel zu lange beschäftigt — mit einem Schritt etwa dritthalb Jahrhunderte weiter — so werden die Ausschweifungen in den Schlössern von Trianon und Versailles, die zum großen Theil ja die französische Revolution mit veranlaßt haben — den meisten Lesern noch im Gedächtni — le sein, und so wird dieser — wir hoffen — reiche Blick in die Kulturgeschichte des M schengeschlechtes gezeigt haben, wie leider Mensch in seinen Lastern zu allen Zeiten

unter allen weniger

Der schiede schied Stru wöh aus bis bi ist

unter allen Himmelsstrichen, mit mehr oder weniger Ausnahmen, immer derselbe war!!

Wuchs.

Der Wuchs des Menschen ist in den verschiedenen Lebens-Epochen desselben auch verschiedenen Veränderungen unterworfen. Der Fötus, wenn er eben zur Welt kommt, ist gewöhnlich fünf bis sechs Daumen lang, der ausgewachsene Mann hat eine Größe von fünf bis sechs Fuß, die Frau eine Länge von vier [illegible] fünf Fuß. In den ersten Lebensjahren [illegible] das Wachsthum im Verhältniß viel rascher [illegible] späterhin; im mannbaren Alter steht es [illegible]nz still, und im Greisenalter nimmt die [illegible]he gewöhnlich ab, weil der Mensch dann [illegible] allein gebückt geht, sondern die Bänder [illegible] Körpers auch wirklich nachlassen. Der [illegible] des Mannes ist im Allgemeinen höher [illegible] des Weibes, jedoch ist dieser Unter- [illegible] bei der Geburt und in den ersten Jahren [illegible]heit sehr unmerklich, ja kaum sichtbar; [illegible] es aber mehr und mehr mit der Zeit, [illegible] mehr nach Maßgabe als die Bewe- [illegible] des Menschen und alle seine körper- [illegible] bungen verschiedenartiger und ausge-

Lebensart oder Gewohnheit, [illegible]
Nordländer sind im Allgemeinen größer als
Bewohner des Südens; doch die Regionen,
deren Zone ungewöhnlich kalt oder heiß ist,
bringen nur entartete Gattungen hervor, wie
z. B. die Lappländer, die Aequinoctial-Bewohner u. s. w. beweisen. Gebirgsbewohner,
die der Jagd leben, haben einen schöneren
Wuchs, als die unglücklichen Bewohner feuchter, enger Thäler, wo die Luft nicht frei circulirt, stehende Wässer sich aufhalten u s. w.;
man denke an die Cretinen; die einen so verkrüppelten Wuchs haben, daß man ihn kaum
mehr Wuchs nennen kann. Fischer oder Leute,
die den größten Theil ihres Lebens unter der
[illegible]

[illegible]
zählig[illegible]
der G[illegible]
Bezieh[illegible]
mehr [illegible]
Da[illegible]
Natu[illegible]
bekan[illegible]
und f[illegible]
nedir[illegible]
werke[illegible]
einan[illegible]
herrli[illegible]
bleib[illegible]
U[illegible]

mehr den Aug...

Das Muster, das Normale der mensch... Natur, bezeichnet für den Mann die antike bekannte Statue des Apoll vom Belvedere, und für das Weib die schöne und berühmte mediceische Venus. In diesen Meisterwerken sind alle Verhältnisse der Glieder zu einander und der Glieder zu dem Körper in ...her, idealer Eintracht dargestellt, und ... Muster für alle Jahrhunderte.

... der Benennung: Wuchs oder ... versteht man auch noch besonders bei ...den mittlern Theil des Körpers, den ... die Verhältnisse des Leibes in der ... Hüften. Es ist schwer zu sagen, ... Schönheit, die Grazie der Taille be... eben ein gewisses Gleichmaaß, eine ... der Körperverhältnisse dazu erfor... die sich nicht zergliedern läßt. Die ... der Hebriden schnüren sich um die ... einen Strick zusammen, weil auch

sie mit uns das Vorurtheil haben, daß je dünner, desto schöner die Taille sei. Unseliger Glaube, der den Schnürleibern ihr Dasein gab! Albernes Vorurtheil, gleich entgegen den Gesetzen der Gesundheit wie der Aesthetik! Nach diesem Princip gäbe es also kein schöneres Thier, als die Wespe! Man muß es erfahren haben, zu welchem Unsinn sich unsre Dämchen entschließen können, um eine dünne Taille zu bekommen. Die läuft alle Tage zwei Stunden Weges, jene ißt kein Fleisch, die dritte verdirbt sich alle ihre gesunden Säfte durch immerwährendes Essigtrinken und alle — sperren sie Brust und Unterleib in einen Käfig von Stahl und Fischbein, um einem elenden Mode-Vorurtheil zu huldigen! Wenn aber das Weib auf's Gefallen gleichsam angewiesen, und Coketterie ihr Erbtheil ist, was soll man sagen, wenn Männer ihre Würde so weit vergessen, auf die Schönheit der Taille (heißt die Dünnheit derselben!!) hinzuarbeiten? Unglücklicherweise begünstigt die Tracht der Beinkleider mit ihrem Gurt, der grade über den Hüften liegt, diese Tendenz ungemein, und die faden petit-maitres unsrer großen Städte schnüren nun in Gottes Namen darauf zu, unbekümmert darüber, wie sehr bei dem

Baue des männlichen Unterleibes ein solches unseliges Zusammenschnüren Brüche und dergleichen Uebel begünstige!

Aber wir predigen tauben Ohren!

Die Weiber, diese lieben Wesen, gehorchen
eher dem Lehrer,
ihrem Manne, ja selbst dem Teufel eher — —
als — dem Diätetiker.

Jean Paul.

— und setzen wir hinzu, wenn sie ihm auch glauben, so — folgen sie ihm doch nicht!

B.

Zähne.

Eine der schönsten Zierden des menschlichen [illegible]ichtes bilden die Zähne, deren regelmäßige [illegible]sammenstellung, deren glänzende Weiße bei [illegible] Thiere so vorkommt. So allgemein [illegible] die Schönheit regelmäßiger, perlenweißer [illegible]e geschätzt, daß man oft, namentlich bei [illegible]n, über diese Schönheit, wo sie sich fin[illegible] andere Fehler der Gesichtsbildung, z. B. [illegible]oßen Mund, ganz vergißt, so wie umge[illegible]ßliche Zähne einen übrigens schönen [illegible]nz entstellen können. Man denke sich

...ner mit noch so feurig...
Nase, schön gefärbten
Stirn, gefälligem Haar-
Teint — sie öffnet den
wie entzaubert fühlt Ihr
der garstigen Zahnlücken,
...rochenen schmutzigen Zähne!
...und in mehrern Gegenden
seit den ältesten Zeiten über
...Schönheit der Zähne einig
...verschieden man auch über die
...rer Theile gedacht habe. Wir
...eute weiße, regelmäßig an einan-
...Zähne für schön, wie auch schon
..., Homer, Virgil, Horaz,
Martial, Lucrez, Ovid u. A.
...haben. Andre Nationen aber haben
...griffe über die Schönheit der Zähne.
...neser, die sich schämen, weiße Zähne
..., färben sie schwarz, und essen nach
...Operation mehrere Tage nichts, damit
...ende Flüssigkeit recht ungestört in die
...eindringen könne. Die Peruvianer
...mehrere Völker der westlichen Hemisphäre
...sich aus Koketterie einen Schneide-
...ausziehn. Boetius erzählt, daß die
...wohner von Java goldne Zähne an die

ein...
daß dies n...
daß vielmehr...
und Gefallsu...
oder Singen...
Die übrigen B...
dagegen die Zä...
womit sie die b...
den sie so unablä...
Wenn die Männer...
mannbar werden, s...
förmigkeit wegen, all...
verschiedene Moden f...
Sitte ist um die Jahre...
Sitte ist so allgemein un...
barkeit so allgemein un...
die Bewohner von Java...
ration ihr Lebensalter da...
her eine Dame dort sagen...
so alt, denn meine Zäh...
viel Jahren gefeilt.
Schwarzfärbens geht...
ver, dort gebräuchliche...
lich, daß Vornehme d...
mit künstlichen Zähne...
setzen, die glänzend...
Für uns bleiben...

lle der durch Caries verloren gegangenen
etzen; ein späterer Reisender versichert aber,
dies nicht grade so Statt finde, sondern
vielmehr nur die Bajaderen aus Putz-
Gefallsucht sich die Zähne beim Tanzen
Singen mit einer Goldlage überziehn.
übrigen Bewohner von Java sollen sich
gen die Zähne glänzend schwarz färben,
nit sie die bösen Wirkungen des Betels,
sie so unablässig kauen, freilich verstecken.
nn die Männer und Frauen auf Java
mbar werden, so lassen sie sich, der Gleich-
nigkeit wegen, alle Zähne abfeilen, wobei
chiedene Moden herrschen sollen. Diese
e ist um die Jahre der eintretenden Mann-
eit so allgemein und so feststehend, daß
Bewohner von Java oft von dieser Ope-
ihr Lebensalter datiren, und man da
e Dame dort sagen hört, ich bin so und
denn meine Zähne sind seit so und so
ren gefeilt. Aus der Mode des
färbens geht sehr natürlich eine and
gebräuchliche Sitte hervor, die näm-
Vornehme den Verlust von Zähnen
chen Zähnen von Büffelhörnern er-
glänzend schwarz sein sollen.
bleiben schön geformte, d. h.

ähne.

ne, egal geränderte, fest an
und glänzend weiße Zähne
wir auch nicht so weit gehen,
zunehmen, daß solche Zähne
en, besten, entscheidendsten
emüthsadel und Grundgüte
en Charakters sind." Lava-
mehrere sonderbare physiogno-
aus der Bildung der Zähne.
A.: „kleine kurze Zähne, die
Physiognomisten gemeinlich für
der Schwäche gehalten wurden,
ausgewachsenen Personen von
ter Stärke. — Lange Zähne sind
Zeichen von Schwäche und Zag-
— Weiße, reinliche, wohlgereihte
e uns beim Oeffnen des Mundes
gegen kommen, doch nicht stark her-
nicht gleich vollzählig gesehen werden,
sie bei Erwachsenen nie anders, als
n, feinen, reinlichen, liebreichen, treuen
en gefunden, aber sehr oft auch bei
en Charakteren unreinliche, unebne,
e Zähne." (Das glauben wir gern!)
So viel Zahnfleisch an der obern Reihe
Zähne beim ersten Oeffnen der Lippen

sichtbar
Phlegm
Zu der
im geringe
aber nicht
derbares, Une
ches uns so me
ist, als es si
wiederfindet.
Natur oft Schu
paart, und so die
pfindungen in ein
Gemisch vereinigt.
Organe, durch Stech
Weibchen zur Begattung
damit es im Paarungs
Das Beißen ist gew
ment, und wie wir bei
Brunstzeit mit einander
sig bemerken, wie sie sich
so weiß man, daß ga
Uebermaaß des aufbre
der Mensch ein geli
andren Geschlechte z
eine Erscheinung, de
gesagt, die Physiolo
erklärt hat. Gew

...werden, das etwas
, Unerklärliches in sich hat, und
so merkwürdiger und beachtenswe
es sich auch in vielen Thierkl
ndet. Wir sehen nämlich, daß
oft Schmerz mit dem Wollustgef
und so die beiden Extreme von G
zen in ein wunderbares und seltsam
vereinigt. Viele Thiere haben ei
durch Stechen, Kneipen u. s. w.
zur Begattung anzureizen, oder a
im Paarungsakt an sich zu fett
ßen ist gewiß ein ähnlicher
wie wir bei Thieren, die um
mit einander schäkern, es sehen

…nne
…licht so gez…
…t. Räthselhaft u…
…Natur in ihrem scheinbar g…
…aber dem Naturforscher, dem …
…, dem Arzt ist kein Naturtrieb so ge-
…daß er ihn nicht seiner angestrengtesten
…erksamkeit würdigen müßte.

Zeugung.

In's Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist —
Zu glücklich, dem sie nur die äußre Schaale weist!

v. Haller.

lesen, …
phen wollt …
Studium der Na…
Eures Lebens gemacht…
diesen Forderungen da…
die geschlechtliche Sei…
genstand der gemein…
ist, wie in diesem …
setzen uns nur no…
Eben weil hier …

Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur den Schleier nicht entrauben,
Und was sie dir nicht offenbaren mag —
Das zwingst du ihr nicht ab! —

Göthe.

O! warum muß da, wo die Wißbegierde des Menschen ihren Culminationspunkt erreicht, sein Wissen grade ganz aufhören! Warum gibt die Natur dem Menschen auf seine so natürliche Frage „Wie bin ich entstanden?" sogar keine Antwort! Und warum hat die tiefverschwiegene Mutter nach mehr h tausendjährigen, immer wieder erneuten, ...forschungen ihrem Liebling, dem Men... doch nur einige wenige, fragmentarische ...oglyphen hingeworfen, wo er deutlich und ...ndlich im Buche ihrer Geheimnisse zu ...hoffte! Aber auch die wenigen Hieroglyphen ...wollt Ihr wissen, die Ihr ein genaueres ...ium der Natur nicht grade zum Zweck ...Lebens gemacht habt, und es ist billig, ...Forderungen da zu genügen, wo grade ...chl echtliche Seite im Menschen der Ge... ...der gemeinschaftlichen Unterhaltung le... in diesem Werke. Zwei Dinge aber ...ns nur noch dabei in Verlegenheit: — ...weil hier die Natur sich mit ihrem dich-

testen Schleier umhüllt, weil sie ihr Wirken und Weben dem Auge des Menschen so streng entzogen hat, eben deswegen hat der grübelnde Verstand des Menschen sich hier, wie auf keinem andren Felde der Physiologie, in den buntesten Hypothesen erschöpft, und Alle diese Hypothesen, alle von den Naturkundigen ausersonnenen Zeugungstheorien hier mitzutheilen, ist eben so gewiß unmöglich, als es bei Weitem die Geduld unsrer Leser erschöpfen würde, welche staunen werden, wenn wir ihnen sagen, daß man deren gegen Dreihundert zählt! Wir können also begreiflich davon nur die wichtigsten, die scharfsinnigsten, diejenigen, die sich der meisten Anhänger erfreuen, zu unserm Vortrag auswählen.

Die zweite Verlegenheit aber! — Wie werden wir diese mystischen, eine Masse physiologischer Kenntnisse voraussetzenden Theorieen populär — allgemein verständlich — vortragen? Zum Glück bietet uns hier ein befreundeter Schriftsteller die Hand, befreundet, in so fern er ein gleiches Ziel, als wir in diesem Werke, verfolgt, und mit Geist und trefflichem Vortrage seinen Weg geht. Unter den vielen, von uns über diesen Gegenstand berathschlagten Schriftstellern haben wir bei Keinem so viel

n. Hier also so kurz als mög
unverständlich und oberflächlic
ie wichtigsten Theorieen von der
rganischer Wesen.

it behauptet, die Erzeugung org
n geschehe:

h Entwicklung präformirter Ke
lutionstheorie); und zwa
Keime, die in den organischen K
i der ersten Schöpfung an ein
liegen, und durch die Befruchtu
werden;

die im Eierstock der Mutter l
Keime allein (de Graaf);
vollkommene Keime aller Gener

(Animalculisten — Leeuwenhoek, de Hamm);

3) durch beide Geschlechter, indem die weiblichen Eier durch die männlichen Samenthierchen befruchtet werden. (Animalculo-Ovisten).

B. Durch Keime, die nicht in den organischen Körpern liegen, sondern auf und in der ganzen Erde verbreitet sind. (Panspermie. Heraklit der Finstere, Hippokrates, Sulzer, Leibnitz.)

II. Durch Zusammensetzung organischer Theile oder Urstoffe (die Epigenese.)

1) Die im Gehirn bereitet und nach den Hoden geführt werden (le Camus).

2) Die im männlichen und weiblichen Samen liegen, und durch eine besondre Kraft zusammen geordnet werden (Büffon).

3) Die sich allmählig ausbilden:

a. bis die Bildung der Organe aufhört (vis plastica der Alten);

b. so lange die Vegetation des Lebendigen dauert (Wolfs vis essentialis);

c. durch Produktionskraft (Needham, Spalanzani);

d. durch einen in der ganzen Natur regen Bildungstrieb (Blumenbach).

III. Du…
ursprüngliche…
System des…
So sehen wi…
ander streiten,…
die Epigene…
mus. Zu je…
A. Die G…
der in neue…
der weiblich…
die Natur…
Graaf…
von diese…
Eihüllg…
handlu…
Da u…
Verbi…
Gebä…
thei…
bei…
die…
te…



Zeugung.

III. Durch unmittelbare Einwirkung ... ursprünglichen höchsten Schöpferkraft ... (System des Occasionalismus.)

So sehen wir denn drei Theorien mit ... ander streiten, das Evolutionssy... die Epigenese und den Occasion... mus. Zu jeder besonders!

A. Die Evolutionstheorie. ... der in neueren Zeiten gemachten Ent... der weiblichen Eierstöcke und nach de... die Natur dieser Theile von Regn... Graaf zuerst angestellten Versuchen ... diesem das System der Zeugung ... aufgestellt. (Vgl. überall in di... Geschlechts... lung den Art.: ... man anfangs noch nicht wußt... bindung zwischen den Eierstöcken ... kannter statt habe, so mußten ... iger der Meinung: omnia e... bloßen Frage verstummen ... gelchen des Eierstocks in die ... sie doch außer derselben li... wußte den Weg, bis auf ... die beiden trompetenähnli... , die mit dem einen End... er festsitzen, mit dem ande...

gen besetzten Ende sich gegen den Eierstock hinneigen.

Die Vertheidiger der Graaf'schen Eiertheorie theilen sich in zwei Partheien: einige behaupten, daß in jedem Eichen des Eierstocks der ganze Mensch im Kleinen in seiner ersten Form mit allen seinen äußern und innern Theilen da läge, daß also in allen kleinen Eichen, welche weibliche Keime enthielten, schon wieder die Eier der zweiten Generation, in diesen die der dritten und so bis ins Unendliche fort enthalten wären, also daß in Evas Eierstock das ganze menschliche Geschlecht, das gelebt hat, noch lebt und leben wird, sich beisammen befunden habe. Da dasselbe von den Thieren gelten muß, so haben in der ersten Maus alle Mäuse der Erde, bis zu ihrem dereinstigen Untergang, und im ersten weiblichen Häringe alle Häringe des Weltmeers, bis zu dessen einstigen Kochen oder Austrockne schon ganz fertig beisammen gesteckt. Etw klein müssen sie da wohl gewesen sein.

Soll man sich mehr über die Erfinder Hypothese wundern, denen eine Schö aller Keime alles Lebendigen auf einma ter begreiflich schien, als das Fortwi Kraft, die das erste Thier erzeugte,

ein Gesetz einst auch das letzte er-
, oder soll man mehr darüber er-
ß Männer, wie Haller, solchen
en Beifall geben konnten! Daran
mmigkeit Schuld. Man glaubte,
ster, anzunehmen, Gott habe mit
werde!" alles auf einmal ge-
in der materiellen Welt sein fort-
Wirken zu erkennen. Die Mate-
mal todt sein, ursprünglich träge
ngslos, das in ihr sichtbare Leben
n außen her kommen.
bung dieser Keime schrieb man nun
des männlichen Samens zu, der
ngsakt an den Eierstock bringe,
en in Entzündung setze, welches
rgrößere, vom Eierstock sich los-
en Frangen der Trompete aufge-
d durch eine wurmförmige Bewe-
er Höhle des Uterus hingebracht
en in ihm liegenden Menschenkeim
is zur Geburt entwickle. An der
das Eichen das Ovarium durch-
st eine kleine Narbe zu sehn, die
in einen gelben Körper ver-
Die, welchen die Zumuthung, an
ckelung aller Wesen in das erste

zu glauben, allzu hart dünkte, milderten die Hypothese darin, daß sie sagten, die weiblichen Keime enthielten zwar auch den Keim des Eierstocks, allein er entwickle sich erst mit dem Wachsthum, so daß immer nur eine Generation in dem weiblichen Körper vorausgebildet vorräthig läge.

Man fand in dem Keim einer Bohne bereits Aehnlichkeit mit dem künftigen Gewächs. Man sah in den Eiern der Frösche, ehe sie befruchtet waren, schon die Gestalt des Belebung erwartenden Frosches, denn bekanntlich befruchtet der männliche Frosch nicht das Weibchen, sondern die Eier, nachdem sie gelegt sind. Man fand in jedem Ei den Keim des künftigen Thiers vor der Bebrütung. Man lernte Insekten kennen, die ohne alle Befruchtung Eier legen, aus welchen ihre Brut hervorgeht, die also schon im Mutterleibe befruchtet sind, selbst auf mehrere folgende Generationen, wie z. B. die Blattlaus. Alle diese Erfahrungen galten als Bestätigungen des Satzes, daß im Ei schon vor der Befruchtung der Keim des Thieres enthalten sei, und der Same des männlichen Thieres diesem Keim ein unabhängiges Leben gebe.

Die Gegner wendeten ein: aus Vermischung

an ein Gewächs in das andere verw
Wo bleibt da der präformirte Kei
e Stute neben den Pferdekeimen a
elkeime im Eierstock, die auf Esel
ng warten?
h mehr: jedes lebendige Geschöpf k
Krankheit in seiner Bildung manch
Veränderungen erleiden; ganze Or
entstehn und verloren gehn. Bei
n Thieren werden oft die verlornen
etzt; selbst beim Menschen regener
nche Theile, wenn sie verloren ge
Sind mit den präformirten Kei
lle mögliche Mißbildungen präform
manchen Organen Keime vorrätl
sah sich genöthigt, dem Samen a
benden Eigenschaft auch eine
... welches so viel war

der präformirten
e Otto, ein Arzt
n geboren werden
Tagen ein zweites
ll. Unstreitig hat
lassen, und seinen
rleiter, auch falsch
dtent. der Wahrhaf-
t o'sch e n Erzählung
e der Wissenschaften
n, in deren Annalen
im Testikel schwanger
darzt ihn durch einen
härteten Kindlein ac-

culisten und Ani-
Seit Ludwig von
thierchen entdeckt hatte,
e, Leeuwenhoek und
der Frucht in ihnen zu
verwarfen nun die ganze
chten sie mit der von den
erbinden, und so entstan-
sten und Animalculo-

Thierchen,
Theile gespri
aus den weib
vor, daß das
wasser und Hä
sem verwandle sich
ähnlich der Raup
des Thieres hervorg
ähnlich dem Vater,
Die Animalculo-
menthierchen dränge
schlüpfe dort in ein
ches auf dem durch die Er
zeigten Wege nach dem U
sich befestige, wachse und er
während der Mann Samen
das Weib Eier in den Uterus,
sich so ein Thierchen einlogire,
sein Glück zu machen.
Mit diesen Hypothesen glaub
alles erklären zu können, Aehnlichke
zeugten mit beiden Erzeugern, die
Vermischung der Rassen, einfache
fache Geburten u. s. w.
Indeß unter mancherlei guten

Die Animalculisten, an deren Spitze Leeuwenhoek, erklärten: eins von den Millionen Thierchen, die mit dem Samen in die weiblichen Theile gespritzt würden, hänge sich hier an; aus den weiblichen Theilen schwitze etwas hervor, daß das Ei mit Mutterkuchen, Fruchtwasser und Häuten bilde, und innerhalb diesem verwandle sich das kleine Samenthierchen, ähnlich der Raupe, so lange, bis die Gestalt des Thieres hervorgehe, die sich bilden solle, ähnlich dem Vater, der Mutter.

[illegible] Die Animalculo-Ovisten lehrten, das Samthierchen dränge bis hin zum Eierstock, [illegible] schlüpfe dort in ein bis dahin leeres Ei, wel[illegible] auf dem durch die Evolutionisten ange[illegible] Wege nach dem Uterus gehe, wo es [illegible] ige, wachse und entwickle. Oder [illegible] der Mann Samen ejaculire, spritze [illegible] Eier in den Uterus, in deren eines [illegible] Thierchen einlogire, um in der Folge [illegible] zu machen.

ten Gründen wider diese Theorie wandte man gleich anfangs ein, daß die Thierchen in sehr ähnlichen Thieren ganz verschiedne, in sehr unähnlichen äußerst gleiche Bildung zeigten. So haben die Samenthierchen des Wassermolchs bei Spalanzani und die des Frosches bei Gleichen gar keine Aehnlichkeit, während Gleichen die des Menschen und die des Esels vollkommen gleich gefunden hat.

Stärker als dieser drollige Grund ist der, daß Spalanzani die Samenthierchen im frischen Samen überhaupt nicht gefunden hat, sondern nur in solchem, der eine Zeit lang vom Körper getrennt gestanden.

Endlich entdeckte man die Welt der Infusionsthiere, die alle thierische Säfte füllt, und von nun an konnte billig von den ganzen Samenthierchen als Thierkeimen nicht mehr die Rede sein.

2. Panspermie. Eine andre Hauptart der Evolutionstheorie ist die sogenannte Panspermie, nach welcher alte und neue Grübler geglaubt haben, alle Keime der organischen Erdgeschöpfe seien zwar bei der ersten Schöpfung mit einemmale erschaffen worden, steckten aber nicht in den organischen Körpern allein, sondern seien in der ganzen Natur ver-

breitet, unzerstörbar wie die Elemente, und
würden unter den Bedingungen der Zeugung
in den mütterlichen Organen ausgebildet. Es
waren wohl tiefe Denker, die das System er=
fanden, doch wurde ihnen die Idee einer all=
gemein verbreiteten zeugenden Kraft nicht klar,
sie dachten sich diese durch Atome bedingt,
trugen die Dunkelheit ihrer Vorstellung in
ihre Erklärung über und wurden nicht ver=
standen. Bonnet ist unter den Neueren
ihr wichtigster Anhänger, wenn man nicht
[illegible]niz mit seinen Monaden so nennen
[illegible]. Der große Mann hat viel Belacher ge=
[illegible]en, weil er selbst das Unvereinbare zu
[illegible]n versuchte, und die Leblosigkeit der Ma=
[illegible]rie in sie ausgestreute, sie erfüllende
Atomen retten wollte.

[illegible]e Epigenese. Der Evolutions-
[illegible] deren Wesen in Annahme der Keime
[illegible] igen besteht, stellt sich die Epige-
[illegible] der, die wesentlich darauf beruht,
[illegible] organische Masse sich allmählig durch
[illegible] er Stoffe und ihre Verwandlung
[illegible] ser Theorie ist die Produktion
[illegible] en Körpers eine bloße Entwick-
Dieser eine neue Schöpfung, zwar
[illegible] Stoffen, doch nicht

ohne deren Verwandlung. So wie jene Theorie sich der atomistischen Physik bequemer anschloß, war diese von jeher ihrer Natur nach dynamisch, ob man sich gleich nicht völlig aussprach oder verstand.

Die ältesten Naturforscher huldigten der Epigenese; Hippokrates vergleicht die Erzeugung des Fötus sehr richtig mit der Krystallisation der Salze. Aristoteles, Empedokles, Zeno schrieben dem männlichen Samen allein die zeugende Kraft zu. Descartes, Büffon, Needham, Blumenbach haben nach einander die Theorie der Epigenese erweitert.

1. Das Büffon'sche System. Büffon nimmt eine selbstthätige, organisirende Materie an, welche sich nach innern Mustern gestaltet und so der Grund des Daseins alles Lebendigen ist. — Wäre er dabei stehn geblieben! Aber er läßt diese Materie in die sichtbaren Organe, in die leblose Materie eindringen, sich mit ihr assimiliren, sie sich anhäufen, sie endlich in die Hoden der Männer, in die Eierstöcke der Frauen sich ablagern und den Samen der künftigen Geschlechter materiell bilden.

Indem im Beischlafe der männliche Same



sich mit dem weibl
alles Oels, und al
diese zwei Substan
rie, stören die Ver
hindern die Gesta
Denn so wie der S
das in ihm enthal
und das Oel aus
die organischen, r
les) sogleich aus
Auge sichtbar.

[Wid]ersprüche müssen gefallen lassen,
[i]st das Verdienst, der Erste gewesen
[d]er das bessere Wissen, der dynamische
[g]eahnet, selbst deutlich ausgesprochen,
[d]och nicht in ihrem vollen Umfang er-
[kannt] hat. Büffon war ein genialer Kopf,
[v]iele, aber auch Denker, wie sehr wenige
[d]es Volks, und Vorurtheile waren ihm
[fr]emder, als allen Naturforschern vor ihm,
[b]esonders das Vorurtheil der Autorität, das
Gelehrte so schwer ablegen.

Lecanus läßt die dem Samen ähnlichen
Zeugungsstoffe im Hirn bereiten, und von
diesem, von den Nerven, alle Vegetationskraft
ausgehn — ein Irrthum, in welchem die neue-
sten Physiologen noch begriffen sind. — Aus
dem Gehirn läßt er den Zeugungsstoff nach
den Hoden gehn, und von dort aus in den
Uterus gelangen, wo er zuerst das Hirn der
Frucht bildet, welches sich alle übrige Organe
selbst baut.

Im wesentlichen stimmt diese Meinung Le-
canus mit der Stahlschen überein, welcher
gemäß die Seele der Baumeister des Körpers
ist. Wer ihn bei diesem Ausdruck so versteht,
als habe sich die Seele ihr Haus gebaut, ge-
rade wie die Raupe sich ihr Grab baut, der

mag ...
Seele ab...
zum Richte...
Menschen ...
war vielmeh[r] ...
der höchsten a...
Ursprung. D...
telligente im Me...
rationskraft aus ...
der Structur des ...
Entwicklung liegt ...
ligenten Kraft, ...
Folglich geht al...
Hirn und Nerv...
durch die in i...
Kraft. Hier...
und vernü...
nieren P...
vengebild...
zuzuschr...
duft ...
nicht ...
gen ...
di...

Orbispictus studiren, worin die
gemalt zu schauen ist, aber nicht sich
hter über die Gedanken geistvoller
aufwerfen. Stahls Meinung
mehr: Alle niedere Kraft geht von
ken aus, und hat in ihr Grund und
. Die höchste Kraft aber ist die in=
im Menschen, folglich ist die Vege=
aft aus ihr abgeleitet. Der Grund
ctur des Körpers und ihrer gesammten
ung liegt also in der höchsten, intel=
Kraft, deren Organ das Hirn ist.
geht alle Productionskraft aus vom
Nerven, die jedoch selbst erzeugt sind
in ihnen hauptsächlich sich äußernde
Hierin war Stahl viel consequenter
ünftiger, als Lecanus und alle
Philosophen, denen genügt, den Ner=
en die Hauptrolle bei der Produktion
ben, da sie doch selbst offenbar Pro=
, also allerdings die Kraft in ihnen
Masse, die Produktion des Lebendi=
nnen müßte.
ger ist der Einwurf, daß der Satz,
Kraft begründe die niedere, durch
diesen ist, daß ferner das Leben
chen zwar allerdings am höchsten

rch dessen Intelligenz äußere, daß man aber
raus nicht schließen dürfe, alle anderen Le-
bensäußerungen seien Produkte der Intelli-
genz; eben so wenig als der ganze Rosenstock
ein Produkt der blühenden Rose ist, weil diese
die schönste seiner Theile ist. Ganz widerlegt
wird die Meinung Stahls, Lecamüs und
der neuesten Physiologen durch den bloßen
Gedanken an die vegetabilische Welt, die ohne
Nerven noch besser vegetirt, als die Thiere,
und an die nervenlosen Thiere, die sogar em-
pfinden und wollen, ohne alle Nerven.

Die Alten waren mit ihrer plastischen
Kraft auf besserem Wege, als Stahl und
unsre Naturphilosophen. Nach Bonamico
bestand diese plastische Kraft in dem Geist, der
in der luftigen Substanz des Samens enthal-
ten; von himmlischer Wärme beduftet, in de
weiblichen Uterus durch die Kraft, welche i
vom Himmel und vom Vater mitgetheilt wi
die von der Mutter dahin ausgegossenen St
zu Organen bildet. Ist er mit dieser Bil
zu Stande, so wird er zur Seele. Fo
ist produktive und intelligente Kraft ein
dasselbe, blos verschieden, nachdem sie ve
dene Zwecke befolgt.

In der Mitte des achtzehnten Jahrh

zog Needham große Aufmerksamkeit auf sich, indem er entdeckte, daß auch in vegetabilischen Substanzen sich Infusionsthierchen ohne Zeugung bilden. Der kühnen Schlüsse nicht zu gedenken, die darauf von andern gegründet wurden, lehrte er selbst, die animalische und vegetabilische Substanz sei ursprünglich einerlei, und es verwandle sich leicht eins in das andre. Der durch die Feuchtigkeit verdorbne Same des Getreides werde in wenig Stunden belebt, und man sehe kleine Aale aus Kohlensäure entstehn: die vegetirende Kraft sei also [illegible] mit dem Leben selbst. In der ganzen [illegible]tur herrsche ein ursprünglich elastisches [illegible]hnendes Princip, welches der Wärme [illegible]ndt sei. Ihm gegenüber stehen die [illegible] als widerstehende Kräfte; der Kampf [illegible]kräfte sei der Grund aller Vegetation [illegible]es Untergangs des Entstandenen. [illegible] nu dies lesen, ohne an die neuesten [illegible]en zu denken, die dem Sauerstoff [illegible] Rolle zuschreiben, wie Needham [illegible]n? So ist denn manches nicht neu, [illegible] neu scheint, und willkührlich ange[illegible] längst widerlegte Sätze, müssen [illegible] dem zweiten, dritten Erben, der [illegible] Rumpelkammer der verschollenen Irr-

ner hervorholt, immer wieder frischen Ruhm leihn.

Der nüchternste Denker, den Deutschland habt, Wolf, sah wohl ein, daß Selbstthätigkeit der Grund aller Bildung sei. Er nannte sie vis essentialis, und drückte sich darüber folgendermaßen aus: „die Kraft, durch welche in den vegetabilischen Körpern alles geschieht, weßwegen wir ihnen Leben zuschreiben, nenne ich wesentliche Kraft, weil eine Pflanze aufhören würde, Pflanze zu sein, wenn ihr diese Kraft genommen würde. In den Thieren findet sie eben sowohl statt, als in den Pflanzen, und alles, was die Thiere mit den Pflanzen gemein haben, hängt lediglich von dieser Kraft ab; die ersten Theile des künftigen Thieres sind alle flüssig und unorganisch, werden aber nachher durch die wesentliche Kraft zusammengesetzt." Wie konnte Wolf nach dieser Einsicht noch an der atomistischen Vorstellungsart und an dem Sat[z] von der Trägheit der Materie hängen bleiben

2. Der Bildungstrieb. Zu ein[er] Zeit, wo die dynamische Physik schon begon[nen] hatte, doch noch nicht allgemein eingesehn angenommen war, gab Blumenbach heraus Schrift über den Bildungstrieb

fand, allgemeinen Eingang. Seine Worte sind: „Es existiren keine präformirten Keime, sondern in dem vorher rohen, ungebildeten Zeugungsstoff, der organisirten Körper, wird, nachdem er zur Reife gediehn und an den Ort seiner Bestimmung gelangt ist, ein besondrer, dann lebenslang thätiger Trieb rege, ihre bestimmte Gestalt anfangs anzunehmen, dann lebenslang zu erhalten, und, wenn sie etwa zufällig verstümmelt worden, wo möglich wiederherzustellen. Zeugung, Ernährung und Wiederersetzung sind also die drei im wesentlichen übereinkommenden, bloß nach ihrem ... Anlaß verschiedenen Aeußerungen eines gemeinschaftlichen Bildungstriebs, der von Contractilität, Irritabilität, Sensibilität und andern Kräften des Lebendigen, eben so ... allen allgemeinen physischen Kräften ... den ist."

Die Existenz dieses Triebes stellen Blumenbach, Metzger u. a. folgende Gründe ...

... erste Spur des neu organisirten ... zeigt sich erst eine geraume Zeit nach ... Befruchtung. Kein zuverlässiger Beobachter sahe vor der dritten Woche einen menschlichen Embryo, oder im bebrü-

...gung.

...Ende des zweiten Tags
...des Küchleins; dieser für
...keime sehr ungünstige Um-
...leicht erklären, wenn man
...väterlichen und mütterlichen
...dieser rohe Stoff des werden-
...eine bestimmte Vorbereitungs-
...Mischung und inniger Verbin-
...em Worte, zu ihrer Reife brau-
...Bildungstrieb in ihnen rege wird,
...dung des bis dahin ungeformten
...innen kann.
...ch die Bemerkung, daß die Ausbil-
...schnellen Schritten vorwärts geht
...em Ziele zueilt, je näher sie ihrem An-
..., daß also der Wachsthum des Embryo
...nem Alter in umgekehrtem Verhältniß
...ist ein Grund für den Bildungstrieb
...ein Einwurf gegen die Evolutionstheorie.
...frühe Thätigkeit des Bildungstriebs er-
...eckt sich sowohl auf die äußere Gestalt der
...mbryonen, als auf den innern Bau derselben.
...Schon in der fünften Woche bemerkt man an
...der Frucht, welche die Größe einer Biene hat,
...Gesicht, Augen, Hände und Füße, Geschlechts-
...theile; eben so sind auch die Eingeweide schon
...vorhanden, und im Kopfe, der die Größe einer

Zu...
auf einem kr...
schon alle ...
unterscheiden ...
erklärt eben so ...
an den Ort ihrer B...
erst einige Woche...
wickeln, als war...
gefangen haben, ...
die Annahme eine... Bildungstriebs
den Bildungstrieb...

3) Die Mißgebu...
die Evolution unerklä...
den Bildungstrieb beg...
den ... gibt es eine bewunderns...
keit unter ihnen, und ihr...
beweist, daß sie fast al...
der Bildungstrieb au...
der Entwickung einze...
blieben ist, während ...
schritten. Zweit...
daß eine bestimmte ...
dern, eine andre be...
Schweinen, die un...
bildung am häufi...
findet. Unters...
sind die Spiel...

II.

Zuckererbse hat, schon ein breiartiges Hirn, auf einem knorplichten Grunde, in welchem schon alle Oeffnungen und Erhöhungen zu unterscheiden sind. Die Evolutionstheorie erklärt eben so wenig, warum die befruchteten, an den Ort ihrer Bestimmung gelangten Keime, erst einige Wochen säumen, ehe sie sich entwickeln, als warum sie, sobald sie damit angefangen haben, so schnell fortschreiten; aber die Annahme eines allmählig wirksam werdenden Bildungstriebs löset diese Schwierigkeit.

3) Die Mißgeburten, deren Entstehen durch [illegible] Evolution unerklärlich ist, werden durch [illegible] Bildungstrieb begreiflich. Denn erstens [illegible] es eine bewundernswürdige Gleichförmig[illegible] unter ihnen, und ihre nähere Untersuchung [illegible]iget, daß sie fast alle daher rühren, daß [illegible] ildungstrieb auf einer gewissen Stufe [illegible] twickelung einzelner Organe stehen ge[illegible] ist, während er in den übrigen fortge[illegible] en. Zweitens ist sehr auffallend, [illegible] ne bestimmte Art Monstrosität bei Kin[illegible] eine andre bei Lämmern, eine dritte bei [illegible] en, die unter allen Thieren der Miß[illegible] am häufigsten unterworfen sind, statt [illegible] Unterschieden von den Mißgeburten die Spielarten, denn jene erben nicht

fort, diese aber erben in den folgenden Generationen fort.

4) Die Bastarde, Mulatten und Blendlinge widersprechen der Evolution und bestätigen den Bildungstrieb.

5) Eben dies thun die Nationalbildungen, Familiengesichter ꝛc., die beweisen, daß mancherlei anhaltend wirkende äußere Einflüsse allmählig die Richtung des Bildungstriebs etwas verändern können.

6) Erblich gewordene Künsteleien an der Bildung des Körpers, Verunstaltungen desselben, welche durch Landessitte gewöhnlich werden, als der länglich gedrückte Schädel der Kolchier, den schon Hippokrates bemerkte, die flach anliegenden Ohren der Europäer, das bartlose Kinn der Amerikaner, die hängenden Brüste und Ohrläppchen der meisten südlichen Völker, die beschnitten geborne Knäbchen im Orient, die mit kurzen Schwä zen gebornen Pferde in England ꝛc., las sich nicht aus der Evolutionstheorie, sehr w aber aus der Epigenese erklären.

7) Die Ernährung, welche nichts ist, eine fortgesetzte Erzeugung, bestätigt die genese. Denn auch sie ist nichts ander eine Umbildung des äußeren Stoffs in im

zum Ersatz dessen, was durch Einsaugung und Ausdünstung unaufhörlich verloren geht, folglich nicht Entwicklung, sondern neue Erzeugung.

8) Noch entscheidender zeugt die Reproduktion für die Epigenese. Sie steht in umgekehrtem Verhältniß mit der Vollkommenheit des Nervenbaues eines Geschöpfs, ist folglich am größten in den Pflanzen und nervenlosen Thieren, am schwächsten in dem Menschen. Gleichwohl reproducirt der Mensch Knochen-[illegible]ke, Stücke von Nervenästen, Gefäße, das [illegible]rotum, Haare, Nägel, und wo Theile ver-[illegible]en sind, die er nicht reproduciren kann, [illegible]lt der Bildungstrieb die Lücke mit Zellge-[illegible] aus. Wie erklärt dies die Evolutions-[illegible]ie?

[illegible] diese Gründe sprechen entscheidend für [illegible]genese überhaupt, für das Wirken einer [illegible]en Kraft, die man Bildungstrieb sehr [illegible] benennen kann. Wenn aber Blu[illegible] sagt, dieser Bildungstrieb sei eine [illegible]sich, so gut wie die Irritabilität eine [illegible], so hat er gewiß Unrecht. Denn [illegible]keit und die plastische Kraft ist [illegible] und dasselbe, Selbstthätigkeit des [illegible] Stoffs, eine bestimmte Bildung [illegible] Gesetz anzunehmen, wozu jedoch

der als Reiz wirkende Stoff von außen geliefert werden muß. Oder wenn man noch genauer bestimmen will, so ist die Bildung der Zweck, und die Reizbarkeit das Mittel.

Blumenbach gibt noch mehrere Gesetze an, nach welchen der Bildungstrieb wirkt:

1) Die Stärke des Bildungstriebs steht mit dem zunehmenden Alter organischer Körper in umgekehrtem Verhältniß. Am stärksten ist er im Embryo; im jungen Thiere ist er sehr stark, bis dasselbe die Hälfte seiner Größe erreicht hat. Langsamer erreicht es dann die zweite Hälfte seiner Entwicklung. Ist diese erreicht, so nehmen alle Aeußerungen des Bildungstriebs ab und ermatten im Alter fast gänzlich. Wie viel langsamer heilt nicht z. B. ein Knochenbruch bei einem Kinde! Dasselbe gilt von Thieren und Pflanzen.

2) Der Bildungstrieb äußert sich in allen Organen, die entweder zum Nervenbau unmittelbar gehören, oder doch dessen Werkzeuge sind, äußerst regelmäßig, während er in andern sehr oft mannigfaltig variirt. So ist z. B. die Hirnform stets symmetrisch und regelmäßig, während der Blinddarm in seiner Gestalt und Lage vielfacher Abweichungen fähig ist.

3) Wenn der Bildungstrieb abweicht, so
...t er dem höheren Geschöpf eine Aehnlichkeit
dem niedern, z. B. dem Menschen eine
...alte für das thierische os intermaxillare,
...n zweihörnigen Uterus. Oder einzelne
...ile bleiben auf niederen Entwicklungs-
...en stehen, während die andern fortschreiten
...eckel).

Doch der Gelehrte hat noch viel andere
...ttel, diese Materie zu studiren, als dies
...an die Hand geben kann, und für den
...lehrten glauben wir mehr als genug ge-
zu haben.

...System des Occasionalismus.
...n Mallebranche gelehrt, daß die
...Weltursache die Verbindung zwischen
...r und materieller Welt durch stets neues
...ges unmittelbares Eingreifen erhalte,
...r Grund zum System des Occasiona-
...t in der Zeugungslehre gelegt. Denn
...esem bildet die oberste Weltursache auch
...anische Wesen unmittelbar.
...t, der Gründer der dynamischen Physik,
... der Materie Kraft, Thätigkeit als
...h zusprach, stellte eben dadurch einen
... Grundsatz auf, der zum Occasiona-
...führt. Denn ist die Materie ur-

sprünglich lebendig, so sehn wir in allen Bildungen den Ausdruck der allgemeinen schaffenden Kraft.

Schelling ging weiter. Er sprach allem, was erscheint, also allen Menschen, Thieren, Pflanzen, den Erdkörpern selbst, das Dasein völlig ab, und lehrte: in Gott ruhen die Ideen, die Ideale aller Dinge, aller Welten und der auf ihnen wohnenden Wesen ewig und unveränderlich. Diese Ideen existiren wirklich. Indem aber die Kraft des All in ursprünglich entgegengesetzter Richtung ausgeht, während sie in ihrem Mittelpunkte sich völlig indifferenziirt, empfangen die ewigen Urideen ein veränderliches Scheinsein, in welchem sich diese Ideen abspiegeln. So kommt die Erde, so kommen alle ihre Gebilde zu Stande, durch die Idee, das unmittelbar göttliche, und das ihr widerstreitende Princip, in welchem sich die Idee ausprägt, so lange sie den Widerstand besiegt.

Auf den Grund dieser sublimen Theorie trug Oken die seinige vor. Nach derselben äußert sich die lebendige Kraft des Erdkörpers im Hervorbringen einer unendlichen Menge selbstständiger lebendiger Körper, die dem bewaffneten Auge als Infusionsthierchen sicht-

bar werden. Alle größere Individuen, Pflanzen sowohl als Thiere, bestehen aus Conglomeraten dieser Thierchen, welche sich gemäß der in ihnen ausgedrückten Idee gestalten; alle Individuen der Pflanzen und Thierwelt zerfallen wieder in solche Thierchen.

So viel über die Zeugungshypothesen. Gebe der Himmel, daß der Leser wenigstens einigermaßen versteht, wovon die Rede ist; populärer Vortrag ist nie schwerer, als wenn Theoreme der Naturphilosophie der Gegenstand sind, der popularisirt werden soll!

Wir haben schon mehreremale in diesem Werke erzählt (vgl. Entwicklungsjahre), die Zeugungsfähigkeit in jener Lebens- e sich zu entwickeln anfängt, in welcher Wachsthum beendigt ist. Eben so nimmt wenn bei fortschreitendem Alter die er- den und assimilirenden Kräfte abneh- se Fähigkeit wieder ab. Man bemerkt allgemein, daß die Weiber vom zwei- igsten bis zum neunundvierzigsten re Alters ihre Fruchtbarkeit zu ver- fangen. Die Zeugungskraft nimmt dem Manne erst vom fünfzigsten bis fünfzigsten Jahre ab, ja manch- er das Zeugungsvermögen erst

Zeugung.

Jahre und darüber. Diese
...icht genau, sondern nur beiläufig
..., denn Klima, Leidenschaften,
...ranlassen in dieser Hinsicht viele
...en. Bei den Morgenländern z. B.,
...n elften oder zwölften Jahre mann-
...hört die Zeugungskraft vom dreißig-
...e auf, und sie bedürfen der stärksten
...el, um noch im Stande zu sein, die
...Pflichten zu erfüllen; bei ihren Wei-
...ört gleichfalls in diesem Alter die mo-
...e Krise auf, und sie hören folglich auch
...ruchtbar zu sein. Die nordischen Völker
...gen dagegen weit später zur Mannbar-
..., daher sind sie auch länger zeugungsfähig.
...ht selten findet man in kalten Ländern
...eiber, welche noch in einem Alter von fünf-
...g Jahren empfangen, und, wie gesagt, Män-
...er, die noch im hohen Alter zeugungsfähig
sind.

Die Zeugungskraft des Menschen, wie die aller Thiere, ist nach Klima, Jahreszeit, Nahrung, Nationalrasse, Lebensweise rc. sehr verschieden. In mäßig kalten Ländern ist im Allgemeinen die Zeugungskraft größer und energischer, als unter heißen Himmelsstrichen. So hat man von jeher die Fruchtbarkeit der

schwed...
lich ach...
dreißig ...
man den ...
die Islän...
sonders berüh...
Kaimes Be...
bis zwanzig Ki...
Island durch ei...
völkert worden ...
mark in einer des...
erklärte, daß je...
Kinder bekäme, ni...
werden sollte, soll...
sich die Bevölkerung...
haben angelegen se...
ihrem patriotischen...
Gesetz Schranken ...
liefert viele solche...
die energische Z...
keit des Norden...
bern und Teut...
jene zahllosen ...
Westgothen, ...
Heruler, Lon...
und Normän...
Italien un...

schwedischen Weiber gerühmt, welche gewöhn-
lich acht bis zwölf, ja zwanzig und sogar bis
dreißig Kinder gebären sollen, wenn anders
man den Reisebeschreibern trauen darf. Auch
die Isländerinnen sind in dieser Hinsicht be-
sonders berühmt. Sie bekommen, nach Lord
Kaimes Versicherung, in der Regel fünfzehn
bis zwanzig Kinder, und im Jahr 1707, als
Island durch eine ansteckende Krankheit ent-
völkert worden war, und der König von Däne-
mark in einer deßfalls erlassenen Verordnung
erklärte, daß jedes Mädchen, welches sechs
Kinder bekäme, nicht als entehrt angesehen
werden sollte, sollen die Isländerinnen sofort
sich die Bevölkerung ihres Vaterlandes so sehr
haben angelegen sein lassen, daß man bald
ihrem patriotischen Eifer durch ein anderes
Gesetz Schranken setzen mußte. Die Geschichte
liefert viele solcher schlagenden Beispiele über
energische Zeugungskraft und Fruchtbar-
keit des Nordens. Woher kamen jene Cim-
bern und Teutonen, welche Marius schlug,
[illegible] [illegible]sen Heere von Gothen, Ost- und
[illegible], jene Hunnen, Alanen, Vandalen,
[illegible] Lombarden, jene Franken, Sachsen
[illegible] [illegible]änner, die abwechselnd über Gallien,
[illegible] und Spanien sich ergossen, selbst bis

ch Afrika übersetzten, Alles auf ihrem Zuge
erheerten, Reiche gründeten und umstürzten,
und so der unter dem Joche der Römer seuf=
zenden Welt eine neue Gestalt gaben? woher
anders, als aus den Höhlen und Wäldern des
Nordens, aus dieser Werkstätte der Völ=
ker (officina gentium)?

In Schottland und auf den orkadischen
Inseln sieht man, wie Martyn, in Schwe=
den, wie Rudbeck berichtet, in dem nördli=
chen England, nach Thoresby, Zeugniß
viele Weiber Zwillinge gebären, ja es gibt
sogar Zwilling=gebärende Familien und Wei=
ber, die mehreremale nach einander Zwillinge
bekommen.

In dem gemäßigten Pensylvanien sind,
nach Acrell, diese Beispiele sehr häufig, auch
die Kühe und andere Thiere nehmen an dieser
großen Fruchtbarkeit Theil. In Deutschland
fand Süßmilch auf siebenzig gewöhnliche
Geburten eine Zwillingsgeburt. In Frank=
reich scheint das Verhältniß, welches sich jedoch
sehr oft ändert, wie eins zu achtzig zu sei
Dagegen sind nach Dalemans im heiß
Ostindien unter den Wendekreisen die Zw
linge außerordentlich selten, aber in dem w

seiner Gebirge ziemlich gemäßigten Chili w
den viele Zwillinge geboren.

Drillinge sind in Europa immer eine selt
Erscheinung, und kommen nur in dem V
hältniß wie eins zu sechstausendfünfhun
vor; Vierlinge unter zwanzigtausend, Fü
linge unter einer Million Kinder nur einm

Allein wenn einerseits mäßige Kälte
Fruchtbarkeit bis ins Alter erhält, indem
die festen Theile stärkt, und die Verschwendu
der Kräfte hindert, so ist auf der andern S
eine übermäßige Kälte ihrer Entwicklung e
schädlich, als übermäßige Hitze. Die La
nder, Samojeden, Ostiaken, Jakut
tschadalen und in Amerika die Eskim
Grönländer sind nicht sehr fruchtbar;
ht man unter diesen letztern Zwilli
isten wilden und umherirrenden Völ
n des nördlichen Amerikas vermeh
wenig. Ja diese Nationen füh
as Bedürfniß der Liebe, und
werden aus eben dieser Ursache
elt.

sehr dürre, hohe und dem Winde a
Oerter sind minder volkreich, und m
chtbar an Erzeugnissen, während
en Niederungen, in den reichen

lern, wo die Dammerde sich anhäuft, und die Bäche die ganze Vegetation befeuchten, die lebenden Wesen sich außerordentlich vermehren. Eine mäßige Feuchtigkeit scheint daher der Fruchtbarkeit sehr förderlich zu sein; auch sind die im Wasser lebenden Schwimmthiere, die Fische und kriechenden Thiere fruchtbarer als die Vögel oder vierfüßigen Thiere, welche an trocknen Orten leben. Das Schwein, die Gänse und Enten, welche die Feuchtigkeit su- chen, haben selbst weit mehr Jungen als die andern Gattungen, welche das Wasser scheuen. Das Weib liebt die Feuchtigkeit; eine nicht allzuzarte und wässerige Komplexion schein für die Befruchtung die günstigste; es fol daraus, daß die niedern und mehr feuch als trockenen Gegenden die fruchtbarsten si Dies ist auch der Grund, warum an Seeküsten eine große Fruchtbarkeit ange fen wird.

Die Jahreszeiten, die im Grunde vo gehende Klimate sind, müssen ebenfa die Zeugungskraft Einfluß haben. N Geburtslisten kommen in Frankreich Monaten Januar, Februar, und v März, mehr Kinder auf die Welt, gend einer andern Jahreszeit; das

Beiwohnung ist wirksamer in den Mona
April, Mai und Juni, oder im Frühlin
geniale tempus, wo die ganze Natur,
Liebe entflammt, mit neuen Schöpfun
schwanger wird. Messance fand, daß
Sommermonate der Befruchtung besond
günstig seien, dagegen finden in den Mona
Juni, September und Oktober die wenigs
Geburten Statt, weil nämlich die Herbstm
nate der Schwängerung am wenigsten gün
sind. Da in kalten Himmelsstrichen, wie
Schweden, die Jahreszeiten nicht die nämlic
sind, wie im südlichen Europa, so sind d
die Zeiten der großen Fruchtbarkeit auch
manchem Betracht verschieden; so beobach
Wargentin, daß im Monat September
Schweden die meisten Kinder geboren werd
che mit dem vorhergehenden Dezember,
Zeit der Schwängerungen zutrifft. W
ist der Winter unter den kalten Himm
en diejenige Zeit, wo die Menschen
warmen Wohnungen am meisten
en leben, und wo die Geschlechter m
der sich nähern. Im Allgemeinen
Sommerhitze der Empfängniß weni
s, als die gemäßigten Jahreszeit
lachtgleichen sind es mehr, als die S

nenwenden. (Vgl. Befruchtung, Empfängniß, Fruchtbarkeit.)

Da, wie Hippokrates bemerkt, die Dauer eines Tages die des Jahres im Kleinen vorstellt, so kann man fragen, ob es vielleicht eine hora genitalis, d. h. eine der Empfängniß besonders günstige Stunde gäbe, wie die Alten geglaubt haben.

Zeugungstrieb.

S. Geschlechtstrieb.

Zunge.

Ja, meine Leser und Leserinnen, auch die Zunge gehört in ein „Wörterbuch über die Physiologie des Menschen in Bezug auf seine Sexualität," so neu ihnen diese Behauptung sein mag. In den Toilettenbüchern ist freilich bisher von der Zunge noch nicht die Rede gewesen, und auch Revisan hat in seinen, Ihnen nun bekannten dreißig Reizen der Zunge mit keiner Sterbens-Sylbe erwähnt — aber die vergleichende Physiologie hat Beweise geliefert, die jene Behauptung bestätigen. Es existirt nämlich, wie zwischen dem Munde

aupf (s. Mund) so ganz besonders
en der Zunge und den Sexualorganen
starke physiologische Sympathie, welche
uere Naturphilosophie in ihrer gewöhn=
Bildersprache auch benutzt hat, wo sie
gewiß zu weit geht, indem sie die Bedeu=
der Zunge und jene der Geschlechtswerk=
fast für identisch erklärt! Diese Sympa=
uß auch bei den Thieren existiren, da
m Begattungsakte bei ihnen oft Manö=
inden, die sie deutlich verrathen. Daß
merkwürdiger Zusammenhang zwischen
n, deren Funktion so ganz verschieden,
er auch nicht durch anatomische Demon=
n, wie manche andre Nervensympathieen,
eisbar ist, daß ein solcher Zusammen=
der ernstesten, naturwissenschaftlichen
tung werth ist, brauchen wir wohl
u erwähnen. Aber angedeutet mag es
ie wohl hauptsächlich auf dieser Sym=
i wollüstigen Empfindungen gewisser
Küsse beruhen, zu denen verbuhlte
und Priesterinnen der Lust sich herab=
denn sie den Kuß, dieses Siegel, ge=
f den Freundschaftsbund zweier ver=
Seelen, zu einem Reizmittel für aus=
Sinnenfeuer entwürdigen! Wie oft

...cht sich diese Entweihung! Wie oft
grade durch sie und in ihr jenes ver-
Gift,

> cette affreuse épine
> Qui se mêle aux fleurs de Cypris.
>
> *Béranger.*

...ener scheußliche Dorn, der sich unter den
...men der Venus birgt — verbreitet!
...e oft rächte sich auf diese Art die Natur
...dem Wüstling, der den Becher ihrer schön-
...n Freuden mit frecher Hand in gieriger Hast
...unterzustürzen eilte, während der Labe-
...ank mäßig und in frommer Einfalt genossen
...in will.

Zwitter

oder Hermaphrodit, ein Individuum, das
beide Geschlechter in sich vereinigt. Das
Wort schreibt sich her vom Sohne des Mer-
curs (Hermes) und der Venus (Aphro-
dite), von dem die Fabel erzählt, daß, als er
für die Bitten der liebeglühenden Nymphe
Salmacis taub blieb, diese von den Göttern
erlangte, daß der Körper ihres Geliebten mit

dem ihri...
nur Ein...

Nec puer...

Daß ein...
Noch ein Jüng...

Gibt es aber...
die in sich die...
vereinigen, un...
besitzen, ohne d...
sens ihrer Gatt...
werden, wenn...
organischen...
sind alle, bis...
phroditen, u...
welt zunächs...
weniger Zw...
lusken, Ace...
muß der...
ist indeß...
solut und...
Wesen, re...
es sich g...

II.

..., neutrumque et utrun
videntur.

Ovid

ein Mädchen genannt nicht sie wär
Jüngling, und Keines und Beides
fernerhin schienen.

es aber Zwitter? d. h. Individue
ch die Merkmale beider Geschlecht
, und die Mittel zur Reproduktio
hne den Koncurs eines andern W
Gattung? Diese Frage muß beja
enn wir sie auf die ganze Kette d
Wesen beziehen, ja die Pflanz
is auf eine einzige Klasse, Herm
und die Wesen, die der Na—

Austern, Holothurien, Ascidien,
rc. Bei den Andern aber bedarf
produktion eines ähnlichen Wesens
Gattung, wie z. B. bei den Schnecken,
im Akt der Begattung jedes Indi-
befruchtet und befruchtet wird.
e Disposition der Geschlechtsverrich-
verändert sich jedoch und verschwindet
jemehr wir in der Thierreihe aufwärts
n, und je mehr wir zu den vollkommner
nisirten Thieren kommen, und wir finden
n wohl noch Naturspiele und Mißbildun-
, aber keine wahre Zwitterbildung
ehr. Man darf nur aufmerksam die männ-
chen und weiblichen Sexualorgane bei den
Säugethieren (vorzüglich bei dem Menschen)
studiren, um a priori zu begreifen, wie wahre
Hermaphroditen hier nicht vorkommen können,
und es hat auch die Erfahrung (a posteriori)
gelehrt, daß alle die Fälle, die man (bei
Menschen) für Zwitter gehalten hat, nur ei-
nem Aberglauben, oder einer Unkenntniß
der Anatomie und Physiologie ihr Entstehen
verdankten.

Seit den Fortschritten und der Ausbildung
dieser Wissenschaften, und besonders seit ihrer
genauern Anwendung auf die gerichtliche Me-

dicin,
jene Fä
mit den
zeichnete,
anatomisch
allerdings be
Vereinigung
gane vermuthe
einen scheinb
männlichen, einen
mus beim weiblich
sogenannten neutr
nen gelernt, näm
keine bestimmt
merkmale besitze

Bei der sc
männlichen T
(s. Geschl
eine Spalte
handenen
da bei sol
klein und
man sie
toris an
mus is
greifli
gen



Zwit

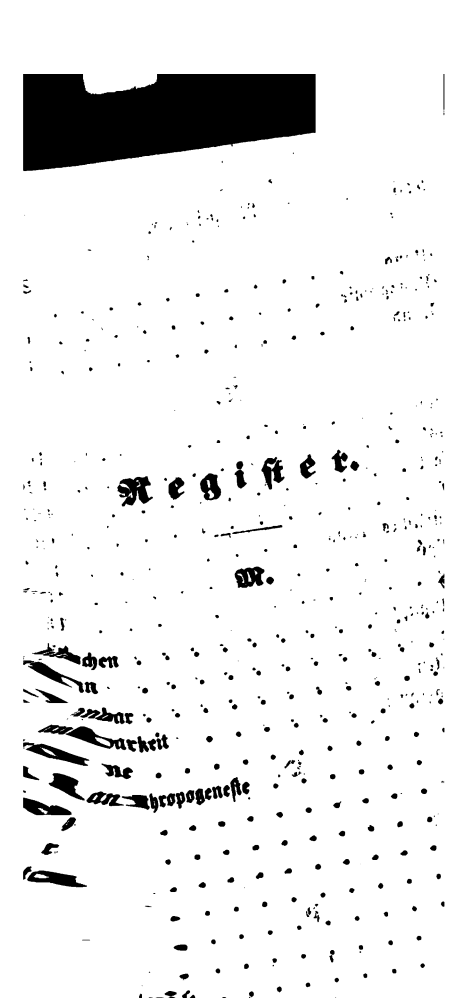
dern, hat man mit be
jene Fälle wieder unt
mit dem weiten Name
zeichnete, und die versc
anatomischen Bildun
allerdings bei oberfläch
Vereinigung der beid
gane vermuthen lassen
einen scheinbaren
männlichen, einen sch
mus beim weiblichen
sogenannten neutrale
en gelernt, nämlic
eine bestimmt auf
kmale besitzen.

nicht hierher gehören.) Solche Fälle haben oft Anlaß zu den sonderbarsten gerichtlichen Verhandlungen gegeben. Menschen, die man viele Jahre lang, als zum weiblichen Geschlechte gehörig, behandelt hatte, wurden plötzlich angeklagt, Mädchen zu Müttern gemacht zu haben, und bei der gerichtlich-anatomischen Untersuchung fand sich denn auch in der That ein Zustand der, freilich verbildeten, Sexualorgane, der über die Virilität solcher Individuen keinen Zweifel ließ.

Grade entgegengesetzt ist die scheinbare Zwitterbildung im weiblichen Geschlechte. Hier entsteht der Irrthum am häufigsten durch eine übermäßig vergrößerte Clitoris, die man dann für ein männliches Glied nahm. Diese Vergrößerung kommt besonders häufig in den heißen Klimaten vor, und wir haben schon gesehn, daß in diesen Gegenden, um Mißbrauch zu verhüten, dies so entartete Organ häufig weggeschnitten wird. Ein weniger gewöhnlicher Irrthum entsteht in diesen Fällen durch einen sogenannten Vorfall (ein Herausfallen) der Gebärmutter, die man dann, je nach dem Grade des Uebels, bald für ein männliches Glied, bald für ein Scrotum hielt. Solche Fälle, von geschickten Aerzten richtig erkannt,

nicht selten auf ihren richtigen Stand-
zurückgeführt, und man hat Beispiele,
geschickte Behandlung solche Indivi-
ihrem wahren Geschlechte wiedergab.
weiß, wie oft die alten Mythen von Frauen
Mädchen, die in Männer verwandelt
en, eben diese Erklärung zuließen!
e neutrale Zwitterbildung bietet gleich-
zwei verschiedene Arten dar. Die eine
e man durch eine Abwesenheit aller deut-
Geschlechtsmerkmale, die zweite durch
monströse Vermischung der beiderseitigen
n Geschlechtsorgane bezeichnen. Jene
ng findet Statt bei Individuen, die ur-
glich männlich sein sollten, und bei denen
nn nur die Sexualtheile nicht regelmäßig
kelt hatten. Dies soll, nach mehreren
ichtern, z. B. Metzger, bei dem be-
ten Maria Dorothea Derrier
ll gewesen sein, über den so viel gestrit-
orden ist, und den Einige, wie Hufe-
und Mursinna, für ein Mädchen,
, wie Stark, Martens, Marc,
nen Mann gehalten haben.
n der zweiten Klasse, von solchen Dop-
en, bei denen männliche und weibliche
echtsorgane mehr oder weniger verkrüp-

velt neben einander lagen, sind verschiedene
Beobachtungen bekannt gemacht worden. Viele
Aerzte und Physiologen haben a priori, theils
aus anatomischen und teleologischen Gründen,
theils nach Ansichten der Naturphilosophie,
die Möglichkeit solcher Bildung zu widerlegen
gesucht, allein Ackermann hat sie nur neuer=
lich wieder genügend dargethan. Selten aber
sind dergleichen Subjekte lebensfähig, und
niemals sind sie zeugungsfähig.
Gibt es also auch seltene Beispiele von Zwit=
tern der Bildung nach, so sind sie es doch
nie in Bezug auf die Verrichtung,
wie man sonst fälschlich annahm, und alle
Geschichten von Zwittern, die zugleich gegeben
und empfangen haben sollen u. dgl., sind in
das alte Reich der Mährchen und Fabeln z
verweisen, das die aufgeklärteren Naturw
senschaften neuerer Zeiten so glänzend be
kert haben!



Register.

M.

...chen
...an
...anbar
...arkeit
...ne
...an-thropogenesie

Register.

T.

U.

V.

Register.

W.

Z.

